

# **Wir Seezigeuner.**

Von

**Robert Kraft.**

**II. Band.**

**Illustrierte Ausgabe.**

IM GOTTESASYL.

Wir wollen den Namen des kleinen deutschen Hafenstädtchens, das aber zugleich Hauptstadt eines großen Bezirkes ist, nicht weiter nennen.

In der mond hellen Winternacht schritt ein Gendarm durch den Forst, der sich meilenweit um diese Stadt erstreckt.

Da sah er neben der Landstraße im Schnee etwas Dunkles liegen – anscheinend einen Menschen.

»Hallo! Wer liegt da?«

»Ich!« war die prompte Antwort, von einer Kinderstimme gegeben.

»Was machst du da?«

»Nischt!« wurde ebenso prompt erwidert.

»Wer bist du?«

»Karl tu ich heißen.«

»Bist du von B . . . heim?« fragte der Gendarm, an einen Jungen aus der Stadt denkend, der sich hierher verirrt hatte und vor Kälte umgefallen war, obgleich die Antworten recht unverfroren klangen.

»Aus B . . . heim? Nee, kenne ich gar nicht.«

»Na, wie kommst du denn hierher?«

»Zu Fuß, von dorthier.«

Und der Junge, der gar nicht ans Aufstehen dachte, machte wohl eine Armbewegung nach Süden hin.

»Ja, was machst du denn hier?«

»Ich habe mich hier hingelegt.«

[4]

»Wozu denn?«

»Ich wollte schlafen.«

»Wo sind denn deine Eltern?«

»Habe niemals Eltern gehabt.«

»Wo wohnst du denn?«

»Ich wohne gar nicht.«

»Wo wohnt denn dein Vater – wo wohnte er früher, als er noch lebte?«

»Habe nie nich einen Vater gehabt,« erklang es unverzagt zurück.

»Oder deine Mutter?«

»Habe nie nich eine Mutter gehabt.«

»Wo bist du denn geboren?«

»Bin nie nich geboren.«

Nun ging aber auch dem braven Gendarm die Geduld aus.

»Steh auf!«

Nicht eben schnell gehorchte der Junge, schalte sich langsam aus einer durchlöcherten Decke, dann sah der Gendarm im unsicheren Lichte der letzten Mondsichel eben einen halbwüchsigen Jungen vor sich stehen, wohl zerlumpt angezogen, eine Pelzkappe über den Ohren.

»Wo hast du denn die letzte Nacht geschlafen?«

»Im Schnee.«

»Frierst du denn gar nicht?« erklang es etwas mitleidiger.

»Nee.«

»Wie hieß denn die letzte Stadt, das letzte Dorf, wo du warst?«

»Ich weeiß nich.«

»Von dort unten kamst du?«

»Jawohl.«

»Hattest du keine Begleiter?«

»Ei ja.«

»Wen denn?«

[5]

»Nu, meinen Onkel und meine Tante und den Gottlieb und den Franz.«

»Und wo sind die denn jetzt?«

»Ich weeiß nich.«

»Was machten die denn?«

»Kesselflicken taten sie.«

Endlich war das große Wort heraus! Der Gendarm hatte es schon geahnt. Er war erst heute früh einer Kesselflickerfamilie begegnet, freilich gestern auch einer, vorgestern ebenfalls einer.

Man wolle bedenken, daß unsere Erzählung zu einer Zeit spielt, da es in Deutschland noch ganz spärlich Eisenbahnen gab.

Da zogen solche Kesselflicker, die aber nebenbei auch noch alles andere machten, Ratten und Mäuse fingen, Pudel schoren, kranke Kühe und Menschen heilten und dergleichen mehr, noch massenhaft im Lande umher. Man rechnete sie zu den Zigeunern, obgleich es durchaus keine zu sein brauchten.

Der Gendarm brummte ärgerlich etwas in den Bart. Wenn es jetzt nicht gelang, die Eltern oder sonstigen Kumpane ausfindig zu machen, dann hatte den Bengel wieder die Stadtgemeinde auf den Hals, denn er war noch im Stadtbezirk gefunden worden, was ganz ungerechtfertigterweise wieder dem Gendarmen zum Vorwurf gemacht werden würde.

»Wie alt bist du denn?«

»Zwölf Jahre.«

Auch das noch! Dann konnte er noch nicht einmal in die Lehre gegeben werden, das geschah damals oder doch in jener Gegend erst mit dem vollendeten dreizehnten Jahre, vorher mußte solch ein Findling in einer Anstalt untergebracht werden.

»Woher weißt du denn, daß du zwölf Jahre bist?«

»Das sagte doch immer mein Onkel, wenn er vom Gendarmen nach mir gefragt wurde.«

[6]

Dann war daran nicht einmal viel zu ändern!

»Komm mal mit!«

»Wohin denn?«

»Halt's Maul!!« pfiß es jetzt aus einem anderen Tone.

Der Junge hing sich seine durchlöchernte Decke um und trabte neben dem Gendarmen her.

Nach einer halben Stunde erreichten sie die Stadt, in der noch volles Leben herrschte. War es doch auch erst acht Uhr, was man im Dezember aber schon Nacht nennen kann.

Es ging auf die Hauptpolizeiwache, der Leutnant selbst nahm den Jungen ins Gebet, brachte aber mit seiner Weisheit auch nichts weiter aus ihm heraus, es blieb bei dem, was wir schon gehört haben.

»Habe nie nich einen Vater, nie nich eine Mutter gehabt,« und so weiter.

Der Junge wußte absolut nichts von sich, war dabei erschreckend dumm, hatte nicht einmal die Namen der letzten Städte und Dörfer behalten. Nun ja, daß er selbst Karl hieß und die richtigen Kinder von Onkel und Tante Gottlieb und Franz – das war aber auch so ziemlich die einzige Wissenschaft, in der er perfekt war.

»Es ist ein Zigeunerjunge.«

»Seine Begleiter waren Kesselflicker.«

»Na ja, eben Zigeuner.«

»Ein Kesselflicker braucht nicht immer ein Zigeuner zu sein,« belehrte der Polizeileutnant seine Untergebenen, »und der Junge hier hat unverkennbar den kaukasischen Typus.«

»Ich habe keinen Typus, ich habe Hunger,« sagte der kleine Kaukasier mit weinerlicher Stimme.

Gut, er kam einstweilen in die Arrestzelle und wurde mit Kommißbrot gefüttert.

Eine halbe Stunde später meldete der Schließer,

[7]  
sein kleiner Arrestant sei gebadet worden, er sei ein gesunder, sehr kräftiger Junge, habe Läuse und habe zwei und ein halbes Kommißbrot aufgegessen oder vielmehr aufgefressen.

Nach drei Tagen hatte man durch Verschreiben von zwanzig neuen Gänsekielen und einer Flasche Tinte für zwei gute Groschen konstatiert, daß des fremden Jungen Eltern oder bisherige

Begleiter auf amtlichem Wege nicht hatten ermittelt werden können, und als dies geschehen war, wurde der Junge wieder vorgeführt, und es fing von Amts wegen von vorne an.

»Wie heißt du?«

»Karl.«

»Wie heißt dein Vater?«

»Habe nie nich einen Vater gehabt.«

»Und deine Mutter?«

»Habe nie nich eine Mutter gehabt.«

»Gut! Schreiber, protokollieren Sie! Name Karl, hat keinen Vater und keine Mutter gehabt.«

Schließlich aber mußte auch dieses Verhör einmal ein Ende nehmen. Doch das waren erst die allgemeinen Personalien gewesen. Jetzt fing man mit den intimen Angelegenheiten an.

»Welche Schule hast du besucht?«

Der Junge begnügte sich, sein Maul aufzusperren.

»Vielleicht ist er überhaupt niemals nich in einer Schule gewesen,« wagte sich ein Ratsdiener zu bemerken.

»Auch möglich. Hast du eine Schule besucht?«

»Nee.«

»Kannst du lesen?«

»Nee.«

»Kannst du schreiben?«

»Nee.«

»Du kannst weder lesen noch schreiben?«

[8]

»Ich kann nur Kessel flicken und Ratten fangen und blaue Milch wieder weiß machen.«

»Gut! Dann schreibe deinen Namen hierher unter das Protokoll!«

Na, drei Kreuze konnte der Junge wenigstens malen, und dann kam er in das Gottesasyl.

Wenn gesagt wird, daß in dieser deutschen Hafenstadt, jetzt eine ganz bedeutende, das Armen-Hospital noch heute Kurhaus und die Waisenanstalt Gottesasyl genannt wird, so dürfte mancher Leser wissen, was für eine Stadt das ist, die wir hier Beheim nennen wollen.

Also in das Gottesasyl wurde der aufgelesene Junge gebracht. Aber in diesem war damals wenig von Gott zu spüren, wenigstens nicht von dem Gotte der Liebe des neuen Testaments, eher hauste darin der des alten Testaments: der Gott der Rache mit der Zuchtrute.

Zweiundvierzig Zöglinge befanden sich zurzeit in dem alten, dicht an der Küste gelegenen Gebäude, welches einst eine Seefestung gewesen war, und das waren durchaus nicht alle Waisenknaben, deren Eltern man einst gekannt, sondern es war auch eben solch aufgelesenes Chor, welches damals die Landstraße noch viel mehr bevölkerte als jetzt, Findlinge, dann aber auch professionelle Tauchenichtse, welche der Magistrat den noch lebenden Eltern abgenommen hatte – kurz und gut: mehr Zwangserziehungsanstalt als Waisenhaus, haftete damals doch – für uns jetzt freilich ganz unbegreiflich – an einer mittellosen Weise ein gewisser Makel, nämlich insofern, als kein bemittelter Verwandter da war, der sich der Waise annahm, oder dies nicht tun wollte – und danach war die ganze Erziehung beschaffen, welche diese armen Jungen von ihrem sechsten bis zum dreizehnten Jahre laut Landesgesetz erhalten mußten, bis sie zu einem Meister in die Lehre gegeben wurden.

[10]

Sie verdienten sich ihr täglich Brot schon redlich.

Vom Frühjahr bis zum Herbst mußten sie den ganzen lieben langen Tag auf dem Felde arbeiten, das mit zu dem Gottesasyle gehörte, sie bauten sich ihr eigenes Brot, im Winter wurden sie

mit Zerfasern von Schiffstauen beschäftigt, und in der Zeit, welche eigentlich zur Erholung dienen sollte, wurden ihnen von drei Lehrern einige dürftige Elementarkenntnisse eingepaukt.

Diese drei Lehrer, welche aber von Beruf Gärtner oder Bauern oder Schuster oder sonst etwas waren, standen unter einem Direktor. Es ist von diesen vier braven Männern nichts weiter zu melden, als daß drei von ihnen rote Nasen hatten. Der vierte hatte deshalb keine, weil er überhaupt keine Nase besaß. Sie war ihm abgebissen worden. Vielleicht aus Rache, vielleicht aus Liebe. Wenn sie nicht ihren täglichen Rausch ausschließen, dann spielten sie Karten, und in der wenigen Freizeit, die ihnen zwischen diesen beiden Hauptbeschäftigungen noch blieb, verprügelten sie ihre Pflegebefohlenen und rissen ihnen die Haare aus, was sie dann ›Unterricht geben‹ nannten.

Das ganze Waisenhaus bestand aus drei nicht allzu großen Räumen – denn in dem ehemaligen Fort war kein anderer mehr bewohnbar, oder er hätte erst renoviert werden müssen, damit man nicht bei jedem Schritt durch die Diele eine Etage tiefer stürzte. In dem einen, vielleicht dem kleinsten, schliefen die zweiundvierzig Zöglinge auf fünfzehn Strohsäcken, im zweiten bekamen sie Prüg ... wollte sagen Schulunterricht, und im dritten schliefen Lehrer und Direktor, und zwar hatten sie sich das größte Zimmer ausgesucht, weil dieses einen Ofen besaß.

Diese ganze Wirtschaft kam daher, weil die Bürger der Stadt eben sehr zufrieden mit ihr waren. Das kostete sie nämlich keinen Pfennig, im Gegenteil, sie sparten noch viele Groschen dabei, indem die

[11]

vier Lehrer eigentlich Stadtpensionäre waren, welche diesen Posten aber einer festen Pension vorgezogen hatten, und sie konnten sich auch wirklich recht gut ernähren. So ging das Jahr für Jahr

hin, ohne daß sich die Behörde irgendwie darum gekümmert hätte, bis sie einen dreizehn Jahre alt gewordenen Jungen dem Gottesasyl abnehmen mußten, um ihn in einer Lehre unterzubringen. Dann war der Junge aber gewöhnlich viel älter, die Lehrer wollten die Arbeitskraft doch möglichst lange ausnützen, nachdem sie ihn von schwachen Kindesbeinen an aufgefüttert hatten.

Es war am vierten Tage in der zehnten Morgenstunde, als ein Ratsdiener den neuen Findling in die Schulstube brachte, wo von zwei Lehrern gerade Unterricht erteilt ward, daß die Haare nur so herumflogen.

So viel Tinte zuerst wegen des Findlings geflossen war, so bündig ging es hier zu.

»Hier ein neuer,« sagte der Ratsdiener, »ist ein Zigeunerjunge, heißt Karl, zwölf Jahre.«

Und der Mann des Gesetzes ging wieder von dannen.

Die beiden Lehrer unterzogen den Jungen einer Besichtigung.

»Was hast du sonst noch mitgebracht?«

Außer seinen zerlumpten Kleidern nichts weiter als die durchlöchernte Decke, die er zusammengerollt unter dem Arme trug.

Backs – für diese strafwürdige Dürftigkeit gab's erst einmal eins an den Kopf.

Da schoß aus des Jungen schwarzen Augen ein Feuerstrom hervor, er duckte sich wie ein Panther zusammen, der sich auf die erspähte Beute stürzen will – aber er sprang nicht, er hatte sich wohl nur zusammengeduckt, um einer zweiten Maulschelle zu entgehen, die er dann aber auch hinnahm, ganz geduldig.

»Es ist ein kräftiger Junge, den können wir gut

[12]

gebrauchen,« schmunzelte die andere Rotnase, so der Kollegin einen Zaum anlegend.

Der neue Schüler bekam einen Griffel und ein Stück Schieferplatte, mußte sich auf eine der Kisten setzen, die hinter langen

Tafeln standen, und mußte wie die anderen die Worte nachmalen, welche mit Kreide vorn auf die große Wandtafel geschrieben waren:

»Am Nordpol ist es sehr kalt, am Südpol ist es sehr heiß.«

Denn der Schreibunterricht wurde gleich mit der Geographiestunde verbunden, und wie diese Geographie, so war auch die Schreibung beschaffen, die dort auf der Wandtafel stand, und wenn der Schüler auch zum ersten Male den Griffel in die Hand bekam, er mußte es eben nachmalen, von einer vorherigen Einweihung in die Kunst der Haar- und Grundstriche gar keine Rede, und schließlich geht auch das, so hat schon mancher schreiben gelernt, und wer es schlecht nachmalte, der mußte Haare lassen, und wer seine Sache ganz ausgezeichnet machte, der bekam zur Belohnung nur eins ins Genick. – – –

Sonst wollen wir uns nicht weiter damit befassen, wie es Anno dazumal in diesem ›Gottesasyle‹ zugeht. Wir geben nur das wieder, was für die Folge unserer Erzählung unbedingt notwendig ist.

Der neue Zögling malte leidlich nach, schippte Schnee, faserte Taue auf, schlief mit vier anderen ohne Decke auf einem Strohsack, bekam wenig zu essen und destomehr Prügel.

So ging alles seinen alten Lauf. Aber niemand ahnte, die guten Bürger von Beheim nicht und vielleicht noch weniger die vier Herren Lehrer, was für eine Verschwörung in dem Gottesasyl angezettelt worden war, was für eine gewaltige Revolution bevorstand.

Schnell hatten des neuen Zöglings schwarze, funkelnde Augen Umschau gehalten, hatten jeden einzelnen der Kameraden gemustert.

[13]

Es war ein Zufall, daß keiner unter acht Jahren war. Es war eben in letzter Zeit kein jüngerer hereingekommen. Die ältesten durften also das dreizehnte Lebensjahr nicht überschritten haben, und bei zweifelhaften Geburtsfällen mußte man da eben nach der Größe rechnen. Im Grunde genommen waren es lauter gesunde,

kräftige Bengels, trotz der kärglichen Kost. Dafür aber hatten sie immer tüchtige Arbeit, meist im Freien, oder doch in der ungeheizten Stube. Denn wenn es nach dem reichlichen und nach dem kärglichen Essen ginge, dann müßten die Millionärskinder ja immer vor Kraft und Gesundheit strotzen, während die Bauernjungen bleich und hohlwangig herumschlichen, und gewöhnlich ist es doch umgekehrt.

Aber gedrückt waren sie. Und das ist begreiflich. Hier wurden nicht solche Streiche ausgeführt wie im Mädchenpensionat Bumsfidel – wie sie wenigstens auf der Theaterbühne aus- und aufgeführt werden. Aller Uebermut war den armen Jungen schon längst durch den Stock ausgeprügelt worden. Im Sommer kam es manchmal vor, daß einer floh – was half es? – der Gendarm brachte ihn doch bald wieder, und dann gab es ungesalzene Suppe mit anderem Salz, und bei solch strengem Winter dachte niemand an so etwas. Müde und gebrochen suchte jeder am Abend sein hartes Lager auf, und es war nur gut, daß im Winter die Nacht so lang war, fast sechzehn Stunden lang, weil das Licht gespart wurde.

Da mit einem Male sollte sich das ändern. Hier in der Schlafstube wurde nächtlicherweile ein zweiter Schulunterricht abgehalten.

Eines Abends, der also schon um fünf begann, schliefen die vier Magister drüben wie gewöhnlich im Fuselrausch, den sie sich regelmäßig beim Kartenspiele im letzten Dämmerlicht holten, auch die dreiundvierzig Jungen hatten sich zähneklappernd nach ihren Strohsäcken getastet.

[14]

Da mit einem Male flammte in dem finsternen Raume ein Licht auf. Schon dieses Licht war für die Knaben eine überirdische Erscheinung. Es war eine Oelfunsel, welche der Kesselflickerneffe in der Hand hatte, der erst seit zwei oder drei Tagen hier war.

»Jungens, soll ich euch etwas vorlesen?«

Keine Antwort. Eben schon das Licht war eine überirdische Erscheinung. Denn woher konnte der die Oellampe bekommen haben? Und jetzt brachte er gar noch ein Buch aus der Tasche zum Vorschein. Ein Buch, ein wirkliches Buch!

»Soll ich vorlesen?«

Keine Antwort. Es ging eben über ihre Begriffe.

»Nun hört mir zu!«

Und der Junge, der erst vor drei Tagen den Griffel in die Hand bekommen hatte, der erst beim Alphabet war, begann mit klarer, lauter Stimme vorzulesen, unbekümmert um die strengen Lehrer, welche dicht nebenan schliefen.

Und was war es, das er vorlas?

Das nach der Bibel weitestverbreitete Buch auf der Erde, übersetzt in sämtliche Sprachen, das alte und doch ewig junge, welches noch mit Freuden gelesen werden wird, wenn die preisgekrönten Romane unserer heutigen Dichter und Schriftsteller schon längst vergessen sein werden: Defoes ›Robinson Crusoe‹.

Und mit offenem Munde und strahlenden Augen lauschten die Knaben, sie bekamen ja etwas zu hören, wovon sie bisher noch nicht einmal etwas gehört hatten, und erst als in der dritten Morgenstunde der erste Ruf des früherwachten Hahnes erscholl, klappte der kleine Vorleser sein abgegriffenes Buch zu.

»Für heute genug! Morgen lese ich euch weiter vor.«

Und die zweiundvierzig legten sich hin, ihre Träume hatten einen neuen Stoff bekommen – sie träumten von einer einsamen Insel, von Palmen und

[15]

Pisangs und Bananen, und sie wären auf dieser einsamen Insel freie Menschen.

Am nächsten Morgen glaubten sie erst recht, sie hätten dies alles nur geträumt. Deshalb sprach keiner zum anderen davon, noch weniger dachte jemand daran, es den Lehrern zu verraten – aber mit scheuer Ehrfurcht blickten sie alle auf den neuen Kameraden,

der sich so bescheiden benahm. Denn das wußte wenigstens jeder, daß dieser der Hexenmeister war, der ihnen solch schöne Träume erzeugt hatte.

Und der Abend kam wieder. Wieder schnarchten drüben die Lehrer, und wieder flammte das rätselhafte Oellämpchen auf.

Und wie den Jungen langsam zur Erkenntnis kam, daß dies gestern abend doch nicht nur ein Traum gewesen sei, da gesellte sich diesmal der freudigen Erwartung auch etwas Furcht bei.

»Na, soll ich euch weiter vorlesen, was Robinson noch alles tat?«

»Aber die Herren Lehrer, wenn die erwachen, wenn die das merken, nur das Licht!« wurde scheu geflüstert.

»Ohne Sorge,« entgegnete Karl mit lauter Stimme, »in den ihren Schnaps habe ich Opium gemischt, die erwachen vor morgen früh nicht, und wenn das ganze Haus abbrennt.«

Was wußten diese Jungen von Opium? Doch ihnen genügte, daß dieser kleine Kesselflicker hier ihnen solch eine Versicherung gab, und Robinsons Schicksale wurden weiter verfolgt, und so noch drei Nächte lang, bis das Buch zu Ende war.

»Heute nacht,« sagte Karl am vierten Abend, »muß ich mir erst ein neues Buch holen, auch das Oel und das Opium wird alle, ich muß mir erst neues besorgen.«

Und er verschwand. Wohin er ging, war in der Finsternis ja nicht zu sehen, und diese Jungen wußten

[16]

nicht, daß ihr neuer Kamerad sie schon früher, ehe er ihnen vorgelesen, jede Nacht verlassen hatte, seinen Weg ganz einfach durch ein offenes Parterrefenster nehmend.

Am anderen Morgen, als sie erwachten, war er wieder da.

»Wo bist du denn gewesen?« wurde ihm zugeflüstert.

»Willst du dein Snut halten!!« herrschte Karl den Neugierigen an.

Am Abend schnarchten die Lehrer mit verdoppelter Macht.

»Wo ich gewesen bin, wollt ihr wissen?« erklang es da im Finstern. »In meinem Königreiche bin ich gewesen, auf meinem Schiffe.«

Und die Stimme in der Finsternis fuhr fort zu sprechen, wohl vier Stunden lang, und der Leser kann nicht verlangen, daß dies alles wiedergegeben werden soll.

Wozu auch? Der Leser weiß ja schon längst, wer dieser Kesselflickerjunge ist, und dann kann er sich auch vorstellen, was er erzählt hat.

Kurz und gut, er schilderte den Jungen, wohin er sie bringen könne, wenn sie ihm folgen wollten, und dieser kleine Mann verstand ja nun mit glühenden Farben auszumalen.

»Wollt ihr mit mir kommen?«

»Ja, ach ja!!« erklang es.

Da flammte die Oelfunsel wieder auf, sie beleuchtete vor Erregung glühende Gesichter und ebensolche Augen.

»Wer lieber hierbleiben will, der hebe die Hand hoch.«

Niemand tat es, aber Karl hob die seine hoch, mit der Oellampe, er brachte sie ans Fenster, beschrieb von oben nach unten einen Strich und dann von links nach rechts, so ein Kreuz bildend.  
[17]

Dann lauschte er.

Und da ein dröhnender Pfiff!

Das war der große Dampfer, der seit einigen Tagen im Hafen lag und als ein Wundertier von alt und jung angestaunt wurde, dem aber auch geflucht wurde, besonders in Matrosenkneipen. Gab es doch alte Seebären genug, welche behaupteten, daß  
[18]

diese Dampfpeife gewissermaßen das Sterbeglöcklein für die ganze Seemannschaft, mindestens für alle Segelschiffe bedeute.

Nun, es sei gleich einmal hier bemerkt, daß sich damals diese Unglückspropheten geirrt haben. Wohl hat der Dampfer der Segelschiffahrt kolossalen Abbruch getan, aber diese hat sich schnell

wieder erholt, jetzt, da es in der Welt noch immer achtmal so viel Segelschiffe – keine Fahrzeuge oder gar Kähne – gibt als Dampfer, werden schon wieder ebensoviele Segler gebaut wie Dampfer, und wenn es auf der Erde kein Stückchen Kohle mehr gibt, werden die Schiffe noch immer mit stolz geschwellten Segeln die Ozeane durchfurchen, denn die kostenlose Kraft des Windes läßt sich einfach durch nichts ersetzen.

Aber damals wurde jeder Dampfer, der in einen kleineren Hafen kam, wie der mordende Tod angestarrt oder doch als das größte Wunder angestaunt, und das auch mit Recht.

Und nun behauptete dieser Kesselflickerjunge, dieser ganze Dampfer gehöre ihm, er gehorche seinem Winke, und auch sie sollten mit drauf.

War das ein Märchen? Oder eine Lüge? Oder ...

Da wieder ein Pfiff, aber ein viel leiserer.

»Meine Dampfpinasse ist da, um mich abzuholen. Wollt ihr mit?«

Nun gab es keinen Zweifel mehr.

»Wir wollen mit.«

Und zweiundvierzig Jungen unter Führung des einen schlichen hinab.

In dem Zimmer, wo die Lehrer schliefen, durch welches sie mußten, war Karl an dem Bett des einen stehen, geblieben, hatte die geballte Faust erhoben, wie um jenem die rote Nase einzutreiben.

Doch er schlug nicht. Festen Schrittes ging er

[19]

weiter, die anderen schlichen ihm auf den Zehenspitzen nach. Mitzunehmen hatten sie absolut nichts gehabt.

Sie brauchten nicht durch das Fenster. Der kleine Führer hatte etwas in der Hand, steckte es ins Schloß, etwas Probieren, und das Schloß und die Tür waren offen. Er war ja Kesselflicker, der

wohl auch davon etwas versteht. Oder vielleicht war er auch der Sohn eines Schlossers oder Schmiedes.

Nur wenige Schritte, dann standen sie an der sandigen Küste, an der das Meer leise rollte, und da waren die schwachen Umrisse eines großen Bootes zu erkennen, und jetzt sprühten einige Funken auf.

»Nun durchs Wasser, nur einige Schritte – mir nach!«

Starke Hände von erwachsenen Männern halfen den Zögernden nach, sie wurden in drei Boote verteilt, welche die Dampfpinasse zu schleppen hatte.

Fort ging es, nicht erst seitwärts nach dem Hafen, sondern gleich hinaus in die offene See.

Die Pinasse gab einen schrillen Pfiff, und da flammte vor ihnen eine Reihe Lichter auf, wie nur ein großes Segelschiff sie zeigt, wenn es sich auch mit Passagieren befaßt und deren Kabinen erleuchtet.

Das hier aber war der große Raddampfer, der bisher im Hafen gelegen, diesen heute abend verlassen hatte.

Die Boote wurden wie die Pinasse mit Haken befestigt, um gleich samt allem menschlichem Inhalt in die Höhe befördert zu werden.

»Kapitän Algots?« rief da eine Stimme herab.

»Natürlich bin ich mit,« entgegnete der kleine Anführer der Ausreißerbande.

»Wieviel bringen Sie?«

»Alle zweiundvierzig.«

»Sie sind ein Teufelskerl!«

Es war ein noch junger Mann in Kapitänsuniform, dem jetzt Karlemann die Hand schüttelte. Schon aus

jenen Worten konnte geschlossen werden, daß Karlemann nicht der eigentliche Besitzer dieses Dampfers war, sonst hätte ihn jener doch nicht Teufelskerl genannt. Wahrscheinlich hatte ihn Karlemann nur gechartert, denn sonst trat er dennoch ganz als Herr auf.

»Hier, Steuermann, leiten Sie diese kleinen Schäfchen an.«

Die Jungen bedurften auch sehr der Führung, zumal an Deck nur ganz schwaches Licht war.

Karlemanns erster Gang war nach der Kombüse – also nach der Küche. Hier überzeugte er sich, daß reichlich für zweiundvierzig verhungerte Wölfe Speck und Erbsen gekocht wurden, dann begab er sich in eine Kabine im Zwischendeck, wo ein Schreiber bei einer Petroleumlampe eifrig die Feder über das Papier gleiten ließ.

»Ist die Vereidigungsformel fertig?«

»Hier, Herr Kapitän.«

Karlemann nahm das lange Schreiben und las es.

Ja, das Schriftstück begann mit einer Vereidigungsformel, dann folgten die Paragraphen, welche eben zu beschwören waren.

Ich schwöre bei . . .

Ja, bei was sollten diese acht- bis zwölfjährigen Bengel schwören? Bei dem Gott, von dem sie soviel wie gar nichts wußten? Bei ihren Eltern, die sie nie gekannt hatten?

» . . . und jede Kaldaune soll mir einzeln aus dem Bauche gezogen werden, wenn ich eines dieser Versprechen . . . «

Das ist nur eine der Eidesformeln, welche da zu lesen waren. Es war eben Karlemann, der das aufgesetzt hatte.

»Niemals etwas verraten, hm. Sich niemals

[21]

besaufen, hm. Mich niemals bemausen, hm . . . Da fehlt aber doch gerade die Hauptsache!!«

»Welche?«

»Na, daß keiner von den Kerlen heiraten tut!!«

Wir schließen hiermit diese Episode aus Karlemanns Leben, wie dieser deutsche Zigeunerknabe auch einmal in Deutschland eine Gastrolle gegeben hat, es dem Leser überlassend, sich selbst auszumalen, wie die erwachenden Lehrer das ganze Gottesasyl leer finden. Wir wenden uns wieder unserem Haupthelden zu.

IN DEN ARMEN DES GRÜNEN TODES.

Der Weg nach dem unbekanntem, geheimnisvollen Lande stand mir offen – der Weg dazu, noch nicht dieses Land selbst! – nur noch ein Hindernis war zu bedenken, und darüber konnte ich nur mit Blodwen sprechen.

Ich tat es. Zuerst verstand sie mich nicht, obgleich ich doch schon deutlich genug geworden zu sein glaubte, deswegen schon ganz rot geworden war. Ich war in so etwas ein kurioser Kauz. Ich konnte fluchen und schwören, mit jedem Mädchel machte ich kurzen Prozeß, aber ... gerade bei so etwas haperte es immer mit den Worten, da wurde ich rot, und ich glaube, das gereichte mir nur zur Ehre. Wer in meiner Gegenwart mit so etwas Unsinn machte oder gar darüber spottete, dem verbot ich es, und ließ er nicht ab davon, dann fuhr ich mit ihm längs.

»Was willst du nur?« fragte sie erstaunt, nachdem ich schon einige Zeit herumgestottert hatte.

»Na, du weißt doch.«

»Was denn nur?«

[22]

»Na ja – siehst du – das ist doch eben so – das ist doch nun einmal nicht zu ändern – und – wir sind doch alle einmal geboren worden – ich auch – du auch ... «

Sie blickte mich etwas ängstlich von der Seite an.

»Richard, du bist doch nicht etwa – etwa – schon voll des süßen Weines, sintemal es erst die zehnte Stunde ist?«

Da endlich war für mich das erlösende Wort gesprochen.

»Nee, das bin ich nicht – aber weil du gerade selber davon anfängst – von wegen des süßen Weines – oder des süßen Geheimnisses – na, du weißt doch . . . «

Herrgott, kann so ein Frauenzimmer manchmal schwer von Begriffen sein! Aber jetzt hatte sie doch endlich kapiert, was ich eigentlich meinte. Und da fing sie auch noch zu lachen an!

»Na, da gibt's doch gar nischt zu lachen dabei,« versuchte ich mich jetzt ärgerlich zu stellen, »das ist doch eine furchtbar ernste Geschichte – und – und – ich selber hab's zwar noch nicht durchgemacht, aber – aber . . . «

Jetzt kam auch ich wieder in den Unsinn hinein!

»Also kurz und gut,« raffte ich mich dann wieder zusammen, »ich verstehe von so etwas nischt – ich bin Seemann – und – und – ich habe zwar Pastor werden sollen – aber – aber – ich weiß nicht, wie lange so eine Geschichte noch dauert – und – und – mir steht es ja ganz frei, erst noch einen anderen Hafen anzulaufen, ich bringe dich hin, wohin du willst, meinetwegen nach Peking, wo du die Geschichte ruhig abwarten kannst . . . «

Nun war es völlig heraus, ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Und dieses Frauenzimmer lachte noch immer.

Dann aber wurde sie ernst.

[23]

»Du meinst, ich soll dich verlassen? Du willst mich irgendwo an Land bringen? Du willst die abenteuerliche Fahrt allein machen?«

»Ja – das heißt nicht allein, sondern mit meinen Jungen. Aber dich bringe ich irgendwohin, wo – wo du – Herrgott, du weißt doch, was ich meine!«

»Ja, ich weiß es. Wie lange wird diese Fahrt dauern?«

»Ich bin Karlemann noch auf elf Monate verpflichtet, und im schlimmsten Falle muß ich auch so lange aushalten.«

»Ich komme mit dir.«

Sie hatte diese vier Worte in einem Tone gesprochen, die mehr sagten als hundert andere, da gab es keinen Widerspruch mehr.

Und ich war nur froh, diese Angelegenheit endlich erledigt zu haben – wenn die wollte, war es ja gut, da hat der Mann doch überhaupt gar nichts dreinzureden, da wird auch der größte Kriegsheld zum armseligen Duckmäuser, und an so etwas, wie aus irgendeinem Hafen erst so eine Frau zu holen, wenn's auch eine Schwarze war, die dergleichen überhaupt ganz ausgezeichnet verstehen sollen, dachte ich in diesem Augenblick gar nicht. Was wußte ich ungeschlachter Seebär denn von so etwas – wenn ich auch hatte Pastor werden sollen.

»Wenn du denkst, dann ist es ja gut – und wir sind doch genug Mann – vierundsechzig Hände, die schaffen schon etwas – und da ist der Fritze, der kann alles, wenn er auch etwas dämlich ist – und überhaupt, an Bord gibt's kein Unmöglich – und wenn auch alles bricht und reißt, da wird alles wieder geflickt . . . «

So stotterte ich noch, dann machte ich, daß ich schnellstens auf die Kommandobrücke kam, erst dort oben in meiner erhabenen Höhe wieder aufatmend, herzlich froh, diese delikate Geschichte endlich hinter mir zu haben.

[24]

Und nun nordwestwärts ahoi!! Der Südwind wurde nach besten Kräften ausgenutzt. Galt es doch auch, so viel wie möglich Kohlen zu sparen; sie bedeuteten für uns indirekt Trinkwasser, falls wir später destillieren mußten.

Am sechsten Tage, ziemlich auf dem 20. Breitengrade, kam die Fucusbank in Sicht, und nun gleich hinein mit voller Kraft in das grüne, zähe Gewinde, an einer Stelle, wo es freilich wohl noch kein Schiff gewagt hatte – mit Ausnahme jener einzelnen Menschen, die noch außer uns das Geheimnis kannten, von denen Karlemann es erst erfahren hatte.

Wegen des direkten Westwindes mußte jetzt unter Dampf gefahren werden, und zwar zunächst ohne Messervorrichtung. Ich wollte erst einmal prüfen, wie weit man so unter normalen Verhältnissen kommen könnte.

Weit wurde das nicht. Zuerst häufte sich der Seetang am Bug auf, doch er konnte zunächst noch mit einer Stange abgestoßen werden. Das war also nicht anders als auf jenen Strecken, wo jedes Schiff auf diesen Fahrten die Fucusbank durchkreuzen muß – doch das sind eben nur Ausläufer, und auch hier an der äußersten Grenze war es nur schwimmender Seetang, der sich losgerissen hatte.

Ich zog einige grüne Schlingpflanzen an Deck und maß sie in ihrer ganzen Länge. Zweihundertsiebzig – sogar etwas über dreihundert Meter lange Seile! Das will gewiß etwas heißen! Der Fucus ist eben die längste Pflanze, welche es auf der Erde gibt. Man will schon welche über tausend Meter Länge gemessen haben, was ich aber zu bezweifeln wage. Die Verhältnisse seines Wachstums, wie lange der Seetang braucht, um solche Länge zu erreichen, das ist noch völlig unbekannt. Man weiß noch nicht einmal, ob er sich vom Meeresgrunde aus entwickelt, oder ob er nach unten treibt, bis seine Wurzeln festen Boden finden.

[25]

So waren wir kaum eine Stunde gefahren, als der sich häufende Seetang sich nicht mehr entfernen ließ. Man mußte ihn mit der Stange immer hoch heben und zur Seite werfen, das ging jetzt nicht mehr, er leistete Widerstand – hier reichten die Wurzeln eben schon bis auf den Meeresgrund, wo sie festen Halt hatten. Das Gewinde auszureißen, war ganz unmöglich, es gelang mir nicht einmal mit einer einzigen Pflanze, und als ich sie um die Winde legte, riß die Schlingpflanze selbst. Die Elemente, Sturm und Strömung, vermögen eben mehr als schwache Menschenkräfte.

Daß wir hier in eine andere Region der Meerwiese kamen, war auch gleich äußerlich zu sehen. Bisher hatte das grüne Zeug wirklich nur auf dem Wasser geschwommen, sich nur mit wenigen

hellgrünen Trieben über dasselbe erhebend. Hier war die Erhebung der frischen Triebe eine viel bedeutendere, an manchen Stellen standen die lederartigen Blätter einen halben Meter über dem Wasser.

Das machte eben, daß die Pflanzen hier noch im Boden wurzelten. Die Tiefe konnte ich nicht messen, das Lot versagte, es erreichte in dem Gewirr den Grund gar nicht, und es gelang mir nicht, eine Pflanze mit der Wurzel auszureißen.

Ebensowenig konnte man noch loggen. Das Logbrett blieb hängen, verstrickte sich, die Leine riß.

Jedenfalls kamen wir immer langsamer vorwärts. Und das ging gar rasch. Schon nach fünf Minuten, nachdem der Seetang nicht mehr entfernt werden konnte, blieb der Dampfer, obgleich die Schraube noch immer arbeitete, ganz einfach stehen, und der Seetang hatte sich vorn so aufgehäuft, daß der Berg bereits das Deck überragte.

So, nun konnte man sich in aller Gemütlichkeit einmal vorstellen, in welcher Lage man sich befand, wenn so etwas einmal im Ernstfalle eintrat, wenn

[26]

ein Segelschiff zufällig in die Fucusbank geriet und eingeschlossen wurde.

Alle Bedingungen zu dieser Vorstellung waren gegeben. Wir waren bereits so tief eingedrungen, daß vom freien Wasser nichts mehr zu sehen war. So weit das Auge reichte, nichts als eine grüne Wiese. Vollständige Windstille. Glühende Sonnenhitze, unter welcher das grüne Zeug schon einen ganz unangenehmen Duft ausströmte.

Ich hatte die Maschine abgestellt, was man gleich daran merkte, daß die Planken nicht mehr zitterten.

»Na, Jungens, was meint ihr – wenn wir jetzt hier festsäßen – so bis in alle Ewigkeit?«

Ich sah den Leuten an, was sie dachten. Diesen handfesten, unerschrockenen Männern, die sich sonst vor Gott und Teufel nicht fürchteten, weder vor Brandung noch vor Felsenriffen zurückbeben, sondern kaltblütig die Gefahr erwogen und dann daran gingen, sie zu besiegen – ihnen allen war plötzlich ganz unheimlich zumute. Und mit mir war ganz genau derselbe Fall.

Was es eigentlich war, was so furchtbar aufs Gemüt schlug, kann ich nicht weiter schildern. Eben diese Totenstille – wirklich die Stille des Todes, von dessen grünen Armen man sich umschlungen sah – das Bewußtsein, um was es sich hier handelte – vielleicht auch der faulende Dunst, der Geruch der Verwesung.

»Kiek, wie das grüne Zeug schon heraufklettert, um uns noch ganz einzuspinnen.«

So flüsterte ein Matrose, auf den das Deck überragenden grünen, nassen Berg deutend.

Wahrhaftig! Ich wollte es erst gar nicht glauben, und doch war es so!

Aus diesem Berge ragten frische Triebe hervor, durch hellere Färbung abstechend. Da war nichts

[27]

weiter dabei, solche sah man auch auf dem Wasser – aber gar kein Zweifel, diese Triebe wurden immer größer, sie wuchsen zusehends, sie schlangen sich um den Klüverbaum und um jedes Tau!

Man brauchte nur fünf Minuten solch einen Trieb im Auge zu behalten, um mit Gewißheit konstatieren zu können, daß dem tatsächlich so war!

Ich beobachtete einen fingerlangen Trieb, der mit seiner Spitze ein Tau berührte, und nach genau fünf Minuten hatte er sich einmal um das Tau herumgelegt, und nach weiteren zehn Minuten hatte der Trieb, jetzt schon mindestens dreißig Zentimeter lang, das Tau bereits viermal umschlungen.

Wie war das möglich? Konnte eine Pflanze wirklich so schnell wachsen? Ein solch rasches Wachstum kennt nicht einmal der Pilz, auch kein Bovist.

Wuchsen denn auch die im Wasser befindlichen Schlingpflanzen so ungeheuer schnell? Ich beobachtete – nein, ich konnte dies nicht konstatieren, und ich hatte später ja noch genügend Zeit, solche Beobachtungen anzustellen.

Nein, für gewöhnlich wuchs dieser Seetang nicht so ungeheuer rasch. Aber sobald er aus seiner normalen schwimmenden Lage gebracht wurde, daß er sich emporhäufte, so suchte er sich an alles zu klammern. Doch schien das weniger ein direktes Wachsen zu sein, vielmehr dehnte sich die ganze Pflanze aus, gummiartig, wozu sie nach der Beschaffenheit ihres Zellengewebes ja auch ganz geeignet war. Dann allerdings mochte der überschüssige Saft in die so ausgedehnten Zellen schleunigst nachströmen, und so fand dann schließlich doch noch ein ungewöhnlich rasches Wachsen statt.

Wir staunten noch dieses Wunder an, wie der Seetang unser ganzes Schiff zu umschlingen begann. Mit sichtbarer Schnelligkeit. Nun fehlte bloß noch, daß wir das Gras auch wachsen hören konnten.

[28]

»Richard, wenn jetzt die Maschine versagt!« flüsterte da Blodwen neben mir.

Ich kann nur sagen, daß mich ein gelinder Schreck durchzuckte.

»Torheit,« lachte ich dann, »weshalb sollte denn jetzt gerade etwas an der Maschine brechen?«

»Und warum soll das nicht gerade jetzt geschehen können?«

»Freilich, ein Gegengrund ist nicht vorhanden. Aber einen so bösen Streich wird uns der Himmel doch nicht spielen.«

»Und wenn es nun doch einmal geschähe?«

»Blodwen, du kennst doch die alte Geschichte von dem Mann, der das Wenn und Aber erdacht hat. Wir alle haben schon vorher gewußt, auf was für eine Fahrt wir uns begeben.«

»Ja, wie kommen wir denn jetzt frei, wenn sich der Seetang schon nicht mehr entfernen läßt?«

»Einfach dadurch, daß ich den Dampfer rückwärts gehen lasse. Umwunden hat uns der Tang doch noch lange nicht, die paar dünnen Pflänzchen haben doch gar nichts zu bedeuten, und der Berg ist doch nur vor uns angehäuft, wir gehen einfach vor ihm zurück, dann umfahren wir ihn – natürlich mit schon eingesetztem Messer.«

Ich ging auf die Kommandobrücke. Dieselbe besaß noch keinen solchen elektrischen Apparat, wie er jetzt allgemein auf Dampfern üblich ist, durch welchen man die einzelnen Kommandos in den Maschinenraum hinabklingelt.

Hier war noch ein Sprachrohr vorhanden, außerdem aber noch eine einfache elektrische Klingel, welche eben damals ihren Siegeszug um die Welt hielt. Das Klingeln machte nur das Maschinenpersonal aufmerksam, daß jetzt durch das Sprachrohr ein Kommando erfolgen würde.

[29]

Also ich klingelte und rief hinab: »Halbe Kraft rückwärts!«

Im nächsten Augenblick mußte sich das bekannte Geräusch hören lassen, die Schiffsplanken würden zu zittern beginnen.

Beides geschah nicht.

Ich klingelte nochmals – »Halbe Kraft rückwärts!«

Nichts wollte sich ändern in dieser Stille des Todes. Nur mein Herz begann mit einem Male stark zu klopfen.

»Ist jemand am Sprachrohr?« rief ich hinab.

»Ja, der erste Maschinist,« erklang es zurück.

»Na, was ist denn da los?«

»Herr Kapitän, die Maschine gehorcht nicht dem Hebeldruck.«

Es war geschehen! Blodwen hatte es gleichsam geahnt. Zum ersten Male versagte die Maschine!

Ich hinab in den Maschinenraum. Das ganze Personal war bei der Arbeit, den Fehler zu suchen. Ein Bruch oder dergleichen war nicht zu bemerken.

Die Versicherung der Ingenieure, daß es nichts von Bedeutung sein könnte, beruhigte mich wenig. Gerade hier unten befahl mich ein neuer Schrecken, ich dachte an die Schraube, an die wuchernenden, alles umstrickenden Schlingpflanzen . . .

Ich wieder hinauf, beugte mich über Bord.

Wahrhaftig, von allen Seiten begannen schon die frischen Triebe an den glatten Schiffswänden emporzuklettern, sichtbar wachsend! Die Schraube war nicht zu sehen. Aber da hing hinten ein Seil herab, und an diesem waren die Schlingpflanzen schon bis zur Höhe des Decks emporgeklettert.

Also gar kein Zweifel, jetzt waren auch schon die Schraubenflügel so umstrickt, und wenn das nun immer so weiter ging, würde die Maschinenkraft dann noch ausreichen, die grüne Umstrickung wieder zu zerreißen?

[30]

Eine halbe Stunde verging. Ich kann nicht schildern, was ich während derselben alles durchgemacht habe.

Da ein Dröhnen, ein Ruck, wir drangen noch etwas tiefer in den schon aufgehäuften Berg hinein, und dann klingelte es auf der Kommandobrücke, vom Maschinenraum aus.

»Der Fehler ist gefunden und beseitigt – an der Kuppelung hatte sich eine Schraube gelöst.«

»Alles funktioniert wieder?«

»Ich glaube.«

»Halbe Kraft rückwärts!«

Glatt ging das Schiff zurück, vor seinem Bug klatschte der aufgehäuften Berg ins Wasser zurück, die frischen Triebe konnten seine Last nicht tragen, sie rissen, wir waren frei.

Selten habe ich so erleichtert aufgeatmet wie damals! Wie ich dann später konstatierte, umwucherten die Schlingpflanzen überhaupt nichts, was sich unter Wasser befand, also auch nicht die Flügel der Schiffsschraube. Es ist eben eine Eigentümlichkeit des Seetangs, nur alles außerhalb des Wassers Befindliche umpinnen zu wollen.

Jedenfalls hatte ich eine Lektion erhalten, unnötigerweise nicht wieder solche Experimente anzustellen, es war wie ein Wink des Himmels gewesen, und nun wurde schleunigst das Messer eingefügt – Vollkraft voraus, und wir durchschnitten die grünen Stränge wie Spinnenfäden.

Aber die dunkle, beängstigende Frage blieb fortan dennoch in mir bestehen und wohl in jedem meiner Leute: Was dann, wenn die Maschine noch einmal versagt und der Fehler nicht gefunden werden kann, wenn etwas bricht?

Bisher war diese Frage gar nicht so nahe an uns herangetreten.

Nun, es schien alles gut gehen zu wollen. Am

[31]

zweiten Tage traten tropische Regengüsse ein, die uns die Hitze nicht so fühlen ließen, auch schlugen sie die Dünste nieder, welche die Luft manchmal unatembarm machten.

Mit dem aufgefangenen Regenwasser wurde jedes leere Faß und jedes andere Gefäß gefüllt, wie auch schon immer der kondensierte Abstoßdampf als Trinkwasser verwendet worden war.

Nach diesem Regenwetter kam Ostwind, der die Maschine ganz überflüssig machte.

Am vierten Tage, nur noch zweihundert Seemeilen von unserem Ziele entfernt, hatten wir einen wundersamen Anblick.

Vor uns erhob sich mitten aus der grünen Ebene ein Hügel von derselben Farbe, kegelförmig ansteigend, aber mit drei Spitzen.

»Das sieht gerade aus wie ein Schiff, wie ein Dreimaster, der von dem grünen Zeuge eingesponnen ist,« meinte der zweite Steuermann.

Das hatte auch ich mir schon gedacht und wohl jeder andere. Daß unter dem grünen Ueberzuge ein dreimastiges Schiff steckte, war zu deutlich erkennbar.

In dieser Fucusbank mochten ja schon zahllose Schiffe verschwunden sein, noch zahllose andere mochten ebenso umstrickt darin liegen, doch wir brauchten uns nicht zu wundern, noch keines gesehen zu haben. Es handelte sich eben um ein Gebiet von mindestens 200 000 geographischen Quadratmeilen, da ist es doch ein außergewöhnlicher Zufall, wenn man einmal solch eine grüne Schiffsmine zu Gesicht bekommt.

Dieses Schiff zu besichtigen, war bei mir natürlich sofort beschlossen. Wenn ich mit meinen Offizieren etwas noch besprach, so war es nur das, wie dieses Fahrzeug so weit in das undurchdringliche Gewirr hatte vordringen können.

War es vielleicht mit einer ähnlichen Schneidevorrichtung versehen gewesen? Doch es hatte gar  
[32]

keinen Zweck, sich darüber in Vermutungen zu ergehen.

Also den Kurs etwas geändert und darauf zugehalten!

Wir waren kaum noch hundert Meter davon entfernt, immer noch nichts weiter als einen grünen Hügel mit drei Kegelspitzen sehend, als ich plötzlich ein eigentümliches Geräusch vernahm, wie aus dem Innern meines Schiffes kommend, dann ruckte es auch manchmal . . .

Mit einem Satze stand ich am Sprachrohr und donnerte hinab, volle Kraft rückwärts zu geben.

Wir waren auf Grund geraten. Daß es ein ganz anderes Geräusch war, daß das Knirschen auf Sand oder Felsen fehlte, war begreiflich. Hier schusselte der Kiel eben über den am Grunde wachsenden Seetang hinweg. Aber das war deutlich zu bemerken gewesen, daß sich das Schiff auch schon etwas auf die Seite legte, und da war die höchste Eile geboten gewesen, aus dieser gefährlichen Nähe zu kommen.

Das Schiff gehorchte sofort, wir waren wieder frei.

Doch was nun? Deswegen gleich auf die interessante Besichtigung jenes Schiffes verzichten?

Als ich die Wassertiefe mit einer langen Stange maß, auch immer noch Grund findend, hatte ich eine Idee.

Sollte ich es nicht einmal mit einem Boote versuchen? An Gebrauch der Ruder war wohl nicht zu denken, aber sollte sich nicht ein Boot mit Stangen fortschieben lassen? Wenn ich ein solches betrachtete, es mit der Bauart eines Schiffes verglich, so kam ich zu der Ueberzeugung, daß ein Boot, mit der Stechstange getrieben, ganz leicht durch und über diese Schlingpflanzen schusseln müsse.

Gedacht, getan! Eine Jolle wurde ausgesetzt, ich ging mit drei Matrosen hinein, ich selbst bediente

[34]

die Stechstange – und wirklich, ganz leicht schusselte das Boot über die sonst so verderblichen Schlingpflanzen hinweg.

Der Unterschied zwischen einem Boote und einem Schiffe ist wohl jedem begreiflich, da brauche ich nicht erst fachmännisch zu werden.

Die Hauptsache ist die, daß beim Schiffe der vordere Teil des unteren Kiels immer etwas hervorragt, dadurch wird der Seetang gewissermaßen wie mit einer Gabel gefaßt und an sich schon etwas in die Höhe gehoben, dann kommt noch hinzu, daß das durch Wind oder Maschinenkraft getriebene Schiff sich immer etwas hebt und senkt, so dem Seetang noch besser Gelegenheit gebend, sich vorn aufhäufen zu können.

Dies alles fällt bei einem Boote weg, welches ja auch ganz anders gebaut ist. Natürlich ist es ganz ausgeschlossen, nun in Booten die Fucusbank befahren zu wollen. Solche Untiefen, wo man die Stange benutzen kann, sind doch nur Ausnahmen, und die Riemen kann man eben unmöglich benutzen, die hängen sofort

voll Schlingpflanzen, und beim Segeln taucht auch ein Boot immer tief mit der Schnauze ins Wasser, hebt sich wieder, hätte also ebenfalls bald alles voll Seetang hängen.

Anders wäre es schon, ein großes Schiff vorn ganz flach zu bauen, mit einer schiefen Fläche, da könnte man vielleicht über die Schlingpflanzen hinwegschusseln, das schräge Brett kann ja auch von Zeit zu Zeit entfernt und von dem Seetang befreit werden.

Doch lassen wir jetzt solche Erwägungen. Wir konnten nur das benutzen, was uns zu Gebote stand.

Also mein Boot befand sich in voller Fahrt.

»Richard, nimm doch auch mich mit!« rief da Blodwen mir nach.

[35]

Gut, ich kehrte noch einmal um. Es war nur erst ein Versuch gewesen.

Blodwen stieg ein. Bis sie saß, waren einige Minuten vergangen, und da bemerkten wir, daß die Schlingpflanzen unterdessen ihre Arbeit getan hatten.

Die frischen Triebe hatten sich emporgereckt, hatten sich besonders bereits um die Rudergabeln gewickelt, aber auch sonst um alles, was sie nur erreichen konnten. Selbst den einen Matrosen, der ruhig gesessen, hatten sie bereits festgenommen, nämlich hinten an seinem im Gürtel steckenden Scheidemesser.

Allerdings konnte das kein dauerhafter Halt sein. Mit Leichtigkeit konnten wir die zarten Triebe noch losreißen, sonst half das Messer nach, wir waren wieder frei.

Immerhin, wir hatten wiederum gesehen, was für ein Teufelszeug das war! Kaum drei Minuten hatten genügt, um das Boot und uns selbst zu umwickeln. Wahrhaftig, ein einziger Tag, eine einzige Nacht, die man regungslos auf dem Wasser liegend verbrachte, mußte genügen, um rettungslos eingewickelt zu werden – der grüne Tod hatte seine Arbeit getan.

Wir fuhren ab. Es ging vortrefflich. Das Boot mit seinem flachen Steven schusselte nur so über die Wiese dahin. Als ich aber einmal mit der Stange keinen Grund mehr fand, war es auch gleich vorbei. Ein einziger Schlag mit dem Riemen genügte, um ihn unbrauchbar zu machen, sofort war er haufenweise mit Seetang bedeckt, der sich auch gleich darauf festklammerte.

Doch war das nur eine kleine Stelle gewesen. Das Boot befand sich noch etwas in Fahrt, als meine Stange schon wieder Grund fand, und dann lagen wir längsseit des grünen Berges.

Auch nicht das geringste von einer Schiffswand war mehr zu sehen. Ich stieß mit der Stange

[36]

hinein und fand erst ganz hinten einen festen Widerstand.

Ich verwandelte mich in eine Riesenspinne; so kletterte ich, das Messer zwischen den Zähnen, in dem grünen Gewebe empor. Als ich die Höhe erreichte, wo ich die Bordwand vermuten konnte, begann ich zu schneiden und zu sägen.

»Richard, laß dich nicht einspinnen!!« erklang es ängstlich unter mir.

Wahrhaftig, ich hatte solch einen grünen Strick schon wie eine Schlange am Beine, er hielt mich fest.

Doch ich darf die Gefahr nicht übertreiben. Daß dieses grüne Seil mich etwa festhalten konnte, davon war keine Rede. Ein Schnitt, und ich war frei.

Immerhin, man sieht, wie diese Schlingpflanzen energisch voringen. Und wenn man nun kein Messer zur Hand hatte?

Nun, wir besaßen Messer. Ich hatte förmlich einen Tunnel geschnitten, in dem ich mich gegen zwei Meter tief befand, als ich eine Holzplanke erreichte. Noch einen Fuß höher, und ich fühlte die Bordwand.

Man sollte meinen, besonders nach dieser zwei Meter dicken Schicht, die ich erst durchschneiden mußte, auch innen sei alles mit einem grünen Wirrwarr ausgefüllt gewesen. Aber dies war

nicht der Fall, und nach allem, was ich von dem Wachsen dieses Seetangs außerhalb des Wassers schon beobachtet, hatte ich für meinen Teil das auch gar nicht vermutet.

Die ersten Seetangpflanzen kletterten eben an dem stillliegenden Schiffe empor. Diese dienten wieder den nächsten Trieben als Stützpunkt, und so ging das weiter, so entstand die dicke Schicht. Aber etwa wie die Schlingbohnen, die ihre Klettertriebe suchend weit hinausschicken, wuchs dieser Fucus nicht; wo er nichts sofort fassen konnte, da kam er als Wasserpflanze auch nicht fort, und so war über dem Deck hier auch ein ganz freier Raum.

[37]

Sehen konnte ich freilich zunächst nichts davon, ich griff zuerst nur in diesen freien Raum hinein. Sonst herrschte eine undurchdringliche Finsternis, dieses grüne Gewebe ließ auch nicht den geringsten Lichtstrahl hindurch, und die Fensteröffnung, die ich geschnitten, füllte mein eigener Leib fast völlig aus.

So kroch ich zurück und forderte die Petroleumlampe, mit welcher jedes Boot ausgerüstet sein muß. Dann beorderte ich, daß die drei Matrosen zurückbleiben und das Boot immer hin und her bewegen und die grünen Fesseln immer gleich losschneiden sollten, während mir Blodwen gleich folgte.

Dann befanden wir beide uns innerhalb der grünen Umhüllung an Deck. Die Laterne beleuchtete eine Umgebung, welche gleich das hohe Alter dieses Schiffes erkennen ließ.

Die Wanten waren noch vorhanden, auch alles andere Tauwerk, doch alles total morsch, nur von den grünen Schlingpflanzen noch gehalten, welche ihre Nahrung aus dem Wasser nahmen.

Doch das war es nicht, woraus ich ein Schiff aus einem früheren Jahrhundert erkannte. Das lag eben im ganzen Bau, in der Anordnung der Deckplanken, wie die Böller eingelassen waren usw. usw., was eben nur das Auge des Seemanns erkennt, der auf der Steuermannsschule auch etwas von der Geschichte des Schiffbaus studiert hat, wozu dann noch praktische Erfahrung kommt.

Scheu deutete Blodwen auf ein menschliches Skelett, welches dort an der Bordwand lag, bar jeden Kleidungsstückes. Nun, wir sollten noch mehr solcher menschlichen Skelette entdecken.

Im übrigen will ich alles kurz zusammenfassen, was wir fanden, und was wir nicht fanden.

Es war ein dreimastiger Segler, den ich für aus dem 17. Jahrhundert stammend schätzte. Doch das konnte ich nur aus der Bauart beurteilen.

[38]

Kein gemalter Name, kein Papier war mehr vorhanden. Dabei mochten mehr noch als die modernde Feuchtigkeit Ratten und Mäuse aufgeräumt haben, deren zahllosen Skelette wir dann besonders in den unteren Räumen fanden. Weshalb sie zuletzt nicht auch die Wanten und die übrige Takelage aufgefressen hatten, ehe sie des Hungers sterben mußten, weiß ich nicht. Höchst wahrscheinlich war das Tauwerk von dem Seetang bald mit dem diesem eigentümlichen Saft durchtränkt worden, der stark jodhaltig sein mochte, wodurch dieser letzte Fraß für das Nagetier ungenießbar wurde.

Sonst hatten die Ratten das ganze Schiff radikal ausgefressen – ratzenkahl, wie man dieses Fremdwort treffend verdeutscht hat.

Gegenstände aus Metall waren natürlich verschont geblieben, aber da waren herzlich wenig vorhanden.

Im Zwischendeck stand hinter der geschlossenen Stückpforte eine alte Kanone aus Bronze, mit gesprungenem Rohr. Am Schlußstück stand eingeztzt: Liverpool, 1652.

Daraus hätte man schließen dürfen, daß es ein englisches Schiff war, und auch meine Ansicht über das hohe Alter bestätigte sich.

Von einem Leck oder dergleichen fand ich nichts. Zur Zeit, als dieses Schiff von dem grünen Tode in die Arme genommen worden war, mußte es völlig intakt gewesen sein, war es schließlich noch jetzt. Es saß eben auf Grund fest, sonst hätte die grüne Last

es hinabgezogen, und somit erkannten wir, daß man innerhalb der Fucusbank überhaupt kein Schiff mehr finden würde, das einmal umspinnen worden war. Diese zwei Meter dicke Schicht, bis zu den Mastspitzen hinaufreichend, mußte so ungeheuer schwer sein, um auch das größte Schiff in das feuchte Element hinabzuziehen, und je größer das Schiff, desto größer

[39]

wurde ja auch die Last. Hier hatte eben nur die Untiefe das Sinken verhindert.

Sollte sich denn innerhalb von zwei Jahrhunderten keine dickere Schicht bilden, als nur eine solche von zwei Metern? Ich hatte doch schon zur Genüge beobachtet, mit welcher fabelhafter Geschwindigkeit der Fucus wächst, wenn er außerhalb des Wassers einmal einen festen Halt hat.

Nun, der liebe Gott will nicht, daß Bäume in den Himmel wachsen, und das gilt auch von allem anderem, was da wächst und sich sonst ausbreitet. Jede Wüste wandert. Immer weiter rückt der Flugsand vor, alljährlich um viele Meter, und auf dem Papier kann man sich ausrechnen, welcher Zeit es bedarf, um die ganze Erde in eine Wüste zu verwandeln. Das würde gar nicht so lange dauern.

Da aber hat die Natur Grenzen bestimmt, für das menschliche Auge ganz unsichtbare, welche der Sand eben nicht überschreiten darf. Bis hierher und nicht weiter! Ebenso ist es mit der indischen Dschungel, welche gleichfalls mit Schnelligkeit wandert, und mit noch vielem anderen. Aber überall bestimmt die Natur eine Grenze. Bis hierher kommt der Wald, hier gedeiht nur Präriegras – basta!

Also gar kein Zweifel, auch die Stärke dieses grünen Fucusgewebes, das sich um ein festsetzendes Schiff ausbreitete, hatte ihre gewisse Grenze. Anderenfalls hätte sich ja um dieses Schiff ein Berg bilden müssen, welcher mit der Zeit die ganze Fucusbank, das ganze Sargassomeer ausfüllte!

Was das umwachsene Fucuskraut bewog, nicht mehr an der grünen Wand emporzuklettern, konnte mein menschlicher Verstand natürlich nicht erfassen. Oder kletterte die Nachbarschaft dennoch immer empor – was ich dann später auch wirklich erkannte – so ging das Abrüstungsgeschäft eben von innen vor sich, wenn wir davon auch nichts gewahrten.

[40]

Doch wir hielten deswegen jetzt gar keine Umschau. Unsere Gedanken waren mit etwas ganz anderem beschäftigt, als mit der Lösung von solch naturwissenschaftlichen Problemen.

Wir befanden uns noch immer in dem Zwischendeck mit der einen Kanone und blickten uns mit gar scheuen Augen um. Die menschlichen Skelette, der schwüle, modernde Dunst, das unsichere Licht – unsere scheuen Blicke waren begreiflich.

»Weißt du, Richard, woran ich denke?« flüsterte Blodwen.

»An unser holländisches Wrack.«

Ich hatte ihre Gedanken nur deshalb erraten können, weil ich im Augenblick wirklich an ebendasselbe gedacht hatte.

»Und weißt du, Blodwen, was ich fast glauben möchte?«

»Nun?«

»Daß hier schon vor uns jemand gewesen ist und ausgeräumt hat.«

»Und daß auch jenes holländische Wrack einst hier in grüner Umstrickung gelegen hat und davon befreit worden ist.«

Ganz meine Ansicht! Jawohl, auch jenes Wrack hatte einst hier so gelegen!

»Woran erkennst du, daß hier jener geheimnisvolle Kapitän gewesen ist?« fuhr Blodwen im Flüstertone weiter fort.

»Daß es derselbe Mann gewesen, ist ja nicht unbedingt nötig, aber – aber . . . wo sind denn die anderen Kanonen?«

An jeder Vordseite hätten nämlich vier Geschütze stehen sollen. Alle die Ringe waren im Deck eingelassen, an denen sie befestigt

gewesen, auch sonstige Spuren waren zu bemerken, daß sie wirklich hier gestanden hatten.

[41]

Und hätte dieses Schiff etwa nur ein einziges Geschütz an Bord gehabt, auf Backbordseite stehend, eines mit einem gesprungenen Lauf? Wegen der acht Kanonen brauchte es noch kein Kriegsschiff gewesen zu sein, damals mußte wegen Seeräubern noch jedes Handelsschiff mehrere Kanonen mit sich führen, wie ja schließlich auch heute noch, nur daß man sie nicht so offen aufstellt.

»Die Kanonen sind entführt worden, daran ist gar kein Zweifel. Nur das hier mit dem gesprungenen Rohre hat man zurückgelassen.«

»Sind denn noch die Boote vorhanden?« fragte Blodwen.

Ich hatte vorhin ein solches in den Davits an Deck unter grüner Umhüllung gesehen. Wenn die Besatzung versucht hatte, ihre Rettung vor der grünen Umstrickung in Booten zu bewerkstelligen, so war ihnen das eben nicht gelungen, sie hatten das Boot wieder hochgezogen und eingeschwungen. Oder sie brauchten ja auch nicht gerade dieses benutzt zu haben.

»Mit was mag das Schiff denn befrachtet gewesen sein?«

Wir hielten weitere Umschau, ohne etwas zu finden. Ja, einige Fässer und dergleichen. Als ich eines, welches noch verschlossen war, aufschlug, fand ich es leer. Wahrscheinlich hatte es Salzfleisch enthalten. Aber innerhalb von 200 Jahren war alles zu einigen unerkennbaren Brocken zusammengetrocknet, da hilft auch das dichteste Faß nichts, auch keine zugelötete Blechbüchse.

Was sonst offen dagelegen, hatten eben Ratten und Mäuse gefressen – und was deren Zähnen widerstanden, war von menschlichen Händen ausgeladen worden.

Wir besichtigten Kajüte und Kabinen, in denen einst Kapitän und Offiziere gehaust hatten. Mehrere

[42]

Türen mußten verschlossen gewesen sein, sie waren aufgesprengt worden – wieder ein sicheres Zeichen, daß jemand noch nachträglich hier gewesen war, nachdem schon der grüne Tod seine Ernte gehalten hatte.

Kein Möbel, gar nichts! Wohl aber konnte man noch sehen, wo einst ein Teppich gelegen, wo ein Bild an der Wand gehangen hatte.

Sollten die Ratten wirklich all das aufgenagt haben? Nein. Die Tiere hatten doch auch bald aus Mangel an Wasser krepieren müssen, als sie noch ihren Hunger hätten stillen können.

Hier war eben von Menschen ausgeräumt worden.

»Richard!!« erklang es da angstvoll.

Blodwen deutete vor sich auf den Boden, und ich erkannte alles sofort.

Ein Stück zusammengeknülltes Zeitungspapier war es, das ihr solchen Schreck eingeflößt hatte, und das mit Recht.

Ich hob es auf, fühlte noch etwas darin, wickelte es aus und ... es war ein Stückchen Speckschwarte. Allerdings schon ganz ausgetrocknet, aber sicher nicht schon zweihundert Jahre alt. Außerdem erkannte ich eine englische Zeitung, ein politischer Artikel trug am Kopfe das Datum des sechzehnten Februars. Aus dem Inhalt erkannte ich sofort, daß es sich nur um dasselbe Jahr handeln konnte, welches wir noch immer schrieben. Also am Anfange dieses Jahres hatte dieses Schiff Besuch von lebendigen Menschen erhalten.

Zum Ueberfluß entdeckte ich dann noch auf dem Boden Brotkrümel. Ein Matrose hatte hier gegessen.

Ich habe über unseren Aufenthalt auf diesem Schiffe nichts mehr zu sagen. Sonst fanden wir nichts Neues, wir verließen es wieder.

An Deck forschte ich noch einmal danach, auf  
[43]

welche Weise unsere Vorgänger hier eingedrungen waren. Denn auch sie hatten sich doch erst durchschneiden müssen.

Ich fand nichts, keine Oeffnung, nicht einmal eine hellere Stelle in dem undurchdringlichen Gewirr von Schlingpflanzen.

War irgendwo eine große Oeffnung gewesen, so hatten zehn Monate eben genügt, um alles wieder zuwachsen zu lassen, so dick wie zuerst, bis die Natur aus irgendeinem Grunde kein weiteres Zunehmen der Stärke gestattete.

Wir krochen durch unsere Oeffnung zurück, ich mußte schon wieder tüchtig schneiden, und ich atmete tief auf, als mich wieder die warme Sonne begrüßte, als ich dort mein Schiff und unten unser Boot liegen sah.

Ein Matrose schob es immer hin und her, die beiden anderen rissen und schnitten beständig die jungen Triebe ab, welche das Boot in ihre Umklammerung nehmen wollten. Diese Gier der Pflanzen, den Gegenstand in ihre Umschlingung zu nehmen, hatte wirklich etwas Unheimliches an sich, man dachte gar nicht mehr an Pflanzen, es wurden lebendige Schlangen daraus.

Wir kletterten hinab, und nach zehn Minuten befanden wir uns wieder an Bord. Die Schraube begann zu arbeiten, sofort durchschnitt das haarscharfe Messer die Schlingpflanzen, die sich schon an dem Stahl emporgerankt hatten – wir setzten unsere Fahrt nach Westen ungehindert fort.

#### SCHWIMMENDES GOLD.

Am nächsten Tage gewahrten wir einige Vögel, welche von Norden nach Süden strichen, und ihre Scharen nahmen immer mehr dazu.

[44]

Wenn wir nichts von Land gewußt hätten, brauchten wir diese Vögel noch nicht als Verkünder von Land zu betrachten, aber wir hatten eben schon eine Ahnung, und noch am Abend desselben Tages konnte ich mit Sicherheit konstatieren, daß diese Vögel

wirklich ein nahes Zentrum hatten, von dem sie sich entfernten, und dem sie wieder zuflogen, und nun konnte auch jeder Matrose beurteilen, daß vor uns festes Land liegen mußte.

Und wieder am nächsten Tage, in der zweiten Mittagsstunde, sahen wir vor uns in weiter, weiter Ferne etwas Mächtiges aufsteigen, wie ein dunkles Wolkengebilde am blauen Firmament, was aber der Seemann sehr wohl zu unterscheiden weiß.

Denn gerade bei den nebligen Wolken fehlen die schattenhaften, unbestimmten Umrisse, welche immer das Land kennzeichnen, von der Ausdünstung herrührend.

Land!!!

Niemand hatte es gerufen. Wir alle hatten es zugleich gesehen, wie durch Zauberei hob sich das zackige Gebilde plötzlich vom blauen Himmel ab, und ein jeder hatte schon längst angestrengt danach ausgespäht.

Denn ich hatte meine Leute unterdessen schon eingeweiht, was ich hier finden sollte – Land – nur daß ich selbst noch nicht wußte, was wieder auf diesem Lande zu finden sei.

Es war ein feierlicher Moment, als wir es nun plötzlich vor uns liegen sahen. Ein jungfräuliches Eiland, vielleicht ein ganzer Erdteil, noch von keinem menschlichen Fuße betreten!

Für mich und Blodwen mußte diese hehre Empfindung etwas beschränkt werden. War nicht mit Sicherheit anzunehmen, daß auch schon jener geheimnisvolle Unbekannte mit seiner Mannschaft dieses Land betreten hatte?

[45]

Doch diese Empfindung war nur ganz gering. Auch in Amerika waren vor Kolumbus schon andere Europäer genug gewesen, vor allen Dingen Isländer, und in prähistorischer Zeit wahrscheinlich auch Chinesen. Und Kolumbus' Ruhm ist dadurch nicht geschmälert worden, wie er selbst ja auch gar keinen neuen Erdteil zu entdecken gehofft hatte, sondern er glaubte ja, er habe von Westen her das schon längst bekannte Indien erreicht.

Meinen Leuten hatte ich übrigens von meiner Entdeckung im Innern des umsponnenen Schiffes noch gar nichts gesagt, nichts von Doktor Selos Hinterlassenschaft, auch den Offizieren nicht, da hatte ich mich einmal in das Schweigen des unnahbaren Kapitäns gehüllt, und so konnten sich diese erst recht dem Gedanken hingeben, hier die ersten Menschen zu sein, welche dieses jungfräuliche Land im grünen Sargassomeer nun zu Gesicht bekamen.

Also auch gebirgig war dieses Land! Denn das dort war ein ganz stattliches Gebirge.

Aber heute sollten wir es nicht mehr erreichen. Die Nacht brach an, und ich schätzte das Gebirge noch immer gute fünfzig Seemeilen von uns entfernt.

Nun aber war guter Rat teuer. Es war doch sehr zweifelhaft, ob dieses Gebirge bis dicht an die Küste herantrat. Diese konnte vielleicht viele Meilen weit ganz flach sein, und wir befanden uns schon in ihrer dichten Nähe.

Auf Karlemanns geographische Ortsbestimmung konnte ich jetzt gar nichts mehr geben, ebensowenig auf die von Doktor Selo niedergeschriebene. Von diesen Punkten waren wir noch immer weiter entfernt, und ich wußte ja gar nicht, was für Bogen die Küste sonst beschrieb, wohin sie sich eigentlich ausdehnte.

So durfte ich in der mondlosen Nacht nicht wagen, weiter westwärts zu gehen. Ich ließ also

[46]

während der ganzen Nacht den Dampfer langsam vor- und rückwärts fahren, um mich nicht einspinnen zu lassen, und setzte erst mit Anbruch des Morgens den Weg fort.

Immer deutlicher trat das Gebirge hervor, dann aber konnten wir auch schon unterscheiden, wie sich darunter hügeliges und zuletzt flaches Land fortsetzte, und ich ließ bereits die Peilstange gebrauchen.

Es war in der neunten Morgenstunde, als wir sagen konnten, daß wir jetzt das Land direkt vor uns hatten.

Eine Küste mit vielen Ausbuchtungen zog sich vor uns entlang, sich gleichsam wie ein Wall aus der grünen Wiese emporhebend, von einer mehr grauen Färbung.

Das war einfach losgerissener Seetang, der sich hier längs der Küste angehäuft hatte, der schon vertrocknet war.

Für uns war nun die Hauptsache, wo wir landen konnten, und dann gab es noch etwas Besonderes zu bedenken.

Einen Landungspunkt würden wir schon finden, und wenn wir nicht dicht herankommen konnten, so mußten wir uns eben in Booten an Land begeben.

Was würde dann aber unterdessen aus dem Dampfer werden? Wir wußten ja, sobald er still lag, begannen sich die jungen Triebe des Seetangs emporzuranken, ihn in ihre Umarmung nehmend. Dann also durfte der Dampfer mindestens niemals still liegen, mußte immer in Bewegung gehalten werden.

»Aber es ist doch merkwürdig,« meinte Blodwen, »daß der aufgehäuften Seetang dort den jungen Trieben gar nicht als Anhaltepunkt dient, denn die Wälle sind doch offenbar schon alt, vom letzten Sturm aufgetürmt, deshalb sehen sie so grau aus.«

Blodwen sprach dasselbe aus, was ich schon früher auseinandergesetzt habe. Hier hatte die Natur

[47]

der Kletterei auf irgendeine Weise eben Schranken gesetzt. Denn würde der Wall den Schlingpflanzen als Stützpunkt gedient haben, so müßte sich diese Insel doch nach allen Seiten ins Endlose ausbreiten. Dann war es nicht anders zu erklären, als daß der frische Seetang den schon vertrockneten als Halt verschmähte. Wenn aber nun immer wieder frische Triebe kamen, mußte denn da überhaupt ein ausgetrockneter Fucuswall entstehen?

Doch vergebliches Mühen, mit unserem schwachen Menschengeiste das Walten der Natur verstehen zu wollen.

Dann machte ich noch eine andere eigentümliche Entdeckung.

Dort mehr nach rechts wurde der Fucuswall offenbar von Felsen unterbrochen, welche bis dicht an die Küste herantraten.

Gewiß, das war eine hohe Felsformation, ziemlich bizarr, aus schwarzem Gestein bestehend. Warum hatte sich nun an diesem kein Fucus emporgesankt, wo die spitzen Steine den Schlingpflanzen doch vortreffliche Anhaltepunkte hätten geben müssen? Durch das Fernrohr hätte ich schon die einzelnen, hellgrünen Pflanzen unterscheiden können, und auch nicht das geringste war davon zu merken.

Da machte der Matrose, den ich als Ausguck auf die oberste Rahe des vordersten Mastes postiert hatte – den vielberühmten Mastkorb gab es schon damals nicht mehr, erst die modernen Passagierdampfer haben ihn in allerletzter Zeit wieder eingeführt – durch ein lautes Hallo auf sich aufmerksam.

Ich schwenkte ein Tuch, zum Zeichen, daß ich auf seine Mitteilung warte.

»Dicht an der Küste ist ganz freies Fahrwasser!« schrie er herab.

Ich enterte hinauf. Schon von der Marsrahe konnte ich dieselbe Wahrnehmung machen.

[48]

Ja, längs des Walles, mit dem die ganze Insel umsäumt schien, glänzte ein breiter Wasserstreifen, scharf begrenzt von der Fucuswiese, und der Matrose ließ sich durch die Entfernung täuschen, das war nicht nur dicht an der Küste, sondern die Breite dieses freien Fahrwassers betrug mindestens eine Seemeile. Wir waren doch noch ziemlich weit entfernt.

Was ich sonst hinter dem Grenzwalle erblickte, war grünes Land, prärieartig, etwas hügelig, ab und zu mit Bäumen bestanden, weiter hinten wohl ein ganzer Wald, im Hintergrund das schon früher gesehene Gebirge.

Von einer Insel darf ich jetzt gar nicht mehr sprechen; denn eine jenseitige Küste war nicht zu erblicken, obgleich das Gebirge

sich nicht endlos hinzog, sondern mehr mit einem isolierten Berge zu vergleichen war, der sich aus dem Hügellande erhob.

Ich glitt wieder an Deck und bestimmte sofort die Richtung nach einem Landungspunkte, den ich ebenfalls oben erspäht hatte. Ob wir mit dem Dampfer so nahe heranfahren konnten, das war freilich erst abzuwarten.

Noch eine halbe Stunde unter emsigem Peilen mit der Stange, ohne daß Grund zu erreichen war, dann hörte die grüne Fucusbank plötzlich wie abgeschnitten auf. Auch nicht ein einziges Pflänzchen trieb auf der Wasserfläche, die uns noch in einer Breite von mindestens tausend Metern von der Küste trennte.

Woher kam diese scharfe Grenze? Nun, das ließ sich schon erklären. In der Nähe der Küste war der Meeresboden eben von einer Beschaffenheit, welche dem Fucus nicht zusagte, sein Wachstum hinderte.

Das hundertmetrige Lot fand noch keinen Grund. Wir dampften in das offene Wasser hinein, dasselbe wie einen alten, lieben Bekannten begrüßend. Wahrhaftig, wir hatten uns auch lange genug nach seinem Anblicke gesehnt, wir hatten das Gefühl, wie wenn man in klarem Wasser ein erquickendes Bad nimmt.

[49]

Bis gegen dreihundert Meter dampfte ich noch an die Küste heran, ohne Grund zu finden, dann aber hielt ich es für geratener, die weitere Peilung doch lieber vom Boote aus zu machen. Denn wenn wir hier auf Grund gerieten, dann saßen wir vielleicht für immer fest.

So ließ ich die Jolle aussetzen, um jene Bucht auszukundschaften, die ich schon von der Rahe aus erspäht hatte.

Von einem Tierleben hatte ich bisher noch nichts bemerkt. Auch die Vögel, die wir zuerst so massenhaft gesehen, schienen verschwunden zu sein. Nachträglich zu erwähnen habe ich nur noch, daß wir schon immer zwischen dem Seetang zahlreiche Muscheln, Schnecken, Mollusken, Spinnen und andere Wassertiere

niederer Art beobachtet hatten, und diese grüne, schwimmende Wiese mußte ja auch für diese das geeignetste Revier abgeben. Von Fischen dagegen war in dem grünen Brei niemals etwas zu bemerken gewesen.

Hier nun, am Rande der Fucusbank, beobachtete ich zahllose kleine und große Fische, welche zwischen den senkrecht stehenden Halmen hin und her schossen, und ich sollte alsbald noch etwas ganz anderes zu sehen bekommen.

Das Boot, außer mir mit vier Matrosen und dem zweiten Steuermann besetzt, wozu dann noch Blodwen kam, welche gern als erste dieses Land betreten wollte, hatte sich erst wenige Ruderschläge von dem stillliegenden Dampfer entfernt, als das bisher ganz glatte Wasser in heftige Bewegung geriet, und pustend und spritzend kam aus der Bucht, die ich mir als Ziel ausersehen hatte, eine aroße Herde Walfische heraus.

Es waren Potwale, die größte Sorte, in allen Meeren verbreitet, außerdem wohl der einzige Wal, der verwundet absichtlich das Boot und sogar ein

[50]

großes Schiff angreift, diesem durch Schwanzschläge auch wirklich gefährlich werdend.

Und nun kam diese ganze Herde riesenhafter Wale, deren Zahl gar nicht schätzbar war, dazwischen auch viele Junge, direkt auf uns zu, im Nu waren wir mitten zwischen ihnen.

Da darf man ruhig gestehen, daß einem das Herz in die Hosen rutscht, deshalb braucht man kein Feigling zu sein. Uebrigens befanden wir uns schon in anderer Weise in direkter Gefahr. Wenn schon der große Dampfer ganz tüchtig zu schlingern begann, so erst recht unsere Nußschale von Boot, das sich im Nu mit Wasser füllte.

Doch die Wale kümmerten sich sonst gar nicht um uns, wir waren nur so zufällig in ihren Weg gekommen, sie tauchten unter dem Schiffe hinweg und waren verschwunden, während wir eiligst daran gingen, unser Boot leer zu schöpfen.

Es waren nicht die einzigen Wale gewesen, die wir hier erblicken sollten. Waren die Tiere durch die Fucusbank auf diese Region hier beschränkt? Dadurch, daß sie uns nicht weiter beachtet hatten, konnten wir darauf noch nicht schließen. Der Wal ist ja an sich ein ganz harmloses Tier, außerdem ein sehr dummes.

Jedenfalls aber hatten sie hier ein Gewässer, wo sie sich ungehindert von den Nachstellungen des Menschen, des fürchterlichsten Raubtieres der Erde, vermehren konnten, und außerdem hatten sie hier die besten Weidegründe.

Denn der Wal lebt bekanntlich nicht von Fischen, nicht einmal von den kleinsten, verschluckt er solche, so geschieht dies nur zufällig. Sonst bilden sein Futter ausschließlich Mollusken und andere Weichtiere, jedenfalls sind seine Hauptnahrung überhaupt mikroskopische Lebewesen, indem das eingeschlürfte Wasser, das er wieder ausspritzt, erst durch ein ganz feines Filter gehen muß, so daß alles andere zurückbleibt, was

[51]

dann verschluckt wird, und an solch kleinen Lebewesen, die nicht gerade Infusorien zu sein brauchen, konnte ja nun hier an der Grenze der Fucusbank kein Mangel sein.

Wir ruderten in die geräumige Bucht ein. Ihre Küsten wurden also von Felsen gebildet, die aber ein dichtes Heranfahen und Landen gestatteten, ebenso wie die Wälle von faulendem Fucus, der sich ebenfalls hier angehäuft hatte.

Auf Felsvorsprüngen lagen einige Seehunde und Seelöwen – allerdings eine etwas andere Art wie die der arktischen und antarktischen Zone – welche uns neugierig anblickten, sonst aber ruhig liegen blieben – ein Zeichen, daß sie den Menschen noch nicht

kennen gelernt hatten, wenigstens noch nicht von Robbenschlägern verfolgt worden waren. Als wir freilich näher kamen, ergriffen sie die Flucht, und das tut ja jedes Tier vor dem zweibeinigen Ebenbilde Gottes.

Ich hatte konstatiert, daß der Dampfer bis dicht an das Land heranfahren konnte. Die Felsen fielen steil in das Meer hinab. Günstiger also hätten wir es gar nicht finden können.

Und dann kam der feierliche Moment, da wir dieses jungfräuliche Land betraten. Ich ließ Blodwen den Vortritt. Zuerst aber mußten wir über den Wall von Seetang hinweg, der eben keinen angenehmen Geruch ausatmete, wenn er auch erträglich war, dann ging es über Felsformation hinweg, auch zwischen Felsen hindurch, und dann berührte Blodwens Fuß grasigen Boden.

»Einen Namen, Richard!« flüsterte sie.

»Blodwenia sollst du heißen!« rief ich sofort, dabei aber den Gedanken zurückdrängen müßend, daß wahrscheinlich schon vor uns jemand diesem Lande einen Namen gegeben hatte.

Immerhin, es war ein der übrigen Welt noch

[52]

unbekanntes Festland, wie groß oder wie klein es nun auch sein mochte – wir kannten seinen Namen noch nicht, deshalb hatten wir ein Recht, dieses Land zu taufen, und so manche Insel führt ja ebenfalls zwei und noch mehr Namen.

Im übrigen hatte ich keinen anderen Anblick, als den ich schon von der Rahe aus gehabt. Prärie, oder richtiger afrikanische Steppe, hier und da ein Baum, der einen recht dürftigen Eindruck machte – ich verstehe von Botanik sehr wenig, ich hielt sie für Lebensbäume, die Blätter waren so halb Laub, halb Nadeln, im Hintergrunde immer noch der Berg, – und kein einziges lebendes Wesen.

»Ui je,« erklang da hinter mir der Ruf eines Matrosen, »was für ein großes Stück Bernstein – ganz weißer Bernstein!«

Ich drehte mich schnell um. Hein, ein Ostfrieſe, ſtand auf dem grauen Wall und hielt das kopfgroße Stück einer weißen Maſſe in der Hand, und in dieſem Augenblick zuckte es durch mein Hirn: Bernſtein iſt es, was ſich hier im Laufe der Jahrtauſende angeſammelt hat!!

Nun, dann konnten wir uns gratulieren. Bernſtein iſt ein gar koſtbares Material, zumal wenn er ſich in ſolch mächtigen Stücken vorfindet.

Aber gibt es denn ſolch weißen Bernſtein?

Dann hatte ich das Stück ſelbſt in der Hand und . . .

»Ambra!« rief ich. »Bei Gott, es iſt Ambra!!«

»Und hier iſt ja noch ein Stück – und hier – und hier – na, nu kiek mal hier!!«

Die Matroſen brauchten in dem loſen Seetang nur etwas zu wühlen, überall kam ſolches weißes Zeug zum Vorſchein, in kopfgroßen Stücken, zuletzt hoben zwei Matroſen einen Klumpen hoch, vielleicht einen Viertelmeter im Durchmesser. Und immer wieder,

[53]

wo man mit dem Fuße den Seetang zur Seite räumte, kamen ſolche Stücke zum Vorſchein.

Die Matroſen fingen ſchon an zu jubeln. Denn die wußten bereits, was Ambra zu bedeuten hat. Ich ſelbſt mußte erſt meine fürchtbare Erregung niederkämpfen, ehe ich Blodwen eine Erklärung geben konnte.

Seit uralten Zeiten haben Schiffer auf dem Meere ab und zu weiße Stücke ſchwimmen ſehen, von der Größe einer Erbſe bis zu ganz gewaltigem Umfange. Kleine Stückchen kommen nie allein vor – dann würde man ſie auf bewegter und ſelbſt auf ruhiger See wohl ſchwerlich entdecken – ſondern dann ſind immer viele beiſammen, man ſpricht ſogar von einem milchigen Brei, der aber in allen Farben ſchillert, ſich dadurch verrät, und jedenfalls ballt ſich dieſe milchige oder richtiger ölige Maſſe bald zuſammen,

auch noch die kleinen Stücke kleben zusammen, bis sie ein großes Ganzes bilden.

Von unendlichem Jubel wird das Schiffsvolk erfüllt, welches diese Masse entdeckt und auffischen kann.

Es ist Ambra.

Was ist Ambra?

Ja, du lieber Gott – das weiß man heute noch nicht. Denn wenn in jedem Jahrzehnt jeder Gelehrte eine neue Theorie aufstellt, was Ambra ist, so gibt man doch zu, es nicht zu wissen.

Dem Aeußeren nach ist es eine Art von Harz, am besten vergleichbar mit Bernstein, nur daß es weiß aussieht. Es läßt sich auch wie Harz kauen, schmeckt sehr aromatisch, riecht beim Erhitzen und Verbrennen noch aromatischer.

Die Hauptsache ist, daß Ambra stets viel kostbarer als Gold gewesen ist. Damals, zu meiner Zeit, wurde rohe Ambra von jedem Händler, der sich auf so etwas einließ – das tut aber wohl jeder, denn dabei ist dann noch schweres Geld zu verdienen –

[54]

das Pfund zum festen Satze von 112 Pfund Sterling oder 800 Taler angekauft. Da ein Pfund gediegenes Gold etwa 1000 Mark kostet, so ist Ambra also mehr als doppelt so viel wert – wobei freilich zu bedenken ist, daß es zwanzigmal leichter als Gold ist. Immerhin, es wird mit der mehr als doppelten Menge Goldes aufgewogen, und da es immer seltener gefunden wird, wird es auch immer kostbarer.

Denn Ambra ist seit undenklichen Zeiten für den ganzen Orient bis ins innerste China hinein ein unersetzbares Material gewesen. Bis heute noch gilt sie als ein Mittel, das Leben zu verlängern, überhaupt als kosmetisches Mittel, wird gekaut, geschnupft, geraucht, in zahllosen Elixieren innerlich und äußerlich angewendet, es gibt im ganzen Orient keine Medizin, in der nicht Ambra die Hauptrolle spielt.

Wer die Bedeutung des Moschus für unsere Parfümfabrikation kennt, für den möchte man Ambra mit Moschus vergleichen. Denn ohne Moschus ist keine Parfümfabrikation möglich. Besser aber noch könnte man die Notwendigkeit der Ambra für den Orient mit der unserer Seife vergleichen.

Die Größe des Handels mit Ambra läßt sich gar nicht taxieren. Denn am meisten wird doch in den chinesischen Gewässern gefischt, dann weiter oben und unten im Norden und Süden, das ist ja überhaupt nur so ein Gelegenheitsgeschäft, und so viel weiß man, daß die Ambra immer seltener auf dem Meere schwimmend angetroffen wird, weswegen ihr Preis also immer mehr steigt.

Auf alle Fälle, so viel hat man nun doch herausbekommen, ist die Ambra ein Produkt des Walfisches, speziell des Potwales. Man hat in der Harnblase dieses Seesäugetieres eine ölige Flüssigkeit und wohl auch Stückchen gefunden, welche Aehnlichkeit mit der Ambra haben. Deshalb hat man die Ambra für

[55]

einen krankhaften Blasenstein des Potwales gehalten, dessen er sich von Zeit zu Zeit entledigt.

Das richtigste wird wohl sein, daß der Walfisch die Ambra zur Zeit des Begattungstriebes erzeugt und während der Paarung von sich gibt. Und daher auch diese Unmenge von Ambra hier! Seit ungezählten Jahrhunderten hatten die Wale in dieser Region ungestört ihrem Fortpflanzungsgeschäft nachgehen können, diese Küste war von jeher der Sammelpunkt der verliebten Männchen, hier gaben sie sich mit den schöneren Hälften Rendezvous; daher hatte sich seit ungezählten Jahrhunderten die kostbare Ambra hier so angehäuft.

Ich war noch immer äußerst erregt, während ich Blodwen dies erklärte.

»Ich zweifle nicht, daß diese Ambra hier einfach unerschöpflich ist – da, man braucht ja nur mit dem Fuße den Seetang oberflächlich fortzustoßen – da schon wieder ein mächtiges Stück –

und je tiefer man gräbt, desto mehr wird man finden. Wir werden schiffsladungsweise ausführen können. Und weißt du, Blodwen, was das bedeutet?«

»Daß wir wieder reich geworden sind,« entgegnete sie ohne besondere Freude.

»Und wie! Ich will in meinem Schiffe nur Platz haben für dreihundert Tonnen, wobei ich Raumtonnen meine, oder nach Wassergewicht berechnet. Die Tonne hat zwanzig Zentner oder zweitausend Pfund, für das Pfund rohe Ambra bekomme ich überall mindestens hundert Pfund Sterling – Blodwen, das sind allein schon sechzig Millionen Pfund Sterling, was ich an dieser einen Fahrt verdienen kann!!«

Blodwen blickte mich mit großen Augen an. Sie rechnete offenbar nach, und stimmen mußte das.

»Das hätten wir mit Karlemann zu teilen,« sagte er dann.

»Na, wenn man so viel hat, da kommt es nicht  
[56]

drauf an,« lachte ich, »da bleiben für uns immer noch dreißig Millionen Pfund Sterling – das ist ein hübscher Feng Geld, sagt Karlemann.«

»Und der Bedarf an Ambra wäre wirklich so groß? Das könnte man mit einem Male verkaufen?«

»Na, mit einem Male will ich nicht gerade sagen. Aber jedenfalls haben nur hier eine unerschöpfliche Goldquelle. Ein paar Millionen können wir sicher jedes Jahr ausgeben.«

»Und der andere Mann, der ebenfalls schon um dieses Festland weiß?«

Das war ein kleiner bitterer Tropfen in meine Freude.

»Der bezieht seine Geldmittel sicher ebenfalls von hier,« entgegnete ich dann, »mit dem müssen wir dann eben Kompanie machen, daß wir nicht gegenseitig konkurrieren, den Preis für die Ambra nicht zum Sinken bringen.«

Zunächst aber wurde ich wieder der Kapitän. Ich ließ die ›Sturmbraut‹ herandampfen, sie wurde dicht am Ufer an den Felsen vertaut.

Als die Leute hörten und sahen, um was es sich handelte, wurden sie ebenfalls von einer Art Taumel erfaßt. Denn diese Seeleute wußten durchweg, was Ambra zu bedeuten hat, und daß ich nicht etwa phantasierte, das bewies, daß auch der nüchternste Kopf, wie z. B. der des zweiten Ingenieurs, ganz genau dieselbe Berechnung anstellte wie ich.

Nein, daß wir uns jetzt zu den reichsten Menschen der Welt zählen konnten, daß wir hier wenigstens eine unerschöpfliche Goldquelle besaßen, das war und blieb eine reelle Tatsache.

Sofort wurde mit dem Ausgraben der Ambra begonnen. Dazu brauchte ich die Leute ja nicht erst anzustellen, jeder wollte erst einmal sehen, ob denn wirklich überall solche zu finden sei. Und der Traum zerrann nicht. So weit sich die Matrosen und Heizer [57]

auch zerstreuten, wo sie in dem graugrünen Seetang auch gruben, überall brachten sie kleine und große Stücke zum Vorschein, und je tiefer sie kamen, desto größer wurden die Stücke, einfach aus dem Grunde, weil die klebrige Ambra sich immer zu vereinigen sucht, und in den tieferen Schichten stand sie nun auch schon unter einem Drucke.

Ab und zu ward auch weiter drinnen auf dem Lande ein Stück gefunden, welches aber nur durch irgendeinen Zufall dorthingelangt sein konnte, vielleicht von einer Woge aufs Land geschleudert.

Zunächst war noch genug Raum vorhanden, um die gefundene Ambra gleich im Schiffe unterzubringen, schon so eine enge Kabine faßt doch gewaltig viel, wenn sie ausgefüllt werden soll, und ich dachte zuerst daran, dieses jungfräuliche Land weiter zu untersuchen.

Wirklich, dies reizte mich mehr noch, als der Anblick der Ambra, die sich bald in Gold verwandeln sollte, und mehr noch vielleicht schien Blodwen so zu denken.

Wir aßen Mittag und waren fertig zur Expedition. Der Berg sollte unser erstes Ziel sein, von seinem Gipfel wollten wir Umschau halten. Galt es doch auch die Wasserfrage zu lösen.

Als Träger für Proviant und Wasserschläuche dienten vier Matrosen, den ersten Maschinisten nahm ich mit, weil er etwas von Geologie verstehen wollte, und wir marschierten ab, alle wohlbewaffnet, Blodwen im kurzgeschürzten Kleide.

Ich habe über diese Expedition eigentlich gar nichts zu melden. Hügelige Steppe, ab und zu ein trostloser, kaum schattenspendender Baum, nichts weiter. Tiere schienen gänzlich zu fehlen. Insekten, wie Fliegen, Bienen, Hummeln und dergleichen, ja – aber keine solchen Tiere, die man essen kann. Auch von Vögeln war gar nichts mehr zu sehen.

[58]

»Das sieht nicht gerade aus, als ob die Wasserverhältnisse besonders günstig wären,« meinte ich.

»Und ich glaube,« setzte der Ingenieur hinzu, »in der heißen Jahreszeit stirbt hier selbst die ganze Pflanzenwelt ab; denn das sind solche Bäume, die zu ihrer Existenz nur der Feuchtigkeit der Luft bedürfen.«

Zunächst also wollten wir dort den isolierten Berg erklimmen. Dann aber und nicht nur nebensächlich kam die geographische Ortsbestimmung in Betracht, welche wir auf Doktor Selos hinterlassenem Papier gefunden hatten. Denn diese bezog sich auf einen Punkt, der schon auf dieser Insel lag, mochte sie auch noch so klein sein, daran war nun kein Zweifel. Jedenfalls, das konnten wir schon ungefähr berechnen, lag er noch hinter jenem Berge, und umsonst war dieser Punkt doch wohl nicht bestimmt worden, da war sicher etwas Besonderes zu finden.

Bis zu dem Berge, d. h. ehe nur der Aufstieg begann, war es noch eine bedeutende Strecke, die wir unterschätzt hatten. Bis auf den Abend konnten wir uns gefaßt machen.

Beobachtungen waren also kaum anzustellen. Ich forderte meine Leute auf, nur Obacht zu geben, ob sie Spuren entdeckten, daß schon Menschen vor uns hier gewesen seien. Es wurde nicht das geringste davon bemerkt.

Immer hügeliger wurde die Gegend, die Bäume traten näher zusammen, bis ein Wald daraus wurde.

Der Anbruch der Dunkelheit gebot uns, Halt zu machen. Wir suchten Aeste zusammen, bemerkten sofort, daß diese beim Brennen entsetzlich stanken, wärmten unser mitgenommenes Abendbrot, ich teilte Wachen ab, und bald lag ich selbst neben Blodwen in Morpheus' Armen, träumte von Ambrabergen, die sich aber nicht in Gold, sondern bei meiner Berührung immer in ganz ordinäre Misthaufen verwandelten, welche die

[59]

Freude jedes Bauern erweckt hätten, nur die meine nicht.

Beim ersten Sonnenstrahl waren wir wieder auf den Beinen, die Wanderung wurde fortgesetzt.

Der Wald trat zurück, vor uns erhob sich ein sonnenverbranntes Gestein, das wir auf gut Glück zu erklimmen begannen.

Nach einiger Zeit kam wieder Wald, welcher fast bis zum Gipfel anhielt, so daß wir bis zuletzt fast gar nichts vom Meere zu sehen bekamen.

Es war gegen Mittag, als die Bäume wieder aufhörten, wir hatten den Gipfel erreicht, hatten freie Umschau.

Das heißt, das will ich hier gleich bemerken, wenn man so einen fremden Berg besteigt, kann man natürlich nicht wissen, ob das auch gerade der Gipfel ist, den man erreicht hat. Da gibt man doch immer nur acht, daß man aufsteigt, nicht abwärts, oder doch mehr aufwärts als abwärts, und wir hatten manche Schlucht mühsam zu umgehen gehabt.

Kurz, wir befanden uns auf einer freien Stelle, von welcher wir nach allen Seiten Umschau halten konnten, und zwar war überall das Meer oder vielmehr eine grüne Wiese zu erblicken – eben die Fucusbank.

Nein, da hatte Karlemann übertrieben, als er von einem ganzen Erdteil sprach, mindestens so groß wie Großbritannien. Ich schätzte den Durchmesser dieser ziemlich kreisrunden Insel auf höchstens acht geographische Meilen.

Doch was heißt das, ein ›ganzer Erdteil‹? Mit welchem Rechte bezeichnen wir denn Europa als einen selbständigen Erdteil? Hierüber habe ich schon früher gesprochen. Uebrigens war ja gar nicht gesagt, daß es in der Fucusbank nicht noch ein weit größeres Festland gab, von dem dies hier im Verhältnis nur eine kleine Insel war.

[60]

Anderes Land war von hier aus nicht zu erblicken. Vier geographische Meilen, die ich nach jeder Seite überschauen konnte, indem dieser Berg, ziemlich in der Mitte der Insel lag, sind doch schon eine beträchtliche Entfernung. Wäre der Unterschied zwischen der hellgrünen Farbe des Seetangs und der grauen Steppe nicht so auffallend gewesen, ich hätte die Grenzen des Landes überhaupt nicht unterscheiden können. So erkannte ich auch erst nach längerem Beobachten durch das Fernrohr den freien Wasserstreifen, der sich im grünen Grunde wie ein Silberfaden um die ganze Insel herumzog, obgleich er doch mindestens einen Kilometer breit war. Daß ich da etwa auch noch mein Schiff hätte erkennen können, daran war bei solch einer weiten Entfernung natürlich nicht zu denken.

Unser nächstes Ziel war der geographisch angegebene Punkt aus Doktor Selos Hinterlassenschaft, von dem wir höchstens noch eine halbe Meile entfernt waren. Um ihn zu erreichen, mußten wir, wie gleich zu erkennen war, noch tüchtig über Berg und Tal klettern.

Ein erfreulicher Anblick erwartete uns, als wir die nächste Bergspitze erklimmen hatten. Unter uns flatterten ungeheure Scharen von Vögeln, zum größten Teil wohl Möwen. Hier in der Nähe hatte uns bisher der Gebirgskamm ihren Anblick entzogen.

Ich will mich kurz fassen. Die halbe Meile gestaltete sich für uns Seeleute zu einer fürchterlichen Tour. Schluchten hinab- und wieder hinaufklettern, mit Geröll bedeckte schräge Stellen überwinden – für einen Gemsjäger mochte das ja Spaß sein, für einen Bergfex, der jede Sommerferien mit dem Kraxelstock in die Alpen macht, immer noch eine Lust – wir aber waren Seeleute, nur gewohnt, das glatte Deck unter den Füßen zu haben, und das Klettern in

[61]

den Wanten und in der Takelage ist denn doch etwas ganz anderes.

Zudem hatten wir wirklich auszustehen. Mehr als die Hälfte des mitgenommenen Wassers durften wir doch unter keinen Umständen verbrauchen, so lange wir nicht wenigstens ein Gerinnsel gefunden hatten, und danach sah es in dieser schrecklichen Einöde, wo kaum noch ein Grashalm gedieh, gar nicht aus. So mußten wir bereits seit heute früh mit jedem Schlucke geizen, und dabei brannte die Sonne fürchterlich, und der Schluck Wasser, der manchmal verteilt wurde, war eine warme Tunke.

Außerdem hatten wir schon längst anstatt der Stiefel nur noch Lederfetzen an den Füßen, die spitzen Steine stachen uns direkt in die nackten Sohlen.

Doch Mut! Wenn nicht alles trügte, so mußte sich dort unten das Ziel befinden. Wenn meine letzte Sonnenberechnung ergab, daß wir kaum noch hundert Meter davon entfernt waren.

Vor uns ging eine ziemlich schräge Fläche hinab, auch wieder mit solch verteufeltem Geröll bedeckt, und dort unten war auch eine ganz andere Felsbildung, so grottenähnlich, die gleich etwas Besonderes vermuten ließ.

Außerdem wimmelte es dort unten von Möwen und anderen Seevögeln, welche sich doch sonst nicht gern in enge Tiefen begeben. Ich ahnte gleich etwas, doch wollte ich es laut lieber nicht zu hoffen wagen, und so mochten auch die anderen denken. Hier klebten auch überall Vogelnester an den Wänden, die unteren in erreichbarer Höhe, auch zwischen Spalten im Boden waren sie geklemmt, alle mit Eiern gefüllt, an denen wir uns hätten delectieren können, wenn irgendwie Appetit vorhanden gewesen wäre.

Also hinab diesen letzten Weg!

Wir haben kaum, mehr auf dem Rücken liegend, die ersten Schritte gemacht, da knickt Blodwen mit

[62]

einem leisen Schrei zusammen, um nicht wieder aufzustehen. Sie hatte sich den rechten Fuß verrenkt oder verstaucht, das Gelenk schwoll gleich ganz unförmlich an.

»Laßt mich einstweilen hier liegen, ihr müßt ja gleich am Ziele sein,« bat sie.

Daran war nicht zu denken. Blodwen hatte sich während des zweitägigen Marsches wie ein ganzer Mann oder meinetwegen auch wie ein tüchtiges Weib benommen. Kein Seufzer war über ihre Lippen gekommen.

Weshalb sie hier liegen lassen? Zurücktragen mußten wir sie doch nun sowieso, da konnte sie auch erst dort hinab, und ich dachte, dort unten Wasser zu finden. Jetzt wurde das doch ausgesprochen.

Hans, der sich gleich zu der Expedition freiwillig gemeldet hatte, war der erste, der Rat wußte, wie die Verletzte zu transportieren sei. Als ich Blodwen einmal auf meinen Arm genommen hatte, mußte ihr Fuß doch mit meinem Körper in Berührung kommen, und da hatte sie schmerzlich gestöhnt.

Hans gab einem anderen, gleichgroßen Matrosen die Hand, auf diese von zwei Armen gebildete Bahre ward Blodwen gesetzt, so

ging es hinab, die Lastträger von uns anderen vorn und hinten unterstützt, daß sie nicht strauchelten.

Und wie sollte das nun auf dem Rückweg werden? Wir wollten lieber noch gar nicht daran denken. Jedenfalls durfte Blodwen nicht der geringste Vorwurf gemacht werden, das hätte auch jedem von uns passieren können.

An einer flacheren Stelle wurde sie einmal abgesetzt. Als sie die Arme um meinen Hals schlang, ging es ihr einmal recht nahe.

»Richard, mir ist recht elend zumute,« flüsterte sie mit weinerlicher Stimme.

Armes Weib! Wir konnten ihr ja nicht einmal

[63]

den Fuß mit Wasser kühlen. Das warme Zeug, das wir noch in den Schläuchen hatten, nützte nichts.

Weiter ging es hinab, kreischend flohen die Möwen davon, und dann konnten wir aufjubeln.

Aus einer Grotte sprang in dickem Strahle eine klare Quelle hervor und ergoß sich in ein selbstausgehöhlttes Bassin, daraus abfließend und bald wieder in einer Bodenspalte verschwindend.

Ringsherum war wohl alles sehr von den Vögeln verunreinigt, aber das ziemlich große Bassin war durch den ständigen Zufluß ganz klar. Es war ein herrliches, kaltes Wasser, vergessen war mit einem Male alles.

Eine geographische Berechnung konnte ich nicht mehr machen, wir standen schon im Sonnenschatten, ich mußte erst die nächtlichen Gestirne abwarten, aber gar kein Zweifel, das hier war der angegebene Punkt.

Nichts weiter als eine Quelle? Nun, in der Wüste ist Wasser manchmal kostbarer als Gold, und da war es schon wert, diese Quelle, vielleicht die einzige auf der sechzig Quadratmeilen großen Insel, durch eine geographische Ortsbestimmung festzunageln.

Doch für wen mochte das besonderes Interesse haben?

Das war für uns jetzt ganz gleichgültig.

### SCHRECKEN UND JAMMER.

In der Abenddämmerung hatten wir uns in dem Bassin gebadet. Es war eine herrliche Plätscherei gewesen.

Dann flammte ein Feuer auf, in den beiden mitgenommenen Kesselchen wurden Eier gekocht.

Blodwen saß mit naß eingepacktem Fuße neben mir, jetzt sprachen wir von dem Rückmarsche, aber

[64]

hier angesichts des plätschernden Wassers war gar nichts mehr dabei.

»Es sind ja höchstens zwei Tage, statt des schon verzehrten Proviantes nehmen wir jetzt Wasser . . . «

»Still, Richard!!« unterbrach mich da Blodwen mit erhobenem Finger.

Ich lauschte, wie sie, konnte nichts hören, blickte sie an, und da erkannte ich in dem unsicheren Feuerschein, wie leidend Blodwen plötzlich aussah, außerdem so blaß, obgleich sie doch heiße Tage genug hinter sich hatte, daher sonst auch eine gesunde, sonnenverbrannte Farbe besaß.

»Ich höre nichts. Was hast du denn . . . «

»Da – da – jawohl – ich täusche mich nicht!«

Bei Gott, jetzt hörte ich es auch – ein Heulen! Und jetzt ein heiseres Bellen!

»Das ist Achilles! Er ist mir auf der Spur gefolgt!« rief Blodwen, und sie sollte recht behalten.

Hierzu bemerke ich, daß wir die beiden Bullenbeißer noch immer an Bord hatten, und die Mannschaft hatte nun schon so ziemlich Freundschaft mit ihnen gemacht. Die fünf Jungen, welche während der ersten Tage an Bord geboren worden, waren bald eingegangen, weil die Mutter, welche aber auf den männlichen

Namen Achilles hörte oder vielmehr gewöhnlich nicht hörte, zu wenig Milch gehabt hatte.

Man konnte Blodwen nicht verdenken, daß sie die beiden Köter so in ihr Herz geschlossen hatte. Ihrer Herrin wenigstens waren sie ungemein anhänglich, sie kannten eben keinen anderen Menschen als Blodwen, wir anderen waren in ihren Augen schließlich immer noch Nullen, auch ich hätte nicht wagen dürfen, in Gegenwart eines der riesigen Tiere Blodwen nur so einen scherzhaften Schlag auf die Schulter zu geben.

Und nun war einer von Bord geschlüpft und hatte die zwei Tage lange Spur bis hierher verfolgt?

[66]

Es mußte wohl sein, es war ein Hundegeheul gewesen, und Blodwen konnte sogar die Stimme ihrer beiden Lieblinge unterscheiden.

Und da kam es auch schon die schräge Fläche herabgepoltert, in Begleitung von rollenden Steinen, dann sah ich in dem unsicheren Lichte, das von unserem Feuer ausging, eine riesige Bulldogge herabgeschossen kommen, ein unfreiwilliger Saltomortale, und er war zwischen uns – ein Schnappen mit dem keuchenden Maule, aus dem die rote Zunge weit heraushing, nach der Herrin Gesicht, eine flüchtige Begrüßung, so eine Art Kuß im Vorbeistreifen, und Achilles hatte sich in das Bassin gestürzt und leckte und schleckte und schluckte.

»Das arme Tier. Wie lange mag er's wohl ohne Wasser bis hierher ... da kommt auch Diomedes!«

Jawohl, ein neues Poltern, wieder kam in großen Sprüngen eine Gestalt an, aber ...

Wir trauten unseren Augen nicht. Und dann durchzuckte uns alle ein furchtbarer Schreck.

Kein Hund war es, sondern eine menschliche Gestalt!

Goliath!! Goliath, nur mit einer zerfetzten Hose bekleidet, der nackte Oberkörper in Schweiß gebadet, wie aus dem Wasser gezogen, furchtbar keuchend, und hinter sich eine Blutspur ziehend!

»Goliath, um Gottes willen . . . «

Er schnappte, er griff in die Luft, seine blutunterlaufenen Augen rollten umher – und dann sprang er nach dem Bassin, wollte wohl bloß niederknien, konnte sich nicht halten, stürzte ins Wasser und trank mit vollen Zügen, trank, trank.

»Goliath, sprich, was ist geschehen?!«

Da hob er den tiefenden Mund, hob die Arme empor.

»Die ›Sturmbräut‹ ist gesunken!!« schrie er mit

[67]

röchelnder Stimme, und dann beugte er sich wieder hinab, um weiter zu trinken.

Es ist eigentümlich. Manchmal können einem Stunden wie Minuten vergehen, und manchmal werden Sekunden zu Ewigkeiten.

Die ›Sturmbräut‹ gesunken! Jetzt ist es mir, als hätte ich damals eine Stunde gebraucht, um überhaupt erst zu verstehen, was damit eigentlich gemeint sei, und als hätte der nackte Neger eine Stunde so bis an die Brust im Wasser gestanden, immer trinkend, trinkend.

Mit einer Stunde war da natürlich nichts. Vielleicht war ich nur fünf Sekunden so wie gelähmt.

»Die ›Sturmbräut‹ gesunken!?!« schrie ich dann.

Mit einem Male stand Goliath wieder am Rande des Bassins, mit etwas weniger keuchender Brust, und neben ihm schüttelte sich Achilles.

»Gesunken,« wiederholte Goliaths tiefe Stimme, »rettungslos gesunken.«

»Wann?«

»Heute vormittag in der elften Stunde.«

»Dort in der Bucht?«

»Ja.«

»Durch was?«

»Unerklärlich. Ich selbst war an Bord – in meiner Kabine – da ein Stoß, gar nicht so heftig – aber sofort begann der Dampfer zu sinken – in fünf Minuten war er weggesackt, in eine für uns unerreichbare Tiefe. Die Mastspitze ist noch drei Meter unter Wasser.«

Ich stierte den schwarzen Unglücksraben noch immer wie ein Gespenst an, wollte es gar nicht glauben.

»Es – ist – nicht – möglich! Wodurch soll er denn gesunken sein? Ein Leck?«

»Es ist nur anzunehmen, daß ein Walfisch hart  
[68]

gerammt hat. Es trieben sich gerade Walfische in der Bucht herum.«

»Was, ein Walfisch soll solch einen eisernen Dampfer leck rammen?!«

»Er kann eine Eisenplatte eingedrückt haben, deren Nieten nicht mehr ganz fest waren. Massa, Massa, die ›Sturmbräut‹ ist gesunken!!«

Der letzte Ton hatte mich belehrt, daß es jetzt keine Zeit war, nach Ursachen zu forschen. Erst jetzt sprang ich empor.

»Und meine Jungen?«

»Alle sind gerettet!«

»Gelobt sei Gott!«

»Aber sie sind dem Tode verfallen – denn sonst konnte nichts mehr an Land geschafft werden – jetzt stehen sie dort an der Küste ohne Proviant und ohne Wasser und warten auf Eure Rückkehr!!«

Fast heulend war dies aus des Negers Munde gekommen, und plötzlich wußte ich, wie es mit denen dort stand!

Blitzschnell jagten mir Zahlen durch das Hirn.

Heute früh um elf war es geschehen, jetzt war es sieben Uhr – also schon acht Stunden vergangen – am ersten Tage waren wir sieben Stunden marschiert, allerdings sehr langsam – heute mindestens zehn Stunden Kletterweg – macht zusammen siebzehn

Stunden – ich wollte im Eilmarsch nur die Hälfte gelten lassen: neun, nur acht Stunden – so weit waren wir voneinander getrennt – nun kamen aber noch die schon vergangenen acht Stunden hinzu – und dann mußten die an der Küste Wartenden doch auch erst benachrichtigt werden, hierherzumarschieren – und so lange in dieser Sonnenglut, ohne Wasser ...

»Auf, die Wasserschläuche gefüllt und nach der Küste gerannt, was uns unsere Füße tragen, oder wir finden unsere Kameraden nur noch als ausgetrocknete Leichen wieder!!!«

[69]

So schrie ich, und wie jeder verstand, daß hier mit jeder einzelnen Sekunde geheizt werden mußte, das zeigte am besten, wie die vier Matrosen mit den Wasserschläuchen sofort ans Bassin sprangen, alles andere gleich stehen und liegen lassend.

»Heute früh um elf, sagst du?« wandte ich mich noch einmal an Goliath.

»Ja.«

»Wie kannst du da schon hier sein?«

»Ich bin unaufhaltsam gerannt, so schnell wie Achilles – wie der Hund, meine ich.«

Ja freilich, dieser athletische Neger besaß auch die Schenkel eines Hirsches, er konnte sich recht wohl mit dem göttlichen Achilles vergleichen, der ja besonders auch wegen seiner Schnellfüßigkeit berühmt war.

Dann aber hatte ich auch die Zeit vorhin viel zu niedrig taxiert, wenn ich nur mit acht oder neun Stunden gerechnet hatte, da schon dieser Neger sieben gebraucht, hinter dem Hunde her.

»Einen Wassersack!« sagte Goliath, immer noch mit heiserer Stimme. »Ich laufe sofort zurück, hole sie, daß sie schon entgegenkommen.«

Allerdings, das wäre vortrefflich gewesen.

»Das hältst du nicht aus.«

Ein trotziges Lächeln trat auf den pechschwarzen Zügen hervor.

»Ich nicht?«

»Findest du den Weg bei Nacht?«

»Ich finde ihn.«

»Sonst nimm den Hund mit, er führt dich die Spur zurück.«

»Und Ihr?«

Er hatte recht. Wir gebrauchten die Spürnase des Hundes jedenfalls nötiger als dieser Neger, der mir jetzt ganz wie ein wilder Zulu vorkam, der nichts weiter kennt als Krieg und Jagd und aus jeder

[70]

Fährte zu bestimmen weiß, wie alt das betreffende Tier ist.

Nun aber waren auch Worte genug verschwendet gewesen. Goliath hing sich einen gefüllten Wassersack auf den Rücken, und mit leichten Sätzen, als wäre er noch ganz frisch, sprang er schon die Böschung hinauf, war in der Nacht verschwunden.

Auch wir hatten schon jeder einen der ziemlich gewichtigen Wassersäcke auf dem Rücken. Dazu kamen noch drei leer gewordene Proviantssäcke, die ebenfalls wasserdicht waren.

Da fiel mein Blick auf Blodwen.

Mein Gott, wie hatte ich das nur vergessen können?

»Bei der Lady muß natürlich jemand bleiben!«

Schon machte Hans eine Bewegung, als wolle er sich der beiden Säcke wieder entledigen, aber er tat es nicht, bekam einen ganz roten Kopf.

Er sollte auch nicht dazu kommen.

»Auf keinen Fall bleibt jemand bei mir,« sagte Blodwen, und dabei beharrte sie, da war an gar keinen Widerstand zu denken.

Die Gründe, welche sie anführte, waren ja allerdings auch stichhaltig.

Einmal kam es jetzt darauf an, den uns Entgegenkommenden soviel wie möglich Wasser zuzuführen, denn das würde nicht lange dauern, dann mußten sie dem Verschmachtungsstode nahe sein. Und zweitens mußten sie das Wasser eben so schnell wie möglich

bekommen, vielleicht handelte es sich nur um einen einzigen Becher, der konnte schon ein Menschenleben retten, und blieb einer zurück, so hätte ein anderer drei Wasserschläuche tragen müssen, und das war eine große Last, der kam dann nicht mit uns fort . . . kurz und gut, hier handelte es sich um Leben und Tod von sechsundzwanzig Menschen, und

[71]

eine Gefahr für die zurückbleibende Blodwen gab es hier ja nicht.

So trug ich sie schnell noch unter einen Felsvorsprung, falls es regnen sollte, wonach der Himmel nämlich fast aussah, was den Schiffbrüchigen ja nun allerdings ausgezeichnet zupasse kommen würde, ein anderer trug schon die noch brennenden Aeste herbei, die anderen sammelten Holz, einen Revolver und Patronen hatte sie selbst, ich ließ noch mein Gewehr zurück, und nun fort, fort!!

Was für einen Marsch wir in dieser stockfinsternen Nacht gemacht haben, kann ich gar nicht schildern. Es war ein fortwährendes Straucheln und Stürzen.

Ein Glück nur, daß der Hund, den ich am Halsband hielt, meiner Aufforderung gehorchte und Goliaths Spur willig rückwärts verfolgte. Für diesen Neger hatten die beiden bissigen Köter überhaupt eine gewisse Neigung gewonnen. Ferner ein Glück, daß der Bullenbeißer eine ziemlich feine Nase besaß, und daß er mich nicht mehr direkt biß. Schlagen oder nur unfreundlich ansprechen hätte ich ihn freilich nicht dürfen.

Nein, war das ein Marsch in dieser stockfinsternen Nacht! Noch heute wundert mich, daß ich damals nicht sämtliche Knochen brach. Immer auf den blutigen Knien und auf der einen blutigen Hand, die andere am Halse des Hundes, und der riesige Köter schleifte mich wie ein Kind über die spitzen Steine weg.

Dabei hatte mich Beyer auch noch hinten gepackt, und der lag wohl auch mehr auf dem Bauche als er auf den Füßen stand, und so mochte es allen anderen gehen, die sich so Hand in Hand fortbewegten.

Mehrmals stürzte ich auch wirklich, verlor gleich den Boden unter den Füßen, schlug mit dem Kopfe

[72]

auf, die hinter mir Gehenden auf mich drauf. Aber alles *nevermind!*

»Aufgepaßt auf die Wassersäcke!!«

»*Allright*, Käpten!«

Das war unsere einzige Sorge.

Endlich, endlich brach die Morgendämmerung an. Wir konnten uns betrachten. Na, wie wir aussahen, das ist gar nicht zu schildern. Am Körper nur noch ein paar Fetzen, und sonst alles eine blutige Schmiere, der ganze Körper schon mit Grind bedeckt. Ingenieur Beyer hatte überhaupt keine Hose mehr, nicht mehr eine Andeutung davon, der schon ältliche Knabe paradierte mit seinen nackten Storchbeinen, und dabei versicherte er, daß er auch Unterhosen angehabt hätte. Und das Hemd war ihm bis zur Brust abgerissen.

Das sagt mehr als alles andere, was für ein Marsch das gewesen war!

Aber die Hauptsache war doch, daß wir sonst noch intakt waren, noch marschieren konnten – und mehr noch, daß die Wassersäcke unverletzt waren. Noch keiner hatte einen Schluck davon genommen.

Jetzt, da es hell wurde, lag vor uns die freie Ebene, zwischen den Hügeln hindurch bequem zu begehen. Dafür aber begann die Sonne wieder zu brennen. Aus dem Regen war nichts geworden.

Wir marschierten unverdrossen in der Sonnenglut weiter, und wenn jemand seinen Durst unbedingt löschen mußte, so tat er es offenbar mit einer gewissen Scham, weil er dabei an seine Kameraden dachte.

Da, es war in der Mittagsstunde, vielleicht noch drei Stunden von der Küste entfernt, brach Achilles in ein röchelndes Heulen aus, es wurde beantwortet, noch röchelnder, hinter einem Hügel

brach Diomedes hervor, dem man gleich an dem klappernden Fel-  
le

[78]

ansah, wie es mit ihm stand, und dann kamen die ersten des Zu-  
ges, von Goliath geführt.

Auch ihnen sah man an, was sie schon ausgestanden hatten,  
nur daß sie nicht wie die Hunde die Zunge heraushängen ließen.

Auch den Klabaftermann hatten sie schnell, von dem sinken-  
den Schiff heruntergebracht; der Bootsmann, der seit einiger Zeit  
wieder völlig hergestellt war und sich mit dem zweiten Boots-  
mann, Goliath, ganz gut vertrug, hatte ihn sich auf den Buckel  
geschnallt. Ich unterdrückte jetzt und später jede Bemerkung, daß

[74]

dieser heilige Klabaftermann ja doch nicht das Schiff vor dem Un-  
tergang hatte bewahren können, und die Matrosen, wie ich dann  
hörte, legten sich das einfach so aus, daß sie ohne den Klabafter-  
mann eben noch einen ganz anderen Untergang erlebt hätten.  
Denn was untergehen muß, philosophierte mir dann der Boots-  
mann vor, das muß eben untergehen, und die Hauptsache ist nur,  
daß man dabei selbst mit heiler Haut davonkommt – und da hatte  
er ja auch ganz recht.

Zunächst wurden natürlich die Wasserschläuche geöffnet. Ich  
will nicht gerade von einem Tropfen auf den heißen Stein spre-  
chen, jeder Mann bekam eine tüchtige Portion – aber zu einer  
zweiten langte es nicht, und jeder hätte gern mehr getrunken.

Ich hatte zuerst die Absicht, mich allein nach der Bucht zu be-  
geben, die Unglücksstelle zu besichtigen. Das gesunkene Schiff  
sollte in dem klaren Wasser deutlich zu erkennen sein.

Aber wir waren von der Bucht noch gut drei Stunden entfernt,  
und ich ohne einen Tropfen Wasser hin und dann die Weitermar-  
schierenden wieder einholen? Die hatten ja allerdings auch kein  
Wasser mehr – und eben deswegen gab ich meine Absicht auf, wir  
hatten noch längst nicht den Tod des Verschmactens hinter uns.

Vorwärts, den Bergen zu! Unterwegs ließ ich mir von den Steuerleuten und wer sonst noch ausführlich erzählen konnte, Bericht erstatten. Aber ich bekam nichts anderes zu hören, als was mir schon Goliath mitgeteilt hatte, so kurz sich dieser damals auch gefaßt.

Ueber die Hälfte der Mannschaft war an Land gewesen, mit Ausgraben von Ambra beschäftigt, mit der sie schon ein gut Teil des Zwischendecks gefüllt hatten, als sie plötzlich das Schiff sich senken sahen, bis es ganz verschwunden war – und wer nicht [75]

gerade hingesehen hatte, durch das Schreien der an Bord Befindlichen nicht aufmerksam gemacht worden war, der hatte überhaupt nichts davon bemerkt. Es sollte nicht einmal fünf Minuten gedauert haben.

Und die an Bord Befindlichen konnten auch nichts weiter sagen, als daß sie eine starke Erschütterung verspürt hatten, von einem heftigen Stoß kaum zu sprechen, nur ein Ruck – und zusehends sank das Schiff. Auch nicht das geringste war zu retten gewesen, kein Kleidersack, von Schiffspapieren, wozu der erste Steuermann, dem ich die Schlüssel übergeben, erst den Panzerschrank hätte öffnen müssen, gar nicht zu sprechen.

Die Schuld schoben sämtliche auf die Walfische, welche sich, heftig spielend, wahrscheinlich der Liebe nachgehend, in der Bucht aufgehalten hatten, und dann weiter, daß sich eine Platte gelockert hatte, wenn sie sonst auch noch wasserdicht gewesen war. Diese große Platte war von einem Walfisch eingedrückt worden, daher das so furchtbar schnelle Sinken, das Wasser war in mächtigem Strome eingedrungen.

Ein Glück war gewesen, daß sich niemand im Heiz- und Maschinenraum aufgehalten hatte, er hätte schwerlich Zeit gehabt, sich nach oben zu retten.

»Jungens,« sagte ich, »die Hauptsache ist, daß wir alle noch mit heilen Knochen beieinander sind.«

»Un dat jeder sien Piep un Tobak un Rietstück hädd,« entgegnete ein Matrose schmunzelnd, und wie auf Kommando zeigte mir jeder seine Pfeife und mehr oder weniger Tabak und wohl auch solchen zum Kauen und außerdem Streichhölzer. Eine Stunde zuvor hatte der Steuermann nämlich Tabak und Streichhölzer verteilt, für eine Woche.

Für eine Woche? Würde da der Tabak ausreichen?

[76]

Ich hatte unterwegs Zeit, unsere Lage zu überlegen. Ja, heile Knochen hatten wir noch, aber sonst . . . es sah verdammt trostlos aus!

Unser Aufenthalt konnte nur dort an der Quelle sein. Eier hatten wir ja zu essen – vorläufig! und schließlich ist auch das tranige Möwenfleisch zu verdauen.

Das schlimmste war, daß wir gar keine Umschau halten konnten. Ja, wir konnten wohl immer eine Wache auf einen Berggipfel postieren, aber von dort war auch mit dem besten Fernrohr kein nahendes Schiff zu erspähen, und Posten an der Küste konnten wieder kaum mit Wasser versehen werden, abgesehen davon, daß es sich um eine Küstenlängs von zirka dreißig geographischen Meilen handelte.

Und nach was für einem Schiffe sollte denn hier in der Fucusbank ausgespäht werden?

Karlemann! Das war unsere einzige Hoffnung, daß, wenn wir nicht zurückkamen, er sich selbst auf die Suche machen würde.

Aber hatten wir für die Expedition nicht ein ganzes Jahr angesetzt? Ich hatte mit ihm deswegen überhaupt gar nichts ausgemacht.

O, o, das sah böse, böse für uns aus!

Durch eigene Kraft forthelfen? Ein Fahrzeug bauen? Bäume gab es ja genug, schließlich mußte man auch mit Messer und Feuer

und ohne Nägel fertig werden, wir wollten schon einen Kahn zusammenflicken – aber um uns herum war die verdammte schwimmende Graswiese, deren zärtliche Anhänglichkeit wir doch schon zur Genüge kennen gelernt hatten.

Es begann zu regnen. So angenehm das auch für uns war, so ermahnte mich dies doch, nicht nach der Taube zu greifen, wenn man einen Sperling in der Hand hält.

[77]

»Um Gottes willen, Jungens, schont und sichert eure Streichhölzer!«

Mit diesem Regen war nicht viel anzufangen, in den ausgebreiteten Oeljacken, die einige Matrosen getragen hatten, wollte sich nichts ansammeln. Er hörte auch bald wieder auf, die Sonne kam von neuem hervor – wir litten ganz schmachvollen Durst.

Ich hätte ja gern einmal geruht, ich selbst war ja todmüde, aber ich dachte an Blodwen.

Vorwärts, vorwärts! Bald gab es ja Wasser und Eier und Fleisch genug, dann konnten wir vielleicht wochenlang schlafen, gleich bis ins späte Alter in den Tod hinüber, konnten einander hier begraben. –

Am Abend, schon zwischen den Bergen, schleppten wir uns nur noch so hin. Und mit Anbruch der Nacht kam es endlich, was schon lange in der Atmosphäre gelegen hatte: Orkan und Wolkenbruch.

Es war schauderschaft schön. Gewiß, dieses Heulen und Pfeifen und Blitzen und Donnern und Prasseln von hühnereiergroßen Regentropfen – das war alles ganz imposant.

Aber so etwas muß man sich lieber auf einem Gemälde oder im Theater ansehen, wenn hinter den Kulissen der Donner mit der großen Pauke markiert wird, und der Regisseur bläst mit Kolophonium ellenlange Blitze.

Für uns, die wir alle auf einem Klumpen zusammengeballt dalagen, war dies weniger imposant, noch weniger schön. Und ich dachte an Blodwen.

Am nächsten Morgen brannte natürlich kein einziges Schwefelhölzchen mehr. Aber dafür brauchten wir auch keinen Durst mehr zu leiden. Wenn wir nicht die gelbe Brühe trinken wollten, die überall herabrieselte, brauchten wir uns nur gegenseitig die nassen Kleider auszunutschen. Das heißt vorausgesetzt, wer noch Kleider hatte! Bei mir war nur

[78]

wenig noch auszunutschen, bei Herrn Beyer überhaupt nichts mehr, der hatte sich aus seinem letzten halben Hemdchen einen Turban gemacht, hatte es sich zum Schutze seiner Glatze um den Kopf gewickelt.

Ich weiß nicht – gerade bei solchen Gelegenheiten, wenn es mir einmal recht schlecht geht, kann ich lustig werden. Wirklich, da sehe ich alles mit humoristischen Augen an. Ich suche mit Absicht Komik, finde sie, und so weiß ich mich immer zu trösten, werde wieder lustig.

Nur damals wollte es mir nicht recht gelingen. Ich dachte an Blodwen.

Und es goß noch immer in Strömen. Am Mittag hatte ich an der Quelle zu sein gehofft, aber der Weg war so schlüpfrig, daß wir nur wie Schnecken vorwärts kamen.

So brach schon wieder die Dämmerung herein, ehe ich mich als erster des Zuges der Quells näherte. Und jetzt quatschte es wieder mit Macht vom Himmel herab, wenn auch ohne Sturm.

»Blodwen!!«

Ein leises Wimmern.

Mein Herzschlag setzte plötzlich aus.

Da lag sie. Am Rande des Wasserbassins. Der Regen prasselte auf sie herab.

»Blodwen, um Gottes willen, was machst du da?«

Da bewegte sie sich etwas.

»Richard, ach, mein Richard!« wimmerte sie mit schwacher Stimme.

Gelobt sei Gott, sie lebte wenigstens noch!

Ich stand neben ihr, beugte mich zu ihr herab.

»Aber Blodwen, was liegst du hier? Warum bist du nicht in der ...«

Das Wort erstarb mir.

Warum hatte sie denn ihre Brust ganz entblößt?

[79]

Und was hatte sie denn da an der Brust für ein kleines Bündel, das sie mit beiden Händen festhielt?

Und das kleine Bündelchen bewegte sich, und jetzt ein piepsendes Stimmchen ...

Da ging mir die Erkenntnis auf!

Und ich griff in die Luft, um mich an etwas zu halten, und da ich nichts fand, taumelte ich.

O, Jammer, o, grenzenloser Jammer!!

Die stolze Blodwen – die Lady von Leytenstone – die Erbin von Millionen und Abermillionen und noch Besitzerin derselben – aufgewachsen in einer Frauenkemenate, vor jedem Luftzug geschützt – hier in, Sturm und Wolkenbruch, auf der nackten Erde liegend, ohne jede menschliche Hilfe – so hatte sie einem Kinde, meinem Kinde das Leben geschenkt!

#### DER STERN VON BETHLEHEM.

Erlasse mir der Leser jede Schilderung, jede Erwägung, was da vorangegangen war, wie das geschehen, wie das unerfahrene Weib fertig geworden.

Mit ihrer letzten Kraft hatte sie sich nach dem Bassin geschleppt, in der Nacht, im Wolkenbruch, hier hatte sie stundenlang gelitten, hier hatte sich der Fluch des Paradieses an ihr erfüllt – dann war sie mit ihrem verrenkten Fuße nicht fähig gewesen,

sich zurückzuschleppen – hier hatte sie im strömenden Regen die ganze Nacht und auch noch den ganzen Tag verbracht, das Kind an der Brust . . . genug!

Der Fluch des Paradieses! Dieses stolze Weib hier hatte ihn bis zur letzten Neige auskosten müssen, die Wölfin beneidend, die sich doch wenigstens noch im Schnee zu betten weiß!

Genug!

Es war ein Mädchen.

[80]

Es konnte nur ein Siebenmonatskind sein. Es war lebensfähig und blieb am Leben, obgleich wir ihm anfangs nur Eier einflößen konnten. Denn eine Woche rang die Mutter, mein Weib, mit dem Tode. Dann erholte sie sich wieder. Auch sie sollte am Leben bleiben. Und dann konnte sie es selbst stillen.

Auch wir sollten unser Leben fristen können.

Aber ach, was habe ich in diesen vier Wochen durchgemacht. Und jeder meiner Jungen hat mit mir gelitten – nicht körperlich, sondern seelisch. Aber das äußert sich auch körperlich, im Gesicht. Ich bin in diesen vier Wochen um vier Jahre gealtert, obgleich wir uns täglich mit kräftiger Nahrung sättigen konnten.

Ueber unsere Lebensweise habe ich wenig zu erzählen.

Nach dem Trocknen zeigten sich einige Streichhölzer noch gebrauchsfähig. An Holz war hier kein Mangel, es wurde ein beständiges Feuer unterhalten, und sonst wurden eben Baumstämme von weiterher geschleift, die zerschnittenen Stücke am Feuer schon vorher getrocknet.

Ja, mit den Messern fällten und zersägten wir die Baumstämme, die stärksten. Wir hatten ja Zeit dazu.

Dann dienten als Feuerungsmaterial auch die vielen Holzspäne, welche beim Schiffbau abfielen. Denn wir bauten emsig an einem Boote, ohne noch zu wissen, wie wir es in dem grünen Wiesenmeere dereinst verwenden könnten.

Aber so untätig herumzulungern, als Seeleute, auf einer Insel, wo es Bäume gab, das wäre doch schmachvoll gewesen.

Auf der höchsten Bergspitze war ständig ein mit Wasser versehener Matrose postiert – zwecklos. Bei dieser Entfernung war ja auch nicht das größte

[81]

Schiff zu sehen. Dennoch, wir taten, was wir tun konnten.

Unmöglich aber war, Wachen an der Küste zu postieren, einmal wegen deren Länge, dann wegen der Wasserfrage.

Wie sollte das enden? Durften wir auf Karlemann hoffen? Wir wußten es nicht, dachten nicht daran, sprachen wenigstens nicht darüber. Wir arbeiteten am Boote und vollbrachten da mit Holzpflocken anstatt Nägeln eine kleine Kunstleistung.

An Nahrung war also kein Mangel. Die uns nächsten Vögel wurden allerdings scheu, aber da gab es noch viele Tausende von anderen Nestern, wenn diese auch schwerer zu erreichen waren oder einen weiteren Weg erforderten. Als die Möwen zu legen aufhörten, machten sich andere Seevögel ans Brutgeschäft, und war ihr Fleisch völlig ungenießbar, weil mit den Zähnen nicht zu zerreißen, so gab es doch eine kräftige Bouillon. Aber das läßt sich alles machen, da wurde es einfach mit Messern zu Ragout zerhackt, und schmeckte es tranig, so versicherten wir gegenseitig, daß Walfischtran noch viel, viel traniger schmecke.

Ich machte mich einmal mit Goliath auf den Weg nach der Bucht, jeder mit einem Wassersack behangen.

Ja, da lag die ›Sturmbraut‹, handgreiflich. Boote, Wasserfässer – alles in tadelloser Ordnung. Aber durch Tauchen hätte ich höchstens die Mastspitze erreichen können. An Deck wäre auch kein professioneller Perlentaucher gekommen.

Ja, hätten wir unsere Taucherkostüme hier gehabt. Aber die lagen wohlgeborgen dort unten. –

Es war in der dritten Woche. So genau kann ich das ja nicht bestimmen, wir waren ganz aus dem Kalender gekommen. Da hörte ich eines Nachts im Traume einen Schuß fallen.

[82]

Darob erwachte ich. Und es war kein Traum gewesen, oder auch die anderen Schläfer hätten so träumen müssen.

»Die Wache hat einen Signalschuß abgegeben!«

Ich Hals über Kopf in der Stockfinsternis hinauf.

Hierbei muß ich bemerken, daß die Quelle nicht etwa im Tale lag. Man könnte auf diese Vermutung kommen, weil ich erzählt habe, wir hätten zu ihrer Erreichung erst tief hinabklettern müssen.

Das war aber nur eine Schlucht gewesen, welche schon auf dem Gebirgskamm lag. Wie hoch wir uns befanden, kann ich nicht sagen, ich hatte kein Barometer bei mir. Tausend Meter mindestens. Und so war der Berggipfel, auf dem die Wache postierte, gar nicht mehr so hoch, in einer Viertelstunde hatte man ihn erklimmen, wobei noch die vielen Umwege in Betracht zu ziehen sind, so daß man einen Schuß aus dem Revolver, mit dem der Posten ausgestattet war, noch recht gut hören konnte.

Ich kannte den Weg auch im Finstern, holte mir nur einmal ein blutiges Knie, und ich war auf der freien Höhe.

Und da – und da – ich war von dem Matrosen noch entfernt, er hatte mir noch nichts zugerufen – da sah ich es schon allein – da sehe ich in weiter, weiter, nordwestlicher Ferne aus dem Meere majestätisch eine grüne Leuchtkugel zum nächtlichen Himmel emporsteigen – und nach einer Weile folgt eine gelbe – und dann eine weiße – und dann gleichzeitig zwei blaue – und dann wieder eine rote ...

Karlemann!! Er kommt, er sucht uns!

Ja, hatten wir denn aber Karlemann von Westen zu erwarten? Es hätte ja sein können, daß er schon die ganze Insel umfahren

...

»Käpt'n, seid Ihr hier?« rief mich jetzt der Posten an.

[83]

»Hier!«

»Die signalisieren!«

»Das merke ich!«

»Die signalisieren mit einem anderen Schiffe. Dort – dort – jetzt fangen die wieder an!«

Bei Gott! Dort, wohin ich blickte, setzten die Leuchtkugeln aus, dafür aber stieg weiter südlich davon, viel weiter, vielleicht, wenn ich irgendwie schätzen durfte, zehn Seemeilen davon entfernt, eine rote Rakete zum Himmel empor, platzte, und wie ein Stern blieb am Firmament eine Leuchtkugel schweben.

Es war das Antwortzeichen gewesen. Hier signalisierten zwei Schiffe.

Das Antwortzeichen! So klügelte ich nüchtern aus. Dieser einfache Matrose wußte mich sonst so phantastischen Gesellen diesmal zu übertreffen.

»Heute ist Weihnachten,« sagte er, als die weiße Leuchtkugel noch immer am finsternen Himmel schwebte, minutenlang.

»Weihnachten?« wiederholte ich erstaunt.

»Ja, ich habe es mir vorhin ausgezählt – ich hatte eine Marke – am dritten ist das Mädel geboren, und heute ist es gerade drei Wochen alt – heute ist heiliger Abend.«

Er hatte es mit etwas zitternder Stimme gesagt, und mir stieg es plötzlich siedendheiß zum Herzen empor.

Ich Narr hielt es für Schwäche, wollte es von mir schütteln.

»Aber Karlemann kann das nicht sein,« sagte ich.

»Nein, das ist der Stern von Bethlehem.«

Da weinte ich leise.

Und es war einer der rohesten Matrosen gewesen, der dies sagt.

Doch vorbei! Gewiß, für uns war es der Stern von Bethlehem, der Stern des Heils, uns mit stummer Sprache Rettung zuflüsternd.

[84]

Er war endlich verloschen. Und kein neues Signal wollte kommen, hier nicht und dort nicht.

»Haben sie schon vorher signalisiert?«

»Als ich schoß, ging die dritte Leuchtkugel empor, und dann kamen noch viele nach, bis ich Euch bemerkte.«

»Dort im Norden?«

»Nein, erst fing's im Süden an, wo jetzt zuletzt die weiße Kugel kam.«

»Auch mit farbigen Kugeln?«

»Ja. Ich zählte neun Kugeln. Aber die Reihenfolge kann ich nicht mehr sagen.«

»Und dann?«

»Dann antwortete der Norden mit dreizehn Kugeln. Da wart Ihr schon oben. Und jetzt hat der Süden wohl das Schlußzeichen gegeben – nein, doch nicht!!«

Das Leuchtkugelspiel fing auf beiden Seiten noch einmal an, dann zwei weiße Doppelzeichen, und dann kam nichts mehr, obgleich ich noch über eine Stunde wartete.

Ich hatte die farbigen Leuchtsignale ziemlich gut im Kopfe, hatte aber kein Wort bilden können. Dann war es also eine Geheimsprache.

»Wie weit schätzt du die Entfernung?« fragte ich den Matrosen, einen ausgewitterten Seebären, der sich auf so etwas verstand.

»Käpt'n, das ist schwer zu sagen. Die beiden Stationen sind mindestens zehn Meilen auseinander.«

»Und von hier entfernt?«

»Die nördliche mindestens dreißig, die andere mag etwas näher sein.«

Genau so hatte auch ich geschätzt.

Ich hieß den Matrosen gut aufpassen und begab mich wieder hinab. Obgleich der Untergang des Schiffes den Musterkontrakt aufhebt – allerdings noch nicht in den Rettungsbooten – herrschte bei

[85]

uns noch eine stramme Disziplin, wozu meinerseits kein Wort nötig gewesen war. Das mag mancher selbstverständlich finden, ist es aber doch nicht. Gesetzlich war ich gar nicht mehr der allmächtige Kapitän.

Indes ein anderer Gedanke war bei meinen Jungen gar nicht aufgestiegen, auch nicht bei den Offizieren, und so hatten sie ruhig gewartet, bis ich zurückkam.

Denn es wäre doch sehr verzeihlich gewesen, wenn alle, sobald der Posten den Signalschuß abgegeben, den Berg hinaufgestürmt wären, um zu sehen, was es gäbe.

Nichts von alledem. Ich hatte niemanden zum Mitgehen aufgefordert, und sie warteten – allerdings innerlich wohl nicht so ruhig.

Ich teilte das Erlebte mit lauter Stimme mit, war bereit, eines jeden Meinung zu hören.

»Das sind Schiffe.«

»Es kann auch noch eine andere Insel geben, vielleicht gar bewohnt.«

Vermutungen, nichts weiter. Sie hatten keinen Zweck. Eher konnte ich mich mit Blodwen im geheimen darüber unterhalten. Die Leute brauchten nichts davon zu wissen, daß ich hier schon einen Vorgänger vermutete, der ab und zu dieser Ambrain-sel einen Besuch abstattete, wenn wir auch noch keine Spur davon bemerkt hatten.

»Richard, da wir nun einmal darüber sprechen – mir ist schon manchmal ein Verdacht aufgestiegen.«

»Welcher?«

»Du sagtest doch damals, als wir die geographisch bestimmten Punkte aufsuchten, wo wir etwas versenkt vermuteten, aber keinen Grund fanden – dieser rätselhafte Mann könnte vielleicht imstande sein, dort hinabzutauchen.«

»Nun, und?«

[86]

»Könnte ein Taucher nicht unser Schiff angebohrt haben, um uns untergehen zu lassen oder uns hier auf dieser Insel gefangen-zuhalten, auf daß der Wissener dieses Geheimnisses keine Mitwisser hat, oder daß wir den Schatz doch nicht ausbeuten können?«

Sie sprach aus, woran auch ich schon gedacht hatte!

Das wäre aber furchtbar für uns, dann wäre das kein Stern des Heils gewesen, er wäre von unseren Feinden ausgegangen!

Doch das waren ganz leere Vermutungen, auf die ich mich niemals einlasse.

Immerhin, es war doch besser, die Leute lieber nicht in alles einzuweißen, eben aus diesen Gründen, welche nur die Hoffnung vernichten konnten, und wer noch Hoffnung hat, geht nicht zuschanden.

Wichtiger war die Beratung, ob ein Feuer oben auf dem Berge und während des Tages eine Flagge Zweck habe.

Für ein an der Küste vorüberfahrendes Fahrzeug sicher nicht. Von der Küste aus konnte man kein Feuer mehr erkennen, das hier auf dem in der Mitte der Insel liegenden Berge brannte, wenigstens nicht solch ein Feuer, wie wir es zu nähren vermochten, und wenn wir auch ganze Baumstämme hineinwarfen.

Raketen, das ist etwas ganz anderes, das ist eine besondere Brandmischung. Schon damals hatte man etwas Aehnliches wie das heutige Magnesium, es wurde Leuthocin genannt, der Hauptbestandteil war übrigens ebenfalls Magnesium, welches damals nur noch sehr teuer war.

Aber wenn die Insel nun doch schon bekannt war und einmal betreten wurde?

Ja, wir hatten etwas versäumt. Von jetzt an sollte bei Nacht auf der Bergspitze ein großes Feuer

[87]

unterhalten werden, bei Tage eine Flagge oben wehen, außerdem immer noch ein Offizier oben sein.

So geschah es. Zwecklos! Bis zur übernächsten Nacht! Da bekamen wir wenigstens wiederum etwas zu sehen.

Ich selbst hatte gerade die Offizierswache übernommen, als ich abermals eine blendendweiße Leuchtkugel aufsteigen sah.

Gleich beim ersten Male hatte ich mir die Richtungen mittels des Kompasses äußerst genau gemerkt, auch durch gedachte Linien und andere Hilfsmittel markiert – Sterne waren damals nicht zu sehen gewesen – und so wußte ich jetzt ganz bestimmt, daß die Leuchtkugel diesmal noch südlicher aufstieg.

Und da kam nördlich das weiße Gegenzeichen, und das stieg genau von derselben Stelle auf, wo ich damals zuerst das bunte Leuchtkugelspiel beobachtet hatte.

Aus der Verrückung des einen Punktes und dem Stehenbleiben des anderen auf ein Schiff und auf festes Land zu schließen, wäre allerdings voreilig gewesen.

Genug, wiederum begann zwischen den beiden Signalstationen das farbige Leuchtkugelspiel. Sehr interessant anzusehen, sehr tröstlich für uns, in diesem sonst so toten Wiesenmeere noch andere Menschen zu wissen, welche sogar schon mit Leuchtfeuern signalisieren konnten – im übrigen aber ganz nutzlos für uns.

Dies war das zweitemal gewesen, und ein drittes Mal sollten wir nichts von dieser nächtlichen Signalisiererei gewahren.

Wir bauten mit Emsigkeit an unserem Boote. Solange dies nicht fertig war, hatte es gar keinen Zweck, über einen Befreiungsversuch zu sprechen.

[88]

WIR WERDEN ENTDECKT.

Jener Matrose hatte mich wieder in den Kalender hineingebracht. So wußte ich, daß es Ende der vierten Woche unseres Insellebens oder der einunddreißigste Dezember war, als ich eines schönen Morgens Vogelnester nach Eiern absuchte.

Ich hatte es auf eine besondere Art von Möwen abgesehen, welche die schmackhaftesten Eier liefern, dafür aber ihre Nester an schwer zugängliche Stellen kleben, das heißt, mehr die freie Luft lieben.

Doch lebensgefährlich war meine Kletterei durchaus nicht. Nur unangenehm. Nämlich deshalb, weil meine Haut auch gar nichts mehr vor den spitzen Steinen schützte, welche auf dieser gesegneten Insel reichlich wuchsen.

Denn schon seit zwei Wochen bestand mein ganzer Anzug aus einer defekten Bauchbinde. Und ich war der Kapitän! Das sagt wohl genug, wie es mit unserer Garderobe aussah. Wir gingen alle noch viel tiefer dekolletiert als die Hofdamen. Sagen wir gleich: wie Adam. Nur daß Adam ein Feigenblatt anhatte, meine Jungen ein Stück Holz vorzogen. Von wegen Blodwens. Und eine Grasflechte wäre doch gleich wieder in die Brüche gegangen.

Dieser Kleiderschwund kam eben durch die ständige Suche nach Eiern und durch die verdammten spitzigen Steine, die sich in jedes Fetzenchen, das noch auf dem Körper flatterte, verliebten.

Wir hatten ja im Kleiderschrank noch ein paar gute Sonntagslumpen hängen, aber die sollten eben für bessere Zeiten aufgehoben werden, wenn wir wieder in die Gesellschaft eingeführt wurden.

Dann war doch auch das Kind zu versehen gewesen, mit solchen Dingen, welche immer naß sind, wenn sie nicht auf der Leine hängen. Auch Kleidchen hatten geliefert werden müssen, und Blodwen

selbst hatte mit ihrer eigenen Garderobe nicht viel aushelfen können, weil ihr Unterrock schon als Flagge dort droben auf dem Berge wehte.

Die ersten beiden warmen Kleidchen hatte der Koch geliefert. Dieser besaß nämlich ein Paar unverschämt dicke Waden, und der Mann der Kombüse trug trotz seines warmen Aufenthaltsorts auch unterm Aequator immer die dicksten Wollstrümpfe.

Nun brauchte von diesen Strümpfen bloß unten die Socke abgeschnitten zu werden, und die Erstlingskleider waren fertig, unser Kindchen brauchte nur hineingesackt zu werden. Der linke Strumpf war für Alltags, der rechte Strumpf war das Sonntagskleid.

Aber dabei blieb es nicht. Der Segelmacher schneiderte für unser Kindchen aus einem Hosenboden, einem Jackenärmel und einem Westenrückenstück ein perfektes Kleidchen zurecht, besetzt mit Bändchen und Schleifchen, deren Ursprung mir ein Rätsel geblieben ist, und der dämliche Fritze lieferte unserem Kindchen aus Lederfetzen ein Paar Schuhchen, die er in jedem Schaufenster hätte ausstellen können.

Für kritische Leser und mehr noch Leserinnen sei hierzu bemerkt, daß unser Kindchen nach englischen Sitten aufgebracht wurde, und in England weiß man nichts von Wickelbett oder Steckkissen oder dergleichen. Das Wurm kriegt sofort ein Tragkleid und Stiebeln. Tatsache, das ist nicht etwa Scherz. Freilich wird so ein englischer Säugling, wie ich erst später erfuhr, fest gewickelt, was wir vergaßen, weil wir eben nichts davon wußten.

Nun, unser Kindchen bekam deswegen noch keinen Buckel.

Der Leser dürfte es schon herausgehört haben, unser Kindchen. Einen Namen hat das Mädchel niemals bekommen. Es war und blieb Unserkindchen. Und wenn man das in ein Wort schreibt, so ist das schließlich doch ebenfalls ein Name,

Was mich anbetrifft, so konnte ich mich niemals recht als Vater fühlen. Ich hatte immer eine Heidenangst, wenn ich das gebrechliche Dingelchen einmal anfassen mußte. Das überließ ich lieber den anderen. Es war ja auch ›unser Kindchen‹. Wirklich, ich glaube nicht, daß ich mich jemals zum Familienvater geeignet hätte. Deshalb war ich ja auch nicht Pastor geworden.

Im übrigen war es ein sehr hübsches Mädchen, trotz der frühen Geburt ganz stramm. Und klug! Matrose Pieplack war der einzige, der noch mit einer Teerjacke einherstolzte – freilich ohne Hosen – und als Pieplack unser Kindchen zum ersten Male auf seinen nackten Knien reiten ließ, da hatte unser Kindchen sofort weg, was eine Tasche zu bedeuten hat, gleich hatte es das Händchen in der Tasche, und seitdem gab es sich beständig Mühe, auch bei den anderen Taschen zu finden, was bei unserer Garderobe nun freilich schwierig war.

Schließlich hier gleich noch ein Wort über Blodwen.

Sie ging natürlich ganz in der Pflege ihres Kindes auf. Natürlich? Nun, es soll Mütter genug geben, bei denen dies nicht so natürlich ist. Und ich hatte mir die Lady von Leytenstone nie als Mutter vorstellen können, ja, ich hatte gleich direkt zu zweifeln gewagt, daß Blodwen sich viel um ihr Kind kümmern würde.

Ich hatte ihr schweres Unrecht getan. Sie war die treueste, aufmerksamste Mutter. Ja, das war sie, aber . . .

Die treueste, die aufmerksamste Mutter, sagte ich. Aber auch die zärtlichste?

Man konnte nicht das Gegenteil merken; was ist denn mehr zu verlangen, als daß eine Mutter Tag und Nacht um ihr Kind besorgt ist? Aber . . .

Ich kann mich nicht ausdrücken. Es war ein

[91]

Unterschied dabei. Es fehlte doch etwas. Mit lachenden Augen blickte sie das Kind nie an, nur immer mit tiefensten, oder mit

traurigen, oder mit feuersprühenden, und das war keine Liebe, die daraus sprühte.

Blodwen hatte sich überhaupt recht verändert. Sie war wortkarg geworden, auch gegen mich. Sie beschäftigte sich eben nur noch mit dem Kind. Sie selbst nannte es Darling – Liebling.

Einmal beobachtete ich sie zufällig, wie sie oben auf dem Berge stand.

Das Kind auf dem linken Arm, streckte sie den rechten gegen Norden aus und schüttelte die geballte Faust, und dazu hatte sie schon längere Zeit etwas gemurmelt.

»... mögen dich tausend Flüche ...«

Mehr hörte ich nicht. Ich zog mich gleich wieder zurück. Ich wußte ja, woran sie dachte. Sie konnte es eben nicht vergessen.

Ich ließ sie in Ruhe.

Aber bekömmlich konnte solche Milch nicht gerade sein. Und doch gedieh unser Kindchen. – – –

Ja, wo war ich stehen geblieben? Wie ich, angetan mit meiner Bauchbinde, an der Felswand klebe und Vogelnester ausnehme.

Ich habe in meinem Beutelchen, das früher zu Augusts Hemd gehörte, schon ein Dutzend Eier – da muß ich daran denken, daß ich auf einem Felsgrat stehe, und wenn der auch breit genug ist, so daß man keine Gemsenfüße zu besitzen braucht, so darf man darauf doch auch keine Bocksprünge ausführen.

Da sehe ich aus meiner luftigen Höhe unter mir in einem Tale sich zwei Menschlein bewegen, und sie sind mir nahe genug, daß ich erkennen kann, wie die beiden vollständige Anzüge tragen, sogar Hüte auf den Köpfen.

Dann konnten das natürlich auch nicht zwei von

[92]

meinen Leuten sein. Denn sonst war es doch noch zu weit, um etwas näher unterscheiden zu können.

Alle Wetter, wie mir der Anblick dieser beiden nach allen Regeln der Schneiderkunst gekleideten Menschlein in die Knochen fuhr!

Schnell hinab! Mein Kriegsplan war sofort entworfen. Diese Fremdlinge mußte ich zuerst allein sprechen. Und ich wußte sie abzufangen. Durch das Eiersammeln auf Bergeshöhen hatte ich doch immer einen allgemeinen Ueberblick bekommen, kannte jedes Tal und jede Schlucht.

In zehn Minuten war ich unten, wo ich frei ausschreiten konnte, nun um ein paar Felsen herum, und ich wußte bestimmt: durch diese hohle Gasse muß er kommen!

Ich hatte von einem entworfenen Kriegsplan gesprochen. Wirklich, ich dachte an eine eventuelle Begegnung mit Feinden. Aber mir erst einen Revolver zu holen und ihn in meine Bauchbinde zu stecken – welche, nebenbei bemerkt, um schamhafte Leserinnen nicht zu verletzen, genügend lang war – daran dachte ich nicht. Meine ganze Bewaffnung bestand in dem Säckchen mit dem Dutzend Eiern – und in der Faust, welche sie trug. Sonst aber rechnete ich auch noch mit anderen Angriffsweisen, z. B., mit der Ueberraschung. Doch ich konnte mich ja auch irren – hoffentlich.

Hinter einem Felsen geduckt, spähte ich mit der Nasenspitze hervor. Richtig, da kamen sie schon anpromeniert. Der eine war ein Germane, der andere offenbar ein Indier. Beide trugen weiße Tropenkostüme, der Germane nach Seemannsschnitt, der Indier hatte im Gegensatz dazu recht enge Hosen an, welche die Indier seit alters her geliebt haben.

Jeder hatte einen Bergstock und über der Schulter ein Seilbündel, an der Seite Korbflasche und Proviantbeutel, Waffen sah ich nicht. Doch viel

[93]

geklettert konnten sie noch nicht haben, das merkte man an ihren noch tadellosen Anzügen und Stiefeletten, hatten es auch noch

nicht nötig gehabt; denn von der Seite, von wo sie kamen, führte bis hierher ein ganz bequemer Aufstieg.

Am meisten erkannte ich aus ihrem ganzen Benehmen, wie sie sich so mit behaglichen Spaziergängergesichtern umsahen, daß sie von unserer Anwesenheit hier nichts ahnten.

»Wir können doch nicht mehr weit von der Quelle entfernt sein, Kapitän Simmer?« sagte jetzt der Indier, sich des Englischen bedienend.

»Ich werde gleich einmal eine Bestimmung machen. Es ist schon lange her, daß ich die Quelle besuchte, ich kenne mich doch nicht mehr recht aus.«

»Nicht wahr, es war Kapitän Berkins, welcher inzwischen manchmal hierherfahren mußte, um Ambra zu holen?«

»Kapitän Berkins,« bestätigte der andere.

Hallo, ich hatte schon recht viel zu hören bekommen!

Nun aber mußte ich hervortreten, sonst sahen sie mich in meinem Versteck.

»*Good morning, gentlemen!*«

Ach, du großer Schreck! Erst zwei Statuen, dann ein Zurückprallen, dann griff der Kapitän in seine Rocktasche und brachte eine silberne Streichholzschachtel zum Vorschein, hatte sich offenbar vergriffen – Feuer wollte er mir vielleicht geben, nur anderes – also er ließ die Streichholzschachtel wieder verschwinden und brachte dafür ein Etui heraus, das offenbar eine Tabakspfeife barg – war auch hiermit noch nicht zufrieden, steckte die Piep wieder ein und hatte jetzt endlich den gesuchten Revolver gefunden, ein niedliches Dingelchen.

Das war natürlich schneller gegangen, als ich

[94]

hier erzähle. Nur drei Griffe. Aber hübsch hatte es doch ausgesehen.

»Lassen Sie mal ruhig stecken,« sagte ich gutmütig, »ich tu' Ihnen nichts.«

Der Kapitän hatte sich wieder zusammengerafft.

»Wer sind Sie?« fragte er, und das war allerdings von einem kolossal mißtrauischen Blicke begleitet, obgleich der Mann sonst ganz offene, sympathische Züge hatte.

»Ein Mann,« entgegnete ich, »von dessen Besitztümern nach seinem Schiffbruche nichts weiter übriggeblieben ist als diese Bauchbinde, wegen deren Abgetragenheit ich um Entschuldigung bitte.«

Doch die beiden hatten nur eines herausgehört.

»Schiffbruch haben Sie gelitten?!«

»Yes. Perfectly.«

»Wo?«

»An dieser Insel, auf der ich Sie zu begrüßen die Ehre habe.«

»Mann, wie kommen Sie hierher?«

»Eben auf meinem Schiffe, welches jetzt an der Ostküste dieser Insel in mir unerreichbarer Wassertiefe liegt.«

»Was für ein Schiff war das?«

»Die ›Sturmbrat‹ von New-York – zuerst von London.«

Herr du Gott, machte die Nennung dieses Schiffsnamens auf die beiden einen Eindruck! Sie gerieten ganz aus dem Häuschen.

»Sie sind – Sie sind – doch nicht – der Kapitän der ›Sturmbrat?«

»Yes, bin ich.«

»Kapitän Richard Jansen?«

»Bin ich.«

Der Blonde machte einen Schritt mit ausgestreckten Händen, als wollte er mich umarmen,

[95]

blieb aber noch vorher stehen, hob dafür die Arme in die Luft.

»Wunder, o, Wunder über Wunder – hier müssen wir ihn finden!! – Mahmud, das ist der Mann, das ist der Kapitän, um den sich seit einiger Zeit unser ganzes Interesse dreht!«

Der Indier, Mahmud angedet, blieb ziemlich ruhig, betrachtete mich nur mit seinen brennenden Augen.

»Wissen Sie,« wandte sich der Blonde wieder an mich, »daß Sie in aller Welt gesucht werden?«

»Nee. Von wem denn?«

»Von uns.«

»Ja, wer sind Sie denn?«

Es war fast, als ob der Blonde in Verlegenheit käme.

»Das ... darf ich Ihnen nicht sagen.«

»Nanu! Welcher ehrliche Mensch muß seinen Namen verschweigen?«

»Meinen Namen? Kapitän Simmer.«

»Den habe ich schon vorhin aus dem Munde Ihres Begleiters gehört. Und Sie suchen mich schon lange in aller Welt? Ich kenne Sie nicht.«

Wieder raffte er sich gleichsam auf.

»Nicht ich suche Sie, sondern ... ich handele in einem Auftrage.«

»In wessen Auftrage?«

»Haben Sie nicht damals, als Sie von Monrovia aus dem entführten Wrack nachjagten, einen Matrosen aus dem Wasser gefischt?«

Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen!

»Ja.«

»Er machte Ihnen einige Andeutungen, nicht wahr?«

»Sehr spärliche. Dann erhielt ich in Kapstadt mich einen Brief, in dem sich der Schreiber, der mir für das Wrack und für ... «

[96]

»Richtig, richtig, das ist der beste Anknüpfungspunkt!« fiel mir der blonde Kapitän lebhaft ins Wort. »Der Schreiber dieses Briefes, der sich als einen Mann bezeichnete, welcher zwar noch lebt, sonst aber nicht mehr der Welt angehört – der ist mein Herr, dem

ich diene, und in dessen Auftrage werden Sie seit einiger Zeit in aller Welt gesucht.«

»Und wer ist dieser Mann?«

»Darüber darf ich nicht sprechen.«

Das konnte ich begreifen. Sonst hätte mir doch auch schon jener Matrose erzählen können.

»Aber darf ich wenigstens fragen, weswegen er mich sucht?«

»Um Sie in seine Dienste zu nehmen.«

»In seine Dienste? Ich bin ein freier Kapitän, überhaupt ein freier Mensch.«

Der andere mußte gleich etwas herausgehört haben.

»Um sich mit Ihnen zu verbinden,« lenkte er schnell ein.

Das war etwas anderes. Also ich sollte wieder einmal ›Kumpe machen.

Uebrigens war das ja Unsinn von mir gewesen. Ich war nur so ein Starrkopf. Ich war doch überhaupt ein Mensch, der von jeher für andere gearbeitet hatte und noch ferner dazu bereit war. Aber ich war eben keine Landratte, sondern Seemann. Ich wollte nichts von ›Dienst‹ und von ›dienen‹ hören. Bei mir dienten nur Dienstmädchen, Hausknechte und dergleichen. Hätte jener von ›Heuer‹ oder ›mustern‹ gesprochen, da hätte ich keine solche protzige Bemerkung gemacht.

»Und Sie sind der einzige Ueberlebende Ihres Schiffes?«

»O nee. Wir alle leben noch und sind kreuzfidel.«

»Wie,« rief da Simmer, wie ich ihn nun gleich

[98]

nennen will, in heller Freude, »Ihre ganze Mannschaft ist gerettet?!«

»Bis auf die letzte Hand.«

»Vortrefflich, vortrefflich!« jubelte der Kapitän immer mehr auf.

»Und die Dame, die Sie an Bord hatten – die Lady Blodwen von Leytenstone?«

»Die ist unterdessen Mutter geworden.«

»Was?!«

»Ein Kind hat sie gekriegt – von mir,« erklärte ich, etwas voreilig – aber ich war damals nun einmal so.

»Und sie ist im Wochenbett gestorben?« erklang es betrübt zurück.

»Ganz im Gegenteil. Die ist so fidel wie unser Kindchen. Nur mit dem Wochenbett war's mau.«

»Und sie ist hier auf dieser Insel?«

»Nu natürlich. Wir sind alle beieinander und nutschen Eier aus.«

»Dann ist ja alles gut, dann ist ja alles gut!!« ertönte es jetzt mit einem Jubel, wie nur ein Mensch jubeln kann. »Die Lady von Leytenstone war uns ja mit die Hauptsache!!«

»Aber erlauben Sie mal gütigst – warum interessieren Sie sich denn eigentlich so für meine Lieb . . . für diese englische Dame?«

»Nun, mein Herr will diesem unglücklichen Weibe, dem man die Heimat genommen, eine ihrer würdige Freistatt gewähren!«

Da wurde mir plötzlich – ich weiß selbst nicht warum, dies alles kam eben so herzlich heraus – mein eigenes Herz ganz weit und ganz heiß, ich sagte nur ein Wort – ›Top!!‹ – und ich schlug in die Hand, die jener so zufällig offen hingehalten hatte.

»Wo sind die Leute?«

»Gar nicht weit von hier. Unser Lagerplatz ist an der Quelle, wohin doch auch Sie wollen.«

[99]

»Woher wissen Sie das?« staunte der andere, jetzt aber ohne das geringste Mißtrauen.

»Ich hörte Sie vorhin mit Ihrem Begleiter darüber sprechen – nur die letzten Worte.«

»Ach so! Ja, und wie kommen Sie eigentlich . . . doch darüber wollen wir uns später aussprechen. Kapitän Richard Jansen, zunächst habe ich Ihr Ehrenwort zu fordern.«

Er hatte sein Wesen geändert, ernst blickte er mich an, hielt mir schon die Hand hin.

»Worüber?«

»Daß Sie absolutes Stillschweigen bewahren.«

»Worüber Stillschweigen?« mußte ich doch immer wieder fragen.

»Ueber – über – daß Sie nicht – daß Sie zu keinem Menschen über – über . . . «

»Ich weiß, ich weiß,« kam ich dem Stockenden zu Hilfe, »ich weiß, weswegen Sie mein Ehrenwort fordern – hier haben Sie es.«

Unsere Hände kamen noch einmal zum Drucke zusammen.

Ich selbst konnte eigentlich gar nicht sagen, woraufhin ich denn mein Ehrenwort gab. Auch Simmer hatte es nicht mit Worten ausdrücken können. Das lag eben im Gefühl, gewissermaßen in der Luft.

»Mein Herr hat mir befohlen, Ihrem Ehrenwort unbedingt zu trauen.«

»Nu natürlich, dieser Befehl wäre gar nicht nötig gewesen.«

»Nein, denn Ihnen braucht man nur ins Auge zu sehen, nur Ihren Händedruck zu fühlen, um nicht daran zweifeln zu können.«

»Und ein Herr,« entgegnete ich, »dem ein Mann wie Sie dient, den will auch ich gern meinen Herrn nennen, der wird nie etwas Unbilliges von mir verlangen.«

Man wird gestehen müssen, daß wir beide uns

[100]

da ganz schneidige Komplimente sagten, aber das waren keine leeren Phrasen, sondern aus offenstem Herzen kommend.

Was mich betrifft, so hatte ich wegen meiner Fähigkeiten ja Pastor werden sollen – in diesem jetzt ganz patent gekleideten Kapitän aber lernte ich noch einen tüchtigen Seebären kennen, der auch lieber aus der Pulle als aus einem Gläschen trank und mit rabiaten Matrosen umzuspringen wußte, daß es nur so seine Art

hatte. Ich meine also: das war nicht etwa sonst so ein geschneigelter Zieraffe, der sich immer gedrechselte Redensarten ausklügelte.

Kurz, hier auf dieser einsamen Insel im Sargassomeere hatten sich zwei wackere Männer getroffen – das darf ich wohl sagen, obgleich ich selber mit dabei war.

Wir gingen langsam unseres Weges, der Quelle zu.

»Sie leiden mit Ihrer Mannschaft keine Not?«

»Nein. Bis auf Kleidung und Tabak, der bei uns nun einmal zu den unersetzlichen Lebensbedingungen gehört. Und dann die Lady – und das Kind . . . «

»Natürlich. Es muß fürchterlich sein. Nun, ich bin mit meiner Jacht hier, die Lady kann sofort darauf untergebracht werden, alle Ihre Leute können sofort hinmarschieren.«

»Und wohin geht die Jacht?«

»Dorthin, wo mein Herr sein Domizil aufgeschlagen hat . . . bitte!«

Ich hatte verstanden. Dann allerdings würde ich noch weiter fragen.

»Und wo ist Ihr Schiff gescheitert?«

Ich gab für den Seemann eine geographische Ortsbestimmung.

»Aber es ist nicht gescheitert, nur gesunken, liegt sonst scheinbar ganz unbeschädigt auf dem Meeresgrunde.«

»Auf welche Weise ist es denn gesunken?«

[101]

Ich teilte ihm unsere Vermutungen mit.

»Seltsam! Doch es könnte sein. Ich habe schon einmal von einem ganz ähnlichen Falle erzählen hören, allerdings nicht hier passiert, obgleich hier die engere Heimat von zahlreichen Wal-fischen ist. Ich möchte das gesunkene Schiff einmal besichtigen. Vielleicht ist eine Hebung möglich. Wollen wir beide uns hinbegeben, während Sihdi Mahmud, mein Begleiter hier, Ihre Mannschaft und die Dame nach meiner Jacht bringt?«

»Selbstverständlich werde ich mitkommen.«

»Da können wir uns unterwegs auch aussprechen – soweit ich darf.«

Wir hatten die Grottenformation mit der Quelle erreicht. Das Staunen meiner Leute beim Anblick der beiden fremden Männer läßt sich eher denken als beschreiben.

Kapitän Simmer sagte der Lady einige Artigkeiten, die aber gar nicht so geschickt ausfielen, wie vorhin seine offenen Worte gegen mich, der Indier erwies ihr Ehrfurcht in seiner morgenländischen Weise, und ich teilte unterdessen meinen Leuten mit, daß wir gerettet seien, an der Küste läge eine Jacht, sie sollten diesem Indier folgen.

Mehr brauchte ich ihnen nicht zu sagen. Vor Blodwen bangte mir etwas. Da aber hatte schon Kapitän Simmer vorgearbeitet.

»Ich bin bereit,« sagte sie gerade, als ich mich ihr näherte, sie hatte unser Kindchen im Arm, und sie war reisefertig. Einzupacken war ja nichts.

Nur unser schon ziemlich fertiges Boot, dessen Konstruktion Kapitän Simmer mit allem Rechte bewunderte, mußten wir zurücklassen – vielleicht für die nächsten Schiffbrüchigen.

Gleichgültig hatte Blodwen es gesagt, mit finsterem Gesicht.

Ich wagte gar nicht mehr, zu ihr zu sprechen.

[102]

Seit der Geburt des Kindes war etwas zwischen uns getreten. Vielleicht eben dieses Kind? Ich konnte es nicht ändern und – offen gestanden! – mir ging es nicht einmal besonders zu Herzen.

Den Indier an der Spitze marschierte der Zug ab, Blodwen und der Klabautermann in der Mitte, der westlichen Küste zu, wo die Jacht liegen sollte.

#### OFFENBARUNGEN.

Mit zwei kleinen Wasserschläuchen beladen, waren wir beide nach der anderen Richtung aufgebrochen, um noch einmal das gesunkene Schiff zu besichtigen.

»Bitte, erzählen Sie mir ganz offen, wie und weshalb Sie nach dieser Insel gekommen sind,« hatte Simmer gesagt, und ich war der Aufforderung nachgekommen.

So habe ich nichts weiter darüber zu berichten, als was mitteilte. Der Leser weiß alles. Es war so ziemlich der Inhalt der bisherigen Erzählung – Kleinigkeiten natürlich ausgenommen. Vor allen Dingen hatte ich über Karlemann und über Doktor Selo berichtet, wie ich also auf doppelte Weise zu der Kenntnis dieser Insel im Sargassomeer gekommen war.

Höchst selten einmal unterbrach mich Simmer.

»Woher hatte denn dieser Junge die Kenntnis bekommen?«

Das war einmal so eine Zwischenfrage.

Nun, dann erzählte ich eben wieder.

Wir hielten unter einem Baume Nachtlager, ein Feuerchen mit trockenen Aesten nährend und wir selbst hartgekochte Eier verzehrend, als mein Bericht total erschöpft war. Simmer kannte jetzt so ziemlich meinen ganzen Lebenslauf.

[108]

»Hm. Ich werde hierüber meinem Herrn Bericht erstatten.«

»Das können Sie tun. Und darf ich nun erfahren, wer dieser Ihr Herr ist?«

»Ich habe Ihr Ehrenwort.«

»Das haben Sie.«

»Sollte das Verhältnis nicht zustande kommen, so werden Sie zu keinem Menschen von dem sprechen, was ich Ihnen jetzt berichte.«

»Das ist es eben, weswegen ich Ihnen mein Ehrenwort gegeben habe. Aber meine Leute, haben die noch nichts erfahren?«

»Woher denn? Die würden auch ganz vergeblich fragen. Die gingen doch ganz einfach mit.«

»Und die Lady?«

»Von der gilt genau dasselbe.«

»So habe ich nichts mehr zu sagen.«

»Dann will ich Sie etwas fragen: haben Sie von Ghasna Dschalip Subuktadscha gehört, dem Maharadscha von Radschputana?«

Mir war es, als ob ich diesen zungenbrechenden Namen vor einigen Jahren gehört oder gelesen hatte. Doch ich durfte verneinen.

»Ein indischer Fürst, nicht wahr?«

»Ein Großfürst, ja.«

Und Simmer gab mir nähere Aufklärung über diesen Mann.

Nach Niederwerfung des großen indischen Aufstandes im Jahre 1858 hatte England noch mehrere, bisher selbständige Provinzen oder Fürstentümer annektiert, darunter auch das Großfürstentum Radschputana. Wer sich für dessen Lage interessiert, mag auf der Karte nachsehen.

Der damalige Maharadscha von Radschputana war Ghasna Dschalip. Den anderen Namen wollen wir weglassen, der ist schon zu schwer zu schreiben.

In gewissem Sinne ist England immer nobel.

[104]

Besonders wenn es muß. Alle diese abgesetzten Fürsten behielten dem Anscheine nach ihre sämtlichen Rechte, und anstatt der bisherigen Einkünfte, welche nun England selber einsteckte, erhielten sie eine Apanage, die für denjenigen schauerhaft hoch klingt, der nicht weiß, was England hierbei verdient.

So ein kleiner indischer Fürst erhält von England eine höhere Apanage, als es seinem eigenen Könige gibt.

Dem Maharadscha von Radschputana um den Bart zu gehen, hatte England den allermeisten Grund.

Bekanntlich gab es früher auch Könige von Indien, nämlich eingeborene Könige, und diese standen wieder unter einem Großkönig oder Kaiser. Der letzte derselben war Dschalip, ein gewaltiger Kriegsheld. Doch das war schon vor Jahrhunderten.

Nun aber hat das Geschlecht derselben, Radschputen genannt, immer Anspruch auf den Titel eines indischen Kaisers gemacht,

und nachdem ganz Indien von England unterworfen ist, sind die Indier wenigstens darin einig geworden, daß sie hoffen, ein Radschpute, also der Maharadscha von Radschputana, würde noch einmal Kaiser und die Fremdherrschaft wieder abschütteln.

»Außerdem,« fuhr Simmer fort, »ist dieser Radschpute immer zugleich Mahabrahmane, der Oberste aller Oberbrahmanen, der indische Papst, und Sie können sich also denken, was für eine Rolle der da in Indien spielt, wenn sein Land auch gar nicht so reich ist.«

»Nun, Maharadscha Ghasna hat ohne Kampf entsagt – der ist viel zu klug, es gegen England aufnehmen zu wollen, wie es die anderen dummen Luder getan haben – hat die ihm gebotene Apapage dankend akzeptiert – wieviel Millionen Rupien er jährlich bekommt, weiß ich gar nicht –

[105]

aber ... in seiner geknechteten Heimat konnte er nicht mehr bleiben. Der Maharadscha von Radschputana ist seit vorigem Jahre verschwunden.«

»Verschwunden? Wohin?«

»Dorthin, wohin wir uns dann begeben. Er hat sich eine neue Heimat gegründet.«

»Und wo ist diese seine neue Heimat?« wurde ich jetzt einmal beharrlich.

»Ueberall und nirgends.«

Jetzt wurde es wieder geheimnisvoll – und ich satirisch.

»Ist er nach dem Monde ausgewandert?«

»Nein,« lachte Simmer, »auf der Erde ist er noch. Na, ich kann es Ihnen ja sagen. Mich wundert nur, daß Sie nicht selbst draufkommen ... «

»Der lebt wohl auch ganz auf einem Schiffe?«

»Sie haben es erraten. Und wissen Sie, auf was für einem Schiffe?«

»Wie soll ich das wissen?«

»Aber von der ›Great Eastern‹ haben Sie doch gehört?«

Ja, von der hatte ich schon genug gehört und gelesen. Da muß ich aber erst einiges einschalten.

Es ist alles schon einmal dagewesen! Auch unsere modernsten Riesendampfer haben vor mehr denn vierzig Jahren schon einmal ein Vorbild gehabt.

Im Jahre 1860 wurde in England die ›Great Eastern‹ gebaut oder vielmehr fertig abgeliefert, ein Dampfer, der damals zu den Weltwundern gerechnet wurde, und das mit Recht.

Die Länge vom Stern bis zum Steven betrug 681 Fuß oder rund 230 Meter, die mittlere Breite fünfundzwanzig die Höhe vom Kiel bis zum Deck achtzehn Meter. Man suche sich ein Bild zu machen!

Der Dampfer war vollständig aus dreiviertelzölligen Eisenplatten konstruiert, und zwar mit doppelten Wandungen in einem Zwischenraum von

[106]

zwei Fuß zehn Zoll, das Innere war in zweiundzwanzig wasserdichte Abteilungen geteilt. Bei einem eigenen Gewicht von 8000 Tonnen konnte er 30 000 Tonnen tragen, war eingerichtet zur Aufnahme von 4000 Passagieren.

Kann man denn von einem unserer modernsten Riesendampfer mehr verlangen? Und man muß nur die ausführlichen Beschreibungen lesen, mit was allem die ›Great Eastern‹ ausgestattet gewesen ist!

Mit der Maschinerie freilich haperte es etwas – das heißt nach unseren heutigen Begriffen. Als Triebkraft dienten sowohl zwei Schaufelräder, als eine Propellerschraube, letztere von vierundzwanzig Fuß oder sieben Metern Durchmesser, zu deren Gesamtantrieb acht Maschinen von zusammen 2500 Pferdekräften dienten.

Das ist nun freilich etwas wenig. Heute wird ein solcher Koloß mit zehnmal soviel Pferdekräften ausgestattet. Aber das waren eben frühere Verhältnisse. Ueber sechs Knoten in der Stunde hat

es die ›Great Eastern‹ nie gebracht, und damit war man damals zufrieden.

Trotzdem bewährte sie sich ausgezeichnet. Aber sie wurde vom Unglück verfolgt, lief mehrmals auf; der große Koloß konnte stets nur mit großer Mühe wieder flott gemacht werden, man verlor das Zutrauen. Die größten Dienste leistete sie beim Legen des ersten transatlantischen Kabels. Ohne die ›Great Eastern‹ wäre das damals gar nicht möglich gewesen.

Dann erlitt sie im Hafen von New-York eine schwere Havarie, man gab sie auf, sie blieb dort liegen, diente einige Jahre als schwimmendes Vergnügungsetablisement.

Ihr ferneres Schicksal ist mir unbekannt. Ich bin dann der Welt ganz entfremdet worden, wie der Leser noch erfahren wird.

Aber, wohlverstanden, die ›Great Eastern‹ wurde  
[107]

erst im Jahre 1860 fertig zur Probefahrt abgeliefert, vielleicht im Juni, und heute schreiben wir noch den 31. Dezember 1859!

Damals berichteten nur die Zeitungen über sie, von den Fortschritten im Bau dieses Ungetüms, immer die größten Zweifel in seine einstige Gebrauchsfähigkeit setzend.

Dies alles dürfte dem belesenen Publikum so ziemlich bekannt sein. Oder ist das gar nicht so sehr der Fall?

Dann darf man sich nicht wundern, daß noch weniger bekannt ist, wie auch schon diese ›Great Eastern‹ eine Vorgängerin gehabt hat, mit ganz demselben Namen. Die Welt vergißt eben schnell.

Dieselbe Schiffswerft hatte bereits im Jahre 1858, also ein Jahr vor meiner damaligen Zeit, solch einen Riesendampfer gebaut und abgeliefert, von ganz denselben Dimensionen, das war also die ursprüngliche ›Great Eastern‹ gewesen – – aber die bestellende Schiffskompanie hatte die Abnahme des Dampfers verweigert.

Er sollte verbaut gewesen sein. Tatsächlich betrug die Tragkraft trotz derselben Dimensionen nur 26 000 Tonnen, da mußte irgendein kolossaler Irrtum untergelaufen sein, und die 2500 Pferdekkräfte entwickelten sogar nur fünf Knoten Geschwindigkeit.

Die Maschinen wurden wieder herausgenommen, die ganze innere Einrichtung – dies alles wurde für die neue ›Great Eastern‹ verwendet. Ueber den Verbleib des so ausgeweideten ersten Riesendampfers ist man ganz im unklaren geblieben. Eine Schiffsreederei kaufte ihn wohl, verschacherte ihn aber gleich wieder weiter, dann erstand ihn wohl ein Eisenhändler – ins alte Eisen!

In Aktion ist er wenigstens nie getreten. Es wurde damals viel darüber von den Zeitungen phantasiert. Ich hatte einmal gelesen, die chinesische

[108]

Regierung hätte ihn gekauft, als Flußwohnung für Fischer, weil doch in China in den bevölkerten Distrikten überhaupt viele Menschen ganz auf dem Wasser wohnen – – ich hielt es für ein Märchen, für eine Zeitungssente. Für solche phantastische Unternehmungen hat das konservative China doch niemals Sinn gehabt.

Außerdem richtete sich damals die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf den drohenden Konflikt zwischen den amerikanischen Nord- und Südstaaten, der zum Bürgerkrieg führte – da hatte man kein Interesse für solch einen alten, ausrangierten Kasten, der doch einen lebendigen Nachfolger bekommen hatte. – –

»Nun, diese verpfuschte ›Great Eastern‹ ist jetzt Eigentum dieses Radschputenfürsten.«

»Was Sie nicht sagen!« rief ich erstaunt. »Auf der fährt er jetzt in der Welt umher?«

»Nicht so ganz. Vorläufig liegt er in der Fucusbank mit ihr fest.«

»Eingesponnen?«

»Nein, das nicht.«

»Hat er denn Maschinen?«

»Alles. Aber die geeignete Mannschaft fehlt ihm, ein führender Kapitän, und . . . dazu hat Maharadscha Ghasna Sie und Ihre Leute erkoren.«

Ich war ob dieser Erklärung so überrascht, daß ich gar nicht an die Frage dachte, wie denn der Riesenkolob dorthingekommen sei, woher er die Maschinen habe usw. usw.

»Mich?!«

»Ja.«

»Ja, wie komme ich dazu?«

»Sie sind lange genug beobachtet worden.«

»Von wem denn?«

»Mein Gott, die Zeitungen berichteten doch genug über die ganze Affäre mit der englischen Lady,

[109]

dabei spielten Sie doch auch eine große Rolle, so erwachte das Interesse für Sie, und dann hat dieser Radschpute in jedem Hafen seine Spione – aus Gründen, die Sie später erfahren werden – an Bord befinden sich sogar genug Leute, auch Kapitäne und Steuerleute die Sie persönlich kennen – – kurz und gut, Sie sind zum Kapitän ausersehen worden. Der Maharadscha wünscht es eben. Um das zu begreifen, dazu müssen Sie erst zu uns an Bord kommen, das geht ja bei uns ganz eigentümlich zu. Dieser Oberbrahmane ist so eine Art von Herrgott, den ich manchmal selber für allwissend halten möchte. Jedenfalls ein großartiger Kerl! Und ich sage Ihnen: das ist etwas für Sie! – Nun, werden Sie die Führung der ›Indianarwa‹ übernehmen?«

»Indianarwa heißt der Dampfer jetzt?«

»Ja. Die Freiheit von Indien. Der ins Exil gegangene Fürst hat sich ein neues, sein eigenes Indien geschaffen. Oder sagen wir: auf diesem Riesendampfer, eine ganze Welt für sich, will er die indische Freiheit wahren. Also auch der verfolgten Lady will er auf seinem schwimmenden Königreiche ein Asyl bieten.«

Simmer erzählte mir am Lagerfeuer viel davon, wie es auf diesem Riesendampfer zuging, jetzt schon, und was dieser unermesslich reiche Maharadscha noch alles vorhabe.

Ich lauschte wie ein Mäuschen und sperrte, mit Respekt zu sagen, vor Staunen Maul und Nase auf.

Aber was ich jetzt zu hören bekam, davon will ich hier nicht das geringste wiedergeben. Sonst würde ich mich später in der Beschreibung ja wiederholen.

Und außerdem sollte, als ich dann selbst sah und erlebte, alles in den Schatten gestellt werden, was ich hier zu hören bekommen hatte.

Ich hatte dann einen fieberhaften Traum, Simmer  
[110]

hatte mir den Kopf ganz verwirrt, ich träumte mit einer glühenden Phantasie – und selbst dies, was mir der Traumgott vorgaukelte, sollte durch die Wirklichkeit noch immer übertroffen werden! –

Am anderen Morgen beim ersten Sonnenstrahl wurde die Wanderung fortgesetzt.

»Hören Sie auf, hören Sie auf,« hatte ich gesagt, als Simmer wieder von seinem indischen Schiffe anfangen wollte, »ich muß selber hin, muß selber sehen – Ihre Märchen will ich nicht mehr anhören.«

Simmer verstand mich, wie ich das meinte, und wir sprachen von etwas anderem.

Stoff war ja genug vorhanden.

»Also Sie wissen, wie ich damals den Mann aufgefischt habe?«

»Ich weiß alles.«

»Wie ich ihm den Kopf rasierte?«

»Und wie Sie die sonderbare Tätowierung auf der Kopfhaut sahen.«

»Was hat die zu bedeuten?«

»Ja, Kapitän, da fragen Sie mich zu viel!« lachte Simmer.

»Aber Ihnen ist es bekannt?«

»Gewiß.«

»Wissen Sie, wie mein schwarzer Diener Goliath von dem großen Vogelberge im polynesischen Archipel anfang ... «

» ... und wie sich Ned verschnappte oder doch durch seinen Schreck verriet. Er hat alles erzählt.«

»Ist dieser Vogelberg bewohnt?«

»Ja. Sie können es erfahren, ich habe Ihr Ehrenwort.«

»Ist dieser Mann im Vogelberge identisch mit dem Maharadscha?«

»Nein, wohl aber steht er zu diesem in einem

[111]

abhängigen Verhältnis. Ich will Ihnen etwas sagen, Kapitän: es existiert in der Welt eine geheime Verbrüderung von Seeleuten. Aber ehe ich Ihnen darüber etwas Näheres mitteilen kann, müssen Sie selbst dazugehören – und dann brauchen Sie wieder mich nicht.«

»Und der Zweck dieser geheimen Verbrüderung?«

»Ist ebenso sittlich wie der der Freimaurer. Bitte, lassen Sie sich das genügen.«

Betreffs dessen war mir nun allerdings der Mund verschlossen, aber andere Fragen waren noch erlaubt.

»Der Maharadscha bezieht von hier Ambra?«

»Manchmal, obgleich er es nicht nötig hätte, er hat andere kolossale Einkünfte. Er ist wahrscheinlich der reichste Mann der Welt. Er verbraucht das Ambra wohl nur für sich selbst.«

»Woher hat dieser Indier denn von dieser Insel im westlichen Sargassomeere Kenntnis bekommen?«

»Das weiß ich wahrhaftig nicht. Oder aber – ich sagte es Ihnen schon vorhin – ich möchte diesen Maharadscha fast für allwissend halten.«

»Nanu,« lachte ich, »glauben Sie an so etwas, daß ein Mensch allwissend sein kann?«

»Ich will nicht gerade allwissend sagen, aber ... Herr, halten Sie mich für einen phantastischen Träumer? Sehe ich so aus?«

Nein, danach sah dieser Mann mit den intelligenten, offenen und dennoch energischen Zügen gar nicht aus.

»Kommen Sie an Bord! Sie werden Dinge erleben, die Sie nicht begreifen können.«

Ich wollte meinem neuen Freunde eine kleine Falle stellen.

»Also der Maharadscha hat mich schon seit langer Zeit gesucht?«

»So ist es. Seitdem Sie als der Beschützer der

[112]

Lady von Leytenstone von sich reden machten, hat er sein Augenmerk auf Sie gerichtet.«

»Und er wußte mich nicht zu finden?«

»Sie waren ja plötzlich mit Ihrem Schiffe verschwunden.«

»Nun, wenn dieser Oberoberbrahmane allwissend ist – oder so ziemlich, mehr weiß, als andere Menschen – wußte er denn da nicht, daß ich hier auf dieser Insel Schiffbruch erlitten hatte, daß ich mit meiner Mannschaft hier festgenagelt saß?«

Simmer blieb plötzlich stehen und blickte mich starr an.

»Ja, Mann, wer sagt Ihnen denn, daß er das nicht gewußt hat? Warum schickte er mich denn mit einem Male hierher, mit dem Auftrage, nachzusehen, ob an der Quelle noch alles in Ordnung sei? Von Ihrem Schiffbruche, daß ich Sie hier finden würde, davon sagte er mir natürlich nichts, das geht ja bei uns überhaupt alles so geheimnisvoll zu, das geht auch alles durch dritte und vierte Hand, der Maharadscha selbst spricht überhaupt nie, der ist eine versteinerte Statue. – Ja, Mann, habe ich Sie hier denn nicht gefunden?«

Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte. Mir kam es fast vor, als wenn ich in meine eigene Falle gegangen wäre.

»Für was halten Sie das?« fragte dann einmal mein Begleiter, mit seinem Arm einen Kreis beschreibend, als wolle er die ganze Insel umfassen.

»Nun, für was soll ich das halten? Für eine Insel.«

»Für festes Land?«

»Was, das sollte kein festes Land sein?!« stutzte ich schon.

»Nein. Dort der Berg wohl, aber nicht alles andere hier. Das ist nur angeschwemmter Fucus, der sich oben in Humus verwandelt hat. Auch alle

[113]

diese Hügel. Graben Sie nach – im Innern finden Sie nichts weiter als vermoderten Seetang. Daß Bäume darauf gewachsen sind, das ist nur ein Zeichen, daß diese angeschwemmte Bank schon seit langen Jahren nicht gestört worden ist. Und das geht nicht etwa bis auf den Meeresgrund. Hier unter uns ist Wasser, in gar nicht so tiefer Schicht, dieses ganze vermeintliche Festland wird noch immer von den Wurzeln des Seetangs gehalten.«

Ich bekam etwas zu hören, was ich mir auch nicht hätte träumen lassen.

»Aber an der Küste sind doch auch Felsen, z. B. gerade dort, wo mein Schiff gesunken ist.«

»Das ist einfach eine Riffformation, noch zu dem kahlen Berge dort gehörend. Diese Insel kann einmal vollkommen wieder verschwinden. Dazu ist nur ein außergewöhnlicher Sturm nötig, der hier allerdings selten vorkommt, oder die Wogen werden von dem vorgelagerten Seetang abgehalten. Und glauben Sie, daß man diese Insel auch künstlich mit all ihren Ambraschätzen vernichten kann?«

»Künstlich vernichten?«

»Ja. Man braucht nur die trockene Jahreszeit abzuwarten. Dann brennt alles wie Zunder, auch das brennbare Ambra wird verschwinden. Wer weiß, wie viele solcher Revolutionen schon

im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende durch Blitzzündungen vorgekommen sind. Ich glaube sogar, der Maharadscha besitzt noch ein anderes Mittel, um diese Insel verschwinden zu lassen, denn seitdem er sie kennt, wird er niemals zugeben, daß diese Unmasse von Ambra hier abgeholt wird, wodurch zahllose Existenzen vernichtet werden.«

Unter solchen Gesprächen verging uns die Zeit, bis wir das gesunkene Schiff erreicht hatten.

»Das wird sich heben lassen,« meinte Simmer nach der Besichtigung, »wir haben an Bord der ›Indianarwa«

[114]

die tüchtigsten Ingenieure und alle Hilfsmittel, um so etwas zu bewerkstelligen.«

Bei diesen Worten fiel mir etwas ein, was ich noch vergessen hatte.

»Sie wissen doch, wie ich das alte holländische Wrack fand, und wie es mir wieder entführt wurde.«

»Ich weiß alles.«

»Woher stammte das eigentlich?«

»Hier aus der Fucusbank. Es war auf einer Untiefe eingesponnen worden, vielleicht vor 200 Jahren.«

»Warum war es damals verlassen worden?«

»Herr, so genau bin ich allerdings nicht in alles eingeweiht. Es wurde wohl vom Schlepptau verloren.«

»Und was für eine Bewandnis hat es mit dem alten Holländer, den meine Leute für den leibhaftigen Klabautermann halten? Sie haben ihn ja vorhin gesehen.«

»Auch das weiß ich nicht. Aber da Sie an alledem selbst beteiligt sind, werden Sie, wenn Sie erst einer der Unsrigen sind, schon von kompetenter Seite Auskunft erhalten.«

»Gut. Aber nun etwas anderes. Wissen Sie etwas von einem Dokument, das mir von meinem Schiffsarzte entwendet worden ist?«

»Ja, das weiß ich, und auch, daß man von unserer Seite aus alle Hunde hinter diesem Doktor Selo gehetzt hat.«

»Ist man seiner schon habhaft?«

»Weiß ich nicht. Ich glaube kaum. Aber der entgeht uns nicht, und daß er von seinem Diebstahl, falls er die Geheimschrift zu entziffern gewußt, keinen Vorteil hat, dafür ist eben schon gesorgt. – Ja, Herr Kapitän, wie haben Sie es eigentlich ermöglicht, mit diesem Schiffe durch den festgewachsenen Seetang zu kommen?«

[115]

Ich merkte deutlich, wie Simmer nicht mehr gefragt zu werden wünschte über Sachen, die ihm nichts angingen, und ich gab nach.

#### DER STALL DES AUGIAS.

Noch an demselben Tage traten wir den Rückweg an, den wir wegen des Wassers über die hochgelegene Quelle nehmen mußten, um noch einmal unsere Schläuche zu füllen.

Dann hatten wir auf dieser Seite, nach Westen, nur noch fünf Stunden zu marschieren, dann war der grüngraue Wall erreicht, der die ganze Insel rings umsäumte, und wie ich ihn erstiegen, lag vor mir an einer Felsformation ein Fahrzeug.

Ich wußte gar nicht, was ich daraus machen sollte. Zuerst dachte ich an so eine Art von Elbkahn, nur schlanker gebaut war es. Bis ich erkannte, daß die ganze Takelage, aus zwei Masten bestehend, niedergelegt war, und diese Masten waren für solch eine schlanke Jacht, die für Renn- oder Sportzwecke erbaut zu sein schien, außerordentlich kurz.

»Sie wundern sich? Sie haben solch einen Schiffstyp noch nie gesehen?« sagte denn auch Simmer gleich. »Das Fahrzeug ist extra zur Durchquerung der Fucusbank gebaut. Außerdem irritieren Sie auch nur die umgelegten Masten. Draußen auf offenem Meere mit geschwellten Segeln ist es eine ganz gewöhnliche Privatjacht,

deren Besitzer sich nicht auf allzu hohe Masten hat einlassen wollen.«

An Deck befanden sich einige meiner Leute und zwei Indier. Im übrigen fasse ich alles kurz zusammen.

Raum war in dem niedrigen Zwischendeck gerade genug vorhanden, um alle meine Leute aufzunehmen,

[116]

daß sie sich wenigstens bequem nebeneinander ausstrecken konnten.

»Es ist nur eine Fahrt von sechs Stunden,« sagte Simmer, »die Leute können sich meistens an Deck aufhalten.«

Simmer hatte Blodwen seine eigene Kabine angewiesen, zwerghaft klein, eine Kajüte gab es überhaupt nicht, ich selbst brauchte keine Unterkunft. Dann wurden von einigen Indiern, die aus einer Luke auftauchten, an die Leute Decken aus Kokosbast verteilt, in die sie wenigstens ihre nackten Glieder einhüllen konnten. Simmer trat ans Sprachrohr, ein mir unverständliches Kommando, und das Fahrzeug setzte sich in Bewegung.

Ich weiß nicht – ich war ganz kopfscheu geworden. Das war alles so schnell gegangen, und nun schusselte das doch ganz stattliche Fahrzeug, mindestens zwanzig Meter lang, über den Seetang nur so hin.

Ja, wie kam denn das eigentlich alles?

Warum der Seetang diesem Fahrzeug nicht hinderlich sein konnte, das hatte ich sofort heraus. Hier war jene schräge Fläche angewendet, an die ich schon selbst gedacht hatte, welche vielleicht noch praktischer war als die schneidende Messervorrichtung.

Es war vorn eben ein großes Brett angebracht, es schien unter dem Schiff hinwegzugehen, da konnte sich kein Seetang festsetzen, und das ganze große Fahrzeug schusselte mit einer Leichtigkeit über die grüne Wiese hin, wie so eine polierte Holzplatte über die spiegelglatte Eisfläche.

Ich war erstaunt. Daß eine schiefe Fläche solch einen Erfolg haben könnte, hätte ich nimmer geglaubt. Dagegen war ja meine Messervorrichtung ein ganz plumpes Mittel.

Da aber konnte auch nur eines hier in Betracht kommen.

[117]

»Dieses Fahrzeug ist doch nicht auf Kiel gebaut,« wandte ich mich an Simmer, welcher hinten das kleine Steuerrad bediente.

»Nein, es ist ganz flach – flach wie ein Flußkahn. Es ist eben nur zum Befahren der Fucusbank bestimmt. Kommen wir einmal auf offene See, und ist diese nur etwas unruhig, so muß ein Kielschwert angebracht werden, sonst würden wir sofort kentern.«

Ja, aber wodurch wurde die Jacht denn eigentlich vorwärtsgetrieben? Ich stellte noch keine Frage, sondern schaute mich um.

Wenn ein Fahrzeug durch Maschinenkraft getrieben wird, so muß mit Kohlen geheizt werden, und dazu gehört ein Schornstein.

Das mag jetzt nicht unbedingt nötig sein, aber damals wußte man noch nichts von Petroleummotoren und dergleichen. Damals kannte man nur Kohle, oder meinetwegen auch, wie auf den Mississippi dampfern, Holz; aber unbedingt gehörte ein Schornstein dazu, sonst brannte das Feuer unter dem Kessel nicht.

Und hier? Von Schornstein gar keine Spur. Das Deck war überhaupt ganz glatt. Ein winziges Boot, das war alles.

Plötzlich lauschte ich. Was für ein eigentümliches Summen war das, das an meine Ohren klang? So eine schwermütige Melodie, zugleich aber doch faszinierend, taktmäßig – und das Summen schien wie aus dem Innern der Jacht zu kommen.

»So,« sagte Simmer, das Steuerrad einem halbnackten Indier übergend, »nun wollen Sie wohl erst einmal das Innere der Galeerenjacht besichtigen.«

»Wie nennen Sie dieses Fahrzeug? Eine Galeerenjacht?«

»Ja, es ist eine Galeere. Nur daß die Menschen nicht, wie in früheren Zeiten, Riemen oder Ruder hin und her bewegen.«

[118]

Ich folgte ihm durch das niedrige Zwischendeck, in dem ich nicht aufrecht stehen konnte, in den untersten Raum hinab, so niedrig, daß ich kaum gebückt stehen konnte.

Hier saßen auf Bänken zwei Dutzend Indier, auf jeder Seite zwölf, bewegten sich im Rudertakt hin und her, dazu mit leiser Stimme ein Lied singend, jeder hatte auch scheinbar einen Rudergriff in der Hand, aber das war kein eigentliches Ruder, nur ein Griff, eine kurze Stange, die mit einer langen Zahnradwelle verbunden war, welche durch das ganze Schiff lief.

Eine technische Beschreibung, wie die Ruderbewegung in eine rotierende übertragen wurde, sei mir erlassen. Das würde so kompliziert werden, wie es in Wirklichkeit einfach war.

Ich staunte nicht schlecht. So etwas hatte ich eben noch nie gesehen. Sonst aber war mir alles gleich klar. Die Ruderer trieben eine Schiffsschraube, regelrecht hinten angebracht.

»Wir haben noch mehrere solche Galeerenjachten,« meinte Simmer.

»Wessen geniale Erfindung ist denn das?«

»Mata, Sahib,« entgegnete Simmer.

»Was sagen Sie da?«

»Weiß nicht, Herr. An dieses Hindustanische ›mata‹ müssen Sie sich noch gewöhnen, das werden Sie noch oft genug zu hören bekommen.«

Da sollte Simmer allerdings recht haben. Außerdem schien es mir schon jetzt, als sei auch dieser germanische Kapitän bereits etwas von dem indischen Phlegma, das wohl erschrecken kann, sich aber über nichts wundert, angesteckt worden.

Er konnte mir auch später wirklich nicht sagen, wer diese Erfindung eigentlich ausgegrübelt hatte. Diese Galeerenjachten waren schon dagewesen, als er in den

[119]

Dienst des Maharadschas trat, und damit basta. Wenn sie einmal da waren, dann war es ja gut.

Ich betrachtete die Rudernden, lauter prachtvoll gewachsene, athletische Burschen, und das kam nun alles so zum Ausdruck, wie sie sich mit ihren nackten, braunen Körpern auf den Bänken hin und her bewegten, und dazu der leise, melancholische, und dennoch faszinierende Gesang – es machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, vor mir stieg die alte Römerzeit auf, ich sah die Galeere, von nubischen Sklaven bemannt. Nur die Fesseln fehlten.

Und doch, indische Verhältnisse . . .

»Das sind doch keine Sklaven?« fragte ich Simmer leise.

»Wie man's nimmt. Leibeigene des Maharadschas sind es jedenfalls, ohne freien Willen. Doch beruhigen Sie sich, die leiden keine Not, sind auch äußerst zufrieden mit ihrem Schicksal. Sehen Sie nur, wie die sich ins Zeug legen, die brauchen keinen Taktschläger.«

Wir begaben uns wieder nach oben. Ueber die Fahrt selbst habe ich sonst nichts weiter zu sagen.

Blodwen verließ ihre Kabine nicht, meine Leute lungerten an Deck herum, manchmal löste einer zum Spaß einen braunen Ruderer ab, auch ich tat es einmal.

Unser Essen bestand während dieser sechs Stunden nur aus Hartbrot, Datteln und Feigen. Diese Indier waren Vegetarier. Sonst lebten sie meistens von Reis, den zu kochen hier aber die Gelegenheit fehlte.

Bemerkt sei, daß in alten Zeiten, von den Phöniziern an bis zu den Römern, welche schon nach Großbritannien fuhren, aber auch um Afrika herum, der Schiffsproviand ausschließlich aus getrockneten Datteln und Feigen bestanden hat. Etwas anderes verstand man gar nicht zu konservieren, und Feuerungsmaterial mitzuführen, um Hülsenfrüchte zu kochen, daran dachte man nicht, das hätte auch seine Schwierigkeiten

gehabt, da hätte man doch eine Unmenge von Holz mitführen müssen. Damals kannte man noch nicht einmal das Brot. Das Mehl wurde als Mus genossen. Die Kunst der Brotbäckerei soll zuerst im Jahre 170 vor Christi Geburt in Athen ausgeübt worden sein, allerdings aus Aegypten kommend.

Also nur getrocknete Datteln und Feigen. Und das werden damals auch tüchtige Seeleute gewesen sein, die Mark in den Knochen hatten, ganz abgesehen von den Galeerenknechten, welche die zwanzig Meter langen Riemen bewältigen mußten. – –

Es war in der vierten Nachmittagsstunde, als vor uns die Insel lag, von welcher mir Simmer nun unterdessen schon zur Genüge erzählt hatte.

Auch sie hatte in der Mitte einen Berg, alles übrige scheinbare Land war nur eine Ansammlung von Seetang, der sich in der obersten Schicht in Humus verwandelt hatte.

Wie der Berg viel kleiner war als jener, auf dem wir gehaust, so auch die ganze Insel, etwa sieben geographische Quadratmeilen umfassend.

Wie mir Simmer erzählte, war sie vor anderthalb Jahren abgebrannt worden, und nun hatte sie einen Ackerboden von unererschöpflicher Fruchtbarkeit. Drei und vier Ernten im Jahre, wobei natürlich das Klima zu bedenken ist. Heute schrieben wir den ersten Januar und konnten noch im Freien schlafen – ohne Kleider, freilich immer mit einer Gänsehaut.

Und das wurde benutzt. Diese schwimmende Insel wurde bebaut. Selbst Reis konnte in Masse erzeugt werden, indem der Wasserreichtum dieses Inselberges die für den Reisbau unumgänglich notwendigen Ueberschwemmungen zuließ, und am meisten waren es denn auch Chinesen, welche ich ernten und düngen und mit primitiven Pflügen die weiche Erde ritzen sah.

Der Maharadscha hätte sich und alle Menschen,  
[122]

die er hier zusammengebracht, unabhängig von aller Welt ernähren können, wenn er gewollt.

Doch was interessierte mich dies alles jetzt? Ich sah nur den ungeheuren Eisenkasten, aufgetakelt und mit zwei Schornsteinen, der dort in der geräumigen Bucht auf dem Wasser schwamm. Daneben lag ein anderer Dampfer, mindestens so groß wie meine ›Sturmbraut‹, und es sah nicht anders aus, als ob ein kleines Beiboot neben meiner ›Sturmbraut‹ gelegen hätte.

Eine ganz gewaltige Aufregung packte mich. Der Grund hierzu ist nicht so leicht zu erklären.

Von der größten Spannung dürfte wohl jeder befallen sein, der zum ersten Male ein Kriegsschiff oder solch einen modernen, riesigen Salondampfer betritt, um ihn zu besichtigen, und sein Herz wird ihm auch weiter schlagen, wenn er die ungeheuren Maschinen sieht, wenn er aus einem Luxussaal in den anderen, durch die zahllosen Räume geführt wird.

Hat der Betreffende nur einigermaßen Phantasie, so wird er dabei träumen, er sieht, daß er sich tatsächlich in einer eigenen, ihm ganz fremden Welt befindet, von der ihm bisher auch der Traumgott nichts vorgegaukelt hat – und so werden sich seiner eben ganz eigentümliche Empfindungen bemächtigen.

Nun, ich war Seemann. Aber man schrieb damals den ersten Januar 1860. Und ich hatte bisher von dem Bau der ›Great Eastern‹ immer nur erst gelesen, Fabelhaftes – und ich besaß eine gute Dosis Phantasie – und nochmals: ich war Seemann!

Versteht der Leser, woher meine gewaltige Aufregung beim Anblick des mächtigen Eisenkolosses, der damals das achte Weltwunder genannt wurde?

Man könnte zum Vergleich, auch aus damaligen Zeiten, einen kleinen Dorfschlosser heranziehen, der aber in seinem Werkstätten schon ab und zu eine kleine Maschine herstellt, etwa für den landwirtschaftlichen

Betrieb, oder solche doch zur Not repariert – es ist eben ein fähiger Kopf, der ohne Schule etwas gelernt hat – und dieser kleine Schlosser weiß, daß er hier nicht am richtigen Platze ist, er könnte etwas ganz anderes leisten – und er erschwingt das Reisegeld, um einmal nach Chemnitz zu fahren, um sich dort die damals unvergleichliche Hartmannsche Maschinenfabrik mit Tausenden von Arbeitern anzusehen – oder er ist gar entdeckt worden, er hat die Aufforderung erhalten, hinzukommen, er soll in dem Riesenwerke die Stelle eines Werkmeisters bekommen, mit dreihundert Arbeitern unter sich – und nun kommt er hin und sieht die ungeheure Fabrikanlage, ein ganzes Stadtviertel, er sieht die zahllosen Schlote rauchen, so etwas ist ihm noch nie im Traume erschienen, und nun soll er mit einem Male als Vorgesetzter darin mitwirken  
...

Das ist ein Gegenbeispiel. Versteht der Leser nun? Ich hielt solch ein ausführliches Gleichnis für nötig, damit man mir wirklich glaubt, daß ich beim Anblick dieses Riesendampfers von einer kolossalen Aufregung befallen wurde.

Sechszwanzigtausend Tonnen!! Zweitausendfünfhundert Pferdekräfte. Eingerichtet für viertausend Passagiere!!!

Mensch, versuche die Götter nicht!! Ich hatte davon ja schon genug gelesen, aber hier, wo der Riese handgreiflich vor mir lag, dieser Koloß von mehr als zweihundert Meter Länge, wie ein vieretagiges Haus aus dem Wasser ragend, da legte es sich mir auf die Brust, ich bekam wirklich gar keine Luft mehr.

Und dann stieg ich eine Falltreppe hinauf. Und da plötzlich hatte ich meine Ruhe wieder. Ich war Kapitän – wenn nicht von diesem Riesendampfer – *nevermind*, ich war Seemann, Kapitän, und ob der Schwimmer in einem Teiche oder im Ozean schwimmt,  
[124]

ob unter ihm eine Tiefe von zwei oder zweitausend Metern – ihm ganz gleichgültig, er ist in seinem Element, das er beherrscht – er schwimmt.

Das messingene Treppengeländer war blitzblank geputzt. Bravo!

So denkt eben der Seemann, der Kapitän. Denn was soll man von einem Schiffe halten, in dessen Messingteilen sich die Sonne nicht spiegelt?

Ich war zufrieden. Wenn dies ein Seemann liest, wird er mich sofort verstehen, es braucht nur ein Matrose, nur ein Schiffsjunge mit einer Reise zu sein.

Aber wie ward mir, als ich an Deck stand! Ich wurde wieder ganz verwirrt.

Daß es an Deck von Menschen wimmelte, hatte ich schon von unten gemerkt. Jetzt, mit einem Male mitten drin, verlor ich ganz die Besinnung – genau so, als wenn ich ungeschlachter Seebär plötzlich auf das Parkett eines glänzenden Hofballes versetzt worden wäre.

Das war ein Gewimmel von phantastischen Gestalten, von braunen Männern und braunen Weibern und braunen Kindern, das flatterte um mich herum von buntseidenen Tüchern und Turbanen und Gott weiß was, und das stank nach Moschus und nach anderem Teufelszeug . . .

Ich war fertig. Mit dem selbstbewußten Kapitän war es schon wieder vorbei.

Ich stand da wie der Ochse am Berge und glotzte hinein in das bunte Durcheinander. Maskerade im Elbschlößchen in St. Pauli.

»Ich glaube, die kochen hier gleich an Deck Kaffee,« sagte hinter mir einer meiner Leute, wohl ein Steuermann.

Ja, ich sah es auch. Da an Deck brannte ein Holzfeuerchen, darüber hing ein Kesselchen – gleich direkt an Deck brannte das Feuer, in die Holzplanken

[125]

war schon ein anständiges schwarzes Loch hineingekohlt.

Heiliger Klabautermann!! Na, kann man denn nun verstehen, wie mir da zumute ward? Ich glaube, so ein alter pensionierter

Major oder ein alter Knasterbart von Wachtmeister kann mich verstehen, wenn er sich vorstellt, die ganze Kompagnie träte zum Appell mit ungeputzten Stiefeln an.

Ich wurde immer kopfscheuer, ich stierte jetzt nur noch das Brandloch an Deck an, das Feuerchen, an dem ein Dutzend brauner, mehr oder weniger nackter Weiber kauerten.

»Das ist ja das reine Zigeunerlager,« sagte Beyer.

Jawohl, da hatte er das richtige Wort gefunden.

Aber an Bord eines Schiffes, an Deck – – Himmel, brich ein, Sonne, verlösche . . .

»Der Sahib und seine Begleiter möchten mir folgen.«

Wer das zu mir gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Ich war ganz chloroformiert. Aber ich folgte.

Ich hatte mich doch in eine Decke gehüllt, aber unterwegs war ich mit einem Male nackt, bis auf meine Bauchbinde. Die Decke hatte sich irgendwo festgehakt, sie war mir von den Schultern geglitten, und ich merkte es gar nicht, spazierte so in meiner Bauchbinde hinter dem führenden Indier her – wäre so auch immer weiterspaziert, hätte mir nicht einer meiner Matrosen die Decke wieder über die Schultern gehängt.

Uebrigens hatte das hier gar nichts zu sagen. Hier liefen die Männer haufenweise herum, die nicht einmal so eine schöne Bauchbinde hatten, wie ich, nur eine kleine Andeutung von einem Schurze, und den nicht einmal!! Dort stand ein brauner Kerl, der war überhaupt ganz splitterfasernackt, so wie man geboren wird, er drängte sich zwischen eingemummte Weiber,

[126]

und niemand kümmerte sich um ihn – und nicht etwa alle Frauen waren so eingemummt – dort spazierten ein paar braune Jungfrauen herum, die hatten auch kaum so ein kleines Feigenblättchen an – und wahrhaftig, dort stand eine holdselige Maid aus Schokolade, bei der fehlte sogar dieses Feigenblättchen.

»Du, Wilm,« sagte einer hinter mir, »dat is 'n Karnickelstall, hier blievn wi.«

Ich stolperte weiter – stolperte nämlich deshalb, weil an Deck überall menschliche Beine herumlagen, männliche und weibliche, behoste und unbehoste, und da lag auch noch vieles andere herum, über das man stolpern konnte. Einmal hätte ich bald einen Säugling totgetreten.

Es ging Treppen hinab, durch Korridore, wieder Treppen hinab, immer tiefer. Aber von alledem weiß ich nichts mehr. Ich war chloroformiert. Auch das Bewußtsein war mir ganz geschwunden, mich im Innern eines Schiffes zu befinden. Ich hatte einmal die Londoner Börse besichtigt, und die Erinnerung an dieses Labyrinth tauchte mir jetzt immer auf.

Und dann war ich in einem großen Saale. Und da kam mir plötzlich das Selbstbewußtsein zurück. Denn mehr als das, was ich im ersten Augenblick sah, flüsterte mir eine innere Stimme zu: Richard, halte die Ohren steif, jetzt kommt's drauf an! – und da war ich eben plötzlich wieder der Kapitän Richard Jansen.

Ei, hier war's fein! Pikfein! Auf einem Passagierdampfer war ich noch nicht gefahren, hatte aber schon ein paar besichtigt, und wenn sich die damaligen Passagierdampfer, was ihre Einrichtung betrifft, auch nicht im entferntesten mit den heutigen Luxusdampfern vergleichen konnten, so suchte man doch schon damals den Passagieren möglichsten Komfort zu bieten, die einzelnen Reedereien machten sich da schon Konkurrenz.

[127]

Also auch ich hatte schon etwas von Kajütenluxus gesehen, aber so etwas wie hier noch nicht. Ueberhaupt war es ganz anders.

Alles orientalisches. Teppiche und Decken und Polster und Kissen – aber nun alles Seide und Samt und Atlas, und dann alles strotzend von Silber, Gold und Edelsteinen.

Faktisch, auf so ein Kissen, wie hier neben mir lag, durfte man sich nicht ohne Hosen setzen, sonst wurde der fleischigste Teil des Körpers gemustert, als hätte man sich auf Erbsen gesetzt. Das Muster bestand aus lauter erbsengroßen Edelsteinen. Ob die echt waren? Nu sicher! Von so einem indischen Maharadscha hatte ich doch schon gehört, in Bombay und Kalkutta, auch selbst schon etwas von indischer Pracht gesehen, wenn so die Radschas auf Elefanten und Rossen ihre Umzüge hielten.

Und dann dort die mächtige Wasserpfeife – Himmeldonnerwetter, so ein Gefunkel von Diamanten! Nee, da waren mir ein ausgesessener Großvaterstuhl und meine Kalkpiep doch lieber.

Und so alles Gold und Silber und Elfenbein und Edelgestein, wohin man nur blickte.

Dann aber fesselte mich die menschliche Gruppe, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildete. Denn da waren noch eine Unmenge von weißen und schwarzen, braunen und roten und gelben Männern und Weibern, die so in dem Saale herumlungerten.

Ich dachte lebhaft an Blodwen, oder vielmehr an die römische Villa, wo sich vor einem Throne mein Leben plötzlich so ändern sollte.

Das hier war nämlich auch wieder so ein Thron, der in der Mitte des Saales stand, aber alles mit Edelsteinen gespickt, daß man von dem Golde fast gar nichts sah, und in der Mitte dieses Steinhaufens saßen drei Personen.

In der Mitte saß der Maharadscha. Das sagte  
[128]

man mir nicht, sondern das wußte ich gleich allein. Wer sich auf solch einen funkelnden Steinhaufen setzen kann, das kann nur so ein indischer Nabob sein.

Alle Wetter, der imponierte mir! Es war ein schöner Mann, das tiefbraune Gesicht ernst, edel, und nun dazu ein mächtiger, langer, schwarzer Vollbart.

Die übrige Beschreibung seines Aussehens erlasse man mir. Ich kann Physiognomien und überhaupt die Aeüßerlichkeiten von Menschen nur schwer beschreiben. Das ist mir nicht gegeben. Oder ich muß reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist.

Kurz, dieses Männchen imponierte mir wirklich. Nein, dieser Mann!! Jeder Zoll wahrhafte Majestät! Wenn ich den als meinen Herrn annahm, und er befahl mir, meine Hand oder meinen Kopf auf den Henkersblock zu legen – ich tat's, denn dann mußte das irgendeinen triftigen Grund haben, irgendeiner großen, guten Sache zum Nutzen sein.

Ich glaube, besser kann ich mich nicht ausdrücken.

Auf dem Kopfe hatte er einen mächtigen Turban mit ein paar Pfauenfedern, und eingewickelt war er in eine ganze Masse von goldstrotzenden Lumpen. Und auch alles wieder solche blitzende Steine.

Nun aber das, was zu beiden Seiten neben ihm saß! Für diese beiden Personen weiblichen Geschlechtes interessierte ich mich nämlich zunächst am allermeisten. Warum nicht? Verheiratet war ich ja noch nicht.

Und die waren auch wirklich des Anguckens wert.

Da war zunächst die Linke – von mir aus gerechnet. Ein prachtvolles Weibsbild! Eine majestätische Juno! Aber aus schwarzbrauner Schokolade. Wenigstens dem Gesichte nach. An den Händen hatte sie so viele Ringe, daß gar nichts davon zu sehen war. Sogar auf dem Handrücken hatte sie solche funkelnde Pflaster. Und ein stolzes Gesicht! Aber hübsch! Oder meinetwegen auch schön. Sogar sehr schön, wunderbar, herrlich, entzückend schön! Ich  
[129]

schätzte sie auf mindestens 150 Pfund – ohne die ganze bunte und goldene Kladderäsche, in die sie eingemummelt war.

Das war ganz sicher die allererste Lieblingsfrau des Maharadschas von Radschputana. Mit der hätte ich einmal tanzen mögen.

Ich liebe solche dralle Frauenzimmer – das heißt mit Abwechslung.

[130]

Und nun die Zweite, die rechte.

Die war gerade das ganze Gegenteil von der da. Schlank, aber doch sonst appetitlich rund am ganzen Körper, was ich nämlich beurteilen konnte, weil sie zwar angezogen war, aber nur mit so einer Art von ganz durchsichtigem Hemde. Faktisch – eigentlich hatte sie eine ganze Menge Zeug an, lauter solches Gewebe, in das sie eingewickelt war, dreifach oder vierfach, aber das Zeug war wie geschmeidiges Glas, und hätte sie irgendwo am Körper ein Leberfleckchen gehabt, ich hätte es sehen können. Natürlich nur vorn, sie drehte mir doch das Gesicht zu.

Und dieses Gesicht war einfach reizend, lieblich – oder, um mich einmal ganz poetisch auszudrücken; feenhaft. Sie hatte so etwas Holdseliges an sich, und so blickte sie mich auch gleich von vornherein an. Ich glaube sogar, sie lächelte mich an.

Vor allen Dingen aber hatte sie eine weiße Haut, und zwar am ganzen Körper, was ich vollständig beurteilen konnte, und trotzdem mußte ich sie den Gesichtszügen nach für eine Indierin halten.

Wirklich eine schneeweiße Haut! Und den ganzen Körper konnte sie sich doch nicht gepudert haben. Und warum soll es denn nicht auch Indierinnen mit weißer Haut geben? In Zentralafrika, gerade im heißesten Strich, gibt es eine weiße Negerrasse, ich hatte schon solche gesehen. Krauses, wolliges Haar, aber die Haut wie bei einem Norddeutschen im Winter, nicht einmal gebräunt. Und nicht etwa Kakerlaken.

Hinter diesen dreien standen noch ein paar Schokoladenmädchen und wedelten mit Fächern aus bunten Federn – alles so, wie es in Tausendundeiner Nacht sein muß und wie man auf Zigarrenkistendeckeln abgebildet sieht.

Ferner saß noch auf den Thronstufen, zu Füßen des Maharadschas, ein Unikum von einem Kerl. Ich

[131]

habe eigentlich nichts weiter von ihm zu erwähnen, als daß es ein lebendiger Totenschädel war. Von Gesicht gar keine Spur, alles nur Knochen, mit einer gelbbraunen, schrumpfligen Haut überzogen. Auch die Nase fehlte, das war nur so ein zersplitterter Knochen – keine Ohren, keine Haare – – kurz und gut, ein perfekter Totenschädel, den man soeben aus der Erde gepaddelt hat. Nur daß darin ein paar lebendige Augen ganz unheimlich glühten. Von seinem Körper konnte ich nichts sehen, auch er war ganz in bunte Decken eingewickelt – nur eine Hand guckte hervor, und nach dieser mußte auch der ganze übrige Kerl nur aus Haut und Knochen bestehen, und das ist nicht nur so gemeint, wenn man mit Haut und Knochen einmal einen recht mageren Menschen bezeichnen will. Hier war offenbar kein Quentchen Fleisch vorhanden.

Mein Arm wurde berührt, der Kuli, der mich schon hierhergeführt, winkte mir, ich solle ihm folgen. Dann ergriff er auch meine Hand.

Um nun einmal zu sehen, ob ich auch unter wirklichen Menschen war, nicht nur unter Geschöpfen aus einem Märchen, nahm ich diese braune Hand etwas fester als eigentlich nötig war zwischen meine Tatze.

Der Indier stieß ein Wort hervor, welches ins Deutsche übersetzt, jedenfalls ›Autsch‹ bedeutete, riß seine Hand schnell aus der meinen – so, es war ein Mensch, nun folgte ich ihm willig.

Ich hatte überhaupt schon bemerkt, daß ich nur einen Schritt näher auf den Thron zutreten sollte. Ich sollte vorgestellt werden.

So geschah es denn auch. Doch erst kam noch etwas dazwischen.

Wie ich diesen Schritt tun wollte, trat mir jemand – natürlich war's wieder der dämliche Fritze, der dann aber die Schuld auf Pieplack schob – trat der

[132]

mir von hinten auf meine Decke, welche infolgedessen abermals von meinen Schultern glitt, und wie ich mich schnell bücke, rutscht mir auch noch meine Bauchbinde herunter.

Na, ich konnte mir nicht helfen. Ich konnte mich nur, die treulose Bauchbinde aufhebend, wieder in meine Decke hüllen.

Uebrigens hatte das hier gar nichts zu sagen. Die Fächerwedler dort oben waren doch auch ziemlich ganz nackt, und die Lieblingsfrau an der rechten Seite eigentlich noch viel nackter. Und die lächelte mich nach wie vor holdselig an, während die Dicke an der anderen Seite keine Miene verzogen hatte, so wenig wie die anderen.

So stand ich vor dem Thron. Die holdselige Fee lächelte mich an, und der Maharadscha blickte über meinen Kopf hinweg ins Leere. Und dabei schien es bleiben zu wollen.

Simmer hatte es mir schon gesagt: dieser Maharadscha spräche kein Wort, er sei eine steinerne Statue. Das merkte ich jetzt. So etwas Regungsloses habe ich selten gesehen. Wenn so lebende Bilder gestellt werden, merke ich immer gleich, daß das Menschen sind. Das heißt, ich kann mich nicht in die Vorstellung hineintauschen, dies seien Statuen; sie können sich noch so sehr mit Kreide beschmiert haben. Ich sehe die Brust gehen, ich sehe immer etwas zucken – ich fühle förmlich aus der weitesten Entfernung die Lebenswärme. Anderen mag es auch so gehen.

Diesen Maharadscha hier aber hätte ich, je länger ich ihn betrachtete, um so eher für eine wirkliche Statue gehalten. Nicht aus Stein, eher aus Holz geschnitzt. Wie er so dasaß, beide Hände auf den Knien, so abgezirkelt, kerzengeradeaus blickend – wirklich, ich dachte einige Augenblicke, es sei doch nur eine Statue.

Da senkte er langsam den Kopf, richtete ihn

[133]

wieder auf – und mein Indier führte mich wieder einige Schritte seitwärts.

Dann kamen die anderen daran. Es war eine Defiliercour. Jeder meiner Leute mußte vor den Thron, ein langsames Nicken, und er konnte beiseite treten. Er war in Gnaden angenommen. Ob der Maharadscha auch einmal den Kopf schütteln konnte, wußte ich nicht.

Sonst kein einziges Wort. Der Bootsmann brachte den alten Holländer angeschleppt, ein Nicken, fertig!

Wir waren durch. Nur Blodwen mit dem Kinde fehlte noch. Aber sie sollte überhaupt nicht kommen.

Mein Führer winkte mir, ich folgte ihm. Es ging wieder Treppen hinauf und durch Korridore, in denen es von braunen Männern und Weibern wimmelte, und unterwegs merkte ich, daß meine Leute nicht mehr hinter mir waren.

»Wo sind meine Matrosen und die andern?« fragte ich den Führer, ihn einmal am Rockzipfel haltend.

»Mata, Sahib – weiß nicht, Herr.«

»Wohin bringt Ihr mich?«

»Mata, Sahib.«

Wußte der nicht einmal, wohin er mich führen wollte!

Aber ich ahnte schon etwas. Der spanische Kreole hat so eine verdammte Redensart, mit der er einen totmachen kann – *Quien sabe?* – Wer weiß es? – Hier schien etwas Aehnliches vorzuliegen.

Er kannte sein Ziel doch. Es war eine große Kabine – ein Zimmer, hätte ich bald gesagt, denn mir schwand das Bewußtsein wieder, mich auf einem Schiffe zu befinden – in der eine Menge gelber, brauner und schwarzer Burschen längs der Wände auf Kissen kauerten, neben sich Papier und

[134]

Rohrhalter zum Schreiben – das taten sie aber nicht, sondern sie rauchten sämtlich lange Pfeifen oder sogen den Qualm aus Papierröllchen – jetzt Zigaretten genannt, die damals aber in Deutschland noch ganz unbekannt waren – und hiermit waren sie so beschäftigt, daß sie höchstens noch Zeit hatten, ihre Fingernägel zu betrachten oder sich einmal an der Fußsohle zu kratzen.

Dann aber war noch ein anderer Mann vorhanden – ein holländischer General! Faktisch, das gelbe, zusammengeschrumpelte Männchen, das mir gleich von vornherein einen recht wehmütigen Eindruck machte, trug die große Generalsuniform der holländischen Fremdenlegion – ich war in Batavia gewesen, daher kannte ich das – goldstrotzend, der Dreimaster mit silbernen Klunkern, die Brust voll funkelnder Orden, und dazu einen Schlepssäbel – wenn er ihn aufrecht stellte, mußte er ihm bis an die Brust gehen.

Der hatte mich offenbar erwartet. Denn er rückte noch an dem Dreimaster herum und zog sich noch schnell weiße Handschuhe an, und das ging sehr fix, denn sie waren ihm viel zu groß.

Er klappte die Hacken zusammen, an denen er sogar ganz gewaltige Sporen hatte, und legte den baumelnden Zeigefinger an den Klunkerhut.

»Radscha Ridschar Dschanschan?«

»Bin ich.«

Denn meinen Namen hatte ich herausgehört, so pfiffig war ich.

»Hoble boble radschadadschaquatscha dschai dschai dschai.«

Nein, so pfiffig war ich nicht, um dies verstehen zu können.

»Ich spreche weder Hindustanisch noch Sanskrit noch Malaisisch.«

»*Parlez-vous français?*«

[135]

»*Nee. Speak english?*«

»*Yes.*«

Er sprach's nicht gut, aber jedenfalls besser, als wenn ich mit meinem bißchen Französisch losgelegt hätte.

Wir gingen in eine kleine Kabine hinüber, die außer vielen Kissen einige Schränke besaß.

Ich merkte mehr und mehr, daß dieses Generälchen überaus nervös war. Sein Gesicht zuckte wie seine Finger, und wenn er nicht mit diesen in der Luft herumzappelte, drehte er sich Zigaretten, mit einer fabelhaften Fixigkeit, pumpte sich die Lunge voll Rauch und warf die halbe Papierrolle weg, und während er den Qualm wieder von sich pustete, aus Mund, Nase und sogar aus den Ohren, drehte er sich schon wieder eine neue.

Er war schon so weit fertig, daß er nicht einmal einen zusammenhängenden Gedanken aussprechen konnte.

»Endlich bin ich ... den Göttern sei Dank, daß Sie gekommen sind, um hier ... ich bin hier ... ich war früher in der holländischen Fremdenlegion, habe es bis zum ... Administrator – Sie verstehen, ich habe hier alles unter ... bitte ...«

Er hatte wieder eine Portion feingeschnittenen gelben Tabak auf ein Seidenblättchen gelegt, reckte die Zunge weit zum Halse heraus, fuhr mit der Rolle über den Fleischlappen, klebte sie zu, bot sie mir an.

Ich dankte. Der Kerl hatte obendrein die galoppierende Schwindsucht.

»Ja, das Zigarettenrauchen ist sehr ... aber hier ist es sehr gesund wegen des Jods ... ich weiß hier weder aus noch ... nehmen Sie doch Platz und ... endlich sind Sie ...«

Man verlange nicht, daß ich unser Gespräch

[136]

ausführlich wiedergebe. Ich dachte an Karlemann und wurde gewissermaßen zum Raubtierbändiger. So brachte ich nach und nach heraus, was ich eigentlich sollte.

Ordnung schaffen! Diesen Riesenkasten wieder flott machen. Denn hier herrschte eine heillose Wirtschaft, daß der Dampfer, obgleich sonst alles intakt war, Kohlen und alles vorhanden, nicht wieder von hier weg konnte.

Wie das zu verstehen ist, wird man bald erkennen.

Die Hauptsache war: man hatte die Zügel aus der Hand verloren, und keine Faust war da, die sie wieder packen konnte. Das Staatsschiff war führerlos, es gehorchte nicht mehr dem Ruder, es stand überhaupt kein Mann am Ruder.

»Wie ist denn dieser mächtige Dampfer überhaupt hierhergekommen?«

Ein Kapitän Sawade hatte ihn vor einem halben Jahre hierherbugsiert, damals war noch eine weiße, geschulte Mannschaft an Bord gewesen, die wieder gegangen war, auf einem anderen Schiffe ihren Untergang gefunden hatte.

Um diese Auskunft zu erlangen, war mindestens eine Viertelstunde nötig gewesen. Der Administrator in Generalsuniform – er war wohl bei der Fremdenlegion Bureauschreiber gewesen, dann hatte er sich hier gleich selbst zum General ernannt, die Dekorationen waren Jahrmarktsorden, allerdings alles echt – dieses Männchen also fing dazwischen immer wieder von seinen Zigaretten an, von Sonne, Mond und Sternen und anderem Teufelskram.

Wo da das Schiff früher gelegen hatte – solche weitzurückgreifende Fragen durfte ich natürlich gar nicht wagen.

»Kam denn der Koloß durch den Seetang? Besaß er eine Vorrichtung?«

[137]

Nach einer weiteren Viertelstunde hatte ich heraus, daß der Kapitän Sawade mitten durch die Fucusbank einen schmalen Weg gekannt hatte, nur mit treibendem Fucus gefüllt, der den Dampfer nicht gehindert hatte.

»Ist dieser Weg immer offen?«

»Mata, Sahib Kapitän. Ich weiß nur, daß ... sehen Sie, ich rauche den Tag mindestens sechzig ... nicht wahr, heute beginnen die Christen das Jahr achtzehnhundertundsech ... wo habe ich

doch meine Zünd ... wir sind auch mit Zündnadelgewehr ... da muß ich Ihnen einen famosen Spaß erzählen ... «

Und weil er von seiner Zündholzschachtel auf Zündnadelgewehre gekommen war, dachte er nun weiter daran, daß heute eine seiner Frauen eine Nadel verschluckt haben sollte, verirrte sich dabei nach Java zu einer Tigerjagd und dann wieder zu Pariser Stiefeletten, und so konnte das immer weitergehen, wenn ich das Männchen nicht gewissermaßen beim Kragen nahm und es in diese Kabine zurückbrachte.

Himmelbombenelement noch einmal! Mit dem sollte man nun fertig werden! Der sollte mich in alles einweihen! Dabei aber war er nicht etwa wahnsinnig. Er mußte nur richtig behandelt werden, und das gelang mir immer mehr.

Also auch das brachte ich heraus; dieser offene Weg existierte wohl noch, aber niemand an Bord kannte ihn mehr, ich sollte ihn finden oder sonstwie das Schiff, die Freiheit von Indien, in wirkliche Freiheit bringen.

Aber nicht etwa, daß dies meine einzige Aufgabe war. Nicht etwa, daß nur deshalb das Schiff hier festlag. O, das sollte alles noch viel besser kommen.

»Also ich soll hier als Kapitän das Oberkommando übernehmen?«

[138]

Das war es!

»Gibt es hier an Bord noch andere europäische Seeleute?«

»Mata, Sahib.«

»Zum Teufel, Sie müssen doch wissen, ob hier noch andere Europäer drauf sind.«

Nein, er wußte es faktisch nicht. Dieser Herr Administrator, der über alles Buch zu führen hatte, konnte mir nicht einmal angeben, ob sich an Bord zweitausend oder viertausend Menschen befänden.

»Alles voll, alles voll,« sagte er, mit den Händen Kreise in der Luft beschreibend und seine vollgepumpte Lunge auspustend, »voll wie meine ... der arabische Hakim sagt, ich hätte die Schwind ... da muß ich Ihnen erzählen, wie mich neulich der Portugar beschwind ... wo habe ich denn nur ... «

»Da war aber doch ein Kapitän Simmer, der mich abholte.«

»Dschimmer? Dschimmer? Kenne ich nicht. Aber kennen Sie das Kunststück, wie man ... «

Dann, als ich ihn fest gepackt hatte, mußte er zugeben, daß einige europäische Kapitäne und Matrosen vorhanden wären, aber wo zur Zeit – »mata, Sahib«.

Es gab noch andere kleine Schiffe, Galeerenjachten, die seien zum Teil mit europäischer Besatzung bemannt, die kämen manchmal her, brächten Proviant und was man sonst brauche, die bekämen auch Befehle, wo sie hinzufahren hätten ...

»Von wem bekommen Sie solche Befehle?«

»Von Seiner Herrlichkeit dem Maharadscha Ghasna Dschalip Subuktadscha,« deklamierte der General geläufig und verbeugte sich dabei.

»Der gibt direkt Befehle?«

»Nein, durch Toghluk.«

»Wer ist denn das, Toghluk?«

Nach tausend oder hundert Fragen erfuhr ich,  
[139]

daß dies der Totenschädel auf den Thronstufen war, und jetzt wurde die Sache mysteriös.

An Bord dieses Schiffes wohnte der allwissende und allmächtige Brahma selbst, da Brahma aber doch ein wesensloser Geist ist, hatte er sich in dem Mahbramanen Ghasna, der zugleich Maharadscha von Radschputana war, verkörpert, mindestens besaß dieser Brahmas Augen, so daß er alles sehen konnte, was in der Welt passierte, sogar im Stockdustern, und seine ausführende Hand

war Rala Toghluk, ein heiliger Fakir, der noch viel mehr konnte als Brotessen.

So, nun wußte ich es. Mir wurde die Geschichte nach und nach langweilig. Außerdem wurde es dunkel. Und noch mehr, außerdem wurde ich langsam hungrig.

»Also ich bin hier Kapitän mit unumschränkter Vollmacht, nicht wahr?«

»Ja, das sind Sie.«

Es war der erste zusammenhängende Satz gewesen.

»Wer ernennt mich dazu?«

»Der Maharadscha Ghasna.«

Die Dunkelheit wirkte auf die Nerven dieses Männchens offenbar beruhigend, er konnte mit einem Male präzise Antworten geben.

»Kann ich da nicht etwas Schriftliches bekommen?«

»Die Urkunde ist schon ausgefertigt.«

Und der Herr Administrator begann denn auch gleich in einem Aktenschranke zu wühlen. Das hatte freilich wieder einige Schwierigkeit, er fand das Schriftstück nicht gleich und erzählte inzwischen von Zigaretten, Hosenträgern und anderen schönen Dingen, die insofern zusammengehören, als sie vom Aether des Weltalls eingeschlossen werden, also gewissermaßen in ein und derselben Schatulle liegen.

[140]

Dann aber hatte er es gefunden. Als er das Schriftstück auseinanderfaltete, war es ein Viereck von gut anderthalb Meter Durchmesser, kaum in den ausgestreckten Armen zu halten.

Als ich es hatte, fühlte es sich wie Seidenpapier an, schien aber zäh zu sein. Wahrscheinlich war es chinesisches Reispapier.

In der Dämmerung kam es mir vor, als ob Ameisen darauf herumkröchen.

»Was für eine Schrift ist das?«

»Hindustanisch. Hier wird nur Hindustanisch gesprochen.«

»Und das ist das Dokument, welches mich als Kapitän dieses Schiffes beglaubigt?«

»Ja, mit unumschränkter Vollmacht. Jeder, dem Sie diese Urkunde, vom Maharadscha selbst unterzeichnet und gesiegelt, vorzeigen, muß sich zu Boden werfen und Ihnen die Füße küssen.«

Das war es nun nicht, was ich hier verlangte. Außerdem stellte ich mir im Geiste vor, wie ich bei jeder Gelegenheit diesen mächtigen Bogen aus der Tasche zog, ihn hundertmal auseinanderfaltete und ihn dem Betreffenden, der mir irgendeinen kleinen Handgriff tun sollte, erst mit ausgestreckten Händen unter die Nase hielt. Ich habe nun einmal solche Einfälle.

»Lesen Sie mir das Ding einmal vor.«

Der Herr General brachte seine Nase auf das mit kleinen Ameisen bedeckte Papier.

»Ich kann die Schrift nicht mehr erkennen, es ist schon zu dunkel.«

»So machen Sie doch Licht.«

Der General wollte mit Streichhölzchen anfangen.

»Gibt es hier denn keine Lampe?«

Nein, im ganzen Schiffe nicht. Wenn jemand  
[141]

eine Kerze hatte, so war das nur Zufall. Hier wurde mit den Hühnern zu Bett gegangen.

Das heißt, Schiffslampen mußten wohl vorhanden sein, auch eine ganze Menge Fässer Petroleum, aber . . . »mata, Sahib« – Aufenthaltsort unbekannt.

»Wo bekommt man denn hier etwas zu essen? Ich habe mächtigen Hunger.«

»So essen Sie.«

»Ja, wo denn?«

Mensch, bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber. Diener gab's haufenweise, aber keinen Steward, hier mußte jeder sehen, wo

er blieb. In der Küche wurde gekocht, da konnte man sich Essen holen.

Wie das eigentlich alles gemacht wurde, wer z. B. den Koch anstellte, woher dieser den Proviant bezog, oder was daraus wurde, wenn der Koch einmal erkrankte, das blieb mir vorläufig noch ein Geheimnis, welches mir auch dieser Administrator nicht aufklären konnte.

Nun, später fand ich, daß dies alles überaus einfach war, der Administrator hätte mir nur ein einziges Wort zu sagen brauchen: Gütergemeinschaft.

Aber daß es so etwas auch an Bord eines Schiffes geben könnte, daran dachte ich damals nicht.

Jetzt fragte ich noch, woher ich Kleider bekommen könne. Der General wollte mir seine Garderobe zur Verfügung stellen, nicht daran denkend, daß mir seine Hosen nur bis an die Knie gingen.

Ich verzichtete. Ich hatte genug. Ich verließ die Kabine. Ich würde mir zu helfen wissen. Jetzt sollten die sofort kennen lernen, was ein Kapitän mit unumschränkter Vollmacht zu bedeuten hat. –

Bevor ich schildere, wie es mir an demselben Abend noch weiter erging, will ich hier erst etwas einschalten.

Der Leser dürfte mit Recht fragen: wo bleibt  
[142]

denn das Fabelhafte, was mir der Kapitän von diesem indischen Riesenschiffe erzählt hatte, dem ich mit solch glühendem Entzücken gelauscht, daß es meine Phantasie selbst im Traume verwirrt hatte?

Ja, auch ich war grenzenlos enttäuscht. Aber ich befand mich ja kaum erst zwei Stunden an Bord, ich konnte mir ja noch gar kein Bild machen, und später sollte ich erkennen, daß mir Kapitän Simmer doch nichts vorgeflunkert hatte. Ich sollte an Bord dieses Schiffes noch Märchenhaftes genug erleben.

Was man sonst von mir hier verlangte, das war mir schnell genug klar. Es galt, den Stall des Augias zu reinigen.

Was das bedeutet, ist wohl bekannt. Sonst soll es noch einmal gesagt werden.

Herkules war zur Sühne einer Schuld verpflichtet, zwölf Arbeiten zu verrichten, welche ihm sein Stiefbruder Eurystheus auferlegen würde.

Als siebente Arbeit bekam er den Auftrag, den Stall des Königs Augias zu reinigen, in dem seit vielen Jahren dreitausend Rinder gestanden hatten, ohne einmal gereinigt worden zu sein, und infolgedessen hatte sich der Mist derartig aufgehäuft, daß eine Reinigung außerhalb der Menschenmöglichkeit zu liegen schien. Schon viele hatten sich an die Arbeit gemacht, aber die dreitausend Rinder waren immer fixer gewesen als die Leute mit den Mistgabeln, es kam nur immer mehr hinzu.

Nun also erhielt Herkules den Auftrag, diesen Stall innerhalb eines einzigen Tages zu reinigen.

Bei dieser Arbeit zeigte sich der Göttersohn mehr als pffiffiger Ingenieur denn als Held – er leitete einfach das Wasser zweier Ströme durch den Stall und schwemmte auf diese Weise den ganzen Mist innerhalb eines Tages fort. Die Heldenarbeit mag nur darin bestanden haben, die beiden Ströme erst

[143]

abzuleiten, wobei Herkules sicherlich tüchtig mit der Schaufel geschafft haben muß.

Wirklich, für mich lag hier eine ähnliche Aufgabe vor. Ich sollte Ordnung an Bord dieses Riesenschiffes bringen, auf und in dem vollkommene Anarchie herrschte – wenn auch im mildesten Sinne dieses Wortes.

War ich denn hierzu überhaupt befähigt?

Auch der Leser wird schon empfunden haben, daß ich mich bisher, seitdem ich mich Kapitän nannte, nicht besonders mit Ruhm

bedeckt hatte. Zumal bei jeder geschäftlichen Angelegenheit hatte ich Fiasko gemacht. Ständig war ich von vorn und von hinten übers Ohr gehauen worden. Kurz und gut, ich eignete mich durchaus nicht zum Geschäftsmann, da war ich naiv und hilflos wie ein kleines Kind, und was man hier von mir verlangte, das hatte doch verzweifelte Aehnlichkeit mit einem geschäftlichen oder organisatorischen Unternehmen.

Eignete ich mich also hierzu wirklich, daß die Wahl des Maharadschas – für mich ebenfalls noch ganz rätselhaft – auf mich gefallen war?

Nun, ich will hier gleich vorausschicken, daß ich diese Aufgabe glänzend gelöst habe. Ja, ich habe diesen neuen Stall des Augias gereinigt, und das in kürzester Zeit. Ich habe vollbracht, was schon manch anderem mißlungen war. Denn wie ich später erfuhr, hatte ich schon drei Vorgänger gehabt, ebenfalls Kapitäne, welche Ordnung in diese heillose Verwirrung hatten bringen sollen. Aber alle drei hatten bald die Mistgabel verzweifelt hingeworfen.

Ja, in mir hatte der Maharadscha den rechten Mann gefunden. Denn hier wurden keine geschäftlichen Fähigkeiten, kein Finanzgenie gebraucht, sondern ein Mann, der meine urwüchsige Natur besaß, der genau so auftrat, wie ich es dann tat, was ich nun des weiteren schildern werde.

[144]

#### DIE FREIHEIT VON INDIEN.

Ich hatte also schnell die Kabine verlassen, hatte auf dem Korridor schon einige Schritte getan, ehe ich mir bewußt wurde, daß ich hier ja ganz fremd war, und hier herrschte schon eine Stockfinsternis.

Das zusammengefaltete Dokument hatte ich zwischen Leib und Bauchbinde geschoben, sonst hatte ich absolut nichts bei mir. Ich hatte ja aus dem Schiffbruch verschiedene Gegenstände gerettet, die ich eben damals bei mir gehabt – Messer, Bootsmannspfeife

und dergleichen, auch meinen silbernen Zahnstocher nicht zu vergessen – aber diese Sachen hatte ich dann, als die Kleider durch die spitzen Steine immer weniger wurden, in den gemeinsamen Sack getan, der alle unsere Habseligkeiten barg, weil wir sie eben wegen Mangels an Taschen nicht mehr bei uns tragen konnten.

So fehlten mir jetzt vor allen Dingen Streichhölzer, um erst einmal das ›Wo bin‹ zu erkennen.

Ich machte die paar Schritte, die ich schon gegangen, ohne sie gezählt zu haben, zurück, fand einen Türgriff, schob die Tür auf und blickte in den Raum, in dem es jetzt ebenfalls vollständig finster geworden war, in dem ich aber mit Sicherheit den kleinen General vermutete.

»Geben Sie mir doch eine Portion Streichhölzer, und dann müssen Sie doch wenigstens eine Kerze haben, sonst kommen Sie mit, ich muß unbedingt Licht haben.«

Keine Antwort.

»He, Herr Administrator, Herr General!!«

Keine Antwort.

»Schlafen Sie schon?«

Ich hörte nämlich bereits ein leises Schnarchen.

»He, Herr General, Sie müssen noch einmal auf, da hilft nun alles nichts!«

[145]

Ich tat einige Schritte hinein, wollte mich nach der Kojе tasten, die ich vorhin gesehen – da stolperte ich über ein Bein, das auf dem Boden lag.

Na ja, es war ja ebenfalls ein Indier gewesen, oder doch ein Mischling, jedenfalls verschmähte er so ein europäisches Schiffsbett, hatte sich an den Boden auf Teppiche gelegt.

Ich bückte mich und hatte ein nacktes Bein in der Hand. Der Herr General hatte sich schon ausgehöst.

Ohne daran zu denken, daß dies doch eigentlich recht fix gegangen war, packte ich erst das Bein und schüttelte es, dann griff ich weiter und bekam die nackte Schulter.

»Heh, Herr Administrator, geben Sie mir noch ein paar . . . «

»Radschadadaschdadschdascha,« erklang es.

Da fühlte ich einen langen Bart. Nein, das war mein Generalchen nicht. Zugleich trat ich noch auf ein anderes Paar Beine, was ebenfalls ein radschadadscha erzeugte, wohl etwas verstimmt hervorgestoßen, aber nicht zornig, und wie ich weiter tastete, bekam ich ein unbekleidetes Frauenzimmer zwischen die Hände, das hatte ich sofort durchs Gefühl heraus, und nun begann es bei mir zu dämmern, daß ich in eine andere Kabine geraten war.

Gleichgültig, die mußten doch auch Streichhölzer haben, hier rauchte ja alles. Aber mein Wunsch sollte sich nicht erfüllen. Die Männlein und Weiblein, mit denen wohl die ganze Kabine vollgepfropft war, wurden wach, ich forderte Streichhölzer auf englisch, deutsch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch und holländisch – das Streichholz ist doch so ein Bedarfsartikel, welches der Seemann, der mit vielen Nationen in Berührung kommt, in allen Sprachen kennt – allein vergebens, diese Menschen verstanden mich nicht, die sprachen alle nur Hindustanisch – und was

[146]

Streichholz auf Hindustanisch heißt, das wußte ich nun freilich nicht.

Kurz und gut, ich wurde mit den Leutchen nicht fertig, bekam kein Streichholz und kein anderes Licht – ich tastete mich über nackte Beine hinweg wieder zur Tür.

Mit dieser Gesellschaft war sonst wirklich gar nichts anzufangen. Nicht die geringste Aufregung, daß sich ein Fremder zwischen sie verirrt hatte. Kein Uebelnehmen, kein zorniges Wort, wenn ich so auf Beine und Zehen trat. Höchstens ein kleiner Schmerzensruf, der Fuß wurde zurückgezogen – aber nicht einmal ein Aufstehen gab's.

Ich war wieder draußen. Da mußte es wohl die nächste Kabine gewesen sein, wo ich den Administrator verlassen hatte, mit dem ich mich wenigstens verständigen konnte. Aber hier genau dasselbe. Wiederum nichts als unbedeckte Beine, die sich, wenn ich weitertastete, in unbedeckte Oberkörper fortsetzten, Männern und Weibern angehörend, und immer nur ein ›Mata, Sahib‹ oder ein sonstiges Gequatsche.

Ich abermals hinaus. Nun aber war es mir klar, daß ich die Kabine des Administrators schon hinter mir hatte. Ich war zu weit gegangen. Noch zwei Versuche machte ich, sie zu finden, geriet immer in vollbesetzte Kabinen, trat auf Beinen herum, erhielt unverständliche Antworten, nur kein Streichholz.

Jetzt gab ich die Hoffnung auf, den Administrator noch zu finden. Ich tastete den endlosen Korridor entlang, nach einem Lichtschein spähend. Auch hier ab und zu zwei unbedeckte Beine, quer über dem Korridor liegend.

»*Speak english? Parlez-vous français? Parla italiano?*« examinierte ich jedesmal, nachdem ich den Schläfer wach bekommen hatte.

»Radschadadschaquatsch.«

[147]

Und dabei blieb es. Keinem einzigen konnte ich mich verständlich machen. Und wegen des Nachtwandlers niemals die geringste Aufregung. Ich brauchte nur einen Schritt weiter gemacht zu haben, so hörte ich es hinter mir schon wieder schnarchen.

Dann kam ich an eine nach unten führende Treppe, stieg sie hinab, in der Hoffnung, in dieser Region ein Licht oder einen mich verstehenden Menschen zu finden.

Nichts war es! Auf diesem Korridore genau dasselbe! Ab und zu unbedeckte Beine und die freundliche Versicherung, daß man mich nicht verstände. Dagegen waren hier die Kabinen, die ich untersuchte, leer.

Himmelbombenelement! Wie lange irrte ich denn nun schon so umher? Außerdem hatte ich unterdessen meine Decke wieder einmal verloren, hatte mir auch gar keine Mühe gegeben, sie wiederzufinden.

Doch ungehalten wurde ich nicht. Im Gegenteil, mir hätte dieses nächtliche Abenteuer rechten Spaß gemacht, so etwas hatte ich denn doch noch nicht erlebt, wenn . . . mich nicht schon seit einiger Zeit etwas Menschliches gequält hätte.

Nach diesem Orte suchte ich jetzt. Ich fand ihn nicht. Das wäre ja auch ein großer Zufall gewesen. Ich fühlte Teppiche, Polster, andere Gegenstände – nur den einfachen Sitz nicht, den ich suchte. Und dann kam auch keine Treppe mehr, auf der ich hätte wenigstens das Deck erreichen können.

Himmel Herrgott!! Was nun tun? Bei mir wurde es nach und nach die höchste Zeit. Ich bekam eine wahre Todesangst.

Na, weshalb sich denn da zu Tode ängstigen.

In solch einer verzweifelten Lage soll sogar bei jeder Hofdame der Anstand aufhören. Ich hatte gerade einen Smyrnateppich unter meinen nackten Füßen,

[148]

und ich hatte keine Zeit mehr, erst eine andere Bodenart aufzusuchen.

Also los! Und als ich aufstand, hatte ich auch meine Kapitänsurkunde zurückgelassen. Jetzt war mir alles schnuppe. Und die Urkunde war gerade so hübsch weich gewesen.

So, da lag die ganze Geschichte. Und die Wanderung im Finstern wurde fortgesetzt, jetzt in größter Seelenruhe, und jetzt konnte ich lachen.

Wo mochten meine Jungen stecken? Die zu finden, durfte ich nicht hoffen. In diesem riesigen Schiffe hätte wohl auch schwerlich eine Bootsmannspfeife etwas genützt.

Da stieß mein Kopf an etwas, und es gab einen Ton von sich. Eine Glocke, eine außerordentlich große. Am Klöppel hing ein Riemen.

Sollte ich? Jawohl! War doch gespannt, was für einen Erfolg das hatte. Und ich fing an zu bimmeln. Die Glocke hatte einen ganz mächtigen Klang. Und ich läutete aus Leibeskräften, mit Zwischenpausen ein paar Minuten lang.

Nicht der geringste Erfolg. Kein einziger Mensch kam, weder mit noch ohne Licht.

Was die hier eigentlich dachten, das mochte ich auch wissen. Erhaben über alles, was um sie her vorging. Schon nach wenigen Schritten stolperte ich wieder über ein Paar Beine. Der Kerl war wach, hatte aber gar nicht daran gedacht, wegen der Bimmelei aufzustehen. Ich glaube, das Schiff hätte brennen können.

Und daß dem wirklich so war, daß wirklich das ganze Schiff hätte brennen können, ohne daß hier irgendwie die Seelenruhe gestört worden wäre, das sollte ich später in einer fürchterlichen Situation noch als Tatsache erfahren.

Nun aber hatte ich dieses Nachtwandeln satt. Meine langen Beine sehnten sich nach Ruhe. Hier

[149]

der Korridor hatte Holzboden, das war nichts – in der nächsten Kabine, in der ich wieder Teppiche und Polster fand, wollte ich meine müden Glieder ausstrecken.

Aber gerade jetzt wollte auf dem Korridor keine Tür mehr kommen, wie ich auch die Wand entlangastete.

Endlich doch! Es war eine sehr große, hohe Tür, die ich aufschob. Gleich schlug mir ein Parfümdunst entgegen, den ich nicht leiden mag. Doch der Teppich, den ich unter meinen nackten Füßen fühlte, war sehr mollig.

Also hier geblieben! Aber gleich neben der Tür brauchte ich mich nicht hinzulegen. Ich tat einige Schritte hinein, verlor an einer Ecke die Fühlung mit der Wand, warf beim Tasten einige

Gegenstände um, deren Ursprung oder Beschaffenheit ich nicht erraten konnte, ging weiter – plötzlich verlor ich den Boden unter den Füßen.

Es waren zwei Stufen, die ich hinabstolperte, und so etwas ist im Finstern bekanntlich sehr unangenehm, man weiß nicht, ob man nur zwei Stufen oder zwei Etagen hinabfallen wird – und in meinem begreiflichen Schreck verlor ich nun völlig die Balance und schlug der Länge nach auf etwas Weiches.

Gott sei getrommelt und gepfiffen, daß du so schnell gelandet bist, dachte ich, und dann konstatierte ich, daß das weiche Polster, auf das ich der Länge nach gefallen, ein Frauenleib war, nicht ganz nackt, aber doch so ziemlich.

Wie ich noch so dachte, was nun tun, ob hier eine Entschuldigung angebracht wäre, mich vor allen Dingen noch dem fröhlichen Bewußtsein hingebend, dank dieses menschlichen Polsters nichts gebrochen zu haben – da umschlangen mich plötzlich zwei dicke, nackte Arme, die gleich meinen Kopf herabzogen.

[150]

»Radschadaschaquatscha.«

So wurde mir mit heißem Atem ins Ohr geflüstert.

Himmeldonnerwetter!! Was sollte ich tun?

Na, ich will's kurz machen. Ich blieb gleich hier liegen. Die ganze Nacht.

Es war ein strammes Frauenzimmer, das mich nicht mehr aus den Armen ließ. Ich dachte einmal an Blodwen ... aber nur sehr flüchtig.

Gott, ich war doch nicht verheiratet, und überhaupt, was hätte ich denn machen sollen? Ich konnte doch nicht um Hilfe schreien.

Das Weibsbild war verliebt bis über die Ohren. Merkwürdigerweise wußte sie, wer ich war. Sie nannte mich mehrmals ›Sahib Kapitana‹. Von ihrer sonstigen Quatscherei, die sie mir oft ins Ohr flüsterte, verstand ich nichts. Jedenfalls war's ein prachtvolles

Weib. Und dann mußte es etwas Vornehmes sein. Sie hatte eine Unmenge von Ringen auf den Fingern.

Herrgott, dachte ich einmal, das wird doch nicht etwa gar ...

Da schief ich ein.

Als ich erwachte, drang durch die Bollaugen schon der Tag herein. Zuerst wußte ich gar nicht, wo ich war. Ich hielt alles für einen kuriosen Traum.

Wie ich mich so mit halbgeöffneten, schlaftrunkenen Augen umschaute, sah ich eine sehr geräumige Kabine, prachtvoll eingerichtet, aber nach orientalischer Art, also statt der Möbel mit Polstern und Kissen, dabei alles strotzend von Goldstickereien – dann wurde ich gewahr, daß ich ziemlich tief lag, auch nur auf so einem Teppichbett – und was hatte denn der dicke, braunschwarze Arm zu bedeuten, der da quer über meiner Brust lag?

Da kam langsam die Erinnerung, ich wendete

[151]

den Kopf zur Seite – jawohl, da lag sie noch an meiner Seite, so ziemlich in paradiesischer Unschuld, ich konnte ihr Gesicht sehen, und ... weiß Gott, die erste Lieblingsfrau, die auf dem Throne rechts neben dem Maharadscha gesessen hatte!!

Was ich in diesem Augenblicke gedacht habe, kann ich gar nicht schildern. Ich sollte auch gleich etwas anderes zu denken bekommen.

Da höre ich neben mir, auf der anderen Seite, ein Murmeln, ich drehe den Kopf dorthin, schon von einer bösen Ahnung erfüllt, und ... da kniet neben dem Teppichbette, nur zwei Schritte von mir entfernt, der Maharadscha in höchst eigener Person auf dem Boden, das Gesicht gegen das Bollauge gewendet, verbeugt sich immer – verrichtet sein Morgengebet!

Na, was daraus noch werden sollte, darauf war ich doch wirklich gespannt. Hatte der mich denn noch gar nicht gesehen? Doch unbedingt! Ja, aber ...

Ich dachte überhaupt gar nichts mehr. Mir blieben Herzschlag und Denkfähigkeit und alles stehen.

Wenn der jetzt fertig ist mit Beten und steht auf und sieht dich hier neben seiner Lieblingsfrau ... du kannst ja gar nicht dafür, aber ... Ehebruch, Mord, Folterqualen ... sollst du ihn zuerst niederschlagen oder läßt du ihm den Vorrang ... und dabei glotze ich den Maharadscha, der schon in vollständigem Ornat ist, immer an.

Er ist noch nicht fertig, murmelt noch immer seine Sprüche, da wird das Weib neben mir lebendig, sie ist erwacht – »radschadadschaquatscha, Sahib Kapitana« sagte sie zu mir im zärtlichsten Tone und drückt mich an ihr Herz – und wie ich noch überlege, ob ich jetzt aufspringen und das Weite suchen oder dem da eins über den Kopf geben oder mir eine Decke über die Nase ziehen soll, daß er mich vielleicht nicht sieht, da erhebt sich der Maharadscha,

[152]

baut sich vor unserem Bett auf, und während sich seine Lieblingsfrau gar nicht in ihren Gunstbezeugungen stören läßt, macht der vor mir eine höfliche Verbeugung, mit der Hand auf dem Herzen, murmelt etwas, jedenfalls wünscht er mir einen gesegneten Morgen, wendet sich und verläßt mit majestätischem Schritte die Kabine.

Ich starrte ihm nach. In meinem Kopfe drehte sich noch immer alles. Ich konnte es nicht fassen. Das braune Weib belehrte mich, daß es noch immer neben mir lag.

Aber da gab es nun nichts. Aufklärung konnte die mir doch nicht geben, wir verstanden ja einander nicht – nur in der Sprache, die alle Welt versteht – und damit war mir jetzt nicht mehr gedient, ein ganz undefinierbares Gefühl packte mich plötzlich, ich sprang auf und floh davon wie weiland ... wie der keusche Joseph vor Potiphars Weib, hätte ich beinahe gesagt.

Nein, diesen Vergleich durfte ich nun freilich nicht herbeiziehen. Nicht einmal meinen Mantel konnte ich in ihren Händen zurücklassen, ich hatte ja gar keinen mitgebracht. Aber ich floh.

Auf dem Korridor strömten wieder Menschen hin und her, lauter braune und schwarze und gelbe, ganz verschieden angezogen, nur nicht in europäischer Tracht, manchmal auch gar nicht angezogen.

Deshalb fiel auch meine lange Wenigkeit nicht im geringsten auf. Und doch, es war merkwürdig, daß man mich blonden Jüngling mit dem schneeweißen Körperteint so wenig beachtete.

Nun, mein Entschluß war gefaßt. Ich hatte mich wiedergefunden. Und wenn ich auch meine seidenweiche Vollmachtsurkunde zu anderen Zwecken benutzt hatte – ich fühlte mich als der Kapitän, der über alle diese Leute und über dieses ganze Schiff gesetzt worden.

[154]

Das erste war, daß ich einen Kerl anhielt, der in einen prachtvollen roten Mantel gehüllt war.

»Sprechen Sie Deutsch, Englisch, Französisch? Nee? Tut mir leid, dann geben Sie mir mal Ihren Mantel her.«

Schon hatte ich dem Mephisto den roten Mantel von den Schultern genommen – ich weiß nicht, was er dabei dachte, er schien etwas fassungslos zu sein – als ich eine mir jetzt viel interessantere Gestalt erblickte.

Es war ein Gelber, der an mir vorübergehen wollte, wahrscheinlich ein Araber, baumlang und ... vollständig modern nach europäischen Begriffen gekleidet, in einen dunkelblauen Jackettanzug, nur ein rotes Fes tragend.

Es war der erste europäische Anzug, den ich hier erblickte, und der kam mir gerade recht zu passe, zumal er meine Größe besaß.

Ich trat ihm in den Weg, fragte diesmal nicht erst, ob er Deutsch oder Englisch oder Französisch könne, sondern ich griff gleich zu, streifte ihm zunächst die Jacke ab.

Der Mann war sichtlich erschrocken. Sollte er auch nicht!

»Aber, mein Herr,« fing er auf englisch an, »was wollen Sie denn von ...«

»Ihre Weste will ich haben,« sagte ich und begann ihm diese abzuknöpfen.

»Ich bin – ich habe ...«

»Sie sind mein Mann, den ich jetzt brauche, weil Sie gerade die richtige Länge haben,« sagte ich und streifte ihm die Hosenträger über die Schultern. »So, nun ziehen Sie mal Ihre Hosen aus.«

»Aber, Herr Kapitän, ich bin ...«

»Sie wissen also, wer ich bin? Dann her mit der Hose!«

Und weil er mir zu langsam war, stellte ich

[15]

ihm ein Bein, und als er auf dem Boden saß, zog ich ihm erst die Stiefel aus und dann die Hose und dann das Oberhemd.

Er trug noch Unterhosen, die wollte ich ihm großmütig lassen, ebenso wie die Strümpfe. Von zweiterhand Strümpfen bin ich kein Freund.

Er hatte die Sprache verloren, glotzte mich an, wie ich jetzt Hosen, Stiefel, Hemd, Weste und Jacke anzog. Kragen und Schlips brauchte ich nicht, die konnte er sich dann wieder umbinden.

»Sehen Sie, geehrter Herr,« sagte ich während dieser Beschäftigung, »ich bin es überdrüssig, hier als Kapitän im Adamskostüm herumzulaufen, und daß hier Gütergemeinschaft herrscht, das habe ich nun schon heraus, also nehme ich mir die Freiheit ...«

»Aber Sie brauchen doch nur nach dem Garderobenraum zu gehen, da können Sie sich alles aussuchen ...«

»Wenn Sie den Garderobenraum kennen, so gehen doch lieber Sie hin, ich bin mit Ihren Sachen gerade recht zufrieden, sitzt alles wie angegossen. Doch da wir uns verständigen können, werden Sie mir jetzt gleich als Führer dienen ...«

»Ich bin in den Harem des Maharadschas befohlen,« stieß der Entkleidete hervor, sprang schnell auf und rannte davon, und

nachlaufen konnte ich nicht, weil ich noch mit meiner Hose beschäftigt war.

Wie ich später erfuhr, war es der arabische Arzt gewesen, den ich ausgezogen hatte. Und das merkte ich sofort, daß es hier absolut kein Uebelnehmen gab. Der Mann war nur überrascht gewesen, daß ihm jemand so ohne Weiteres die Hosen auszog, nichts weiter. An der Weste baumelte noch eine goldene Kette, daran eine goldene Uhr – es hat sehr lange gedauert, ehe sie Effendi Abdallah von mir zurückerbat, in aller Bescheidenheit, und hätte ich nein gesagt, so wäre die Uhr mein Eigentum

[156]

gewesen. Hier herrschte perfekte Gütergemeinschaft, die freilich nur zwischen solchen Indiern möglich war, welche absolut nichts von Egoismus und dergleichen wußten.

Nun aber war ich wiederum allein. Kein Mensch konnte mich verstehen. Doch jetzt, in ordentlichen Sachen, wieder feste Ledersohlen unter den Füßen, fühlte ich mich ganz bedeutend sicherer.

Um meine Lebensfröhlichkeit völlig wiederzugewinnen, fehlte jetzt nur noch eines – und da kam dieses auch schon anmarschiert, nämlich eine Reihe von Männern, Weibern und Kindern – doch die waren Nebensache, Hauptsache hingegen, daß sie alle Holz- oder auch Porzellannäpfe trugen, aus denen es gar lieblich duftete.

Sie hatten sich ihr Frühstück geholt, bestehend aus Reis mit Curry. Curry ist ein pfefferartiges Gewürz, aus einer Wurzel hergestellt, und der Indier will alles mit Currypulver angerührt haben, auch wirklich ausgezeichnet schmeckend. Nur gehört dazu eigentlich noch in Würfel geschnittenes Hammelfleisch – und siehe da, nicht alle waren hier Vegetarier, da schwammen wirklich schon die Hammelfleischwürfel in dem rotbraunen Reis.

Diejenigen, welche solche Schüsseln trugen, ließ ich nicht an mir vorbeigehen, nur der Löffel fehlte, doch ich wußte mir zu helfen, ohne wie die Indier und Araber mit den Fingern essen zu müssen, ein Weib hatte ein Näpfchen mit Zucker, dieses Näpfchen

diente mir als Löffel, und schmunzelnd sahen mir die Beraubten zu, wie ich vier solcher ansehnlichen Schüsseln leerte.

So, nun fühlte ich mich wieder als Mensch.

Diejenigen, deren Schüsseln ich geleert, gingen wieder zurück, und ich folgte ihnen, in der Aussicht, wenn nicht an Deck, so doch nach einer Küche zu gelangen,

[157]

wodurch sich meine Kenntnis des Schiffes doch wenigstens in etwas erweiterte.

So war es denn auch. Erst hatte ich noch zwei Treppen hinaufzusteigen. Ueberall wurde von braunen Männern gereinigt, gefegt, geputzt. Also ein Arbeitsplan herrschte dennoch hier. Nur wer diesen entwarf, wer hier anstellte, das war mir noch ein Rätsel. Verständigen konnte ich mich mit keinem einzigen.

Die Quelle, wo die Schüsseln gefüllt wurden, befand sich im Zwischendeck, deren es allerdings mehrere gab. Doch so ausführlich will ich nicht werden.

Es war eine regelrechte Küche, in dem vier braune Köche hantierten, aus großen Töpfen die Näpfe der Vorübergehenden mit Schöpflöffeln füllten. Es ging ganz ruhig zu, jeder trat hinten an und wartete geduldig, bis er an die Reihe kam. Kein Stoßen, kein Schieben, noch weniger eine Spur von Zank. Nichts weiter als ein fröhliches Schwatzen. Gefeuert wurde mit Steinkohlen.

Alles blickte nach mir, neugierig, aber ohne Scheu, vielmehr wurde gelacht, und der eine braune Koch winkte mir kollegial zu, heranzukommen.

»Du Kapitän?« grinste er vergnügt, sich eines gebrochenen Englisch bedienend.

»Woher weiß du das?«

»Fango uns erzählt.«

»Wer ist Fango?«

»Fango Teppiche poch poch machen.«

Nun, dieser Teppichausklopfer schien nicht die richtige Person zu sein, an welche ich mich zu wenden hatte.

»Wer hat dich hier angestellt?

»Angestellt?«

Der Koch verstand mich gar nicht.

[158]

»Wer ist hier der erste Koch, wer der zweite, der dritte, der vierte?«

»Nix zweiter und dritter und vierter Koch – wir alle erster Koch.«

Ich will gleich sagen, was für ein Verhältnis hier herrschte; mir ging schon jetzt eine Ahnung davon auf.

Hier herrschte vollkommener Anarchismus. Aber im edelsten, im idealsten Sinne gemeint. Denn eigentlich hat der Anarchismus ja gar nichts mit der Bombenwerferei zu tun. Doch da man dies mit dem Worte Anarchismus nun einmal immer verbindet, so wollen wir dieses Wort lieber nicht gebrauchen und dafür sagen: hier herrschte die idealste Gütergemeinschaft und Arbeitsteilung – einer für alle und alle für einen.

Solch ein idealer Zustand war freilich nur unter diesem indischen Völkchen möglich, und dann hatte das auch seine bedeutenden Schattenseiten.

Dieses Riesenschiff war vor einem Jahre nach einem kleinen, fast unbekanntem indischen Inselhafen gekommen, hatte hier die in Europa angefertigte Maschinerie und die ganze übrige Einrichtung erhalten – doch über die Einzelheiten konnte ich niemals etwas Richtiges erfahren, zuletzt wurde ich auch so, daß ich alles nahm, wie es nun einmal war – der Maharadscha war mit seinem ganzen damaligen Hofstaat an Bord gekommen, der Kapitän Sawade, der mir ebenfalls immer eine mysteriöse Figur blieb, hatte die ›Freiheit von Indien‹ hierhergebracht, und nun hatte auf dem festgefahrenen Schiffe alles seinen alten Lauf genommen.

Dieser Koch hier hatte schon im Palaste des Maharadschas die Bedientenküche unter sich gehabt. Und schon am Hofe dieses Maharadschas hatte solch ein ideales Arbeitsleben geherrscht.

Ging einmal ein Koch durch Tod oder aus einem  
[159]

anderen Grunde ab, so kam von selbst ein anderer Mann, dem es Vergnügen machte, für die anderen das Essen zu bereiten, und so war das hier bei allem und jedem, jede Aufsicht, jede Anstellung fehlte, und dennoch wickelte sich das ganze Leben aufs beste ohne jeden Zank und Streit ab.

Freilich hatte das auch seine Schattenseiten. Dazu kam überhaupt das ganze indische Dienstbotenwesen in Betracht.

Bekanntlich sind in jedem indischen Hause, welches etwas gelten will, eine ganze Menge von dienstbaren Geistern angestellt, bei denen die Arbeitsteilung mit lächerlicher Akkuratess durchgeföhrt ist.

Wenn ich in solch einem indischen Hause zu Gaste bin, liege ich auf dem Diwan, ein Diener fächelt mir Kühlung zu, ich will Feuer für meine Zigarre haben, sage es dem Diener, er soll mir dort das Feuerzeug geben – fällt dem Kerl gar nicht ein, der hat nichts weiter zu tun als mit dem Fächer zu wedeln – da aber mein Wunsch dennoch erfüllt werden soll, so läuft er hinaus und sucht im ganzen Hause den Mustapha, denn dessen Amt, ist es, mir Feuer zu geben – und wenn es auch eine halbe Stunde dauert, bis er den Mustapha gefunden hat – so lange muß ich eben warten, wenn ich zu faul oder wie der Indier zu stolz bin, mir dort das Feuerzeug selbst zu holen – und wenn ich wissen will, wieviel Grad Wärme heute sind, so ist da wieder ein besonderer Diener angestellt, welcher das Thermometer unter sich hat, und in sehr großen Häusern hat so ein brauner Kerl überhaupt nichts weiter zu tun, als das Thermometer zu beobachten und auf Befragen die Zahl der Grade abzulesen.

Das ist tatsächlich so. Jeder, der in Indien gewesen ist, wird dasselbe erzählen.

Hier war es insofern etwas anders, als jeder

[160]

gern dem andern half. Aber im Grunde genommen doch genau dasselbe.

Da hatten z. B. zwei braune Männer täglich das Messinggeländer einer Treppe zu putzen, der eine das linke, der andere das rechte. Eines Tages kam der Linke nicht mehr, hatte eine andere Anstellung erhalten, war sonstwie verschwunden. Der andere putzte jeden Tag sein rechtes Geländer auf's gewissenhafteste – aber um das linke kümmerte er sich nicht, das konnte erblinden und verrostet. Bis ein neuer erschien, der sich wieder des linken Geländers annahm.

Aber ob dies der Mann freiwillig tat, oder ob er da von irgend jemandem den Befehl dazu erhielt, das sollte mir noch lange ein Geheimnis bleiben.

»Woher bekommst du den Proviant, den du kochst?«

»Den bringt mir Rahal.«

»Und die Kohlen?«

»Die bringt mir jeden Abend Nilikan.«

»Wo ist dieser Nilikan jetzt?«

»Mata, Sahib.«

»Was machen die beiden sonst?«

»Mata, Sahib.«

Da war es immer die alte Geschichte. Keiner wußte vom andern etwas.

»Du essen willst?« schmunzelte der Koch, mir einen Napf haltend. »Deine Diener auch schon Essen von mir.«

»Wie, meine Leute waren schon hier und haben sich Essen geholt?«

»Ja, Sahib, viel, viel Essen.«

Na, endlich doch eine Kunde, daß sich meine Leute noch an Bord befanden! Aber wieviel und wer es gewesen, daß konnte ich durch Beschreibung nicht herausbringen, hatte ja auch gar keinen Zweck.

»Nix essen wollen?« schmunzelte der braune Koch,  
[161]

mir noch immer die Schüssel vorhaltend, und jetzt griff er mit den Fingern in den dicken Reis, formte eine Kugel und wollte sie mir in den Mund schieben, der ich nur ausweichen konnte, indem ich schnell einen Schritt zurücktrat.

Na, warte, du sollst noch kennen lernen, was ein Kapitän zu bedeuten hat!

»Hallo, Käpt'n!« erklang es da nicht weit von mir.

Ich hätte in dem Türkenkostüm bald meinen Bootsmann nicht erkannt, obgleich der Kaftan die krummen Beine nicht ganz verbergen konnte.

Endlich eine verwandte Seele!

»Wo sind die anderen?«

»Mata, Sahib,« war die vergnügte Antwort.

»Höre,« sagte ich und hob die Faust, mußte aber dabei doch lachen, »wenn du jetzt auch mit dieser nichtswürdigen Antwort anfängst, dann . . . Wo sind die anderen, die Offiziere?«

Er wußte es wirklich nicht. Er hatte sie ebenfalls schon gestern abend verloren.

»Wo hast du geschlafen?«

»Habe gar nicht geschlafen, Käpt'n.«

Dabei aber zwinkerte der Kerl so verdächtig mit den Augen.

»Was soll das heißen? Wo bist du denn die ganze Nacht gewesen?«

»Bei einer Japanerin – o, eine lütte seute Deern, Käpt'n.«

Und der krummbeinige Bootsmann schnalzte mit der Zunge, schnalzte mit den Fingern und verdrehte die Augen.

Ich konnte ihm keine Vorwürfe machen.

»Du hast überhaupt heute keinen gesehen?«

»Ja, den Moritz – ich guckte in eine Kabine – aber der hatte eine Schwarze – da war ich überflüssig – da bin ich gleich wieder gegangen.«

[162]

»Hast du die Lady gesehen?«

Nein, von Blodwen wußte der Bootsmann erst recht nichts.

»Wir wollen an Deck gehen.«

Diesen Weg wußten wir bald zu finden. Unterwegs kamen wir noch an einer anderen Küche vorbei, in der offenbar nur Kaffee gebraut wurde.

Dann befanden wir uns an Deck, auch schon wieder mit Menschen gefüllt, die meistens Toilette machten, sich wuschen, Männlein und Weiblein in paradiesischer Unschuld.

Da sah ich zwischen den halb und ganz nackten Gestalten einen Menschen spazieren, der einen grau und schwarz gewürfelten Anzug an hatte, und unter der Mütze quollen blonde Haare hervor.

Wieder jemand, an den ich mich halten konnte. Aber wie er sich herumdrehte, war es Mahlsdorf, mein erster Steuermann.

»Was machen Sie denn hier?«

»Ich suche Sie und unsere Leute.«

Auch Mahlsdorf hatte alle Fühlung verloren.

»Weiß der Teufel, wie man sich aber auch hier verkrümmeln kann!« sagte er.

»Wie haben Sie denn die Nacht verlebt?«

»Fein!« war die prompte Antwort. Dann aber kratzte er sich wie verlegen hinter den Ohren.

»Wissen Sie, Herr Kapitän – als ich fünfzehn Jahre alt war – ich ging noch zur Schule, ins Gymnasium, bin erst später zur See gegangen – da kratzte ich einmal von zu Hause aus. Hatte eine Dummheit gemacht. Und da geriet ich zwischen so eine Zigeunerbande, bin ein paar Wochen mit ihr herumgezogen,

bis man mich aufstöberte und zurücktransportierte. Aber hübsch war's doch gewesen, damals zwischen den Zigeunern und zwischen diesen braunen Mädeln und Frauen. Aber da gibt's ja überhaupt gar keinen Unterschied. Na, was ich da

[163]

alles erlebt habe. Und ich war erst fünfzehn Jahre alt. Und – wissen Sie, Herr Kapitän – ich muß immer daran denken – das hier ist nämlich auch so ein Zigeunerlager. Nur auf dem Wasser.«

Ja, da hatte der Steuermann recht. Das war ein richtiges Zigeunerlager. Nur zur See. Seezigeuner. Aber sonst stimmte alles. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – Gütergemeinschaft und ... Weibergemeinschaft. Und das alles in der holdseligsten Unschuld. Wie im Paradiese!

»Woher haben Sie denn diesen famosen Anzug, auf dem man Schach spielen kann?«

Mahlsdorf hatte das Garderobelager entdeckt! Das war schon etwas. Wenn jeder so etwas fand, dann wollten wir im Laufe einiger Jahre hier schon zurechtkommen.

»Alles vollgepfropft von Wäsche und Kostümen, freilich mehr für Indier und Türken, nur ein paar europäische Anzüge waren da, ich fand den hier am passendsten.«

»Und wo ist dieses Garderobelager?«

Der Steuermann kratzte sich wieder hinterm Ohre.

»Kapitän – wenn ich offen sein soll – tief, tief unten im Schiff – aber wieder hinfinden könnte ich mich nicht. Dieser Bienenstock ist mir gar zu riesenhaft.«

Also da war es wieder nichts mit meiner Hoffnung gewesen.

»Jetzt,« sagte ich, »müssen wir erst einmal eine feste Position gewinnen, und das kann nur die Kommandobrücke sein.«

Diese befand sich ziemlich weit vorn – das mußte ja auch auf dem über 200 Meter langen Schiffe sein – war ein mächtiges Ding, ein ganzes Gerüst mit vielen Etagen, obendrauf das Kartenhaus war dementsprechend groß, so eine ansehnliche Villa,

[164]

und dann noch eine ganze Menge Nebengebäude – wenn sich ein Seemann so ausdrücken darf.

Schon von unten bemerkte ich eine Menge brauner Menschen dort oben. Richtig, selbst auf der Kommandobrücke wurde ein gemütlicher Kaffeeklatsch abgehalten, und Weiblein waren nicht minder zahlreich vorhanden als Männlein und Kinderlein.

Dann aber bemerkte ich gleich, daß hier alles blitzblank war, und da lagen ja auch noch die Putzlappen und was sonst noch dazu gehört.

Der Steuermann hatte wohl vor, die ganze braune Gesellschaft hinabzujagen, aber ich wehrte ihm. Wir konnten sie vielleicht doch noch ganz gut gebrauchen. Denn ich kannte die indischen Verhältnisse schon einigermaßen, war ja auch schon auf einem indischen Passagierschiffe gefahren, zwischen Singapur und Batavia, und da hatte die Kommandobrücke und jeder andere Teil des Schiffes ebenfalls seine speziellen eingeborenen Arbeiter gehabt, und ich hatte dieses System ganz vortrefflich gefunden.

Nix Englisch, nix Französisch, nix Deutsch. Und die Kaffeetrinker ließen sich gar nicht stören. Sie hatten ihre Pflicht getan, und damit basta. Nun, ich ließ sie in Ruhe.

Dieser Riesendampfer hatte für den Maschinenapparat schon so einen elektrischen Signalapparat, von dem uns auf der Steuermannsschule ein Modell erklärt worden war. Drehen ließ sich der Hebel, aber es klingelte nicht, und auch die elektrische Klingel am Sprachrohr versagte. Sonst aber war alles in tadelloser Ordnung. Im Kartenhaus lagen die Seekarten vorschriftsmäßig in den Regalen, in dem Instrumentenschrank war alles blitzblank.

Die Besichtigung der anderen Häuserchen ergab, daß diese zur Aufnahme von Offizieren und wohl auch für den Kapitän bestimmt waren, eine hübsche

[165]

Kajüte war vorhanden, hier war auch alles noch mit europäischen Möbeln ausgestattet.

»Es ist von vornherein damit gerechnet worden, daß der Dampfer von europäischer Mannschaft bedient wird,« meinte der Steuermann, eigentlich ganz überflüssig. Oder hat man schon einmal ein Schiff gesehen, welches den Ozean befährt und eine andere als europäische Besatzungen hat? Abgesehen von nordamerikanischer. Die Japaner machten damals von sich noch nicht reden, und auch die Türken konnten ohne geschulte Mannschaft aus dem Abendland nicht auskommen.

In einem besonderen Häuschen erkannte ich, daß hier der spezielle Feuerwerksraum war, in dem die Raketen und die anderen Lichtmittel aufbewahrt werden, und da fiel mir und wohl auch den anderen sofort ein, daß dieses Schiff doch nicht so ohne alle jede seemännische Aufsicht sein könnte; denn wir hatten ja bei Nacht regelrecht mit Raketen signalisieren sehen, und die nördliche Station konnte nur hier gewesen sein.

In dem Feuerwerksraum war ein alter Indier, der Raketenhüllen putzte. Er sprach leidlich Englisch.

»Weißt du, wer ich bin?«

»Der neue Kapitän.«

Das mußte doch schon bekannt gegeben sein. Von Achtung war freilich keine Spur zu merken. Doch das war Indisch.

»Ist euch gesagt worden, daß ihr mir zu gehorchen habt?«

»Ja, Sahib.«

»Wer hat euch das befohlen?«

Der Alte schien beim besten Willen keine Antwort geben zu können.«

»Wird hier manchmal mit Raketen signalisiert?«

»Ja, Sahib.«

»Mit wem?«

»Mata, Sahib.«

»Mit Schiffen?«

»Mata, Sahib.«

»Kommt dann immer ein Schiff?«

»Manchmal, manchmal auch nicht.«

»Und wer feuert dann die Raketen hier ab?«

»Radscha Dschraf Adschel.«

»Wer ist denn das?«

»Wer Radscha Madadscha.«

So wenigstens ungefähr klang es. Was aber nun wieder das bedeutete, Radschamadadscha, das konnte ich nicht erfahren. Ja, doch: der hier über alles zu befehlen hat.

»Ich denke, das ist der Maharadscha selbst, der hier nur zu befehlen hat.«

»O nein, Sahib. Der Maharadscha ist Gott selbst – er ist der Gedanke – Toghluk ist das sprechende Wort – und der Maradschadadscha ist die Tat.«

Dies alles klang mir gar nicht so sinnlos. Gedanke, Wort, Tat – wenn ich den Mann der Tat nur selbst kennen gelernt hätte!

»Ist das der Administrator?«

Durch Beschreibung der Generalsuniform konnte ich dem Alten klar machen, wen ich meinte.

»O nein, Sahib, der zahlt nur Geld, wenn etwas zu bezahlen ist, und schreibt.«

»Da kommt Goliath,« riefen der Steuermann und Enoch.

Er hatte uns schon gesehen, kam herauf.

»Hast du die Lady gesehen, Goliath?« war meine erste Frage.

Nein, auch Goliath hatte sie noch nicht gesehen.

»Goliath, kannst du Hindustanisch?«

»Ja, Massa.«

Ich war etwas verdutzt. Diese Bejahung hatte ich nicht erwartet.

»Dann frage einmal diesen alten Burschen, wer

hier manchmal des Nachts mit farbigen Lichtern signalisiert, und übersetze es mir dann.«

Goliath machte den Dolmetscher, und ich merkte gleich, daß er sich mit dem Indier perfekt verständigen konnte. Dieser Neger schien eben alles zu können.

Wiederum hörte ich mehrmals den zungenbrechenden Namen Radscha Dschraf Adschel, wozu jetzt noch immer der Beiname zschum Dscheine kam.

»Es ist der Geschäftsführer des Maharadscha,« wandte sich Goliath dann an mich, »welcher hier den Titel Madadscha führt, und sein Name ist Graf Axel zum Steine, oder vom Steine.«

Wie Schuppen fiel es mir von . . . den Ohren! Dschraf Adschel dschum Dscheine – Graf Axel zum und vom Steine – und war es mir doch, als hätte ich von einem Manne dieses Namens schon einmal gehört oder gelesen, ein deutscher oder ein schwedischer Abenteurer, der sich dem Mystizismus ergeben hatte, so eine Art von Cagliostro.

Doch genau konnte ich mich nicht mehr erinnern, sollte auch nicht zum Weiterfragen kommen.

»Sahib Kapitana!«

Es war ein Indier, der mich anredete, außer durch sein luxuriöses, goldstrotzendes Kostüm auch sonst sich von den anderen Indiern unterscheidend, die sich an Deck herumtrieben.

»Suchen Sie mich?«

»Graf Axel vom Steine, der erste Minister Seiner Majestät des Maharadscha, bittet den Herrn Kapitän Richard Jansen um eine Unterredung,« meldete der Indier in tadellosem Englisch.

»Ich soll zu ihm kommen?«

»Er läßt Sie bitten, ich soll Sie führen.«

»Sofort!«

Ich sah gerade einige Matrosen und Heizer kommen, auch Beyer war darunter, und so gab ich dem ersten Steuermann noch einige Verhaltensmaßregeln,

[168]

die Matrosen sollten ausgeschickt werden, um die noch fehlenden zu suchen, sich immer wieder hier auf der Kommandobrücke zusammenfinden, und ich folgte dem Führer.

Endlich also sollte ich an die richtige Quelle kommen!

Der Leser dürfte sich wundern, daß ich von diesem Graf Axel noch gar nichts gehört, wo mir Kapitän Simmer doch während zweier Tage so viel von diesem indischen Schiffe erzählt hatte.

Aber ich habe auch gesagt, daß er von einer geheimen Gesellschaft gesprochen, deren Mitglied ich erst werden müsse, ehe ich in alles eingeweiht werden könne. So hatte mir Simmer eigentlich nur immer erzählt, wie man sich auf diesem indischen Riesendampfer ninüsieren könne, von den täglichen Festlichkeiten und dergleichen, von der paradiesischen Unschuld, die hier herrsche, von der Pracht und dem Luxus usw., alle internen Angelegenheiten dagegen hatte er niemals berührt, z. B. auch keinen Namen genannt, und ich wußte noch nicht einmal, ob sich sonst noch ein anderer Europäer an Bord befinde.

Jetzt also kam ich jedenfalls an die richtige Quelle. Ein deutscher oder schwedischer Abenteurer, der sich zum Minister des Maharadscha aufgeschwungen hatte, jedenfalls dessen rechte Hand. Der Kerl in Generalsuniform, der sich Administrator genannt hatte, war doch nur ein Harlekin gewesen, wer weiß, durch welchen Zufall ich zuerst zu diesem geführt worden war.

Dann muß man bedenken, daß ich spät abends an Bord gekommen war, in der Nacht erlosch hier jedes Leben, diese Zeit war also für mich gar nicht in Betracht gekommen, und jetzt war noch immer frühe Morgenstunde, so daß ich sagen konnte, ich hätte soeben erst das Deck dieses Schiffes betreten.

Es waren mir schon in den Gängen und auch an Deck mehrmals Gesichter aufgefallen, die ich für

[169]

europäische hielt. Jetzt sah ich wieder solch eine Physiognomie, die ich unbedingt für eine irländische hielt, da konnte mich weder Turban noch Kaftan irre machen, ganz abgesehen von rotblondem Haar und heller Haut.

»Na, Sie sind doch kein Indier,« redete ich ihn jovial an.

»Radschadadschaquatscha.«

Der Kerl hatte sein Englisch verlernt oder wollte mich nicht verstehen. Natürlich bemühte ich mich nicht weiter.

»Gibt es hier noch mehr Europäer an Bord?« fragte ich meinen Führer.

»Mata, Sahib.«

Er hatte recht. Mit solchen Fragen hatte ich mich nicht an einen Diener zu wenden, der mich zu seinem Herrn führte.

Ein dichter Menschenknäuel, die ganze Breite des Schiffes füllend, sperrte unseren Weg. Es mochte da irgend etwas los sein.

Mein Führer blieb stehen und blickte sich zögernd um.

»Können Herr Kapitän hier auf der Bordwand balancieren?« fragte er mich. »Wir kommen sonst nicht durch.«

Ja, auf der Bordwand balancieren konnte ich, und wir taten es. Dabei bemerkte ich, daß in der Mitte der Menschenmenge ein Gaukler seine Vorstellung gab.

Ich schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, ich dachte an etwas anderes.

Was, weil hier so ein nackter Jahrmarktskerl seine Faxen machte, deshalb mußte der Kapitän auf die Bordwand klettern, um das hochverehrliche Publikum nicht zu stören?

Na wartet! Jetzt war ich nur noch nicht Kapitän.

[170]

Unterdessen hatte ich nämlich meinen Beschluß gefaßt.

Durch den Kajüteneingang ging es einige Treppen hinab – ich bemerkte, daß es hier schon Aufzüge gab, allerdings keine elektrischen; sie funktionierten aber nicht – durch einige Korridore, auf

denen es wieder von Indiern und Türken und Arabern wimmelte, auch von Frauen, die aber hier keine Kinder auf den Armen trugen, und dann befand ich mich in einem Raume, wo ich mir wieder ins Bewußtsein rufen mußte, daß dies eine Schiffskabine war und nicht das Laboratorium eines Alchimisten aus den früheren Jahrhunderten in irgendeinem verwunschenen Hause.

Denn ein solches Laboratorium war dieses, angefüllt mit Retorten und Phiolen und allem anderen Krimskrams, der zu so etwas gehört, mit wunderlichen Maschinen, mit Holz- und Eisengerippen, mit Blasebälgen, und da brannte auch das Feuer, in dem wahrscheinlich der Stein des Weisen destilliert werden sollte. Der Rauch des Feuers wurde durch ein Rohr zum Bollauge hinausgeleitet, doch war noch Qualm genug in dem Raume, und außerdem stank es darin wie in einer Apotheke – oder so, wie es eben in solch einem alchimistischen Heiligtums stinken muß – nach atemversetzenden Giften aller Art.

An dem Feuer, über dem ein eiserner Destillierkolben hing, der sich in einen endlosen gläsernen Apparat mit Retorten und Flaschen fortsetzte, hantierte ein Mann mit dem Blasebalg.

Es war ein schon älterer Mann mit langem, grauem Barte – ein Alchimist, wie er im Buche steht. Also dazu gehörte zunächst der lange, schwarze Kaftan, zwar nicht mit schauderhaften Zauberformeln bedeckt, aber Säuren hatten doch schon genug abenteuerliche Figuren hineingefressen, statt der hohen chaldäischen Mütze wenigstens ein phantastisches Großvaterkäppchen, und nun das Gesicht des Alten selbst

[171]

mit der Habichtsnase und den faltigen, asketischen Zügen erst recht das eines Wunderdoktors.

Außerdem war noch eine zweite Person anwesend: das Wort des Maharadscha, personifiziert in einem Totenschädel mit dem dazu nötigen Untergerüst, nur aus Knochen und Haut bestehend – Toghluk, der Fakir.

Er kauerte auf einem Bündel Pergamente und glotzte mich mit seinen so seltsam glühenden Augen an. Jetzt war er nicht so dicht in Teppiche gewickelt, trug nur ein dünnes, durchscheinendes Gewand, und ich sah das vollendetste menschliche Skelett, an dem jeder Knochen zu erkennen war, sogar am Brustkasten. Wirklich nichts weiter als Knochen mit einem dünnen Hautüberzug – sagen wir: ein Hautsack voll Knochen.

Der Kuli hatte hinter mir wieder die Tür zugeschoben, der alte Alchimist pustete noch ein paarmal mit dem Blasebälge, dann legte er ihn hin und wandte sich mir zu, und es waren gar scharfe, kluge Augen, die mich musterten.

»Kapitän Richard Jansen?«

»Bin ich.«

»Haben Sie schon von mir gehört?«

»Ich weiß ja noch gar nicht, wer Sie sind, wie Sie heißen.«

Diese Entgegnung mußte den beiden etwas unerwartet kommen. Doch sie hatten sich wohl äußerst in der Gewalt. Nur ihre Augen änderten sich etwas, und auch die nachfolgende Pause sprach davon.

»Graf Axel vom Steine.«

»Angenehm.«

»Sie befinden sich in meinem Allerheiligsten.«

»So.«

Ganz offenbar schien den beiden meine Ausdrucksweise nicht recht zu gefallen. Aber sollte ich

[172]

etwa bei jedem Wort, das der alte Knasterbart da sagte, einen Bückling machen?

»Sie dürfen es betreten, weil Sie jetzt einer der Unsrigen sind.«

»Einer der Ihrigen? Wie soll ich das verstehen?«

Abermals eine unangenehme Ueberraschung.

»Nun, haben Sie Kapitän Simmer nicht Ihr Ehrenwort gegeben?«

»Ja – daraufhin, daß ich nichts verraten werde von dem, was ich hier erlebe, zu sehen und zu hören bekomme.«

Das schien die beiden wieder etwas zu befriedigen.

»Daß Sie einer der Unsrigen sein wollen,« setzte der Graf aber hinzu.

»Nein, nicht daß ich wüßte.«

»Sie haben zugesagt, hier die Stelle eines Kapitäns anzunehmen.«

»Doch nicht so ohne weiteres.«

»Nicht?!«

»Nein. So schnell geht das denn doch nicht. Ich habe wohl zugesagt, aber ... da muß ich erst die Bedingungen hören. Das ist doch ganz selbstverständlich, selbst wenn ich dies nicht ausdrücklich gesagt haben sollte. Ich bin doch kein Mann, der sich so blindlings mit Haut und Haaren verkauft.«

»Der Administrator hat Ihnen doch die schon ausgefüllte Vollmacht gegeben, Sie haben dieselbe angenommen.«

»Mit dem Wisch habe ich etwas anderes gemacht, und nun will ich Ihnen etwas sagen: ja, ich bin bereit, die Führung dieses Dampfers zu übernehmen; aber nur unter gewissen Bedingungen – oder eben zu denjenigen, unter welchen man überhaupt die Rolle eines Kapitäns spielt, wobei ganz gleichgültig ist, wie klein oder wie groß das Schiff

[173]

ist. Vor allen Dingen will ich also auch als Kapitän behandelt sein ... «

Und auf diese Weise sprach ich noch weiter, was ich hier nicht ausführlich wiedergeben will. Kurz, ich hatte bald den Spieß herumgedreht und das Heft in der Hand.

Denn wie die beiden Zauberkünstler mich hier hatten behandeln wollen, das lag ja ganz klar auf der Hand. Wie so einen Dienstboten, der engagiert werden sollte, der so nebenbei in der

Küche seine Instruktionen erhielt, während der Küchenmeister noch den Blasebalg handhabte.

Daß ich mir dies aber nicht gefallen lassen wollte, das hatten die beiden nun schnell heraus, und sie gaben nach. Es blieb ihnen auch gar nichts anderes übrig; denn ich wäre bald genug wieder meine Wege gegangen, was ich ihnen auch sagte.

»Einer Ihrer Leute, der ja wohl auch den Rang eines Kapitäns einnimmt, hat mich und die Besatzung meines gesunkenen Schiffes auf einer Insel gefunden – nicht so ganz hilflos; denn wir hätten uns auf dieser Insel bis an unser Lebensende ernähren können und hatten auch schon Mittel und Wege gefunden, die Insel wieder zu verlassen, durch eigene Kraft. Daß uns Kapitän Simer gleich in seiner Jacht mitnahm, dafür sind wir ihm dankbar – und ich gab ihm mein Ehrenwort, alles zu verschweigen, was ich hier auf diesem Schiffe, wovon er mir schon erzählte, sehen und erleben würde. Ja, ich wäre auch bereit, hier die Stelle eines führenden Kapitäns anzunehmen; aber, wie gesagt, das muß alles in seiner regelrechten Weise vor sich gehen, wobei mir ganz gleichgültig ist, unter welcher Flagge dieses Schiff segelt.«

Das war nur ein kleiner Teil von alledem, was ich sprach, und die erste Folge davon war, daß unsere Unterhaltung in einem anderen Raume stattfand, welcher schon eher den Namen einer Kajüte

[174]

verdiente, wenn auch immer noch nach orientalischer Art ausgestattet, und auch eine weitere Andeutung meinerseits wurde jetzt sofort verstanden, indem man mir ein regelrechtes Frühstück vorsetzte, bei dem ich nichts weiter vermißte als Wein oder Bier, welche Getränke durch Limonadenkram ersetzt wurden. Doch das mußte ich mir gefallen lassen, ich befand mich eben auf einem indischen Schiffe,

Jetzt wurden wir schnell handelseinig.

Nein, ich war nicht bereit, mit in die Geheimverbindung einzutreten, wodurch ich mich und meine Leute mit Haut und Haaren für alle Zeiten verpflichtete, ganz gleichgültig, ob wir auf den Schädel eine Tätowierung bekamen oder nicht.

»Sie haben mein Ehrenwort, und ich garantiere für die Verschwiegenheit jedes einzelnen meiner Leute, und damit basta.«

»Gut, so bin ich im Namen des Maharadschas hiermit einverstanden,« sagte hierauf der Stellvertreter.

»So sagen Sie mir, was ich tun soll.«

»Diesen Dampfer in den Hafen von Bombay bringen.«

Endlich eine präzise Erklärung, was man eigentlich von mir forderte!

»Was Sie dazu brauchen,« fuhr der Graf gleich fort, »um die ›Indianarwa‹ manövrierfähig zu machen, ist alles vorhanden. Proviant genug, Trinkwasser können wir in jeder Menge von der Insel erhalten, die Bunker sind noch voll Kohlen, die Maschinen sind in tadelloser Ordnung.«

»Wahrhaftig!« rief ich mit zweifelndem Staunen.

»Gewiß. Unten im Maschinenraum ist noch Signor Pavacci, ein italienischer Ingenieur, der einige Dutzend Indier unter sich hat, welche er fortwährend putzen läßt, und er versichert, mit diesen Indiern als Heizern und Kohlenziehern die Fahrt sofort antreten [175]

zu können, d. h., die Maschinen spielen zu lassen. Alles sei in tadelloser Ordnung.«

Wiederum starrte ich den Sprecher fassungslos an. Hier lag offenbar ein Rätsel vor, dessen Eigentümlichkeit ich noch nicht einmal begriff.

»Und die Maschinen sind immer so aktionsfähig gewesen?«

»Immer – seit einem halben Jahre und noch länger – seitdem die ›Indianarwa‹ hier liegt.«

»Ich denke, der Dampfer ist hier festgebannt.«

»Ist er auch.«

»Ja, weshalb denn da in aller Welt, wenn sonst alles in Ordnung ist?!«

»Einfach aus dem Grunde, weil uns die nötigste Deckmannschaft fehlt. Wir wären kaum imstande, die Anker wieder zu lichten, welche Kapitän Sawade damals hier hat fallen lassen, von allen anderen Arbeiten, welche zur Steuerung solch eines Riesendampfers über den Ozean doch nötig sind, gar nicht zu sprechen.«

»Sie meinen also, diesem Schiffe fehlen geschulte Deckoffiziere und Matrosen.«

»Das ist es. Deshalb liegen wir wie gefesselt hier.«

»Ich habe aber doch auf den kleineren Schiffen, welche neben der ›Indianarwa‹ liegen, schon europäische Matrosen gesehen.«

»Diese dürfen aber die ›Indianarwa‹ nicht betreten.«

»Weshalb denn nicht?«

»Sie verstehen das nicht?«

»Durchaus nicht.«

Da schenkte mir der alte Graf reinen Wein ein. Ich bekam etwas ganz Seltsames zu hören. Und doch – nun verstand ich das große Rätsel, das mit diesem Schiffe verbunden war.

Nachdem jener Kapitän Sawade es mit seiner  
[176]

Mannschaft hierhergebracht, es dann aber, wohl in einem besonderen Auftrage, wieder verlassen hatte, bei welcher Zwischenreise er mit seinen Leuten den Untergang gefunden, waren schon zu wiederholten Malen europäische Seeleute an Bord genommen worden, Kapitän, Offiziere und Matrosen, um das Schiff wieder aus der Fucusbauk herauszubringen.

Niemals war das gelungen. Weshalb nicht? Nach spätestens einer Woche, noch ehe die eigentliche Reise hatte angetreten werden können, da ja doch noch viele Vorbereitungen getroffen werden mußten, waren diese Leute regelmäßig total versumpft, entnervt gewesen, der Kapitän und die Offiziere hatten die Nacht über ihre Leute stets schon vollkommen verloren gehabt, diese

waren in den indischen Kemenaten des Zwischendecks auf Nimmerwiedersehen verschwunden gewesen – und die Kapitäne und Offiziere überhaupt immer selber mit, später oder schon vorher – wiederum hatte der Riesendampfer führerlos wie ein hilfloses Wrack dagelegen.

Fürwahr, es dauerte doch einige Zeit, ehe ich dies begreifen konnte. Dies klang ja fast unglaublich. Aber dieser alte Graf sprach viel freier, als ich es hier tun kann, und so mußte ich es wohl zuletzt glauben.

»Aus diesen ehemaligen Europäern sind jetzt Indier geworden, die Sie höchstens noch durch die Hautfarbe unterscheiden können.«

»Ja, zum Donner noch einmal,« fand ich endlich Worte, »ist denn nur wirklich jeder Kapitän so ein Schwächling gewesen?«

»Wie ich Ihnen erzähle.«

»Konnte denn da der Maharadscha nicht selbst einmal tatkräftig eingreifen?«

»Tatkräftig? Gewiß, auch wir sind tatkräftig; aber in ganz anderer Weise, als Sie das verstehen. Lernen Sie nur erst die Verhältnisse kennen. Der

[177]

Maharadscha hat hier ein Reich geschaffen, in dem vollkommene Duldsamkeit herrscht. Allerdings ist jeder Ungehorsam ausgeschlossen, jeder weiß von allein, was er zu tun hat; aber hier herrscht nur die Liebe, ein gewaltsames Vorgehen gibt es hier nicht, und ... ich glaube doch, nun verstehen Sie, weshalb wir auch gegen die fremden Matrosen so ohnmächtig sind.«

Ja, ich verstand, mußte verstehen, so schwer es mir auch ward.

»Und bei Ihnen,« fuhr der Graf fort, »wissen wir, daß Sie Ihre Mannschaft derartig in Zucht haben, daß so etwas nicht zu fürchten ist, und außerdem auch, daß Sie die Ihnen gegebene Gewalt nicht mißbrauchen.«

»Wieso mißbrauchen?«

»Daß Sie sich nicht etwa zum Herrn dieses Schiffes aufwerfen.«

»Woher verdiene ich denn solch ein Vertrauen? Sie kennen mich doch gar nicht.«

»Doch, die ›Sturmbräut‹ ist von uns lange genug beobachtet worden, Sie und Ihre ganze Mannschaft, und wir wissen, daß wir Ihnen unbedingt vertrauen können.«

Es war Schmeichelhaftes genug, was ich zu hören bekam, so wenig ich mir auch alles zusammenreimen konnte, und was für Instruktionen ich sonst noch von dem Manne, den ich jetzt definitiv als meinen Vorgesetzten betrachtete, erhielt, brauche ich hier nicht wiederzugeben, da der Leser dies dadurch erfährt, wie ich alles ausführte.

Erwähnen will ich nur, daß wegen der Unbestimmtheit der ganzen Fahrt die Heuer tageweise geregelt werden sollte, und zwar erhielt ich selbst pro Tag zwanzig Dollar, dementsprechend hoch waren auch die Heuern meiner Leute dem Range nach angesetzt. [178]

Daß wir alle nötigen Sachen sofort erhielten, dafür würde der Radadscha, wie er sich selbst nannte, was ungefähr Sekretär bedeutete, selbst sorgen, desgleichen, daß wir regelmäßig mit Essen versehen würden.

»Sie sind mit alledem einverstanden, Herr Kapitän?«

»Mehr als das. Nur noch eins macht mich schwankend, diesen Posten anzunehmen.«

»Was für ein Hindernis wäre das?«

»Ich bin eigentlich schon einem anderen verpflichtet, und ich weiß noch gar nicht, wie ich jetzt dieses Verhältnis lösen soll . . . «

»Sie meinen Ihren jungen Freund, den Kapitän Algots?«

»Ja. Woher aber wissen Sie . . . «

»Sie haben doch schon Kapitän Simmer darüber berichtet und dieser mir.«

»Ja, wie soll ich nun mit diesem fertig werden? Kapitän Algots wird sogar bald meine Spur verfolgen, wenn ich zu lange . . . «

»Ohne Sorge,« fiel mir der Graf abermals ins Wort, »Kapitän Simmer ist bereits unterwegs nach der Goldküste, um Ihren jungen Freund auf seiner Leuchtturminsel aufzusuchen, er wird mit ihm alles arrangieren.«

»Und wenn das dem Kapitän Simmer nun nicht gelingt?«

»Verlassen Sie sich darauf, es wird ihm gelingen – wir bringen alles fertig.«

Ich blickte den Sprecher an, und dieser mochte meine Gedanken lesen, was in diesem Falle auch nicht allzu schwierig war.

»Sie meinen, ich hätte zu viel gesagt, weil wir ja nicht einmal imstande sind, uns durch eigene Kraft von hier fortzuhelfen? Wie kann ich da behaupten,

[179]

daß wir alles fertig brächten – mit anderen Worten: daß uns nichts unmöglich wäre?«

»In der Tat . . . «

»Nun, haben wir Sie nicht zu finden gewußt, den wir für fähig halten, uns hier fortzubringen? Befinden Sie sich jetzt nicht an Bord? Haben Sie nicht Ihre Zusagen gegeben?«

Ich hätte wiederum nichts anderes als ein ›In der Tat‹ sagen können – aber ich schwieg, ich dachte in diesem Augenblick nur nach, ob dieses faltige Gesicht mit den asketischen Zügen eines Weltentsagers wohl eines Lächelns oder sonst einer Bewegung fähig sei.

Da neigte er seinen Kopf, ich war entlassen – und er war jetzt mein Vorgesetzter, ich hatte ihn als solchen anerkannt – ich verließ die Kajüte.

#### WO IST BLODWEN?

Es war mir äußerst wirr im Kopfe. Doch was ich zu tun hatte, wußte ich jetzt genau. Es war einfach genug. Mein Gebiet sollte das Deck sein, auf dem ich von der Kommandobrücke durch meine Leute ausschließlich zu herrschen hatte. In den unteren

Räumen hatte ich nichts zu suchen, wenn mir dieselben auch durchaus nicht verschlossen waren, da es ein solches Verboten hier überhaupt nicht gab. Hier war alles erlaubt, absolut alles, ohne jede geringste Ausnahme – freilich war so etwas eben nur in solch einem indischen Idealstaate möglich, der auf dem Wasser lag, daß nicht die schwersten Ausschreitungen vorkamen – und wer sich dem fügte, der mußte eben zum Indier werden, wenn er das noch nicht war – und daß dieser Fall nicht auch

[180]

bei meinen Leuten eintrat, dafür hatte ich zu sorgen.

So mußte mein nächstes Ziel wieder die Kommandobrücke sein. Hoffentlich hatten sich dort unterdessen alle meine anderen Jungen eingefunden.

In dem unentwirrbaren Labyrinth von Gängen verirrte ich mich abermals gründlich. Menschen waren genug da, die ich fragen konnte, wo sich eine an Deck führende Treppe befände, aber entweder verstand man mich überhaupt nicht, oder ich erhielt zur Antwort das stereotype ›mata, Sahib Kapitän‹.

Dieses Phlegma, wo man doch schon wußte, wer ich sei, wurde mir immer unerklärlicher.

Nun, ich würde meinen Weg schon allein finden.

Vorher aber, als ich das Ende eines Korridors erreichte, geriet ich in einen Raum, in dem mich noch eine große Ueberraschung erwartete – eine seltene Sehenswürdigkeit.

Früher war das offenbar eine große Kajüte für die Passagiere gewesen, ein Salon, sehr hoch, durch Oberlicht erhellt. Jetzt war das Ganze dadurch bedeutend niedriger geworden, daß man hier ein Wasserbassin angelegt hatte, den ganzen Raum einnehmend, aus Marmorplatten, und da die Tiefe des Bassins etwa anderthalb Meter betrug, so mußten die Ränder doch um so viel über den früheren Boden erhöht worden sein, wie denn auch gleich von der Tür aus die offenstehenden Stufen hinaufführten.

Ich war grenzenlos überrascht, hier in einem Schiffe ein vollkommenes Schwimmbassin zu finden, mit Wasser gefüllt! So ein gedecktes Schwimmbassin mit gewärmten Wasser hatte man damals ja überhaupt noch gar nicht. Vielleicht in türkischen Bädern oder indischen Palästen – ich aber hatte so etwas eben noch nicht gesehen. Und nun gar im Innern eines Schiffes! Auch die ursprünglich

[181]

geplante ›Great Eastern‹ hatte so etwas nicht gehabt, das wußte ich bestimmt!

Und nun diese Pracht, dieser Glanz, dieser Marmor, zum Teil mit Mosaik! Diese Tier- und Götterfiguren in allen möglichen Gestalten, die aus ihren geöffneten Mäulern rauschendes Wasser in das Bassin spien!

Und dann diese Gesellschaft, die sich hier zusammengefunden hatte!

Auf den ziemlich breiten Marmorrändern hockten Indier herum, alte und noch mehr junge, alle höchst kostbar gekleidet, rauchten und naschten von den silbernen und wohl sogar goldenen Tellern, welche von Dienern und Dienerinnen herumgebracht wurden, und ... ergötzten sich an dem spielenden Treiben von mindestens einem halben Hundert junger Mädchen, welche da ganz munter im Evakostüm im Wasser herumplätscherten, vor Vergnügen kreischend!

Na, ich dachte natürlich zuerst, ich wäre hier plötzlich in ein Märchenreich versetzt worden. Ich hatte ja schon etwas an Deck zu sehen bekommen, in den Korridoren, auf dem Throne, dann mein nächtliches Abenteuer – – das hier aber war doch immer noch etwas ganz anderes!

»Ist etwas gefällig, Herr Kapitän?« sagte da ein junger Hindu, der neben mir kauerte, und reichte mir lächelnd eine goldene Schale mit überzuckerten Früchten.

Ich glaube, ich habe etwas genommen. Im übrigen aber muß ich gestehen, daß mir keuschen Jüngling, der ich trotz alledem damals noch immer war, ganz blau und grün vor den Augen wurde. Denn es waren wirklich reizende Mädels, die ich da zu sehen bekam, alle wie gedrechselt, auch gar nicht so braun, mehr gelb, und nun dieses nackende Gliederspiel . . .

»Die baden sich hier wohl?« stotterte ich.

[182]

»Ja, unsere Bajaderen – wir haben fünfzig mit.«

»Und – und – da darf man hier so zugucken?«

»Warum denn nicht?« lautete die sichtlich erstaunte Gegenfrage.

Ja, warum auch nicht? Die plätschernden Mädels genierten sich vor mir so wenig wie gestern die Lieblingsfrau in ihrem Glasgewande auf dem Königsthron.

Dann tauchte in mir auch sofort eine andere Frage auf.

»Woher kommt denn dieses viele warme Wasser?«

In diesem Augenblick sah ich nicht weit von mir meinen Pieplack stehen, den durchtriebensten Schlingel von Matrosen, den ich je an Bord gehabt, und der verzog sein breites Maul soeben zu einem vergnügten Grinsen und wandte sich, schon die Hände an seiner Jacke, als wolle er sie ausziehen, in seinem schönsten Platt an so einen herumlungernenden Indier.

»He jü, da kann man sick wohl mit dee Deerns baden, wat?«

Das gab mir die Besinnung wieder. Alles, was mir der Graf erzählt, fiel mir wie ein Blitz ein, meine Verantwortung – und ich schnell hin, packte den Schlingel beim Kripse und zog ihn mit hinaus.

Glücklich erreichte ich mit meinem Begleiter das Deck und die Kommandobrücke. Unterdessen hatten sich hier oben wirklich auch alle anderen eingefunden, ich brachte den letzten mit.

Zuerst nahm ich die Steuerleute und die beiden Ingenieure vor, dann hielt ich vor der versammelten Mannschaft eine kleine Rede.

Ihr steht jetzt eigentlich nicht mehr in meinen Diensten, aber wollt ihr euch zu den und den Bedingungen wieder unter mein Kommando stellen, das mir hier angeboten wird?

»Jawohl, Käpten!« erklang es einstimmig und recht vergnügt.  
[183]

Gut – aber so und so – hier muß rein Schiff gemacht werden – so und so ist es schon anderen europäischen Mannschaften ergangen – alle versumpft – davon kann bei uns natürlich keine Rede sein – – also ihr habt in den unteren Räumen, überhaupt zwischen diesem braunen Gesindel absolut nichts mehr zu suchen, euer Aufenthalt ist ausschließlich das Deck – – einverstanden?

Nachdem sie einmal A gesagt hatten, mußten sie natürlich auch B sagen – so schwer ihnen das auch fallen mochte. Denn eine kleine Enttäuschung war es ja doch für alle.

Schließlich waren sie indes alle so vernünftig, um die Gefahr einzusehen, die ihnen drohte, und ich hatte mir kein Blatt vor den Mund genommen, als ich ihnen alles geschildert.

»Na, Urlaub wird es schon auch geben,« setzte ich noch tröstend hinzu, und der neue Pakt war wieder geschlossen, ebenso ohne jede schriftliche Abmachung, wie ich so etwas stets gemacht hatte. Denn das mit dem Administrator war ja doch nur eine Harlekinade gewesen.

Unsere erste Aufgabe mußte darin bestehen, das Deck von Menschen zu säubern, daß wir uns darauf frei bewegen konnten. Mit Güte und freundlichem Zureden war hier nichts zu erreichen, das sahen wir gleich ein. Die Leutchen verstanden ja überhaupt gar nicht, was wir eigentlich von ihnen verlangten, wenn es Goliath einigen auch noch so deutlich verdolmetschte, und es allen mitzuteilen, das war ja gar nicht möglich, denn das ging hier eben genau wie in einem Ameisenbau zu.

Ich schickte die beiden Ingenieure und sämtliche Heizer fort, den Maschinenraum aufzusuchen, unterdessen hatten wir anderen auf der Kommandobrücke zu tun, und es dauerte gar nicht

lange, bis der Signalapparat klingelte, die elektrische Batterie mußte

[184]

mit leichter Mühe wieder in Funktion gebracht worden sein, und ich konnte mich mit Beyer durch das Sprachrohr unterhalten.

»Die Maschinen sind in tadelloser Ordnung,« meldete er.

»Dann stellen Sie die Dampfpumpe an!« kommandierte ich.

Zehn Minuten später flohen die braunen Männlein und Weiblein kreischend vor dem dicken Wasserstrahle davon, der sich mit Macht über das Deck ergoß. Natürlich operierte ich diesmal nicht mit heißem Wasser. Es war einfach Seewasser, wir wuschen das Deck. Aber es half. Nur durften wir keine große Rücksicht üben, auch das gemüthlichste Kaffeekränzchen wurde von meinen Jungen mit fortgescheuert. –

Ich überspringe acht Tage. Wir waren Herren des Decks. Schließlich hatten all diese Indier begriffen, was wir wollten, und sie hatten sich gefügt.

Ungefähr die hintere Hälfte des Decks blieb ihnen eingeräumt, daß sie sich an frischer Luft bewegen konnten; aber wer sich auf die vordere Hälfte verirrte, und er verstand die Aufforderung nicht, der wurde mit sanfter Gewalt oder besser mit einem Kübel Wasser entfernt, und bald war so etwas eben gar nicht mehr nötig. Sie brauchten diesen Teil ja auch nicht zu betreten; denn die Haupteingänge zum Innern des Schiffes lagen hinten.

Wir hatten während dieser acht Tage alle Hände voll zu tun gehabt. Denn mochten die Maschinen auch in Ordnung, mochten Kohlen und alles vorhanden sein, so war bei solch einem Riesendampfer doch nicht daran zu denken, ihn so ohne weiteres die Fahrt antreten zu lassen, ehe man seine Beschaffenheit nicht bis ins allerkleinste kannte, und schließlich gilt das auch von jedem anderen Schiffe, mag es noch so klein sein. Untersucht man doch selbst erst das

[186]

kleinste Boot, ehe man sich ihm anvertraut, ob das Steuerruder in Ordnung ist, daß es sich nicht aushaken kann, usw. usw.

Was wir nun hier alles zu untersuchen hatten, ehe wir wagen durften, die vier Anker zu lichten, davon kann ich kaum eine Andeutung machen.

Wenn nun eine Ankerkette brach, waren denn Reserve-Anker und -Ketten vorhanden? Wo befanden sie sich? Wo war die Segelkammer, in der man die Korkfänder gewöhnlich aufbewahrt? Durfte man noch dem Chronometer trauen? Mußte das Schiff nicht erst ausbalanciert werden?

So gab es viele Hunderte von Fragen, welche zu beantworten waren, und jede einzelne setzte unsere Arme und Beine in Bewegung.

Die kolossale Schwierigkeit lag besonders auch darin, daß kein Plan des Schiffes existierte. Vorhanden war alles, was wir brauchten, nur mußten wir jedes einzelne mit eigenem Spürsinn aufsuchen. Denn niemand konnte uns dabei führen – ›mata, Sahib‹.

Auch Graf Axel ließ sich nicht sehen, und ich glaubte auch nicht, daß er mir irgendwie hätte helfen können.

Zuerst hatten, wenn ich nicht irre, neben dem Riesendampfer fünf größere Fahrzeuge gelegen, jedenfalls lauter solche Galeerenjachten. Während der ersten Nacht waren davon zwei verschwunden, am vierten Tage fuhr die dritte ab.

Wer hatte ihr dazu den Auftrag gegeben? Ich wußte es nicht.

So lagen neben der ›Indianarwa‹ jetzt noch zwei solcher Galeerenjachten. Ich sah an ihren Decks außer Indiern manchmal auch Europäer, außer dem Kapitän doch sicher Matrosen, aber es war, als wäre der schmale Wasserraum, der uns trennte, eine meterdicke Mauer, oder richtiger, da wir von hoch oben auf sie herabblickten, als wären die dort unten gleich den

[187]

Erdensöhnen von den himmlischen Heerscharen getrennt. Eine Verbindung zwischen uns existierte absolut nicht.

Es kam ja einmal vor, daß wir sie anrufen mußten – ein ausgefahrenes Tau hatte sich etwa an solch einem Fahrzeug verfangen – die Leute dort unten, ob Indier oder Weiße, machten es frei – aber sonst kein Wort, nicht einmal ein Blick zu uns herauf.

Ja, hier herrschte irgendein Geheimnis vor. Es war mehr zu fühlen als zu sehen.

Einmal aber bekam ich doch etwas zu sehen.

Als ich einmal an der Bordwand lehnte und auf solch eine Jacht hinabblickte, stand gerade unter mir ein Matrose mit einem Strohkopf, das Haar ganz kurz geschnitten, die Sonne schien darauf, und da sah ich ganz deutlich zwischen den hellen Haaren auf der Kopfhaut jene Tätowierung, welche damals auch der aufgefishete Matrose auf seinem Schädel gehabt hatte.

Als der Kerl dann dort unten einige Indier und auch andere Europäer kommandierte, merkte ich, daß es der Kapitän, mindestens ein Offizier dieser Jacht war.

Also auch hier diese Tätowierung! Ob auch Simmer eine solche auf dem Kopfe gehabt? Ganz sicher!

»Seien Sie erst einer der Unsrigen, dann werden Sie alles erfahren.«

So hatte er damals gesagt.

Aber ich hatte keine Lust, mir das Haar scheren und meine Kopfhaut tätowieren zu lassen. Nein, wenn ich das Geheimnis ergründen wollte, dann . . . auf andere Weise, durch eigene Kraft.

Uebrigens plagte mich die Neugier sehr wenig. Ich beobachtete nur, soweit meine Zeit das zuließ.

[188]

Und dennoch, ich kann gar nicht schildern, wie eigentümlich hier alles zuging.

Wir wurden aufs beste gepflegt. Es waren acht männliche Indier, vierzehn weibliche und neun Kinder gewesen, die ich damals auf der langausgedehnten Kommandoücke, ein ganzes Reich

für sich, vorgefunden hatte, und ich hatte sie also darauf gelassen, denn diese große, gemeinsame Familie betrachtete das Reich der Kommandobrücke nicht nur als Herberge, sondern als wirkliche Heimat, welche sie pflegten, gewissermaßen schmückten. Das heißt, sie waren den ganzen Tag über am Putzen und Scheuern.

Es mochte sein, daß ihnen diese Arbeit dereinst zugeteilt worden war, vielleicht von dem mysteriösen Kapitän Sawade, aber das war jetzt gar nicht mehr von ihnen zu ergründen, das war ihnen schon längst in Fleisch und Blut übergegangen, oder man konnte es auch mit einer Art von Kultus vergleichen – in dieser Hinsicht war es eine Familie von Tempeldienern, welche Heiligtum und Hof und Garten pflegten – alles echt indisch.

Ich ließ die Leutchen also gewähren, war durchaus zufrieden mit ihnen. Des Nachts suchten sie irgendeinen Winkel auf, wo sie sich in Decken wickelten, am Morgen verwischten sie die Spuren ihres Nachtlagers – wiederum alles ganz wie in Indien, wo ja auch der Bureaudiener mit Frau und Kindern im Bureau schläft.

Gleich am ersten Tage, nach meiner Unterredung mit dem Grafen, hatten sich einige von ihnen entfernt und waren mit großen Packen zurückgekommen, welche europäische Kleider enthalten hatten, meist Arbeitszeug, für Matrosen bestimmt.

»Woher habt ihr die?« ließ ich durch Goliath fragen.

Eben aus der Garderobekammer.

[189]

»Wer hat euch den Auftrag gegeben, uns diese zu holen?«

Da aber fingen die braunen Leute etwas zu quatschen an, was auch Goliath nicht verstand. Sie hätten den Auftrag vom Rada-scha bekommen, also von jenem Grafen, aber auf welche Weise, das war aus ihnen nicht herauszubringen, da verloren sie sich in die Mystik.

Dann brachten sie uns auch Schüsseln mit Speisen, wir konnten *Table d'hôte* speisen, wenigstens zehn Gänge, freilich etwas eintönig, die meisten Gerichte bestanden aus Reis, Fisch und Hammelfleisch, aber eben auf zehnerlei Weise zubereitet, und zwar alles delikats, und so wurden wir von ihnen jetzt regelmäßig fünfmal am Tage mit solchen Schüsseln versehen, ferner mit Kaffee und Tee, desgleichen brachten sie große Pakete Tabak – kurz alles, was unser Herz nur begehrte, soweit es nicht Ankerketten, Taue und dergleichen, was mit dem Schiffe zusammenhing, betraf.

Immer wieder hätten wir fragen mögen: Woher bekommt ihr das? Wer hat euch beauftragt, so für uns zu sorgen?

Aber fragt man denn so den aufwartenden Diener, wenn man in einem fremden Hause zu Gaste ist?

Denn in diesem Verhältnisse befanden wir uns, das mußten wir immer vor Augen haben, dann brauchten wir uns über nichts mehr zu wundern.

Wir waren eben die Handwerker, welche dieses schwimmende, etwas baufällig gewordene Haus wieder in Ordnung zu bringen hatten und dafür außer unserem Gehalt auch volle Beköstigung erhielten. Was hatten wir uns da sonst die Köpfe zu zerbrechen?

Wie dieses schwimmende Haus verproviantiert wurde, sahen wir ja täglich. Auf der Insel wurde emsig gebaut, Landwirtschaft getrieben. Wir sahen

[190]

mächtige Herden von Schafen weiden – aber nur solche, Rindfleisch wird ja von den Indiern verschmäht – täglich wurden Schafe an Bord getrieben und im Innern des Schiffes geschlachtet, lange Züge von Kulis brachten Säcke mit Reis und Korn. Ihren Weg brauchten sie nicht über Deck zu nehmen, sie verschwanden gleich in einer Seitenpforte, in die ein Brett hineinführte.

Wieviele Arbeiter sich auf der Insel befanden, konnten wir nicht erfahren, und schon am zweiten Tage, nachdem wir unser

Verhältnis richtig aufgefaßt hatten, kümmerten wir uns um so etwas ja auch gar nicht mehr.

Nun, einige tausend waren es sicher, ihre Hütten lagen zerstreut in einzelnen Gehöften, am meisten schienen sie dort an dem Berge angesiedelt zu sein, und dann kam ich auch zu der Ueberzeugung, daß das Schiffsvolk von dem Landvolk durchaus getrennt war.

Die anderen Lebensmittel, wie Kaffee, Tee, Zucker, Tabak und dergleichen, wurden eben durch solche Galeerenjachten herbeigeschafft, diese Fahrzeuge signalisierten, wenn sie bei Nacht kamen, ihre Ankunft vorher, die Gegensignale besorgte Graf Axel, der aber sonst wohl von Seemannschaft weiter nichts verstehen mochte, und war jetzt nur nicht gerade die Zeit, daß solch ein Proviantschiff kam.

Jedenfalls war alles, was man zum behaglichen Leben brauchte, in Hülle und Fülle vorhanden.

Aber zwischen Handwerkern und Hausbewohnern bestand eine strenge Scheidewand. Doch das lag wohl nur an dem Handwerksmeister, an mir.

Die Indier allerdings mischten sich in unser Treiben an Deck, soweit dieses von der Kommandobrücke beherrscht wurde, durchaus nicht mehr. Wir sahen sie auf dem anderen Teile des Decks nach wie vor ihrem gemüthlichen Treiben nachgehen, wir hörten

[191]

aus offenen Luken und anderen Zugängen Flötentöne und Gesang, dort unten sollte ja, wie Simmer mir schon erzählt hatte, ein Fest das andere ablösen, aber eine Einladung dazu erhielt ich nicht.

Doch das lag, wie schon gesagt, nur an mir. Eigentlich hätte jeder von uns, auch der geringste Matrose, dort unten ständig Zutritt gehabt. Uns sollte ja alles offen stehen, ein Verbot gab es hier überhaupt nicht. Aber ich machte keinen Gebrauch davon, und meine Leute hielt ich davon zurück.

Ja, ich gab der Freiwache jeden Abend zwei Stunden Urlaub, da mochten sie sich auf dem Hinterdeck zwischen dem braunen, nackten Gesindel herumtreiben, wie sie sich da amüsierten, das kümmerte mich nicht, aber den Zutritt zu den unteren Räumen, wo das eigentliche indische, üppige Leben herrschte, hatte ich ihnen streng verboten, und ich wußte, daß mir jeder einzelne gehorchte, da brauchte ich keine Spione nachzuschicken.

Ich selbst hielt mich davon fern. Auf dem Wege zum Maschinenraum kam ich ja mehrmals durch die unteren Korridore, da bekam ich vielerlei Interessantes zu sehen, aber ... ich wußte selbst nicht recht, was mich eigentlich so davon abhielt ... ich blieb eben immer separiert, wurde niemals einheimischer Gast.

Es war einfach der Gedanke an Blodwen.

Ja, wo war eigentlich Blodwen mit ihrem Kinde?

»Mata, Sahib Kapitän.«

Das war die regelmäßige Antwort, die ich erhielt, wo ich anfragte, ganz gleichgültig, an wen ich mich wandte, ob es der einfachste Kuli oder ein gold- und diamantenstrotzender Hindu war.

Das heißt, von diesen letzteren erhielt ich höflichere, ausführliche Auskünfte. Aber der Inhalt war doch immer der gleiche. Sie wußten eben nicht, wo sich die weiße Lady mit ihrem Kinde aufhalte.

[192]

»O, die ist hier gut aufgehoben, die ist sicher in einem Harem bei Hindufrauen!«

»In welchem Harem?«

»Ja, das allerdings kann ich Ihnen nicht sagen, Sahib Kapitän.«

»Wieviele Harems gibt es denn hier?«

»Nun, jeder Große hat seinen eigenen Harem.«

»Und wieviele sogenannte Große oder Radschas gibt es denn hier?«

»Das ... kann ich auch nicht bestimmt sagen.«

So war es immer dasselbe. So geht es eben in einem anarchischen Staate zu – bei aller Gemütlichkeit.

Dann schickte ich Goliath aus, mit dem Befehl, nicht eher wiederzukommen, als bis er mir sagen könnte, wo sich Blodwen befinde.

Goliath ging und . . . kam nicht wieder! Jetzt war auch der verschwunden! Auch er konnte es eben nicht erfahren, und er hatte meinen Befehl wörtlich genommen, obgleich ich das doch natürlich gar nicht so gemeint hatte.

Erst zwei Tage später erwischte ich ihn zufällig auf einem Korridor.

»Ich kann es nicht erfahren, Massa.«

Und ich wollte gar nicht erst hören, wo er während der zwei Tage und zwei Nächte überall herumgekrochen war, ich war ja nur froh, daß ich wenigstens Goliath wieder hatte, den ich als Dolmetscher gar nicht vermissen konnte.

#### DER LETZTE TAG.

So waren also acht Tage vergangen. Wir wären bereit gewesen, abzufahren, wenn . . . zum Beispiel der Seetang nicht gewesen wäre, wenn wir eben nicht in der Fucusbank gelegen hätten.

[193]

Denn zunächst fehlte uns noch die Vorrichtung, um durch oder über den Seetang zu kommen, und das so schnell anzubringen, dazu war ich mit meinen Leuten nicht imstande.

Aber das war nur das eine Beispiel dessen, was uns alles noch fehlte, um die Anker zu lichten.

Zunächst fehlte mir auch noch die Order, abzufahren. Denn dieser Radadscha, oder wie der Kerl sich nannte, ließ nichts mehr von sich sehen und hören. Und nun fiel es mir auch gar nicht mehr ein, nach ihm zu fragen. Ich hatte überhaupt schon etwas von dieser phlegmatischen Bummelerei in mein Blut aufgenommen, wenn ich dadurch auch nichts an meiner Tatkraft verlor.

Und wo in aller Welt war denn nur Blodwen mit dem Kinde, auf das ich doch auch einigen Anspruch zu machen hatte?

Und dann hatte doch auch mein Schiff wieder gehoben werden sollen!

Ueber alles dies sprach ich mit dem ersten Steuermann am Abend des achten Tages, und als diese letzte Frage berührt wurde, wegen der gesunkenen ›Sturmbraut‹, da lachte ich hell auf, und wohl auch etwas wild.

»Die hier wären die rechten, dieses gesunkene Schiff zu heben!« lachte ich also spöttisch. »Dieses lumpige Zigeunergesindel hier, das nicht einmal etwas von Lampen weiß, sondern einfach, sobald es dunkel wird, unter die Decke kriecht!«

»Aber hat Kapitän Simmer nicht gesagt, es sei ihnen ein leichtes, das gesunkene Schiff wieder zu heben?«

»Wen, ihnen?« fragte ich gereizt, wie ich nun einmal gestimmt war.

»Nun, er konnte wohl niemanden anders damit gemeint haben als die Leute von diesem indischen Schiffe hier . . . «

[194]

»Hahahaha,« unterbrach ich ihn lachend, »diese Seezigeuner hier, das wären gerade die rechten, solch eine Ingenieurarbeit zu verrichten, wie ein gesunkenes Schiff zu heb . . . «

Mit dem Lachen erstarb mir das Wort im Munde. Denn plötzlich stand der alte Alchimist vor mir, Graf Axel.

Es war nicht nur sein unvermutetes Erscheinen, das mich so bestürzt machte – ich sah ihn ja zum allerersten Male wieder, und nun gar auf der Kommandobrücke hätte ich ihn am allerwenigsten erwartet – aber er sah auch so geisterhaft aus, dieses totenblasse Gesicht mit den schmerzverzerrten und dennoch versteinerten Zügen – und jetzt hatte er auch wirklich solch ein Magierkostüm mit bunten Figuren an – und dann erst bemerkte ich, daß dieses grünlichweiße Licht von einer Laterne ausging, die er in der Hand trug – und schon diese Laterne war ja zu den Raritäten zu zählen.

Allerdings hatten wir ja unterdessen die nötigen Schiffslampen gefunden, auch das massenhaft vorhandene Petroleum – und das war auch wieder so eine zeitraubende Arbeit gewesen! – aber nun eine Lampe in der Hand eines anderen . . . kurz und gut, dies alles zusammen wirkte auf mich hier nach Art einer Geistererscheinung, daß ich zuerst ganz baff war.

Und wie der Kerl mich nun ankiekte! Mit richtigen Geisteraugen. Und dabei so höhnisch! Und hinter ihm grinste auch der Totenschädel des Fakirs, der keine Laterne brauchte, dessen glühende Augen leuchteten schon genug.

Auch noch ein paar andere Indier standen hinter ihm, lauter solche phantastische Gestalten, dem Geisterreiche entstiegen, sie trugen verschiedene Gegenstände . . . doch zunächst war ich noch viel zu verwirrt, um etwas deutlicher unterscheiden zu können.

[195]

»Du zweifelst?«

Der alte Graf hatte die beiden Worte an mich gerichtet. Ich wußte keine Antwort, hatte ihn überhaupt nicht verstanden. Ich betrachtete mir nur immer den Schlafrock mit den vielen bunten Figuren, Ungeheuer und dergleichen darstellend, und dann wieder dieses ausgemergelte und doch so eiserne Gesicht, und dabei dachte ich: Gott, wie sieht der blaß aus! Was will der eigentlich hier? Wie kommt der bei Nacht auf die Kommandobrücke? Und woher hat der die Laterne?

»Du zweifelst?« wiederholte er, und jetzt hatte ich ihn verstanden.

Der hatte uns belauscht. Gut, dann sollte er es zu hören bekommen. Wer lauscht, hört immer seine eigene Schande. Und von Bangigkeit gab's bei mir natürlich nichts. Das war ja nur so eine blitzähnliche Empfindung gewesen.

»Daß ihr imstande seid, mein gesunkenes Schiff zu heben? Ja, daran zweifle ich allerdings ganz bedeutend.«

»Und warum zweifelst du daran?«

»Warum? Nach alledem, was ich hier kennen gelernt habe, habe ich wohl einen Grund dazu.«

»So blicke dorthin!«

Er deutete mit ausgestrecktem Arm nach Osten, und ich blickte in die finstere Nacht hinaus.

»Was siehst du?«

»Nichts als Nacht und einige Sterne,« entgegnete ich, und mir ward nur etwas humoristisch zumute.

»Kennst du die heilige Zahl?«

»Nee.«

»Auch ihr Christen habt doch eine heilige Zahl.«

»Hm. Das ist wohl die drei. Oder wohl auch die sieben.«

»Bei uns Brahmisten ist es die zehn. So zähle bis zehn und blicke dorthin nach Osten.«

[196]

»Soll ich langsam oder schnell zählen?«

»Wie du willst.«

Ich tat ihm den Gefallen, fing sekundenweise zu zählen an.

» ... sechs – sieben ... was will der Kerl eigentlich nur? ... acht ... der kann mir doch nicht bange machen ... neun – zehn ... «

Und ich hatte diese Zahl noch nicht ganz ausgesprochen, da stieg in weiter, weiter, östlicher Ferne vom Meere aus zum nächtlichen Himmel ein weißer Stern empor – wie damals, als der Matrose vom Stern von Bethlehem gesprochen hatte – eine Rakete entfaltete sich zur weißen Leuchtkugel, welche einige Zeit schweben blieb, bis sie verlöschte.

Ja, ich gestehe, ich war etwas baff. Wie hatte es dieser Hokus-pokusmacher einrichten können, daß die Rakete gerade emporstieg, als ich bis zehn gezählt hatte? Die Entfernung mußte doch eine ganz bedeutende sein, da konnte ein schnell gegebenes, geheimes Signal wohl nicht in Betracht kommen.

»Hast du gesehen?«

»Es ist ein Schiff, welches seine Ankunft signalisiert.«

»Was für ein Schiff?«

»Wohl wieder solch eine Galeerenjacht, die euch Proviant bringt.«

»Mitnichten. Es ist deine ›Sturmbraut‹.«

Ganz ruhig hatte er es gesagt, ich aber glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

»Was?!« schrie ich. »Mein Schiff wäre das, welches dort die Rakete abgeschossen hat?«

»Dein Schiff.«

»Welches zwanzig Meter unter Wasser auf dem Meeresboden liegt?!«

»Nicht mehr. Morgen früh wirst du es hier neben der ›Indianarwa‹ liegen sehen, es ist unterdessen

[197]

gehoben worden, und du ... wirst es morgen mit deinen Leuten besteigen und uns wieder verlassen.«

Sprach's und wandelte, von seinen Begleitern gefolgt, an mir vorüber, dem Raketenhause zu. Und ich konnte ihm nur nachstarren, bis ich die Sprache wiedergefunden hatte.

»Mahlsdorf, haben Sie's gehört?« wandte ich mich an den Steuermann.

»Was sagte der?«

»Das sollte die ›Sturmbraut‹ sein, die dort die Rakete abgefeuert hat.«

»Also habe ich doch recht gehört. Und morgen soll sie hier liegen, nicht wahr?«

»So sagte er.«

»Und das glauben Sie, Mahlsdorf?«

»Wir werden ja sehen, ob's wahr wird. Da, jetzt signalisiert er ebenfalls mit Raketen!«

Wir schlichen uns näher, obgleich wir das Schleichen doch gar nicht nötig hatten.

Wirklich, der alte Graf feuerte bunte Raketen ab, benahm sich ganz geschickt dabei, und dann stiegen auch dort in östlicher Ferne farbige Leuchtkugeln auf, bis auf beiden Seiten das weiße Schlußzeichen gegeben wurde.

Vor der offenen Tür des Raketenhäuschens war ein Tisch aufgeschlagen worden, und auf diesem breiteten jetzt die Indier mehrere Karten oder andere Pläne aus, legten blitzende Messinginstrumente darauf, halb wie Fernrohre aussehend, zum Teil aber auch ganz anders; kuriose Dinger waren dabei, das eine glich einem durchlöcherten Globus, und sie begannen nach dem Himmel zu kiesen und in dem Globus herumzustochern und auf den Karten mit Zirkeln zu messen und Linien zu ziehen, dabei manchmal zusammen sprechend, was wir nur leider nicht verstanden.

[198]

»Die treiben Astrologie,« flüsterte mir der Steuermann zu.

Das hatte ich mir auch schon gedacht. Astrologie? Ich hatte noch nie an solchen Mumpitz geglaubt. Doch ich beobachtete.

Wir standen beide etwas im Finstern, mußten aber von den anderen gesehen worden können, was sie jedoch nicht störte.

Dann schien die Geschichte fertig zu sein. Instrumente und Karten wurden wieder zusammengepackt. Der alte Graf trat auf mich zu.

»Weißt du, was wir jetzt gemacht haben?«

Das heißt, er sprach Englisch, und die englische Sprache kennt kein ›du‹. Ich muß aber dieses gebrauchen, um die Art zu kennzeichnen, wie er jetzt zu mir sprach – so würdevoll, so herablassend – er machte mir jetzt überhaupt einen ganz anderen Eindruck, als vor acht Tagen, als ich ihn zum ersten Male in seinem Laboratorium sah, obgleich er sich da doch auch für so einen Geheimniskrämer hatte ausgeben wollen. Jetzt aber imponierte er mir wirklich.

»Weißt du, was wir jetzt getrieben haben?« wiederholte er, als ich nicht gleich antwortete.

»Das nennt man wohl Astrologie?«

»Ja, wir haben deinem Schiffe das Horoskop gestellt, das zukünftige Schicksal deines Schiffes bestimmt. – Du glaubst nicht an so etwas?«

»Nein,« antwortete ich ganz offen.

Es war mir, als ob ein spöttisches Zucken über sein Gesicht ging.

»Du nanntest uns, die wir dieses Schiff bewohnen, vorhin Seezigeuner.«

Ja, das hatte ich allerdings getan, und das war sehr voreilig von mir gewesen; denn die allergrößten Seezigeuner waren wir ja selbst. Aber dieses Wort war nun einmal neu entstanden – Doktor Selo hatte es damals erfunden – es wurde jetzt öfters gebraucht; [199]

die Seemannssprache war durch ein neues Wort bereichert worden.

»Du nanntest uns vorhin Seezigeuner, nicht wahr?«

»Ich gestehe es, aber das sollte keine Beleidigung sein, sondern ...«

»Wir wissen hier überhaupt nichts von Beleidigungen,« fiel er mir ins Wort. »Nur wer uns vernichten will, dem kommen wir zuvor. Du kennst doch auch die richtigen Zigeuner?«

»Natürlich kenne ich die.«

»Woher stammen sie?«

»Darüber ist schon viel gestritten worden. Wohl aus Aegypten.«

»Nein, ihre Urheimat ist Indien. Was treiben diese braunen, heimatlosen Gesellen?«

»Sie flicken Kessel, stehlen Pferde, sagen aus der Hand wahr ...«

»Glaubst du, daß solch ein Zigeuner oder ein Zigeunerweib die Vergangenheit und die Zukunft aus den Handlinien ersehen kann?«

»Nein, an so etwas glaube ich nicht.«

»Zeige mir deine Hand!«

Ich hielt ihm meine Rechte hin; er ergriff sie. Wirklich, mir ward etwas unheimlich zumute – schon wie er sie ergriff, die innere Handfläche spannte, sich mit seiner Hakennase darüberbeugte – und nun überhaupt das ganze Gebaren dieses alten, ausgemergelten Kerls in dem Magierkostüm.

»Du bist in deinen Kinderjahren, vielleicht im zehnten bis zwölften, einmal in großer Lebensgefahr gewesen.«

Ich starrte den Sprecher an. Weshalb ich so bestürzt war, wird man gleich hören.

»Und zwar,« fuhr er fort, »war es Wasser, was dein Leben bedrohte.«

»Herr, woher wissen Sie das? Wie können Sie das wissen?« vermochte ich nur hervorzustoßen.

[200]

Denn es stimmte. In meinem elften Jahre war ich einmal beim Schlittschuhfahren eingebrochen, war unters Eis gekommen, war unter unsäglichen Schwierigkeiten von einem älteren Kameraden, der bei mir gewesen, wieder hervorgeholt worden.

Weshalb ich da zu staunen brauchte? Konnte dieser Hokuspusmacher nicht genaue Auskünfte über mich eingezogen haben, schon früher in der bestimmten Absicht, mich später einmal an sich zu fesseln?

Nein, so einfach war das eben nicht! Mich machte so leicht keine Kartenlegerin dumm. Hier lag etwas ganz anderes vor.

Es war damals niemand anders bei mir gewesen, als jener Schulkamerad namens Emil Wünsche, und niemand hatte gewußt, daß wir Schlittschuh gefahren und eingebrochen waren, sonst hätten wir beide zu Hause jämmerliche Prügel bekommen – so schwiegen wir – und Emil Wünsche starb zwei Monate später am Typhus – und hätte er es noch nachträglich ausgeplaudert, vielleicht im Todesfieber, so hätte doch auch ich etwas davon erfahren müssen – in unserem Kuhdorfe brach doch niemand ins Eis ein, ohne daß dies tagelang das Gespräch gebildet hätte –

und ich selbst halte niemals, auch später, bis zum heutigen Tage nicht, darüber gesprochen, der Tod meines Gespielen, der sich jene Krankheit offenbar durch mich zugezogen, hatte mir immer etwas auf dem Gewissen gelegen – kurz und gut, außer Gott und mir konnte unmöglich jemand etwas von dieser Affäre wissen.

Und dieser Mann hatte wenigstens aus meiner Hand gelesen, daß ich zwischen meinem zehnten und zwölften Jahre in einer großen Gefahr geschwebt, die Wasser mir gebracht hatte!

»Wie können Sie davon wissen?« stieß ich hervor.

Da hatte er sich schon zum Gehen gewandt, aber er winkte mir, und ich folgte der ganzen Gesellschaft.

Es ging über Deck, durch einen Kajüteneingang  
[201]

in die Korridore hinab, nur von dem grünlichen Scheine der Laterne erleuchtet, welche jetzt ein anderer trug, die übrigen verloren sich nach und nach, nur der Graf und der Laternenträger schritten mir noch voran; ich folgte ihnen in eine geräumige Kabine.

»Warten Sie hier noch einen Augenblick!«

Die beiden verschwanden hinter einem Vorhang. Nur wenige Minuten brauchte ich im Finstern zu stehen.

»Treten Sie hier ein!« hieß es dann.

[202]

Der Vorhang war wieder zurückgeschlagen worden, helles Licht flutete mir entgegen. Dies hier war eine mit europäischen Möbeln ausgestattete Kajüte, die erste, die ich im Innern des Schiffes zu sehen bekam, und drei Petroleumlampen sorgten für Licht.

Nur der Graf befand sich darin; er hatte sein groteskes Kostüm mit einem schwarzen Anzuge vertauscht, in dem er sich in jeder Gesellschaft hätte sehen lassen können, und hiermit war er auch sonst ein ganz anderer, wieder ein gewöhnlicher Mensch geworden, wenn auch das eiserne, asketische Gesicht blieb.

»Nehmen Sie Platz, Herr Kapitän!«

Wir saßen einander gegenüber.

»Erwarten Sie keine Fortsetzung von dem, was Sie soeben von mir auf der Kommandobrücke zu hören bekamen. Nicht wage der Mensch den Schleier der Zukunft zu lüften, und unglücklich der, der diese Gabe besitzt.«

Feierlich hatte er es gesagt, ich blickte ihn an. Ja, unglücklich sah dieser Mann aus, wie vom schwersten Seelenschmerz geplagt – erst jetzt fiel es mir auf.

»Ich spreche jetzt ganz geschäftsmäßig zu Ihnen,« fuhr er gleich fort, sich auch solch eines geschäftsmäßigen Tones bedienend. »Ich will mich ganz kurz fassen. Wir wollten also diese Gegend, wo wir unfreiwillig festgebannt lagen, verlassen, der Maharadscha hatte Sie und Ihre Mannschaft dazu ausersehen, uns von hier fortzubringen. Der Maharadscha ist äußerst zufrieden mit Ihnen. Sie haben mit Ihrer Mannschaft etwas fertig gebracht, was Ihnen so leicht keiner nachmacht. Sie selbst bei Ihrer Bescheidenheit – bitte, unterbrechen Sie mich nicht – erkennen die Größe Ihrer tatkräftigen Leistungen wahrscheinlich gar nicht an. Auch die nötige Vorrichtung würden Sie treffen, daß wir durch die Fucusbank kommen, Sie würden dieses Schiff, wie ursprünglich geplant, sicher nach Bombay führen. Aber für uns selbst ist etwas [203]

dazwischengekommen. Wir dürfen noch nicht wagen, unser Versteck hier zu verlassen, um wieder hinauszutreten in die Welt.

»Maharadscha Ghasna beabsichtigte, Sie und Ihre auserwählte Mannschaft für immer an sich und an dieses Schiff zu fesseln. Aber auch hierzu ist die Zeit noch nicht gekommen, die Sterne wollen es noch nicht – oder lassen wir die Sterne ganz aus dem Spiele, Sie glauben doch nicht daran, und wohl Ihnen, daß Sie es nicht tun – also mit anderen Worten: Sie könnten ja einstweilen hierbleiben, doch wir haben Sie beobachtet und zur Genüge erkannt, daß solch ein tatenloser Aufenthalt auf diesem Schiffe nichts für Sie und Ihre Mannschaft ist. Sie müssen wieder selbständig werden.

»Ihr Schiff, die ›Sturmbräut‹, ist tatsächlich wieder gehoben worden. Gleich am nächsten Tage, nachdem Sie hier angekommen waren, wurde diese Arbeit in Angriff genommen, und Sie unterschätzten uns, wenn Sie glaubten, wir hätten nicht die geeigneten Kräfte dazu. Nach allem, was Sie hier schon beobachtet, hätten Sie aber wissen können, daß hier alles in der Stille vorgenommen wird. Doch davon ganz abgesehen.

»Morgen steht Ihnen Ihr Schiff wieder zur Verfügung. Wir hatten für Ihre Dienste ein tägliches Honorar, oder, wie Sie es nennen, eine Heuer verabredet. Das war natürlich nur *pro forma*. Sie wollten eben so behandelt sein, wie wir es taten. Sie müssen diesen Radschputenfürsten erst näher kennen lernen. Er ist gewohnt, ihm geleistete Dienste auch fürstlich zu bezahlen. Zunächst gibt er Ihnen das Schiff zurück. Die Hebung ist vollständig gelungen; die eingedrückte Platte ist wieder eingenietet worden, und da die Luken geschlossen gewesen, ist im Innern kaum ein nennenswerter Schaden entstanden. Mit Kohlen und Proviant waren Sie ja noch genügend

[204]

versehen. Nur die schon eingenommene Ambra ist wieder entfernt worden. Den Grund dazu wissen Sie wohl, nicht wahr?«

»Das Geheimnis der Ambrainsel soll nicht verraten werden.«

»Ja, und da ist es besser, wenn überhaupt keine größere Menge Ambra auf dem Markte feilgeboten wird, das könnte gleich Aufmerksamkeit erregen. Nun haben wir bereits Ihr Ehrenwort . . . «

»Dann ist darüber auch kein Wort mehr zu verlieren,« fiel ich ein.

»Doch! Zu holen ist hier allerdings nichts mehr, der Maharadscha wird noch heute diese Ambrainsel vernichten lassen, also auch Sie könnten nichts mehr davon holen. Aber Sie müssen entschädigt werden. Anders tut es dieser Radschputenfürst nicht. Maharadscha Ghasna bietet Ihnen eine jährliche Leibrente von 100 000 Pfund Sterling. Sind Sie damit zufrieden?«

Ich konnte weder bejahen noch verneinen, ich war sprachlos. Eine herrliche Perspektive eröffnete sich vor meinen Augen.

»Sind Sie damit zufrieden?« wiederholte der Graf. »Sie können diese Summe alljährlich erheben oder auch ratenweise, ganz wie Sie wollen, irgendwo in der Welt, wo und wann Sie bestimmen, und bei uns brauchen Sie keine Sorge zu haben, daß man Ihnen das Geld vorenthalten kann, wie es etwa der Lady von Leytenstone ergangen ist. Wie wir dies arrangieren, werden Sie noch erfahren. Also einverstanden?«

Na und ob! Ich schlug in die dargebotene Hand ein.

»Und was für eine Verpflichtung habe ich dagegen?«

»Nicht die geringste. Sie sollen gänzlich frei sein. Der Maharadscha, den Sie eben noch näher kennen

[205]

lernen müssen, will es: Sie sollen absolut frei sein! Nur eine Bitte habe ich in seinem Namen noch auszusprechen.«

»Sprechen Sie!«

»Wenn der Maharadscha Sie ruft, daß er Ihre Hilfe braucht – werden Sie kommen?«

»Na, sicherlich!« rief ich in meiner alten Weise, und ich schlug nochmals in die Hand ein.

Dann stand Graf Axel auf, ich mußte wohl seinem Beispiel folgen.

»So haben wir nichts mehr zu besprechen. Vielleicht sehen wir uns auch gar nicht wieder. Sie werden morgen von dem Administrator ein versiegeltes Schreiben bekommen, das Sie erst in einer gewissen Entfernung von diesem Schiffe, wenn Sie sich schon auf dem Ihren befinden, erbrechen dürfen, daraus werden Sie alles ersehen, auch betreffs des Geldes.«

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll . . . «

»Keine Ursache, und . . . Sie müssen eben diesen edlen Radschputen noch kennen lernen.«

»Das hoffe ich, und ebenso, ihm noch dienstbar sein zu dürfen. Dann aber habe ich noch eine für mich brennende Frage.«

»Bitte.«

»Wo hat sich denn nur immer die Lady von Leytenstone aufgehalten, von der ich doch sicher annehme, daß auch sie von alledem in Kenntnis gesetzt worden und mit allem einverstanden ist?«

»Die Lady von Leytenstone?«

Das hatte schon so merkwürdig geklungen, daß ich gleich dachte: die wird doch nicht etwa hier bleiben und mich allein fahren lassen wollen?

»Der Lady,« fuhr dann der Graf fort, »ist von dem Maharadscha gleichfalls eine fürstliche Apanage ausgesetzt worden, so daß sie vorläufig von ihren Widersachern unabhängig ist.«

[206]

»Sie bleibt also hier an Bord?« stieß ich hervor, denn der Atem stand mir etwas still.

»Hier an Bord? Ja, das war ihr allerdings angeboten worden, aber sie lehnte leider ab.«

»Also auch sie verläßt dieses Schiff – natürlich, sie kommt doch wieder mit mir.«

»Nein, sie hat uns bereits verlassen.«

Was in diesem Augenblick in mir vorging, kann ich gar nicht schildern.

»Sie hat – dieses Schiff – bereits – verlassen?«

»Jawohl. Gleich am andern Tage. Oder in der Nacht. Eine unserer Jachten hat die Lady und ihr Kind nach New-York gebracht, wohin sie sich zu begeben wünschte.«

#### WIEDER AUF DER ›STURMBRAUT‹.

Wie ich an Deck und auf die Kommandobrücke gekommen bin, weiß ich nicht mehr.

Ich muß die Offiziere in unser zukünftiges Schicksal eingeweiht haben, wie wir dieses Schiff wieder verlassen würden, wie unsere ›Sturmbraut‹ wieder gehoben sei, und so weiter und so weiter – aber auf dies alles konnte ich mich später gar nicht mehr recht besinnen. Ich muß dies alles ganz gedankenlos gesprochen haben.

Ja, meine Gedanken waren auch mit etwas anderem beschäftigt.

Den ganzen Rest der Nacht habe ich im Kartenhause verbracht, auf einem Klappstuhl sitzend, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in die Hände.

So habe ich gesonnen und gesonnen. Und manchmal habe ich geweint, bitterlich geweint.

[207]

Sie hatte mich verlassen! Ohne Abschied war sie von mir gegangen!

Es soll im menschlichen Leben einen elendiglichen Zustand geben, den man für gewöhnlich Katzenjammer nennt. Von dergleichen wußte ich nichts. Ich habe schon sechs Punschterrinen allein ausgetrunken und bin am anderen Morgen mit klarem Kopfe erwacht.

Und was für meine körperliche, das gilt auch für meine geistige oder richtiger seelische Konstitution. Ich hatte in meinem Seemannsleben schon gar viel durchgemacht. Meine schlimmste Fahrt war einmal um Kap Horn herum, zur Winterszeit, ohne im Besitze von Seestiefeln zu sein. Aber auch im Hagelwetter und Schneesturm, statt Zehen Eiszäpfchen an den Füßen – für mich lachte immer die Sonne.

Dann soll es ja auch noch eine Menge anderes Leid in der Welt geben, Liebesweh und dergleichen. Ich aber hatte von alledem noch nichts gewußt.

Ja, einmal – damals, als ich in der römischen Villa zunächst die Rolle eines Hausmeisters spielte, wo ich es für besser hielt,

zwischen mich und das rothaarige Weib mit den trotzigen Zügen tausend Meilen Salzwasser zu bringen.

Doch was war das gewesen gegen den jetzigen Schmerz, der mein Herz zerfraß?

»Sie hat mich verlassen! Ohne Abschied ist sie von mir gegangen!«

So schluchzte ich unausgesetzt.

Ach, ich habe in diesen Stunden viel, gar viel durchgemacht!

Dann fing ich an über das Warum nachzugrübeln.

Hatte ich ihr gegenüber nicht immer meine Pflicht erfüllt? War ich gegen all ihre Launen nicht immer nachgiebig gewesen? War ich ihr untreu geworden?

Da fiel mir jene erste Nacht an Bord dieses indischen Schiffes ein.

Hatte sie davon erfahren? ...

[208]

Ich kann nicht alles schildern, was ich mir zurechtgrübelte.

Zuletzt packte mich etwas wie Trotz.

War ich denn etwa mit ihr verheiratet gewesen? Hatte ich ihr denn auch nur so etwas wie Treue gelobt? War ich nicht ein freier Mann?

Als ich noch so dasaß im Finstern, den Kopf in die Fäuste gestemmt, leckte mir plötzlich eine heiße Zunge über's Gesicht, gleichzeitig schnubberte mir eine kalte Nase mit heißem Atem in das linke Ohr.

Es waren die beiden Hunde, die mich aufgesucht. Wohl zum ersten Male bezeugten mir die beiden Köter, mit denen ich sonst nie auf einem guten Fuße gestanden hatte, solch eine Zärtlichkeit.

Merkwürdig, was für Kleinigkeiten es manchmal sind, die den Menschen gleich auf andere Gedanken bringen, alles gleich in ganz anderem Lichte erscheinen lassen.

Ich umschlang die Köter und zog sie an meine Brust.

»Also auch euch beide hat sie im Stich gelassen! Ja, dann freilich – ja, dann freilich . . . «

In diesem ›ja, dann freilich‹ liegt wohl alles ausgedrückt, für was ich auch damals keine Worte fand.

Und als ich das noch so sagte, die beiden winselnden Köter liebkosend streichelnd, da plötzlich flammte es im Osten blutigerot auf, und wie eine Feuerwoge kam der neue Tag über die grüne Wiesenfläche herangerückt – und als ich noch so denke, daß dies wirklich ein neuer Tag für mein ganzes Leben bedeutet, da sehe ich ein stolzes Segelschiff mit geschwellter Leinwand herangerauscht kommen, der Seetang kann ihm kein Hindernis bieten, ein am Bug angebrachtes Messer durchschneidet die grünen Seile . . . es ist mein Schiff, die ›Sturmbraut!‹

Da sprang ich auf, da überkam mich eine  
[209]

Erkenntnis, und wie von einem Alp befreit, breitete ich beide Arme aus, und so jauchzte ich der Sonne und meinem Schiffe entgegen:

»Frei!!! Endlich wieder ein freier Mann!!!«

Ja, in diesem Augenblick überkam mich die Erkenntnis, daß ich bisher in den Banden eines launenhaften Weibes gelegen hatte, für das ich nicht einmal mehr besondere Liebe empfand. Ja, in diesem Augenblicke ward mir alles klar, das muß ich gestehen. Und als zärtlicher Vater hatte ich mich eben nie fühlen können.

Hinter mir versammelten sich meine Matrosen. Sie erkannten die ›Sturmbraut‹. War ihr Staunen nicht so grenzenlos, so kam das eben daher, weil ich schon die Offiziere in alles eingeweiht hatte; diese hatten den Leuten gesagt, was uns bevorstände, wie unser Schiff wieder flottgemacht worden sei.

Ich rief den wachhabenden Ingenieur im Maschinenraum ans Sprachrohr und befahl ihm, mit unseren Heizern alles im Stiche

zu lassen und heraufzukommen, und dann blickten wir mit gespannter Erwartung dem schnell näherkommenden Schiffe entgegen.

An Deck befand sich eine große Anzahl von Menschen, in der Takelage arbeiteten Matrosen. So nahe war die ›Sturmbräut‹ schon, daß wir erkennen konnten, daß es ausschließlich kleine, breitschultrige Männer waren. Sie bedienten mein Schiff nach allen Regeln der Kunst, meine eigenen Jungen hätten nicht fixer arbeiten können, im Nu rollten sich die Segel zusammen, mich überkam fast etwas wie Eifersucht.

Und dann war das letzte Segel fest, dicht neben dem Riesendampfer lag der stattliche Segler, jetzt freilich einem Zwerge gleichend, und wie Katzen kletterten die kleinen Kerle mit den gelben, schlitzäugigen Gesichtern an den Planken hinauf und schlangen die Taue um die Böller.

[210]

Es waren ausschließlich Japaner oder Japanesen, wie man damals sagte, das erkannte ich nun sofort.

Hierbei sei bemerkt, daß die Japaner damals noch ganz außerhalb aller kulturellen Interessen standen. Japan war ein kleines Inselreich, so halb zu China gehörend. Man warf überhaupt Chinesen und Japaner in einen Topf. Auch für die Seemannschaft kamen die Japaner gar nicht in Betracht.

Ich für mein Teil – und das galt damals für alle Seeleute – konnte mir unmöglich einen japanischen Matrosen in der Takelage vorstellen, noch weniger etwa solch einen schlitzäugigen Mongolen auf der Kommandobrücke eines modernen Schiffes, und nun war ich schon erstaunt, daß diese Japaner hier keine solchen heimatischen Schlafröcke trugen, sondern regelrechte Arbeitsanzüge, und dann erst recht wurde ich verblüfft, als ich sah, was für fixe Matrosen das sogar waren, welche dem schlitzäugigen Kapitän auf meiner eigenen Kommandobrücke auf jeden Pfiff gehorchten.

Doch sonst ging es jetzt zu wie immer auf diesem indischen Schiffe, wo sich niemand um den anderen kümmerte.

Ich befand mich schon an Deck meines Schiffes, die Planken küssen mögend. Meine Jungen folgten mir alsbald nach, aber wir wurden nicht im geringsten beachtet.

An Deck waren außer einer Unmenge von Fässern auch viele Maschinenteile aufgestapelt, offenbar einem riesigen Pumpwerk angehörend, welches auseinandergeschraubt worden war, und schon begannen die kleinen Japaner, die Fässer und die einzelnen Maschinenteile mit Handwinden emporzuleiern.

Wie? Hatten etwa gar diese Japaner die Hebung meines Schiffes bewerkstelligt? Aber ich sah doch ausschließlich mongolische Gesichter, nicht ein einziger

[211]

Europäer war dazwischen. Und verstehen diese asiatischen Japaner denn etwa auch etwas von der Ingenieurkunst? Das wäre doch lachhaft.

Da trat auf mich zu solch ein Kerlchen mit lange herabhängendem Schnurrbart, ein Wicht von fünf Fuß Größe, aber mit fast meterbreiten Schultern, ganz adrett in ein weißes Tropenkostüm gekleidet, nach allen Regeln der Schneiderkunst, und grinsend zeigte er mir sein prachtvolles Gebiß.

»Kapitän?«

»Der bin ich.«

»*Allright, allright*,« grinste er mit Fingerbewegungen.

»Haben Sie das gesunkene Schiff gehoben?«

»Nix Englisch.«

»Sie sind doch nicht etwa gar Ingenieur?«

»Yes, Chef-Ingenieur.«

Ein schriller Pfiff, und ich konnte dem gelben Männchen nachstaunen.

Die letzten Fässer wurden nach oben befördert, nicht gewunden, sondern von nervigen Armen gleich emporgeschleudert – es

waren die Fässer, mit welchen man durch Auspumpen das Schiff gehoben hatte – das Deck leerte sich von den Japanern, dagegen bevölkerte es sich mit meinen Leuten.

Ich öffnete den Kajüteneingang, stieg hinab, eilte aus einer Kabine in die andere, besichtigte alle Räume – ich merkte überhaupt gar nicht, daß das Schiff fünf Wochen unter Wasser gelegen hatte.

Dabei ist zu bedenken, daß ja alle Schiffstüren hermetisch abschließen, unsere hier waren mit Gummileisten versehen, und da brauchte gar nicht erst geschraubt zu werden, sobald sie geschlossen, waren sie auch wasserdicht, und ein Glück war es, daß zur Zeit der Katastrophe alle Türen geschlossen gewesen oder daß die Matrosen bei ihrer Flucht alle Türen hinter sich zugeschmettert hatten.

[212]

Ach, mit welchem Jubel begrüßte ich jeden einzelnen Raum, in den ich blickte! Nur, als ich die erste von Blodwens drei Kabinen öffnete, durchzuckte ein gelinder Schmerz meine Brust, doch sofort war das wieder vorüber, die anderen beiden konnte ich mit prüfenden Augen besichtigen.

Als ich wieder an Deck war, hielten schon meine Leute wieder ihren Einzug unter der Back die gleichfalls durch Türen abgeschlossen werden konnte, und da saß ja auch schon wieder unser Klabautermann auf seiner alten Stelle auf der Kleiderkiste und rauchte aus seiner langen Kalkpfeife.

Aber wenn auch alles geschlossen gewesen, durch den Schornstein mußte doch Wasser in den Heizraum gedrungen sein, diesen ganz ausfüllend. Nun, das war eben von diesen famosen Japanern unterdessen alles wieder beseitigt worden, sie hatten sogar gedampft, die Kessel zeigten noch eine hohe Spannung.

Ich stand auf der Kommandobrücke. Es war, als ob die letzten zehn Tage ganz aus meiner Erinnerung gestrichen wären, auch der Riesendampfer, neben dem wir lagen, existierte nicht mehr

für mich. Das war jetzt einfach das Hindernis, von dem wir uns freimachen mußten.

»Auf die Stationen, klar zum Manöver!!!«

Die Bootsmannspfeifen schrillten. Die Heizer verschwanden, die Matrosen rannten.

»Maschine!« rief ich ins Sprachrohr hinein, nachdem ich auf den elektrischen Knopf gedrückt hatte, und ich selbst hörte es klingeln.

»Ay, ay,« antwortete mir Beyers Stimme durch das Sprachrohr.

Wirklich, jeder einzelne mußte von derselben Empfindung be-seelt sein, daß es jetzt unbedingt sofort weggehen müsse.

Und ich gab Kommando nach Kommando. Die Taue wurden gelöst, die Schraube begann zu arbeiten,

[213]

um das Schiff erst einmal abzusetzen, dann entfaltete sich ein Segel nach dem anderen, und von dem frischen Südwind gefaßt, zog die ›Sturmbräut‹ mit mindestens acht Knoten Fahrt durch die grüne Wiese eine Ackerfurche, nur daß sich diese gleich wieder schloß.

»Herr Kapitän, wie weit dehnen wir die Probefahrt aus?« fragte der neben mir auf der Kommandobrücke stehende Mahlsdorf.

Ich blickte zurück. Der Riesendampfer war schon recht klein geworden. Aber die Menschen darauf waren auch ohne Fernrohr noch deutlich zu erkennen, also auch, daß unsere plötzliche Ab-fahrt dort nicht das geringste Aufsehen erregte. Ein buntes Ge-wimmel wie sonst, ich glaubte, kein einziger blickte uns auch nur nach.

Zuerst hatte ich mich überlegend hinter den Ohren gekratzt.

Ja freilich, ich mußte doch Abschied nehmen, mindestens von dem Grafen, dann wollte mich doch auch noch einmal der Admi-nistrator . . .

Da stampfte ich plötzlich mit dem Fuße auf, doch es war wie ein überschäumender Jubel.

»Zum Teufel, vorwärts!! Hier gibt's ja überhaupt so etwas wie ein Begrüßen und Abschiednehmen gar nicht. Man hat uns das Schiff wieder zur Verfügung gestellt, und damit basta, und wir haben es ja auch verdient. Ostwärts ahoi!!«

»Aber der Administrator sollte Ihnen doch noch Anweisungen geben, wegen der jährlichen 10 000 Pfund Sterling . . . «

»Woher wissen Sie denn das?« fragte ich erstaunt.

»Sie haben mir doch gestern abend alles ausführlich erzählt,« entgegnete der erste Steuermann nicht minder erstaunt.

Ach so! Ja, das konnte sein. Mir kam das alles wie ein Traum vor. Und ich sprach es auch aus.

[214]

»Vorwärts, vorwärts!! Es ist ja alles nur ein kurioser Traum, den wir hinter uns lassen. Nicht anders als ein abscheulicher Traum soll dieses ganze Schiff fernerhin in meiner Erinnerung existieren.«

Und es ging weiter ostwärts mit geschwellten Segeln, bis auch der Riesendampfer außer Sicht kam. Nur der Berg erhob sich noch.

Was machte ich mir in diesem Augenblicke aus den 10 000 Pfund! Das war ja überhaupt nur ein Traum. Aber, daß ich mein Schiff wiederhatte, das war kein Traum! Und jetzt war ich wirklich ein freier Mann, dem die ganze Welt offen stand! Ich wollte mich schon durchschlagen! Und für's erste mußte ich in meinem Geldschränke doch auch noch fast 80 000 Dollar haben. Allerdings gehörten die eigentlich Karlemann, bei dem saß ich nun überhaupt tief in Schulden; aber mit Karlemännchen wollte ich schon fertig werden . . .

Zunächst dachte ich an die 80 000 Dollar, und da durchzuckte mich ein gelinder Schreck.

Wir waren doch gleich so von Deck zu Deck gesprungen, mitzunehmen hatten wir ja allerdings nichts gehabt, wenigstens nichts,

auf das wir Anspruch als auf unser Eigentum hätten machen können, und die uns zur Verfügung gestellte Wäsche und Kleidung, die wir nicht auf dem Leibe getragen, hatten wir einfach zurückgelassen.

Aber wir hatten doch Verschiedenes aus dem Schiffbruch gerettet gehabt, was an den spitzen Steinen nicht in Fetzen gehen konnte – ich will nur mein Schlüsselbund und meine Uhr erwähnen, und so hatte doch jeder etwas bei sich gehabt.

Wie früher geschildert, waren diese Gegenstände in einen Beutel getan worden, als deren Hüter dann Goliath angestellt worden war. Meine Uhr und anderes hatte ich mir unterdessen wieder angeeignet, aber um das Schlüsselbund hatte ich mich, als [215]

belanglos für das gesunkene Schiff, vorläufig nicht mehr gekümmert.

»He, Goliath!«

»Massa!«

»Wo sind die Sachen, die du aufheben solltest?«

»Die habe ich schon verteilt, hier sind die Ihren.«

Prachtvoller Kerl! Aber auch den Tod über ihn, hätte er den Beutel vergessen gehabt! Dann hätten wir unbedingt wieder umkehren müssen, wenn der Panzerschrank nicht anders aufzubringen war.

Ich erhielt außer meinen anderen Kleinodien, um die ich mich noch nicht wieder gekümmert, auch das umfangreiche Schlüsselbund, begab mich in meine Kabine hinab, schloß den Panzerschrank auf.

Die Schiffspapiere waren in Ordnung. Das war ja auch ganz selbstverständlich, da hätte ich gar nicht erst nachzusehen brauchen.

Ich zog einige Kassetten auf, die mit Gold- und Silberstücken gefüllt waren, dann die Kasette für Papiergeld ... was für ein

Paketchen war denn das? Konnte mich doch gar nicht entsinnen, ich hatte doch die amerikanischen Noten ganz offen . . .

Ich packte es aus – – starrte die englischen Hundertpfundnoten an, von deren Existenz mir gar nichts bekannt war – zählte nach – hundert Stück!

Nun freilich ging mir eine Ahnung auf! Das war meine erste Leibrente von 10 000 Pfund!

Ja aber, wie war denn das Geld in den Panzerschrank gekommen, für dessen Sicherheitsschlösser die Fabrik jegliche Garantie übernommen hatte? Waren die Japaner solche Hexenmeister gewesen, bei denen keine Garantie etwas nützte? Aber der alte Graf hatte mir dieses Geld doch erst gestern nacht versprochen, und die Japaner hatten das Schiff sofort verlassen.

Doch mir ganz schnuppe! In dieser Hinsicht bin ich nun gar kein grübelnder Kopf.

[216]

Ich suchte gleich auch noch nach der Anweisung, welche mir der Administrator hatte geben sollen, daß ich die Leibrente jährlich abheben konnte, wie oder wo ich wollte.

Doch außer dem englischen Gelde fand ich nichts.

»Nun,« sagte ich mir vergnügt, »wenn mir der Maharadscha jedes Jahr 10 000 Pfund Sterling in meinen verschlossenen Geldschrank hineinhext, dann will ich schon zufrieden sein, und für diese Hexerei brauche ich mich nicht einmal besonders zu bedanken.«

So sagte ich mir damals.

Ich unschuldiger Jüngling ahnte nicht, wie mich ein Mächtiger dadurch in seine Banden schlagen wollte, daß er mir unverdientes Geld in die Tasche schmuggelte.

#### KARLEMANNS NEUE PLÄNE.

Wir hatten die grüne Fucusbank hinter uns, vor uns lag wieder das offene Meer.

Ach, war ich glücklich bei seinem Anblick! Ich war überhaupt glücklich. Tag und Nacht konnte ich pfeifen und trällern.

Denn den Kummer, den mir Blodwen verursacht, hatte ich schon längst überwunden. Was Kummer! Wahrhaftig, es hatte doch nicht die echte Liebe sein können! Und sie hatte es ja nicht anders gewollt – meinetwegen – und nun war sie in New-York gewiß gut versorgt. Der Graf hatte ja von einer fürstlichen Apanage gesprochen, die ihr der Maharadscha gewähren wolle. Mochte sie mit dem vielen Gelde neue Torheiten begehen!

Auch ich ging mit neuen Plänen um. Was nun? Doch sicher Fracht nehmen. Jetzt würde man sie mir

[217]

nicht mehr verweigern. Sonst ging es einfach auf den Robbenschlag oder Walfischfang.

Zunächst aber natürlich nach Karlemanns Leuchtturminsel! Mit dem mußte ich mich erst auseinandersetzen. War ich doch auch äußerst gespannt. Der Graf hatte ja gesagt, daß Kapitän Sinner bereits hingesegelt sei, um meinen Kompagnon zu verständigen.

Und nach siebenwöchiger Abwesenheit tauchte sie wieder auf, die Leuchtturminsel, wie eine hohe Schachtel auf dem Wasser liegend.

Aber ob Karlemann auch noch darauf sein würde? Seine Tiere und menschlichen Raritäten mußten doch nun bald so weit sein, um mit ihnen die Kunstreise antreten zu können, und ich dachte lebhaft an das mexikanische Schiff, welches damals im Hafen gelegen hatte. Dieser schlaue Junge, der sich niemals in die Karten blicken ließ, schien eben noch andere Kompagnons zu haben.

Da, noch ehe ich Schiffsname und Nationalität hatte zeigen lassen, ging an dem Maste des Leuchtturms eine grüne Flagge mit einem Knoten hoch – das einfache Begrüßungszeichen der Seeleute – und nun wußte ich auch ganz bestimmt, daß Karlemann anwesend war.

Diesmal kam mir kein Dampfboot entgegen, aber als ich um die Insel herumgefahren war, sah ich ihn schon am äußersten Rande der Barriere stehen, lustig seine Mütze schwenkend, und als ich die ›Sturmbräut‹ mit Vierteldampf hineindirigierte, hatte er sich am ersten ausgeworfenen Tau an Deck geschwungen.

»Na, da sind Sie ja wieder!« waren seine ersten Worte, und mit Herzlichkeit wurde meine Hand geschüttelt.

»Mein Ziel habe ich erreicht.«

»Ich weiß es.«

»Sie wissen alles?«

[218]

»Alles. Vorgestern war hier eine Jacht, dessen Kapitän sich Simer nannte, der hat mir alles erzählt. Dieses indische Schiff muß ich noch kennen lernen. Sonst aber weiß ich auch, daß Ihre Zunge gebunden worden ist. Nur eins möchte ich gern noch wissen ...«

Der Junge warf aus seinen schwarzen, pfiffigen Augen einen schnellen Blick um sich. Wir standen allein, die Matrosen hatten unter dem Kommando des ersten Steuermanns alle Hände voll zu tun, doch die Hauptarbeit taten ja jetzt die Neger auf den Barrieren, welche das Schiff an Tauen hereinschleppten.

»Für wieviel haben Sie sich die Zunge binden lassen?« flüsterte mir Karlemann jetzt vertraulich zu.

»Für 10 000 Pfund.«

Ein erstaunter Blick traf mich.

»Aber Sie meinen doch wenigstens jährlich!« meinte er dann.

»Jawohl, ich soll jährlich 10 000 Pfund Sterling erhalten, dafür, daß ich die Ambrinsel nicht ausbeute und sonstiges Schweigen beobachte über alles, was ich zu sehen und zu hören bekommen habe.«

Wieder war es ein halb pfiffiger, halb spöttischer Blick der mich traf.

»Jährlich, na, das läßt sich wenigstens hören. Ueber's Ohr haben Sie sich freilich noch genug hauen lassen. Mir wollte der bevollmächtigte Kapitän nämlich auch mit so einer jährlichen Leibrente kommen – mit 10 000 Pfund durfte er da nun freilich gar nicht erst anfangen, ich hätte ihn doch gleich kopfüber den Felsen hinabgeworfen – hier, pinkpink – ein für allemal, oder morgen sind mindestens hundert Schiffe auf dem Wege nach der Ambrainsel – hier, bare Asche her – und nicht zu knapp – man ist doch nicht umsonst so ein indischer Heiducke, der die braune Butter mit Suppenlöffeln ißt – na, was meinen

[219]

Sie wohl, was sich Herr Kapitän Karl Algots als Abfindungssumme hat bar auszahlen lassen – oder was er doch schon so gut wie bar in der Tasche hat?«

Und listig blinzelte mich der Knirps von der Seite und mehr noch von unten an, und mir kam wieder einmal zum Bewußtsein, wie hundert- oder tausendfach mir dieser zwerghafte Schlingel überlegen war, wie der wieder einmal das Fett abgeschöpft hatte, wie sich der jetzt über meine armselige Leibrente von 10 000 Pfund belustigte, für die ich doch überhaupt gar keine Garantie hatte.

Aber da war nun nichts mehr zu machen. So etwas wie Neid kannte ich überhaupt nicht, wenigstens nicht in Geldsachen.

»Na, wieviel haben Sie denn bekommen?«

Karlemann tippte mir mit der Fingerspitze auf den Bauch.

»Ja, so fragt man die Dummen aus.«

Er war noch ganz genau derselbe. Ob sich so etwas aber auch ein anderer gefallen ließ?

»Doch Scherz beiseite,« fuhr er gleich fort. »Ich darf überhaupt nicht darüber sprechen. Ich habe Sie vorhin nur einmal ausgeholt. Seien Sie vorsichtiger. *Nevermind*. Na, wie geht's denn sonst?«

Wir haben niemals wieder über diese ganze Affäre gesprochen. Karlemann wollte nicht – und dieser Junge konnte jeden Menschen wie am Gängelbände leiten, ohne daß der Betreffende es eigentlich merkte. Anders kann ich mich nicht ausdrücken. Es war eben ein Wunderkind ganz besonderer Art.

»Alles wohl an Bord,« entgegnete ich auf seine letzte Frage.

»Was macht Ihre Liebste, die Lady Dingsda?«

Alles wußte er doch nicht. Kapitän Simmer schien eben sofort abgeschickt worden zu sein, mochte

[220]

aber schon berichtet haben, daß die Hebung meines gesunkenen Schiffes in Angriff genommen würde.

»Die Lady Leytenstone? Die – die – die ist nach New-York gereist,« würgte ich heraus.

»Sie haben sich wohl von ihr getrennt?«

»Ja.«

»Na, da gratuliere ich.«

Und fertig war die Geschichte – wenigstens für Karlemann! Nur ein Bedenken stieg ihm noch auf.

»Haben Sie sich auch geschäftlich von ihr losgesagt?«

»Ich denke.«

»Offen heraus mit der Sprache! Sind Sie ihr Geld schuldig?«

»Nein.«

»Wirklich nichts?«

»Gar nichts.«

»Und das Geld, was Sie so verpulvert haben?«

»Das war gemeinsame Angelegenheit. Ich bin ihr faktisch nichts schuldig.«

»Und wem gehört dieses Schiff?«

»Hm. Schließlich gehört auch das mir. Es ist rechtlich auf meinen Namen geschrieben.«

»Na, sonst wird sie eben ausgezahlt,« lenkte Karlemann jetzt gemütlich ein. »Ich hab's ja jetzt dazu. Die Hauptsache ist, daß

ich Sie wiederhabe. Mit Kapitän Tarras, mit diesem mexikanischen Schweinehund, bin ich nämlich mächtig hineingefallen – hm, mächtig bin ich da hineingefallen,« setzte er sinnend hinzu.

»Wieso?«

»Lassen wir das. Ich hab's aber auch dem Schweinigel mächtig gegeben – wenn die von dem Wasser trinken, das sie hier zuletzt einnahmen – da kriegen sie noch etwas ganz anderes als nur die Cholerine ... lassen wir das. Bin froh, daß ich Sie wiederhabe, jetzt halte ich allein zu Ihnen,

[221]

und wir beide wollen schon Geld zusammenwachsen – hm.«

Unterdessen hatten wir das schmale Tor passiert. In dem Kesselhafen lagen noch immer Fahrzeuge und kleine Dampfboote, nur eben jenes mexikanische Schiff fehlte, und auf den Galerien kratzten noch immer zahllose Neger an den Felswänden herum, welche aber auch schon viele Tunnellöcher aufwiesen.

Vor allen Dingen aber wurde meine Aufmerksamkeit durch ein Haus gefesselt, welches da im Wasser schwamm.

Es war ein Haus, anders läßt es sich nicht bezeichnen, aus Brettern gezimmert, mit Türen und Fenstern – ich wurde lebhaft an eine Arche Noah erinnert. Mehrere Neger zimmerten noch auf dem Dache herum, strichen die Fensterläden grün an, waren sonst beschäftigt.

»Was für eine Arche Noah ist denn das?«

»Ganz richtig, eine Arche Noah. Da sollen Tiere hinein. Aber auch zum Wohnen eingerichtet. So eine richtige Zirkusbude, so ein Wagen, nur daß der hier nicht fährt, sondern schwimmt.«

»Aha, da sollen die dressierten Tiere ... «

»Nee nee,« fiel er mir gleich ins Wort, »das, was Sie denken, dazu ist die Arche nicht bestimmt. Ich erzähle es Ihnen später. Kommen Sie, wir wollen hinaufgehen.«

Wir traten auf der ersten Galerie in eine geräumige Grotte, in welcher sich eine aufwärtsführende Treppe zeigte. Es sei die erste, welche fertiggestellt sei, bis nach oben aufs Plateau führend, erklärte Karlemann. Später würde auch ein Aufzug angebracht, aber so weit wäre man noch nicht.

Wir erstiegen die Treppe, welche hin und wieder von Fenstern erleuchtet wurde, wie sich auch Gänge abzweigten oder Korridore, und es war nicht gesagt, daß diese sich immer in gleicher Höhe mit den Galerien

[222]

befanden. Ueberall arbeiteten noch Neger, meißelten und bohrten; ein dumpfer Knall sagte mir, daß auch gesprengt wurde.

Dieser Knabe setzte durch, was er sich vorgenommen, er schuf eine wirkliche Seeburg.

»Was machen denn meine Mißgeburten?« fragte ich einmal unterwegs.

»Die machen Zigarren.«

»Was machen sie?« staunte ich.

»Zigarren. Sie werden schon sehen. Na ja, irgend etwas müssen sie doch machen, ich kann die Ludersch doch nicht nur so füttern.«

Wir kamen in den letzten und obersten Gang, dessen Decke also das Plateau bildete und der sich jetzt um die ganze Felseninsel herumzog, aus einer offenen Tür schlug mir ein starker Geruch von Tabaksblättern entgegen, und da sah ich in dem geräumigen Saale richtig meine mir wohlbekannten Mißgeburten sitzen, samt und sonders mit Anfertigen von Zigarren beschäftigt.

Da saß meine dicke Laura und sortierte Deckblätter, der chinesische Riese feuchtete gerade einen Haufen von Blättern mit der Gießkanne an, und alle anderen wickelten oder waren mit den anderen Arbeiten beschäftigt, die zur Zigarrenfabrikation gehören.

Nur einige vermißte ich so beim ersten Ueberblick, z. B. den Cowboy und den einen Indianer, es mochten noch mehr fehlen, so genau hatte ich sie gar nicht mehr alle in der Erinnerung. Aber auch das armlose Frauenzimmer war in der Zigarrenfabrikation tätig, die hatte die Beine auf den Tisch gelegt und wickelte mit den beweglichen Zehen schneller als ihre Nachbarin, die kreolische Bauchtänzerin, mit den Fingern.

Mein Staunen läßt sich denken. Ich hatte doch alles andere erwartet, als diese Leute, doch lauter

[223]

solch faules Gesindel, hier bei der Zigarrenfabrikation beschäftigt zu finden.

Und nun überhaupt dieses Rätsel, das hier vorlag!

Wir waren unbemerkt eingetreten, blieben auch längere Zeit unbemerkt, und so konnte ich beobachten, mit welcher Emsigkeit hier gearbeitet wurde, und dabei unter heiterem Geschwätz mit fröhlichen Gesichtern.

War das nicht bei solch einem fahrenden Volke, aus lauter Tagelöhnen bestehend, die ihr Geld nur dadurch verdienten, daß sie sich angaffen ließen, ein wirkliches Rätsel? Ich hatte sie doch selbst an Bord gehabt, hatte ihren nichtsnutzigen Charakter zur Genüge kennen gelernt.

Und nun hier heiter und emsig bei der Arbeit!

Da sah man mich, einer machte den anderen aufmerksam, man lachte und winkte mir zu, freute sich, mich wiederzusehen. Aber in der Arbeit ließ sich dadurch niemand stören.

Ich ging auf das Riesenweib zu, das im ganzen Gesichte lachte.

»Nun, Madam Laura, wie geht's?«

»O, sehr gut, vortrefflich! Wir erzählen uns immer von Ihnen, daß Sie uns hierhergebracht haben. Wir leben hier wie der liebe Gott in Frankreich.«

Und sie zählte auf, ohne dabei ihre Finger ruhen zu lassen, was sie hier täglich zu jeder Mahlzeit zu essen bekämen.

Und viel war das nicht etwa. Durramus und immer wieder Durramus – das ist Hirse, die in dieser Gegend Afrikas die Hauptnahrung bildet – und durchaus nicht jeden Tag ein Stückchen Fleisch.

Und die Riesendame, deren Appetit und ziemlich verwöhnten Gaumen ich kennen gelernt, leckte beim

[294]

Aufzählen dieser täglichen Gerichte mit der Zunge über den Mund.

Und als ich zu einigen anderen trat, hörte ich immer dasselbe. Alle überaus zufrieden mit ihrer Beschäftigung, mit dem ganzen Leben hier. Und wenn es nun erst auf die Reise ginge!

Ich muß gestehen, daß mich eine Art von Grauen überkam, ohne richtig den Grund hierfür zu erkennen. Jedenfalls war hierbei etwas Unnatürliches.

»Nun sagen Sie mal bloß, wie haben Sie denn das angefangen?« wandte ich mich an Karlemann, als wir wieder draußen waren.

»Was denn?«

»Sie wissen doch genau, was ich meine. Daß sich diese Tage diebe so zufrieden fühlen.«

»Dressur!« war seine lakonische Antwort.

Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Durch diese Antwort wuchs nur die Größe des Rätsels und Geheimnisses.

»Aber,« fuhr Karlemann fort, »das ist nicht meine eigene Dressur – hier,« er hielt einen uns entgegenkommenden Neger an, »das ist der Menschenbändiger. Mister Belzebub. Eigentlich heißt er anders, aber es klingt ungefähr so, und da habe ich ihn Belzebub genannt.«

Grinsend zeigte mir der Neger seine gewaltigen Eckzähne. Er war gar keine so kräftige Gestalt, hatte aber etwas überaus Brutales an sich, wie er so vor mir stand, die baumwollenen Hemdärmel hochgekremgelt und die Faust, die eine gewichtige Peitsche hielt, in die Hüfte gestemmt. Und nun auf dem schwächlichen Körper

dieser Stierkopf, dieser Raubtierblick, diese Zähne, dieses Grinsen – ich habe selten etwas so Widerwärtiges gesehen.

Ja, das war ein richtiger Belzebub. Mehr noch. Wenn ich als Jäger diesem Kerl im Walde begegnet

[226]

wäre, ich hätte ihn ohne jeden besonderen Grund gleich als wildes Tier niedergeschossen.

»Wohin willst du, Belzebub?«

»Meine lieben Tierchen füttern, Massa,« grinste das Scheusal.

»Marsch, weiter!«

»Um Gottes willen,« sagte ich, als jener verschwunden war, »dieser Mensch ist es, der meine früheren Schutzbefohlenen so fügsam gemacht hat, daß sie sich hier so wohlfühlen?

»Jawohl. Aber Sie denken wohl, mit der Peitsche? Gott bewahre! Da hätten wir wohl auf die Dauer nicht viel ausrichten können.«

»Ja, wie in aller Welt hat der das aber sonst fertig gebracht?

»Geheimnis, lieber Freund. Ich weiß es überhaupt selber nicht. Wissen Sie, das ist ein Ukangara, so ein Zauberer und Regenmacher bei den Schwarzen. Die verstehen allerhand Hexenkünste. Faktisch, die wissen manchmal mehr, als wir uns träumen lassen. Aber eigentlich habe ich den erst entdeckt. Der wußte bisher seine Fähigkeiten gar nicht richtig zu gebrauchen. Da sah ich ihn einmal, wie er ... doch das ist meine Sache. Kurz, ich habe ihn engagiert, und wenn hier jemand einmal aufsässig wird, da braucht ihn nur Belzebub eine Viertelstunde vorzunehmen – aber nicht etwa mit der Knute, keine Spur, in aller Freundlichkeit – und der wildeste Wolf wird wie ein Lämmchen. Aber das ist nun wieder das Merkwürdige dabei: nur mit Menschen wird er fertig, bei Tieren versagt seine Kunst. Als Raubtierbändiger kann ich ihn gar nicht gebrauchen.«

Ich konnte mir dazu denken, was ich wollte. Karlemann hatte eben wieder sein Geheimnis.

»Haben Sie das Fischpulver angewendet?« fragte er dann, als wir weiterschritten.

»Nein, ich hatte keine Gelegenheit . . . ach,« eine  
[227]

Idee kam mir plötzlich, »der hat wohl auch so ein Lockmittel für Menschen, das er ihnen etwa unter das Essen mischt, weil die alle so zufrieden damit sind?«

»Möglich. Ich weiß es nicht. Kommen Sie hierherein.«

Was ich zu sehen bekam, ließ mich alles andere vergessen.

Es war ein sehr geräumiger Saal, dessen viele Fenster nach der Seeseite gingen, auch außergewöhnlich hoch – wir hatten erst einige Stufen hinabsteigen müssen – eine Turnhalle, versehen mit den modernsten Turngeräten aller Art, an denen in fröhlichem Wettstreit, aber dennoch in geordneten Riegen, sich halbwüchsige Jungen übten.

Wieviele es waren, konnte ich so nicht schätzen. Es wimmelte alles. Vielleicht hundert. Schwarze sowohl wie weiße, letztere in der Mehrzahl. Und diese letzteren waren dem Gesichtsausdruck nach unverkennbar deutscher Abstammung.

Meine Verblüffung läßt sich denken. Wir befanden uns doch an der afrikanischen Goldküste, im Innern einer Felseninsel, von der die Handbücher nichts weiter als ›wasserlos‹ zu melden wußten.

»Karlemann, das sind doch lauter deutsche Bengels!?«

»Nur die weißen. Jawohl. Einundvierzig Stück. Dazu kommen noch die früheren, die Sie schon kennen, die jetzt vorturnen und überhaupt das Ganze leiten.«

»Woher haben Sie denn diese Jungen bekommen?«

»Die habe ich mir selber geholt.«

»Woher denn?«

»Nu, aus Deutschland.«

»Aus Deutschland?« konnte ich nur wiederholen.

»Jawohl. Das sind die Zöglinge des Gottesasyls von Beheim – ich habe sie sämtlich ausgespannt – nur einer ist draufgegangen – schon an

[228]

Bord – hat sich totgefallen. Sie wissen noch nicht, daß ich unterdessen oben in Deutschland gewesen bin? Ach so, woher sollen Sie denn das wissen.«

»Sie waren unterdessen in Deutschland?!«

»Jawohl. Ich bin erst seit vier Tagen wieder hier. Kommen Sie, ich erzähle Ihnen alles!« –

Es war Mittagszeit, und in einem behaglich eingerichteten Felsenzimmer, bei einem saftigen Beefsteak mit Ei, welches auch meine Leute vorgesetzt bekamen, erzählte mir Karlemann seine Abenteuer als Zögling des Waisenhauses von Beheim.

»Ich habe die Jungen schon an Bord während der ganzen Reise tüchtig vorgenommen, um etwas aus ihnen zu machen, und hier wird nun das Exerzieren fortgesetzt.«

»Karlemann, was haben Sie eigentlich vor?«

»Etwas zu schaffen, was die Welt noch nicht gesehen hat.«

Diese Antwort mußte mir genügen. Das läßt sich ja auch gar nicht weiter erklären.

»Wollen Sie aus den Jungen Seeleute für Ihre Schiffe machen?«

»Je nachdem. Wie sie sich eignen. Ein starke Besatzung muß immer auf der Seeburg bleiben.«

»Und diese Jungen sollen immer so klein bleiben, auch wenn sie alte Männer werden – so wie Sie, nicht wahr?«

Er blickte mich mit einer schnellen Kopfbewegung an.

»Wie meinen Sie?«

»Na, nun machen Sie mir nichts mehr vor. Sie besitzen das Rezept, um das Wachstum zu verhindern. So unmöglich mir das auch früher dünkte – jetzt muß ich den Tatsachen glauben. Ich hatte mir nämlich ein Maß markiert, und Sie sind während der sieben Wochen nicht im mindesten gewachsen.«

»Meinetwegen denn, ja.«

»Sie kennen solch ein Mittel?«

[229]

»Ja.«

»Die grüne Flüssigkeit?«

»Ja.«

»Was für ein wunderbares Mittel ist das, von dem die Welt noch gar nichts weiß?«

»Das Rezept stammt aus Großmutter's Handkörbchen, und mehr sage ich nicht, sonst wird es entwertet, so wie die Ambra nichts mehr kosten würde, wenn man sie von dort schiffsladungsweise holen würde, und so schlau wie jener Maharadscha bin ich auch.«

Es war immer dasselbe. Er ließ sich nicht in die Karten blicken.

»Und was für schwarze Bengels sind das?« wandte ich mich so einem anderen Thema zu.

»Bengels? Oho! Die meisten sind Prinzen. Mindestens Söhne der angesehensten Krieger des Aschantireiches. Auch Seine Königliche Hoheit Aquassi Hara ist dabei, der jüngste Sohn des Königs Aquassi Aquatuh, und einen anderen bekomme ich noch.«

»Zur Erziehung?«

»Natürlich! Zu was denn sonst? Das heißt, ich soll ihnen die Turnerei beibringen, die dem König und allen anderen dieser schwarzen Geister bei mir so imponiert hat.«

»Und dafür werden Sie bezahlt?«

»Na, aber anders, als so wie bei uns, wenn jemand ein Mädchenpensionat hat, wo die Frauenzimmer kochen und solchen Krepel lernen sollen. Das kostet bei mir alles schwere Pinkepinke. Und alles muß einzeln bezahlt werden. Schon allein der einfache Bauchaufschwung wird mit Gold aufgewogen.«

Wie man einen Bauchaufschwung mit Gold aufwiegen kann, war mir schwer erklärlich. Jedenfalls wußte dieser deutsche Zigeunerknabe wieder einmal gehörig zu schröpfen.

»Ja, sehen Sie, und jetzt will ich einen Ausflug  
[230]

ins Innere des Landes machen, in die Urwälder und Steppen, um selber neue Tiere zu fangen, die ich mir für meine späteren Ausstellungszwecke wieder zähme und dressiere. Denn was ich bisher geliefert bekam, das dressierte ich doch immer auf Bestellung, mußte es wieder abliefern, verstehen Sie?«

»Sie hatten aber doch auch einige Tiere, die Ihnen gehörten, zum Beispiel den kleinen Elefanten.«

»Ja, den, und einige wenige Affen und Schakale, aber zum Beispiel keinen einzigen Löwen. Die waren alle Privateigentum. Denn einen Löwen fangen, das geht denn doch nicht so wie's Fliegenhaschen, auch hier hat ein gefangener Löwe einen ganz ansehnlichen Wert, nur Häuptlinge können sich so etwas leisten. Dann gibt es Tiere, welche diese Nigger überhaupt nicht fangen wollen, weil sie ihnen heilig sind, oder weil sie eine Scheu davor haben, zum Beispiel das Nilpferd, oder wohl richtiger Flußpferd, dann das Rhinoceros – diese armseligen Nigger sind ja gar nicht imstande, solch ein Vieh zu fangen – beim Elefanten ist das etwas ganz anderes, der ist ja viel harmloser – und dann vor allen Dingen gilt das vom Gorilla, und solch ein paar Waldmenschen muß ich unbedingt haben. Also da will ich mich selber auf die Beine machen, und Sie begleiten mich, was?«

Und ob ich bei so etwas war!

»Die Jahreszeit ist jetzt gerade die denkbar günstigste,« fuhr Karlemann fort, »kurz nach der Regenzeit die gesündeste – obgleich ich überhaupt mit dem Fieber fertig werde – aber vor allen Dingen haben jetzt die Flüsse am meisten Wasser. Denn etwa so den ganzen Tag im Busch herumkriechen, auf einem Baume in der vierten Etage zu schlafen, dazu hat Karl Algots keine Lust. Nur immer so gemütlich wie möglich. Sie wissen doch, daß der Hauptstrom des Aschantireiches, an dem auch Kumassi

[231]

liegt, hier Legala ja auch, der Lomate ist. Für selbst kleine Schiffe ist er freilich nicht befahrbar, man kann keine Meile weit hinaufkommen, das heißt mit einem Seefahrzeug, das einen Kiel hat. Aber mit einem richtigen Flußdampfer, ganz flach gebaut, mit einem Meter Tiefgang, soll man bis fast zur Quelle gelangen können, die noch weit hinterm Gebirge liegt. So heißt es wenigstens. Der Lomate ist ja noch von gar keinem Europäer befahren worden, er ist schon immer gesperrt gewesen. Bei mir ist das etwas anderes. Und ich brauche nur einen kräftigen Dampfer zum Schleppen, verstehen Sie . . . «

»Ah, dazu die Arche! Die wollen Sie von dem kleinen Dampfer schleppen lassen.«

»Nicht nur diese eine, sondern noch drei andere. Eine für uns zum Wohnen, eine für unsere Begleitmannschaft, eine für die gefangenen Tiere und eine für den Proviant und fürs Futter, oder wie ich das sonst anordne. Vielleicht werden es auch noch mehr. Das spielt keine Rolle. Ich habe hier nur ein Muster machen lassen – Sie haben's unten liegen sehen – sonst werden in Monrovia die Bretter geschnitten, die jeden Tag kommen müssen, und die brauchen dann nur zusammengesteckt zu werden.«

Die Idee packte mich immer mehr. Das war wieder so etwas Romantisches, wovon ich schon als Kind geträumt hatte. Na ja, das war eben Karlemann.

»Und wegen der Sicherheit?«

»Na, Sicherheit! Aber Sie haben recht. Ich habe auch schon daran gedacht und alles erwogen. Ich habe mit dem König Aquatuh bereits deswegen verhandelt. Es ist ihm ganz recht, es ehrt ihn sehr, wenn ich sein Land bereise; sämtliche Häuptlinge haben schon wegen meines Schutzes Anweisung erhalten, und der König freut sich sehr, mich in seiner Residenz begrüßen und bewirten zu können. Aber der Teufel traue diesem fetten Schweine! Einen

Hängebauch nämlich hat dieser Kerl – na, Sie werden sehen. Nun habe ich ja alle die jungen Prinzen bei mir, die bleiben auf der Seeburg, und meine Jungen bekommen ihre Instruktionen. Und trotzdem, ich habe schon etwas munkeln hören – es ist doch besser, wenn Sie mit der Hälfte Ihrer Leute mit mir kommen.«

»Selbstverständlich bin ich dabei! Sie haben schon etwas bemerkt, daß man Feindseligkeiten gegen Sie im Schilde führt?«

»Hm. Lassen wir das. Ich spreche nicht gern von etwas, was ich nicht ganz bestimmt weiß. Jedenfalls, das ist doch ganz offenbar, wenn ich das so gemacht hätte, wie ich erst wollte, dann wäre ich schon längst noch einen ganzen Kopf kleiner als ich schon bin.«

»Sie meinen, wenn Sie im Aschantireiche solch eine Station angelegt hätten.«

»Jawohl, wo ich die Tiere dressieren und die schwarzen Jungen ausbilden sollte. Sobald ich hiermit fertig geworden, und sobald mir die Nigger meine Kniffe abgelauscht hätten, wäre ich doch ganz sicher einen Kopf kürzer gemacht worden, man hätte mir alles, was ich verdient, wieder abgenommen. Denn, mein lieber Jansen, das können Sie mir glauben,« Karlemann mußte von seinem steinernen Stuhle aufstehen, um mir schmunzelnd auf die Schulter klopfen zu können, »ich habe dieser schwarzen Bande schon bannig viel von ihren Goldsachen abgeluxt.«

Wenn das Karlemann selber sagte, der den ganzen Goldschmuck Kididimos doch nur so als Kleinigkeit betrachtet hatte, dann allerdings mußte es sich um bedeutende Schätze handeln.

»Na,« fuhr er fort, »wir wollen schon mit ihnen fertig werden, und zwar im guten. Ich möchte es mit den Aschantis nicht verderben. Wenn ich auch selber nicht mein ganzes Leben hier bleiben werde –

[233]

nich in de Hand – so soll die Seeburg doch mein fester Wohnsitz sein, wo ich alles zusammenstapele, was ich in aller Welt sammeln

werde. Deshalb will ich mit den Aschantis doch lieber gute Nachbarschaft halten. Und wissen Sie, was ich deshalb tun werde?«

»Nun?«

»Diplomatie, mein Lieber, Diplomatie!« schmunzelte Karlemännchen.

»Und was für einen diplomatischen Schachzug haben Sie vor, wenn ich fragen darf?«

»Sie wissen doch, wie ich für gewöhnlich über die Frauenzimmer denke?«

»O ja, das habe ich so ziemlich erkannt.«

»Jedes Frauenzimmer ist meiner Ansicht nach auf der Welt ein ganz unnötiges Möbel.«

»Nun, und?«

»Aber es gibt Ausnahmen.«

»Hören Sie Karlemännchen, Sie wollen doch nicht etwa heiraten?«

Da nickte der Dreikäsehoch gravitätisch.

»Erraten! Ich werde die älteste Tochter des Aschantikönigs heiraten – oder vielleicht auch seine einzige Schwester, weil die nämlich auch ein Wort mitzureden hat – oder, da Sie doch wissen, daß ich immer gern mindestens zwei Fliegen mit einem Schläge klat sche, werde ich wahrscheinlich gleich alle beide heiraten.«

#### DIE EXPEDITION INS INNERE.

Ich überspringe die Zeit, welche wir noch auf der Felseninsel verbrachten, emsig damit beschäftigt, weitere solche Flußfahrzeuge herzustellen.

Die Bretter dazu waren also in Monrovia nach

[234]

Karlemanns Angaben gefertigt worden, sie waren schon gefalzt, brauchten nur noch zusammengefügt zu werden, aber mit der vorgeschriebenen Numerierung haperte es, und so ging es bei uns so zu, als wenn in einem großen Hause für die Winterszeit

die schlecht numerierten Doppelfenster angebracht werden, oder aber, besser noch konnte man unsere Arbeit mit so einem Geduldspiel vergleichen, wenn Kinder ein aus lauter einzelnen Stücken bestehendes Bauwerk zusammensetzen, und es will nicht passen – und dieser Vergleich ist auch insofern besser, weil wir uns nichts verdrießen ließen, stets herrschte fröhlicher Mut, und an humoristischen Zwischenfällen fehlte es ja auch nicht.

Erwähnen will ich nur noch, ohne sonst eine ausführliche Beschreibung zu geben, daß diese Häuser auf hohlen oder vielmehr durchbohrten Baumstämmen ruhten, welche an den Enden zugepfropft waren und so eine außerordentliche Tragkraft hatten, und Karlemann hatte weder geteerte Dachpappe noch die innere Einrichtung noch sonst irgend etwas vergessen. Er mußte dies alles vor schon langer Zeit gar sorgfältig durchdacht haben, daß alles so klappte – bis auf die unregelmäßige Numerierung der einzelnen Planken.

Nach etwa zwei Wochen waren die Jahrmarktsbuden fertig, nicht nur vier, sondern deren fünf.

Doch nur zwei davon glichen wirklich solchen Zigeunerwagen mit Fensterchen und Schornsteinen, und Karlemann hatte es nicht einmal an dem grünen Anstrich fehlen lassen. In dem ersten würden wir wohnen, die Leiter der Expedition, mein erster Steuermann und andere, die eben zur Elite gehörten. Das zweite schwimmende Haus diente der Begleitmannschaft als Aufenthalt, und zwar bestand diese jetzt fast ausschließlich aus Leuten meines Schiffes, Matrosen und Heizern.

Nur wenige Schwarze kamen noch hinzu, die  
[235]

aber mehr zur Bedienung des ›Herrenhauses‹ verwendet wurden. Oder sie waren in den anderen drei Archon untergebracht, welche später als Ställe dienen sollten, jetzt noch mit Material aller Art vollgepfropft waren, die letzte mit Kohlen.

Wäre ich nicht rechtzeitig gekommen, so hätte Karlemann von Erwachsenen nur Neger mitnehmen können. Meine Matrosen waren ihm lieber, und so beschränkte er sich auf wenige Neger, denen er unbeschränktes Vertrauen schenken zu dürfen glaubte.

Auch auf der Seeburg selbst trat eine große Umwälzung ein. Karlemann hatte von den ursprünglichen sechshundert Negern zuletzt überhaupt nur noch zweihundert mit Bohrarbeiten beschäftigt, die anderen hatte er schon deshalb entlassen müssen, weil er gar kein Anrecht mehr auf ihre Frondienste besaß, es waren doch Sklaven von Häuptlingen gewesen, die sie dem Tierdresser nur geliehen hatten, und Karlemann hatte fast alle Tiere, die man ihm zur Dressur übergeben, schon abgeliefert, der Kontrakt war eben erloschen gewesen.

Es waren also nur noch etwa zweihundert, welche er zur Zeit meiner Ankunft beschäftigte, teils weil der Kontrakt noch weiterlief, teils weil die Frondienste der Sklaven als Entgelt für die Erziehung der Häuptlingssöhne gezahlt wurde. (Doch das wohl nur zum kleinsten Teil, sonst nahm Karlemann sicher bares, wenn auch ungemünztes Gold dafür; das waren eben solche Sachen, in die ich nicht eingeweiht wurde, ich hatte ja überhaupt keine Zeit, auch kein Interesse, mich um so etwas zu kümmern.)

Jetzt also wurde auch noch unter diesen zweihundert Sklaven tüchtig aufgeräumt, die kleinen Dampfer und der ›Knipperdolling‹ brachten sie massenhaft nach Legala zurück. Es mochten vielleicht nur noch fünfzig Neger sein, welche auf der Felsenburg zurückblieben, um unter des Ingenieurs und des

[236]

Baumeisters Anleitung weiter zu bohren und zu meißeln.

Und dann gewährte ich verschiedene Anordnungen, welche mich stutzig machten. So z. B. wurde ich zufällig einmal Zeuge, wie ein Dutzend solcher halbwüchsigen Bengels unter Karlemanns Aufsicht in einer Felsenkammer Bomben und Granaten auftürmten.

»Sie setzen Ihre Seeburg wohl in Kriegsbereitschaft?« fragte ich.

»Allerdings,« entgegnete er ernst. »Und Sie denken wohl, diese kleinen Jungen spielen nur so zum Spaß mit den Granaten? Sie sollten nur sehen, wie die mit den Kanonen dort umgehen können! Die habe ich während der Reise von Deutschland bis hierher unter einem alten Artilleristen von der Marine nicht schlecht am Geschütz exerzieren lassen.«

»Ja, aber fürchten Sie denn hier etwas?«

Karlemann blieb mir die Antwort schuldig, er zuckte in seiner Weise nur die Schultern und stellte seine Jungen weiter an.

Es war Anfang Februar, hier nach einer langen Regenzeit wieder einmal Frühling, als alles zum Aufbruch fertig war.

Auf der untersten Galerie standen alle Mitglieder der Expedition angetreten. Außer Karlemann und mir kamen mein erster Steuermann und mein erster Maschinist in Betracht, welcher letzterer den kräftigen Schleppdampfer führen sollte, der auch von meinen eigenen Heizern bedient wurde.

Unter der übrigen Besatzung der ›Sturmbraut‹ hatte ich genau die Hälfte ausgewählt. Die tüchtigsten kann ich nicht sagen, denn es waren überhaupt lauter tüchtige Burschen. Weil der Segelmacher zugleich auch gelernter Zimmermann war, nahm ich aus leichtbegreiflichen Gründen auch diesen mit, ferner den Koch, während dessen Gehilfe, der sogenannte Kochsmaat, an Bord zurückblieb; als unsere spezielle Aufwartung

[237]

kam der Steward mit, und da ich jetzt zwei Bootsleute besaß, begleitete uns natürlich Goliath.

Von Karlemanns Leuten kamen noch vierzehn mit, lauter Schwarze, welche aus jenen Gegenden, die wir durchreisen wollten, stammten, zum größten Teil früher auch Jäger gewesen waren, und ferner Jim, der Cowboy, wie auch Hatschigagok, der Fischmensch, welcher letzterer hier einmal ausgehalten hatte. Daß

uns diese beiden recht nützlich sein würden, konnte ich mir schon vorstellen.

Womit wir sonst ausgerüstet wären, wußte ich nicht. Das hatte Karlemann schon alles vor meiner Ankunft mit langer Hand vorbereitet, es war alles wohlverpackt, und es waren eine Unmasse von Kisten und Fässern und Segelpacken, die in den hinteren Fahrzeugen verfrachtet wurden. Jedenfalls hatte dieser intelligente Junge nichts vergessen!

An einem der letzten Tage aber hatte Karlemann an mich noch ein Verlangen gestellt, welches mich zuerst etwas irritiert hatte.

Von seinen kleinen Untertanen kam kein einziger mit, und ich hatte schon gemerkt, oder das war ja auch allbekannt, daß nach Karlemann auf der Seeburg der Höchstkommmandierende Fritz Neumann war, früher genannt der kleine Igel, der jüngste von jenen Berliner Pflanzen, zehn oder elf Jahre alt.

Weshalb Karlemann gerade dieses kindliche Bürschchen zu seiner rechten Hand auserwählt, war mir, wenn ich so beobachtete, eigentlich immer unverständlich. An diesem Dreikäsehoch war auch gar nichts, was imponieren konnte.

»Ich weiß es besser, der hat am wenigsten Gewissen,« hatte mir Karlemann einmal gesagt, nicht recht verständlich.

Und nun verlangte Karlemann, daß sich auch meine zurückbleibenden Leute unter das Kommando dieses zeh- oder elfjährigen Knirpses, der noch in die

[238]

fünfte Klasse gehörte, wo man noch nicht einmal mit Tinte schreibt, stellen sollten.

Ich erhob Widerspruch. Nein, das ließen sich meine Leute nicht gefallen. Doch es ging besser, als ich gedacht. Meinen alten Seebären machte es eben Spaß, sich von diesem Dreikäsehoch kommandieren zu lassen, das war so ein Jux.

Es war ein herrlicher Morgen, die See glatt wie ein Spiegel, als uns der Dampfer, der schon früher bei schönem Wetter hierhergekommen war, hinausschleppte. Die See hätte auch nicht den leichtesten Wogenschlag haben dürfen, darauf waren unsere Zigeunerhäuschen nicht eingerichtet, sie wären gekentert, und auch der ganz flache Dampfer vertrug keinen starken Puff von der Seite.

Nun waren wir im offenen Meere. Ich erstieg die Treppe, welche auf das flache Dach hinaufführte, das auch mit einem Zelte überspannt werden konnte.

Ach, war das ein Anblick! Er ist mir unvergeßlich. Es ist ja immer nur der erste Anblick, der so fesselt, bald wird einem alles zur Gewohnheit.

Unser Herrenzigeunerschiff bildete die Spitze, d. h., hinter dem Dampfer, und nun die anderen schwimmenden Karren, wie sie in regelmäßigem Abstand hinter uns herschwammen auf der spiegelglatten Fläche – diese grünen Häuserchen mit den Fensterchen und den Essen, aus denen schon Rauch aufwirbelte – es war einfach reizend!

Dieser deutsche Zigeunerknabe war doch nicht nur so auf den Erwerb erpicht, er hatte noch wirkliche Romantik im Leibe!

Wie ich schon sagte, hatten nur die ersten beiden Häuserchen, weil zum Wohnen bestimmt, richtige Fenster, aber Karlemann hatte auch an die anderen, als Proviant- und Gepäckfahrzeuge dienend, später als Ställe, wenigstens Fenster und hier und

[239]

da eine Tür malen lassen, auch einen Schornstein darauf markiert, nur so als Spielerei, als Zierde.

Ich weiß nicht, was mich bei diesem Anblick packte – die holdesten Träume meiner Kinderzeit verwirklichten sich – und ich war ja noch immer so jung, so jung – ich war noch immer bereit, jede Robinsonade mitzumachen, mitzuspielen . . . ach, es war herrlich!

Und dann blickte ich unter mich. Wieder dasselbe! Auf der vorderen Plattform stand Karlemann. Wir alle waren jagdmäßig gekleidet und ausgerüstet, mit hohen Stiefeln und Sombrero, die Lodenanzüge sollten jeder Strapaze gewachsen sein, ich hatte solche Jagdkostüme für mich und wenigstens für die Offiziere von vornherein an Bord gehabt, die besten Jagdflinten und alles, was dazu gehört – Karlemann hatte sich ein derartiges Jagdkostüm jetzt, wie er mir erzählte, aus Deutschland mitgebracht, hatte es sich wohl erst anfertigen lassen müssen – natürlich, für solch einen Wichtelmann gab es so etwas doch nicht fertig zu kaufen – und wie dieses Kerlchen nun aussah!!

Die enganliegenden Stiefel, die ihn etwas x-beinig machten, gingen ihm bis an den Bauch – und nun der Oberkörper ein ganzes Waffenarsenal von Dolchen, Pistolen und Patronen – und nun ein Schlapphut – ein Hut, wie ich noch gar keinen gesehen hatte – mit solch einer ungeheuer breiten Krempe! Das Kerlchen sah einfach aus wie ein Pilz, wie ein riesiger Champignon.

Und dieser possierliche Champignon nun stützte sich, die Beine gekreuzt, auf eine mächtige Donnerbüchse, und in dieser imponierenden Positur stand Karlemännchen unbeweglich auf der Plattform.

Was hatte der eigentlich? Wollte der immer so als lebendiges Waffenarsenal einherwandeln, sich etwa auch so ins Bett legen? Das sieht ja einem Sonntagsjäger ähnlich, auch einem afrikanischen, aber

[240]

dieser Junge war doch eigentlich über solchen Larifari erhaben, da kannte ich ihn doch schon zu gut.

Auch wir anderen Blaßgesichter trugen ja unsere Jagdkostüme, aber wir dachten doch nicht daran, immer mit unseren Schießprügeln zu paradieren, machten es uns sonst vielmehr so bequem wie möglich.

»Oder so?« sagte Karlemann jetzt, spreizte die Beine, stützte sich nur mit der einen Hand auf die Donnerbüchse und legte die andere beschattend über die Augen, spähte in die Ferne.

»Oder lieber so?«

Und er wechselte abermals die Positur, hob die Elefantenbüchse, legte sie an, kniete auch einmal nieder.

Aha, ich begann etwas zu merken! Karlemann stand nicht umsonst so auf der Plattform, ich hatte nur die Vorbereitungen nicht beobachtet, befand mich schon längere Zeit auf dem Dache.

Aber hatte denn Karlemann auch einen Photographen mitgenommen? Das konnte dann doch nur ein Schwarzer sein. Und die Photographie war damals eine noch sehr schwierige Kunst, da gab es noch keine solche Knipser.

Ich begab mich hinab. Es war tatsächlich ein Neger, der im Innern der Kajüte am Fenster saß und Karlemanns Stellungen studierte; aber nicht um ihn zu photographieren, sondern um ihn zu malen.

Faktisch, ein nackter Nigger, der zwischen seinen kulbigen Fingern den Bleistift hielt und mit kecken Strichen skizzierte, und zwar, so viel ich davon verstand, ganz ausgezeichnet, ganz naturgetreu, und da hatte er auch schon einen reichhaltigen Farbkasten vor sich, um die Skizze dann zu kolorieren.

Ja, der eine kann's, und der andere lernt's nie und dann noch mangelhaft. Dieser schwarze Sklave, bisher als Erdarbeiter beschäftigt, der erst auf der Seeburg einen Bleistift zu sehen bekommen hatte, konnte nach der Natur skizzieren, hatte sofort, als er

[241]

zum ersten Male die Materialien dazu bekommen, in Wasserfarben und Oel gemalt!

Karlemann hatte ihn »entdeckt«. Das wurde dann unser Kunstmaler, der so die Jahrmarkts- und Reklamebilder fertigte. Freilich, ich muß es gestehen, sie waren auch danach. Von Perspektive und

dergleichen gar keine Ahnung. Nur immer so bunt wie möglich, das war die Hauptsache. Immerhin, das muß ich ebenfalls sagen, die Kunstleistungen dieses Niggers übertrafen doch noch die schrecklichen Gebilde, welche in Deutschland meist die Wände der reisenden Menagerien und anderer Schaubuden schmücken. Etwas mehr Natur wußte dieser Nigger doch noch hineinzulegen.

Wie er aber jetzt mit flüchtigen Strichen die verschiedenen Posen des lebendigen Waffenarsenals festhielt – ich war grenzenlos erstaunt. Da hatte der schwarze Kerl wirklich etwas los! Und von Feinheiten verstand ich ja nichts, nicht einmal von den größten.

»Ich lasse mich verewigen,« rief mir Karlemann zu, als er sah, daß ich dazugekommen war. »Die bei mir zu Hause müssen doch wissen, was für ein gewaltiger Kerl ich bin. Oder so?«

Der Champignonpilz stemmte das rechte Bein zurück, hob die Elefantenbüchse, und – ich glaube gar nicht, daß er es mit Absicht tat – ein Knall, aber schon mehr ein Kanonenschuß, ein Feuerstrom, und ... der Champignonpilz war samt den hohen Reitstiefeln und sämtlichen Dolchen und Pistolen von der Plattform verschwunden! Nur die rauchende Donnerbüchse lag noch da.

Ich wußte eigentlich gar nicht recht, was da vor sich gegangen war. Mir kam das wie eine Vision vor, wie so ein Kunststück in der Zauberbude.

Passen Sie auf, meine geehrten Herrschaften, jetzt lasse ich einen lebendigen Menschen verschwinden,

[242]

ich brauche nur mit dieser Pistole zu schießen ... puff!!! und weg ist der Kerl.

Aber mir kam die Erkenntnis, was hier geschehen war, schnell genug. Ich hörte noch nachträglich in meinem Ohr den klatschenden Fall ins Wasser, dort zogen sich noch Kreise, und die ganze Arche war durch den Rückstoß der gewaltigen Donnerbüchse ins Schwanken gekommen.

»Um Gottes willen, der ist ins Wasser geschleudert worden!!!«

Jawohl, anders war es auch nicht! Diese Plattform besaß keine Barriere, Karlemann hatte den Rückstoß nicht aushalten können, war ins Wasser gepurzelt.

Wohl stoppte der Dampfer, auf dem dies ebenfalls bemerkt worden war, sofort, da aber hatten wir die Unglücksstelle schon weit hinter uns, das vorletzte Fahrzeug mochte sich gerade dort befinden.

Man kann ja so etwas nicht beschreiben, wie da jede Sekunde ihre Bedeutung hat.

Wir blickten zurück nach jener Stelle.

Jetzt hätte er schon wieder auftauchen können.

Wie lange blieb er denn unter Wasser? Er konnte doch sonst so gut schwimmen.

Himmel, wenn der unter das flache Fahrzeug kam!

Und die schweren Stiefel – vor allen Dingen aber das viele Eisen, das er am Körper trug . . .

Wie wir noch so dastehen und grübeln, freilich mit Gedankenschnelle, es handelte sich ja nur um Sekunden, springt aus dem Fenster des zweiten Fahrzeugs eine braune Gestalt, verschwindet im Wasser, jetzt werden wir lebendig – »stopp, stopp, Stangen her, Seile her – Ruhe, es war der Fischmensch, der wird ihn schon kriegen!« – da taucht auch schon wieder Hatschigagoks rotbraunes Gesicht auf, gleich daneben erscheint das Ungetüm von Hut, wie ein

[243]

Pilz aus dem Wasser wachsend, und dann erscheint auch Karlemanns spuckender Mund.

In der nächsten Minute war er wieder bei uns auf der Plattform.

»Du, das malst du aber nicht mit,« war sein erstes Wort, als er sich ausgespuckt hatte.

Das ist hier viel harmloser erzählt worden, als es in Wirklichkeit war. Eine halbe Minute war Karlemann mindestens unter Wasser gewesen, und da half ihm seine Schwimmkunst nichts, die Last

der Waffen war zu groß, er war tatsächlich immer tiefer getrudelt, und wäre Hatschigagok nicht gewesen, hätte er es nicht bemerkt, wäre nicht sofort nachgesprungen – die Laufbahn dieses deutschen Zigeunerknaben hätte hier ein Ende gehabt, da hätten wir mit Stangen und Angelhaken nichts mehr ausrichten können.

Unvergeßlich dabei aber ist mir nur das, wie die ungesicherte Donnerbüchse losging und Karlemännchen mit seinen langen Stiefeln und mit dem ungeheuren Schlapphut plötzlich wie durch Zauberei von der Plattform verschwunden war.

Schon in einer Stunde erreichten wir Legala, oder fuhren vielmehr in die Mündung des breiten Stromes ein, auf dessen rechter Seite die ansehnliche Hüttenstadt liegt.

Ueber die Einzelheiten unserer Expedition hatte ich mit Karlemann eigentlich noch gar nicht gesprochen. Wir wollten wilde Tiere fangen und auch einmal dem König in seiner Residenz Kumassi einen Besuch abstatten – mehr wußte ich nicht, und mir war es ganz recht, daß mich Karlemann nicht mehr einweihte, mich nicht zu Rate zog, so hatte ich auch keine Verantwortung.

In der Hüttenstadt brach beim Anblick der fünf schwimmenden Häuser ein großes Hallo aus, alles rannte und schrie und winkte, Karlemann aber rief

[244]

dem Dampfer zu, sich möglichst in der Mitte des Stromes zu halten, sonst diene ein hier geborener Neger als Lotse, und bald hatten wir Legala hinter uns.

Jetzt wurde Karlemann doch mittheilsam.

»Meine Reise ist sorgfältig vorbereitet,« wandte er sich an mich, nachdem er auf einem Tische eine Karte von Westafrika ausgebreitet hatte, die freilich an den meisten Stellen nur weiße Flecke zeigte. »Ich habe vom König Aquassi Aquatuh die Erlaubnis, sein Land zu bereisen, wie und wo ich will, kann jagen oder sonst etwas tun, und jeder Häuptling ist verpflichtet, mir Beistand zu leisten. Wie der freilich jeden einzelnen benachrichtigt haben will,

das ist mir selber nicht klar. Jedenfalls kann ich ganz als Herrscher auftreten, und so habe ich auch Kididimos Einladung, ihn erst einmal in seiner Residenz aufzusuchen, ausgeschlagen. Das würde doch immer ein paar Tage dauern, und so viel Zeit habe ich nicht zu verlieren. Mir ganz egal, ob er das übel nimmt oder nicht. Ich brauche ihm ja auch nur eine Groschentrompete zu schenken, dann ist alles wieder gut.

»Sie sehen hier die Grenzen des Aschantireiches angegeben. Nur an der Küste sind Dörfer und Negerstädte eingetragen, die Flußmündungen, nicht weit hinter der Küste werden sie punktiert, bis sie ganz aufhören – das ist eben alles noch unbekannt.

»Doch ich habe bei hier geborenen Negern genaue Erkundigungen eingezo-gen, habe selber welche mit, die Bescheid wissen – von denen kann man schon etwas mehr erfahren.

»Hier sehen Sie die Hauptstadt Kumassi liegen, bis hierher ist auch noch der Lamote, auch Dah genannt, an dem es liegt, eingetragen. Dieser Strom aber hat zahllose Nebenflüsse; ohne sicheren Führer, wie der alte Sulumo einer ist, könnte man sich da gar nicht zurechtfinden.

[245]

»Kumassi ist von der Küste in direkter Linie zwanzig deutsche Meilen entfernt, die wir bei den vielen Krümmungen, welche der Fluß macht, bei täglich vierzehnstündiger Fahrt in drei Tagen zurücklegen werden. Dann fünfzehn Meilen weiter hinter Kumassi sehen Sie hier Strichelchen eingezeichnet. Das stimmt, hier ist ein Gebirge, von den Aschantis Gaban genannt. Und die Aschantis wissen natürlich noch mehr davon zu erzählen als der Kerl, der diese Karte gemacht hat.

»Es ist nur ein ganz niedriges Gebirge, nur ein Hügelzug, von vielen Flüssen durchbrochen, bis auf einen sehr hohen Berg, der aber wohl selbst ein Gebirge für sich bildet, von den Aschantis Gabanbetel genannt.

»Dieser Gabanbetel ist unser Ziel. Dort gibt es noch Gorillas die schwere Menge. Oder ich darf nicht ›noch‹ sagen, dort ist eben ihre Heimat. Denn daß der Gorilla nur in Gebirgswäldern haust, in den flachen Gegenden gar nicht vorkommt, das wissen Sie doch, nicht wahr?«

Nein, das wußte ich noch nicht, und ich glaube, Karlemännchen war auch noch nicht lange im Besitze solcher Weisheiten. Der Gorilla war ja damals überhaupt noch ein ganz fabelhaftes Wesen, lebendig war noch keiner nach Europa gekommen, es existierten nur in Museen einige wenige ausgestopfte Exemplare, und es gab noch immer Leute genug, Gelehrte, welche diesen Waldmenschen in das Reich der Fabel verwiesen, die ausgestopften Tiere für künstliche Erzeugnisse erklärten.

»Kann man denn so weit auf dem Lamote fahren?« fragte ich.

»Ja, zu Wasser kann man hinkommen, um den ganzen Berg herum, aber ob das noch der Lamote ist, das weiß kein Aschanti mehr zu sagen. Diese

[246]

ganze Gegend hierherum ist überhaupt unbekannt, auch für die Aschantis.«

»Warum denn?«

»Nu, eben wegen der Gorillas. Das sind für diese Neger doch nicht nur besonders große Affen, sondern schreckliche Ungeheuer, verwilderte Menschen, wenn nicht gar böse Zauberer, die da ihr Wesen treiben. Sie müssen nur die Verhältnisse bedenken. Das Aschantireich ist größer als Deutschland und hat kaum drei Millionen Einwohner, und hier wird doch nicht mit der Postkutsche herumgereist – kurz, von den drei Millionen Niggerlein haben vielleicht nur zehn, oder meinerwegen hundert, einmal einen Gorilla gesehen, jeder hat nun noch einige Zoll an der Größe hinzugemacht, und so sind ganz fürchterliche Ungeheuer daraus entstanden, man erzählt sich Sagen von ihnen, unter anderem auch,

daß sich diese Waldmenschen auf Bäumen ganz richtige Wohnungen mit Stuben bauen, auf dem Gabanbetel sogar steinerne Häuser aus übereinandergetürmten Felsblöcken, die sie erst vierkantig beißen – jawohl, nur mit ihren Zähnen.

»Kurz, hier ist die engere Heimat des Gorillas, auf den ich es speziell abgesehen habe. So ein paar Kerle muß ich lebendig haben, die sollen mir ein schönes Stück Geld einbringen. Und daß es dort auch von Getier aller anderen Art wimmelt, das ist doch ganz selbstverständlich.

»Nun soll, wie Sulumo versichert, dort am Fuße dieses Berges auch ein großer See sein, mit Inseln drin, und wenn das alles stimmt, dann sind die günstigsten Bedingungen gegeben, dann lassen wir uns auf solch einer Insel häuslich nieder – durch die Nähe des hohen Berges muß es dort auch ziemlich gesund sein, und von dortaus betreiben wir unser Jagdgeschäft, bis wir genügend Tiere gefangen haben.«

»War Sulumo schon selbst dort?«

[247]

»Nee.«

»Woher weiß er da das alles?«

»Nur vom Hörensagen.«

»Und wenn an alledem nichts Wahres ist?«

»Dann schneide ich dem Kerl den Kopf ab,« sagte Karlemann, als er die Karte zusammenfaltete. »Aber es stimmt schon, die Gerüchte darüber sind gar zu übereinstimmend.«

»Und der Besuch in Kumassi?«

»Den machen wir auf dem Rückwege. Erst's Geschäft, dann's Vergnügen.« –

Links und rechts flache Ufer, bebaut mit Baumwolle, Durra und Kürbissen, welche eine Hauptnahrung der Aschantis bilden, dazwischen ab und zu ein Hüttendorf – die Fahrt war langweilig.

Abwechslung brachte nur hin und wieder ein Kahn oder eine ganze Flotille von Kähnen, welche Bodenerzeugnisse, Elfenbein, Häute und wohl auch Sklaven stromabwärts nach Legala brachten.

Dabei hatte es von der Felseninsel ausgesehen, als ob der Urwald bis dicht an die Küste reiche, wenigstens gleich hinter Legala begänne.

Nun, die angebaute Küstenstrecke sollte auch schmal genug sein. Früh gegen acht Uhr waren wir in die Mündung eingedrungen, und um elf kamen wir in die Region des Urwaldes.

Ich habe über die fünf Tage währende Fahrt fast gar nichts zu sagen. Bäume, nichts als riesenhafte Bäume, welche zu beiden Seiten noch im Wasser standen, so daß man von Flußufern gar nicht sprechen konnte. Es war gegenwärtig, nach der Regenzeit, eben alles versumpft. In den beiden heißesten Zeiten – in dieser Gegend am Aequator gibt es zwei Sommer und zwei Winter – fällt das Wasser ganz bedeutend, doch versicherten die hier geborenen Neger, daß der Strom für solche flachgehende Fahrzeuge schwer schiffbar sei.

[248]

Affen, Papageien und andere Vögel massenhaft, aber von vierfüßigem Wilde gar keine Spur. Einmal erblickten wir ein Krokodil, das bei unserem Anblick floh, nichts weiter.

Anders, als wir bei Sonnenuntergang mitten im Flusse die hölzernen, nur beschwerten Anker ausgeworfen hatten und die Nacht anbrach.

Da wurde es im Walde lebendig, Tierstimmen aller Art wurden laut, das Heulen des Leoparden, hier Tiger genannt, ließ sie verstummen, und dessen Heulen brach wieder wie erschrocken ab, als sich der König der Tiere, der Löwe, donnernd anmeldete.

Am zweiten Tage passierten wir die Region einer Steppe; hier war der etwa dreihundert Meter breite Fluß besser eingedämmt, und oftmals erblickten wir an den Ufern Antilopen der verschiedensten Art, in weiter Ferne sahen wir sogar eine Herde Zebras,

und zwischen ihnen, wie gewöhnlich, Strauße. Denn Zebras und Strauße halten mit Vorliebe zusammen, man sagt, die langhalsigen Vögel seien die Wächter, wofür die Zebras sie mit Hufen und Zähnen gegen Schakale und Hyänen verteidigen, obgleich diese Zusammengehörigkeit durchaus nicht immer zu treffen ist.

Und so ging es weiter. Abwechselnd Urwald und Steppe, der Uebergang von Buschholz gebildet. In den Steppen mehrte sich der Wildreichtum, wir erblickten große Herden von Elefanten, im Strome tauchten gleich Inseln die Rücken von Flußpferden auf.

Doch Karlemann wollte nichts von Jagd wissen. Es sei denn, ein Flußpferd habe ein Junges bei sich, darauf sollten wir achten. Aber wir erblickten keine Familie.

Auch von Ansiedlungen war nichts mehr zu bemerken. Das machte, daß wir den Lomate bereits verlassen hatten, dessen Ufer allein bebaut sind. Sonst drängt sich die ganze Bevölkerung im nördlichen, gebirgigen Teile des Landes zusammen.

[249]

Wir befanden uns schon seit dem zweiten Tage auf einem Nebenflusse, der wohl mit dem Hauptstrom ziemlich parallel lief. Die fünf oder sechs Neger, deren Führung in dem Wasserlabyrinth – denn mindestens aller Stunden kam wieder die Mündung eines Nebenflusses – unentbehrlich war, hielten oft große Beratungen ab, bei denen es sehr stürmisch zuging, aber die Hauptsache war, daß sie sich in ihrem Kauderwelsch, welches wir nicht verstanden, stets einigten.

Wir legten täglich in vierzehn Stunden mindestens sechzehn geographische Meilen zurück. Der Dampfer selbst war für sechs Tage mit Steinkohlen versehen – etwas anderes hatte er ja nicht zu tragen, und bei dieser langsamen Fahrt ohne besondere Strömung war der Verbrauch an Kohlen nur ein geringer – das gleiche Quantum Kohlen führten wir außerdem in dem fünften Fahrzeug mit.

Karlemann hatte für den inneren Menschen auf's beste gesorgt, und die Einrichtung der Kajüte ließ nichts an Bequemlichkeit zu wünschen übrig. So vertrieben wir uns, nachdem uns Wald und Steppe nichts Neues mehr boten, die Zeit zwischen den Mahlzeiten rauchend und plaudernd; nur des Nachts hatten wir unter der feuchten Hitze zu leiden, und waren die offenen Fenster auch mit Gaze verhüllt, jede Oeffnung noch so sorgfältig verstopft, einige der draußen in Myriaden herumschwärmenden Moskitos wußten doch den Zugang zu finden, und dann war die Qual groß.

Kein einziger erkrankte, keine Spur von Fieber zeigte sich. Zu regelmäßigen Zeiten ward jedem eine Dosis Chinin verabreicht.

Dennoch muß ich meine Behauptung aufrecht halten, daß es einer europäischen Armee unmöglich ist, in feindlicher Absicht ins Innere dieses Landes vorzudringen. Auch die Engländer haben es einmal auf

[250]

dem Wasserwege versucht. Bei vielen Menschen kann aber doch nicht so für Bequemlichkeit und Reinlichkeit gesorgt werden. Das Fieber bricht immer aus. Die Malaria steckt epidemisch andere an, und dann würden die Eingeborenen den Fluß mit Ketten sperren oder sonstige Hindernisse anbringen. Jeder Baum bietet den günstigsten Hinterhalt, dabei können die Angegriffenen wegen der sumpfigen Ufer nicht einmal landen – kurz, sie befinden sich vollkommen in den Händen der Feinde, denen sich die Malaria als furchtbarer Verbündeter beigesellt.

Am dritten Tage verkündeten uns die Führer, daß wir uns östlich von Kumassi befänden, eine Tagereise davon entfernt, noch an demselben Tage entstand zwischen den Lotsen an einer Spaltung des Stromes ein heftiger Streit, welcher Wasserweg einzuschlagen sei, bis sie sich schließlich doch einigten, und am nächsten Tage, dem vierten der Reise, standen sie gar vor drei Flußmündungen, welche fast an einer Stelle zusammentrafen, und diesmal gerieten sich die cholерischen Neger fast in die Haare.

Es blieb nichts anderes übrig, der Dampfer mußte stoppen.

»Was gibt es?« fragte Karlemann.

Es war ja einfach genug. Zwischen den sechs Negern hatten sich drei Parteien gebildet, die jeden der drei Wasserwege als denjenigen bezeichneten, welcher nach dem isolierten Berge führe.

Jeder brachte seine Gründe dafür, daß seine Angabe die richtige sei, und das war nun freilich schwer zu verstehen. Karlemann beherrschte noch nicht die Sprache der Aschantis, abgesehen davon, daß alle in ihrer lebhaften Weise gleichzeitig sprachen.

Und sie konnten durhaus nicht einig werden. Sulumo, dessen Rat bisher ausschlaggebend gewesen, hatte diesmal fünf andere Meinungen gegen sich, er

[251]

bezeichnete ganz allein den schmalsten Fluß als denjenigen, den wir verfolgen müßten.

Karlemann wog sinnend eine Nilpferdpeitsche in der Hand, und ich ahnte schon, zu was für einem Mittel er greifen würde.

Doch es sollte anders kommen, etwas ganz Ueberraschendes.

Wenn sich die Lotsen so stritten, war stets mein Goliath ein aufmerksamer Zuhörer, und nachdem wir zufällig herausbekommen hatten, daß er auch die Sprache der Aschantis verstand – freiwillig gesagt hatte es dieser seltsame Kauz nicht – diente er auch als Dolmetscher; denn mit dem Englisch aller anderen war es sehr schlecht bestellt.

»Gut,« sagte Karlemann, »ich höre auf die Mehrzahl, auf euch drei. Aber habt ihr euch geirrt, müssen wir umkehren – betrachtet euch diese Nilpferdpeitsche. Ihr kennt mich. Volldampf voraus!«

»Halt, Massa!« ließ sich da Goliath vernehmen.

»Was ist es?«

»Dieser linke Nebenfluß ist es, den wir einschlagen müssen.«

Unser Staunen läßt sich denken – wenigstens das meine. Dieser deutsche Zigeunerknabe schien über Staunen und andere Gemütsbewegungen erhaben zu sein.

»Woher willst du denn das wissen?« fragte aber natürlich auch er.

»Ich bin selbst schon am Gabanbetel und an jenem See gewesen.«

»Und hast als Weg auch hier diese Flüsse benutzt?«

»Ja, von Legala aus.«

»Und das sagst du erst jetzt?«

»Bisher haben die Lotsen ja immer richtig geführt. Was sollte ich mich da einmischen?«

[252]

Diese Auskunft schien Karlemann vollkommen zu befriedigen.

»Also diesen Fluß hier müssen wir einschlagen?«

»Weißt du das auch ganz bestimmt?«

»Ganz bestimmt.«

»Und er führt direkt nach dem Berge und nach jenem See?«

»Ganz direkt. Er kommt aus dem See, hat bis dahin auch keinen einzigen weiteren Zufluß.«

»Na, wenn du es so genau weißt, dann ist es ja gut. Also vorwärts! Und ihr,« er drohte mit der Peitsche den drei Negern, die einen anderen Fluß hatten einschlagen wollen, »wir sprechen uns noch, und dasselbe gilt auch von dir, Sulumo. Doch erst steht abzuwarten, ob Goliath wirklich recht hat.«

Für Karlemann war die Sache vorläufig erledigt, nicht für mich.

»Du bist schon an jenem See gewesen, Goliath?«

»Ja, Massa.«

»Weshalb? Wie kamst du hin? Mensch, sei doch etwas mitteilbarer, dir muß man ja jedes Wort aus dem Halse ziehen!«

Goliath erzählte. Vor drei Jahren wollte er mit einem Engländer dort gewesen sein, der ganz allein, oder eben nur mit Goliath, in einem Boote hinaufgerudert war, ebenfalls aus dem Grunde, um den Gorilla in seiner Freiheit kennen zu lernen.

Ich mußte immer noch fragen, aus diesem Menschen war durchaus nichts herauszubringen.

»Wie hieß denn der Engländer?«

»Mr. Clary Davids.«

»Und wie kamst du in seine Gesellschaft?«

»Er hatte mich als seinen Diener engagiert.«

»Hattest du diesen Weg denn schon einmal gemacht?«

»Nein.«

[253]

»Na, wie denn sonst? Wie habt ihr denn den See gefunden?«

»Wir haben ihn gesucht. Mr. Davids hatte von den Erzählungen gehört, daß der Gabanbetel, das ist der Berg des Wahnsinns, die engere Heimat des Gorillas sein soll, und da ein Hinkommen zu Fuß doch unmöglich ist, benutzten wir ein Boot und haben so lange gesucht, bis wir unser Ziel erreichten, mußten freilich zahllose Male umkehren, weil wir uns verfahren hatten.«

Zunächst hatte ich nur eines gehört.

»Wie? Gabanbetel heißt der Berg des Wahnsinns?«

»Jawohl. Gaban heißt Berg, betel ist in der Sprache der Aschantis der Wahnsinn, wahnsinnig.«

»Und weshalb heißt dieser Berg so?«

»Weil die Gorillas für verwilderte, in der Einsamkeit wahnsinnig gewordene Menschen gehalten werden, oder auch für wahnsinnige Dämonen.«

»Aha! Habt ihr denn Gorillas gesehen?«

»Genug.«

»Auch welche erlegt?«

»Gleich die erste Herde, die wir erblickten, griff uns an. Mr. Davids wurde von ihnen getötet, ich entkam mit genauer Not.«

Goliath, geistig aufgespornt, erzählte uns – auch Karlemann hörte zu – diese Jagdgeschichte genauer. Ich brauche sie hier nicht wiederzugeben. Auch sonst konnte er uns über das Leben des Gorillas erzählen, soweit er hatte beobachten können, berichtigte viele Fabeln, welche man sich damals über diesen noch so gut

wie unbekanntem, größten aller Menschenaffen machte, bestätigte aber gerade das als Tatsache, was man damals am meisten für Fabel hielt, daß sich der Gorilla nämlich wirklich zwischen den hohen Zweigen eines Baumes aus Aesten und Laub ein regelrechtes Nest zum Schlafen baut.

[254]

»Und wie sieht es dort sonst aus?« übernahm jetzt Karlemann das Examen.

»Ein sehr hohes Gebirge; am Fuße desselben liegt ein See, vielleicht eine Quadratmeile groß, aus dem dieser Fluß kommt.«

Heute kann man diesen Berg und See auf der Karte finden, damals fehlte er noch.

»Sind Inseln darin?«

»Mehrere.«

»Große?«

»Wohl ganz verschiedene. Wir waren nur auf einer, nahe dem Ufer ... «

»Wie weit vom Ufer entfernt?« wollte Karlemann das aber genauer wissen.

»Vielleicht tausend Meter.«

»Und wie groß war diese Insel?«

»Sie war langgestreckt, vielleicht hundert Meter breit und tausend lang. Da kann man sich aber sehr irren.«

»Diese Schätzung genügt mir. War sie mit etwas bewachsen?«

»Sie war äußerst fruchtbar. Es herrschte auf ihr dieselbe üppige Vegetation, wie an den Seeufern, von Bäumen war vor allen Dingen der Affenbrotbaum in riesigen Exemplaren vorhanden.«

»Und Tiere?«

»Wir sahen auf dieser Insel einige Schlangen, darunter eine Riesenschlange von wenigstens fünfundzwanzig Fuß Länge. Antilopen flüchteten sich vor uns ins Wasser, schwammen dem Ufer zu. Affen, welche ja nur in der äußersten Not ins Wasser gehen, waren nicht auf dieser Insel.«

»Und drüben auf dem Festlande gab es viele Gorillas?«

»Wie gesagt, wir erblickten nur einen einzigen Trupp; wir hatten kaum das Land betreten, und Mr. Davids fiel den wütenden Tieren zum Opfer.«

[255]

»Ist dort alles waldig?«

»Nur die Westseite des Tees, wo sich das Gebirge erhebt.«

»Und die anderen Ufer?«

»Waren flach und mit Gras bedeckt, bis auf die Südseite, wo sich ebenfalls noch Wald erhob.«

»War viel Jagdwild vorhanden?«

»Wir erblickten Zebras, Elefanten und Rhinocerosse und alle Tiere, auf deren Fang Sie es abgesehen haben.«

»Und Strauße?«

»Auch solche sahen wir durch das Fernrohr auf der Steppe äsen.«

»Und Flußpferde?«

»Der See scheint von ihnen zahlreich belebt zu sein.«

Karlemann war befriedigt. Und meine romantische Phantasie war durch diese Schilderung mächtig angeregt worden. Das mußte ja das reine Dorado eines Jägers sein!

»Und wie bist du zurückgekommen?«

»Ich bin gleich am anderen Tage wieder aufgebrochen im Boot. Die Leiche des unglücklichen Engländers konnte ich den Riesenaffen nicht entreißen, und wäre das Wasser nicht in der Nähe gewesen, auch mich hätte ihre Wut erreicht.«

»Hast du über den Tod dieses Engländers jemandem berichtet?«

»Ja, dem englischen Konsul in Georgetown.«

Ich konnte diesem Neger nichts widerlegen. Merkwürdig war nur sein Verhalten, wie er niemals von selbst anfang, es sei denn in der letzten Sekunde, wenn Not am Mann war. Eigentlich aber handelte er da ja ganz korrekt; jedenfalls war er so angenehmer,

als ein Mensch, der sich immer hervordrängen will. Dann aber war auch der Zufall merkwürdig, daß gerade

[256]

Goliath schon dort gewesen war, ebenso wie er die Einfahrt von Monrovia gekannt hatte.

Doch es blieb mir nichts anderes, als eben einen Zufall gelten zu lassen.

Und Goliath hatte recht. Noch am Abend desselben Tages, als der Urwald wieder von buschiger Prärie unterbrochen wurde, tauchte vor uns aus den Wolken ein mächtiger Gebirgszug auf, er rückte näher, und am nächsten Tage, nachdem es wieder durch Urwald gegangen war, dessen Bäume aber schon seitwärts auf schrägem Grund emporstiegen, lag vor uns der Spiegel eines großen Sees.

Es war ein herrlicher Anblick. Als wir etwas weiter hineingedampft waren, konnten wir auch alles übersehen.

Im Westen stieg, dicht am Ufer des Sees beginnend, das Gebirge empor, die Gipfel sich in den Wolken verlierend, alles mit dunklem Urwald bedeckt, dort oben aber lag sicher ewiger Schnee, es schimmerte so weiß; die anderen Seiten des Sees, außer hinter uns, mit Steppe umsäumt, welche jetzt im buntesten Blumenschmuck prangte, und nun gleich vor uns eine kleine Insel, die sich wie ein Paradies aus dem Wasser erhob, und solcher Inseln tauchten im Hintergrunde noch mehrere auf, einige jedenfalls von beträchtlicher Größe.

»Sind diese Inseln von Menschen bewohnt, Goliath?« fragte Karlemann.

»Schwerlich. Diese Gegend wird von den Aschantis wie die Hölle gemieden – es ist ja das Gebiet der wahnsinnigen Dämonen, die auch jeden Menschen, der sich hierherwagt, irrsinnig machen.«

»Aber du und der Engländer, ihr seid nicht verrückt geworden, was?«

Karlemann konnte manchmal überaus naiv fragen. Manchmal war er überhaupt doch noch ein richtiges Kind. Und dann, glaube ich, huldigte er auch

[257]

verschiedenem Aberglauben. Ja, ich irrte mich wohl nicht, – er fürchtete sich sogar etwas vor Gespenstern. Eben ein richtiger Zigeunerjunge!

»Nein, wir wurden nicht wahnsinnig,« entgegnete Goliath ernsthaft.

»Wie lange wart ihr hier?«

»Nur drei Tage, dann fand Mister Davids seinen Tod, und ich fuhr am anderen Tage ab.«

»Hm, das ist allerdings nicht lange,« meinte Karlemann sinnend, »da hat man noch nicht viel Erfahrung. Ist das dort oben Schnee?«

»Wir waren nicht oben, aber ich vermute es.«

»Nicht wahr, Jansen,« wandte sich Karlemann an mich, »es wäre doch möglich, daß das dort oben Schnee ist, obgleich wir unterm Aequator sind?«

»O ja, das ist sehr wohl möglich. Auch, der Chimborasso ist mit ewigem Eis und Schnee bedeckt, und er liegt ganz direkt auf dem Aequator. Der ewige Schnee beginnt hier wohl in einer Höhe von 18 000 Fuß.«

»Donner und Doria, da möchte ich hier wohnen bleiben!!« rief da Karlemann mit ungewöhnlicher Begeisterung. »Jansen, dahinauf eine Drahtseilbahn bauen – wenn's einem hier unten im Paradiese zu heiß wird, fährt man dorthinauf in den Winter – und dazwischen ist der Frühling und Herbst – was?!«

O ja, das konnte ich mir lebhaft vorstellen, so etwas wäre mein Fall auch gewesen. Nur das mit der Drahtseilbahn war wohl leichter gedacht als ausgeführt. Doch warum nicht?

»Weiß Gott, wenn ich mit dem König Quasseltopp gut übereinkomme, mich vielleicht mit ihm verschwägere, dann mache ich hier ...«

Karlemann brach ab und stürzte in die Kajüte, um mit seiner Elefantenbüchse wieder herauszukommen, sie schon entsichernd.  
[258]

Ich dachte erst, er hätte das Krokodil auf dem Kieker, das uns da aus dem Wasser verwundert anglotzte, und zum Krokodilschießen hätten wir doch schon Gelegenheit genug gehabt – da, als ich der Richtung seiner Augen folgte, und jetzt auch von anderen darauf aufmerksam gemacht, sah auch ich das gewaltige Flußpferd, welches seitwärts von der dritten Arche schwamm, und neben ihm plätscherte munter ein Junges.

Aber weder Karlemann noch ein anderer sollte zum Schuß kommen. Ich bekam etwas zu sehen, wovon ich zwar schon gelesen, was ich aber immer für eine Fabel gehalten hatte.

Die Mutter schien schon Bekanntschaft mit Menschen gemacht zu haben, jedenfalls witterte sie Gefahr, und da sperrte das riesige Tier den Rachen auf, nahm das Junge, mindestens von der Größe eines vierwöchentlichen Kalbes, dabei aber kugelrund, einfach in den Rachen, tauchte damit unter und ward nicht mehr gesehen.

Ich hatte schon öfters gelesen und gehört, daß Nilpferde ihre Jungen auf diese Weise in Sicherheit bringen, sie in den Rachen nehmend. Aber man muß selbst solch ein Ungeheuer haben gähnen sehen, um so etwas glauben zu können. Diese Flußpferde können ihren weitaufgeschlitzten Rachen fabelhaft aufreißen.

»Na, wenn das nicht, dann ein anderes,« sagte Karlemann, die Donnerbüchse wieder absetzend, nachdem er noch einige Zeit gewartet hatte, ohne daß das Tier wieder aufgetaucht wäre.

Mich wunderte nur, daß dieser Junge den Mut hatte, nochmals diese mächtige, Sprengkugeln schießende Elefantenbüchse

abdrücken zu wollen. Aber er war sich der Gefahr oder der Lektion auch wohl bewußt gewesen, er hatte sich diesmal mit dem Fuße gegen die Kabinenwand gestemmt.

[259]

Dann hob er die schwere Büchse wieder.

»Ich muß sie doch einmal probieren,« murmelte er, auf den Kopf des Krokodils zielend, welches uns noch immer anglotzte. Oder es mochte ein anderes sein, wir befanden uns ja noch in Fahrt.

Der Schuß donnerte unter einem mächtigen Feuerstrom – vorbei geschossen! – ich hatte die kleine Granate weit hinter dem Krokodil auf die Wasserfläche schlagen sehen, das Reptil blieb ruhig liegen – Karlemann jedoch war zum zweiten Male von der Plattform verschwunden! Es war nämlich die Tür gewesen, gegen die er sich gestemmt hatte, und obgleich diese zugeklinkt gewesen – Karlemann war einfach durchgebrochen, d. h., der Klinkenriegel war durch das Holz gebrochen, und Karlemännchen, mit Vehemenz durch die aufknallende Tür fliegend, lag drinnen in der Kajüte auf dem Sofa, diesmal das rauchende Donnerrohr noch in der Hand.

Daß wir lachten, war selbstverständlich. Am komischsten aber war das dumme Gesicht, mit dem er uns anblickte und dann um sich sah.

»Wie komme ich denn hierherein aufs gute Sofa?«

Des Lachens war kein Ende.

Die nächste Insel war unser Ziel, dieselbe, auf welcher auch der Engländer mit Goliath damals kampiert hatte. Gepeilt brauchte nicht zu werden, wir bedurften ja nur eines Meters Fahrwasser, und so weit war das klare Wasser durchsichtig.

Als wir näher herankamen, floh ein Rudel Antilopen davon, die wir später auch durchs Wasser dem Festland zuschwimmen sahen, wobei eine vor unseren Augen verschwand, sicher von einem Krokodil erfaßt. Die sonst so furchtsamen Tiere mußten an

das Zahlen dieses Tributs schon gewöhnt sein, daß sie doch immer wieder nach den Inseln schwammen.

Uns war es sehr leid, daß die Antilopen vor  
[260]

uns die Flucht ergriffen. Wir hatten unterwegs Fleisch genug gehabt, aber ausschließlich konserviertes, Karlemann hatte sich durchaus nicht durch eine Jagd wollen aufhalten lassen, immer auf das Ziel vertröstet, und frisches Fleisch ist doch etwas anderes.

Nun, wir sollten auch noch in dieser Nacht Wildbret im Ueberfluß bekommen.

Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu, als wir den Dampfer an einem riesigen Baobab befestigten, um hier die Nacht zu verbringen, vielleicht ganz hier liegen zu bleiben.

Wegen wilder Tiere konnten wir ganz sorglos sein. Selbst der feigste Nigger versicherte uns, daß wir nichts zu fürchten brauchten. Für die Raubtiere, deren Gebrüll wir bald hören sollten, gab es hier ja massenhaft Wild, und der Mensch ist die allerletzte Beute, auf die der Tiger oder Löwe seine begehrliehen Blicke richtet, wenn er seinen Hunger durch irgend etwas anderes stillen kann. Etwas anderes ist es, wenn der Jaguar, Panther oder Tiger einmal Menschenblut geleck hat – beim Löwen ist das schon viel weniger der Fall, und dann wird hier auch nicht von Notwehr und Mutterliebe gesprochen – aber das sind doch nur Ausnahmen, da kommt auch nur der einzelne Mensch in Betracht, wie in Indien der durch die Dschungeln eilende Briefbote – sonst aus der Mitte des Lagers heraus einen Menschen zu holen, das fällt keinem einzigen Raubtiere ein.

Aber eine große Ueberraschung sollten wir doch noch erleben, das erste Jagdabenteuer, das uns die erste, eine überaus kostbare Beute brachte.

»Na, da wollen wir mal ans Land gehen,« sagte Karlemann.

Ich merkte gleich, daß er ein bißchen Angst hatte, er wollte einem anderen den Vorrang lassen.

»Na, bitte,« wandte er sich denn auch an mich

[261]

mit einer einladenden Handbewegung, obgleich solche Höflichkeit doch sonst gar nicht sein Fall war.

»Aber wollen Sie diesen jungfräulichen Boden nicht zuerst betreten?« wehrte auch ich ab.

»Jung ... wat? Hören Sie, Sie fürchten sich wohl gar vor Schlangen? Goliath, gibt es hier denn überhaupt Schlangen?«

»O ja, ich habe damals mehrere gesehen!«

»Giftige?«

»Ja, es waren lauter giftige, mit Ausnahme von der ... «

Da hob Goliath plötzlich den Kopf, ich sah, wie er die Luft in die Nase zog, und da fiel auch mir etwas auf.

Wir hatten den Wind bisher im Rücken gehabt, jetzt kam ein Luftstoß von der Seite, und gleichzeitig wurde die Atmosphäre von einem widerwärtigen Geruch erfüllt.

Und auch die anderen Neger, soweit sie Kinder der Wildnis waren, merkten es sofort, zeigten den größten Schreck.

»Aliganga, Aliganga!!« schrien sie.

»Ja, hier in der Nähe ist eine Boa Konstriktor, eine Riesenschlange!« erklärte Goliath.

Ich hatte jetzt natürlich keine Zeit, mich über die lateinischen Kenntnisse meines schwarzen Dieners zu wundern.

»Was, eine Riesenschlange? Wo?« flüsterte Karlemann, gleich ganz jagdeifrig werdend, trat aber auch gleich so merkwürdig mit den Beinen herum, zog seinen heruntergerutschten Schafstiefel in die Höhe. »Kann so ein Luder durch einen Schafstiefel beißen?«

Weiß der Deibel, was für einen Begriff sich Karlemann von einer Riesenschlange machte!

»Ja, das ist eine Riesenschlange,« sagte Goliath, noch immer schnüffelnd.

»Die haschen wir,« echote Karlemann.

[262]

»Sie muß hier ganz in der Nähe sein.«

»Dann haschen wir sie!« flüsterte Karlemann mit feuerroten Backen. »Der Käfig ist da, der ist schnell zusammengebaut. Wie tut man denn so eine Riesenschlange fangen?«

Darüber schien sich der kleine Schlangenascher also doch noch nicht im klaren zu sein. Er hätte den indianischen Schlangenzüchter mitnehmen sollen, ich hatte schon mehrmals daran gedacht.

Und Goliath schnüffelte noch immer.

»Sie liegt in der Verdauung.«

»In was liegt sie?«

»Sie hat gefressen, ist satt, verdaut – es riecht schon verwest – aber nur im ersten Stadium.«

»Wenn sie satt ist, dann beißt sie wohl nicht?«

Der Knirps war immer humoristisch, ohne es sein zu wollen.

»Dann ist sie ganz apathisch – ganz hilflos – die verschluckte Beute braucht gar nicht so groß gewesen zu sein. Wenn die Boa verdaut, vermag sie sich kaum zu rühren.«

Und Goliath, nur eine Hakenstange mit Spitze ergreifend, sprang ans Ufer, drang ins Gebüsch, und Karlemann, einen kürzeren Stock nehmend, ihm sofort nach.

Ich hatte dem Dreikäsehoch also unrecht getan, er fürchtete sich nicht vor Schlangen. Oder doch? Jedenfalls spazierte er mit seinen hohen Stiefeln wie ein Storch im Salat durch das Gras, und den Stock benutzte er dazu, immer vor sich auf den Boden zu schlagen, eben um Schlangen aufzuscheuchen.

Ich ihnen nach, und nun schlossen sich auch noch andere an.

Und da sahen wir sie auch schon liegen! Ein riesiges Tier, mindestens sechs Meter lang, soweit man das bei ihrer halbzusammengerollten Lage beurteilen konnte, so stark wie ein Manneschenkel –

[263]

oder, da es auch sehr dünne Männerschenkel gibt, wenigstens einen Fuß im Durchmesser, und die Mitte des Leibes ganz unförmlich aufgeschwollen, wie ein Sack. Sie hatte erst vor kurzem ein größeres Tier verschlungen, wahrscheinlich eine Antilope. Man konnte ganz deutlich die Stelle sehen, wo sich die Hörner befanden, welche förmlich aus dem Leibe der Schlange hervortraten. Allerdings nur kurze Hörner. Wie die afrikanischen und indischen Riesenschlangen mit gehörnten Tieren fertig werden, mit Hirschen, Säbelantilopen und dergleichen, ob sie solche Tiere eben wegen des Geweihs vielleicht verschmähen, das weiß man heute noch nicht. Denn daß sie dieses Geweih etwa erst entfernen, abbrechen, davon ist keine Rede. Das Gehörn geht unverdaut, aber durch die enorm kräftige Magensäure stark angegriffen, wieder ab, und es ist doch leicht möglich, daß diese Würgenschlangen auch das größte und spitzeste Geweih ungestraft in den Magen befördern, nachdem sie es durch Umwindungen gehörig zusammengeknickt haben, denn gebrochen muß alles sein.

Regungslos lag das riesige Reptil da. Die ganze Umgebung war mit jenem Schleim bedeckt, mit dem die Schlange erst die Beute überzieht, ehe sie diese verschluckt, oder hinunterwürgt, wozu sie manchmal Tage braucht, wie Wochen zu der Verdauung. Und hat jede Schlange schon einen unangenehmen Geruch, so entströmt ihrem Rachen dann ein pestilenzartiger Gestank.

Mit starrem Blicke betrachtete sie uns. Ab und zu kam die gespaltene Zunge zum Vorschein. Sonst verriet nur eine leichte Bewegung, ein leises Zittern der Schwanzspitze ihre Erregung bei unserem Anblick. Der übrige Körper war keiner Bewegung fähig,

die ganze Lebenskraft hatte sich auf die Arbeit der Verdauung geworfen.

Ich für mein Teil hätte nicht gleich gewußt, wie  
[264]

man sich dieses Ungeheuers bemächtigen solle. Karlemann war es, der sofort kaltblütig die Anordnungen traf, die Ausführung dann allerdings einem Neger überlassend.

Stricke wurden besorgt, und mit einem solchen zunächst der Kopf vielfach umwunden, um den Rachen zu fesseln.

Obgleich weder die indische Python, noch die afrikanische Boa, noch die amerikanische Riesenschlange Giftzähne besitzen, werden sie doch immer von den Eingeborenen als giftig bezeichnet, und das auch gar nicht so ohne Grund. Sie sprechen sogar von einem giftigen, tödlichen Atem, und ich glaube recht gern, daß es schon genügt, wenn solch ein Reptil, das der Verdauung obliegt, einen anhaucht, um gleich die Besinnung zu verlieren, und jeder Fleischriß, den ihre Zähne verursachen, wird eine tödliche Blutvergiftung nach sich ziehen. Das ist es ja auch, was die von Raubtierpranken geschlagenen Wunden so furchtbar macht, daß sie so schwer heilen, immer wieder aufbrechen – Blutvergiftung, erzeugt durch die Zersetzungsprodukte, die an den Krallen immer haften.

Es sah fürchterlich aus, wie der Neger hinten auf dem Nacken des Ungeheuers kniete und immer den Strick unter dem Kopf durchschob. Da wäre mir ein offener Zweikampf mit einem Löwen lieber gewesen.

Doch es gelang, und der Schwarze verstand Knoten zu schürzen. Dann wurden an verschiedenen Teilen des Körpers andere Seile angebracht, mit sogenannten Zugschlingen, welche nicht gleiten können, weil sie sich beim Gleiten nur immer fester zusammenziehen, und Karlemanns schwarze Gehilfen spannten sich vor.

Unterdessen hatten andere Neger, die schon alles kannten, die vierte Arche etwas ausgeräumt und darin aus engen Eisenstäben einen Käfig von etwa vier Meter Länge, zwei Meter Breite und einem Meter

[266]

Höhe zusammengeschaubt, schon bestimmt zur Aufnahme solcher Reptilien.

Die Ueberführung gelang, wenn auch mit großen Schwierigkeiten. Nach einer Stunde, als mit jäher Plötzlichkeit die finstere Nacht anbrach, lag die Boa sicher in dem Käfig, etwas zusammengekrümmt, wie ja stets ihre natürliche Lage ist.

Es war ein gar kostbares Objekt, das wir da als erste Beute gefangen hatten! Ich habe gesagt, daß Karlemann schon auf seiner Seeburg zwei Riesenschlangen gehabt hatte – gewiß, Häuptlinge hatten sie ihm gebracht, mit dem Verlangen, der kleine Hexenmeister sollte auch diesen Reptilien Kunststückchen beibringen. Inwieweit ihm das gelungen war, weiß ich nicht. Er hatte ja behauptet, wenn er sie auf den Bauch trete, sperrten sie den Rachen auf, und bei einem Tritt auf den Schwanz klappten sie ihn wieder zu. Das war wohl nur ein Witz gewesen.

Die eine Riesenschlange hatte er wieder zurückgeben müssen, die andere hatte er behalten – aber was für Zwerge waren das gegen diese hier gewesen! Erst hier in dem engen Käfig, in der engen Umgebung der Arche erkannten wir, was für ein mächtiges Ungeheuer das war, mit sechs Metern hatten wir sie noch bei weitem unterschätzt. Goliath und andere Neger, welche mit Riesenschlangen Erfahrung haben wollten, versicherten, noch nie solch ein Monstrum gesehen zu haben – von mir gar nicht zu sprechen. Die größte Riesenschlange hatte ich in einer Jahrmarktsbude gesehen, und die hatte sich so eine geschminkte Dame um den Leib wickeln können. Das hätte man einmal mit dieser versuchen sollen! Unter deren Last brach der stärkste Ochse zusammen!

Und Goliath, als Repräsentant aller schwarzen Sachverständigen, konnte uns noch eine andere, aufregende Erklärung abgeben.

Nach der schillernden Zeichnung war es ein Tier

[267]

männlichen Geschlechts. Nun geht die afrikanische Boa allerdings sehr gern ins Wasser, sie brauchte also nur einmal einen Jagdausflug nach dieser Insel gemacht zu haben; aber Goliath behauptete, daß die Riesenschlange, welche er vor drei Jahren hier gesehen hatte, ein Weibchen gewesen war, und daraus konnte man schließen, daß hier die engere Heimat eines Riesenschlangenpaares war, denn die Boa kehrt, wie wohl jede Schlange, immer wieder in denselben Schlupfwinkel zurück, und so durften wir damit rechnen, hier auch noch das Weibchen zu finden.

In den Archen brannten die Lampen, im Ofen kochte das Essen, nach Karlemanns Anordnung wiederum aus Präserven bereitet.

Die gefräßigen Neger hockten nicht wie sonst vor dem Ofen, auf die dampfenden Terrinen lauernd – sie verlangten nach frischem Fleisch, griffen nach den Gewehren.

Ich wollte mich der nächtlichen Jagdexpedition anschließen, desgleichen Mahlsdorf, mehrere Matrosen baten mich darum – da aber erbot sich Goliath, uns zu führen, ohne Gesellschaft der anderen Schwarzen.

Ich will mich nicht bei Einzelheiten aufhalten, waren wir doch während der ganzen Zeit, die wir hier lagen, Tag und Nacht auf der Jagd.

Wir gingen. Karlemann verzichtete. Auch er hat dann ja ständig der Jagd obgelegen, aber ich glaube, ohne jedes Interesse. Es war eben ein ganz eigentümlicher Junge. Scheinbar durch und durch abenteuerlich veranlagt, im Grunde genommen aber doch bar jeder Romantik. Wie ich das meine, habe ich schon früher einmal ausführlich gesagt. Diese Neger hier gingen doch auch nicht aus

Abenteuerlust auf den nächtlichen Anstand, sondern um frisches Fleisch zu bekommen, und Karlemann wiederum sagte: wenn [268] ihr geht, dann kann ich ja hierbleiben; bringt nur recht viel Beute mit.

Im Dickicht verborgen, beobachteten wir bei Mondlicht das Ufer, wo es mit Schilf bewachsen war, welche Stelle Goliath als einen geeigneten Tränkplatz bezeichnet hatte. Und sie kamen, Antilopen aller Art, mächtige und zwerghaft kleine, ohne Hörner und mit mächtigen Säbeln auf der Stirn.

Wir acht Mann schossen alle gleichzeitig, auf Verabredung jeder auf ein anderes Tier, ich auf ein Gnu, welches im Feuer zusammenbrach, wie auch noch vier andere auf der Strecke blieben.

Es war schade, wir konnten nicht einmal alles nach der Arche schleifen, und das Dutzend Neger hatte erst recht gewildert.

Mir hatte es keine Freude gemacht. Nur die erste Erwartung war spannend gewesen. Ich habe mich niemals wieder an einer derartigen Jagd beteiligt, oder vielmehr an ›Herbeischaffung von Fleisch‹. In solch einer überaus wildreichen Gegend, wo die Tiere den Menschen und seine Feuerwaffe noch gar nicht kennen, gibt es eben keine Jagd, kein edles Waidwerk, sondern nur ein Abschießen, nur ein Abschlachten.

Auch sonst habe ich nicht viel über die ganze Zeit zu erzählen, in der wir ausschließlich dem Fange der verschiedensten Tiere oblagen. Wohl waren wir rastlos damit beschäftigt, aber eben deswegen kann ich doch nicht jeden einzelnen Fall erzählen. Nur absonderliche Ausnahmen.

Wir blieben an dieser Insel, deren Größe Goliath mit seiner Angabe bedeutend unterschätzt hatte, liegen, ohne sie selbst viel zu betreten. Nur einige Neger mußten immer Holz fällen und spalten, um bei der Zubereitung der Speisen Kohlen zu sparen.

Alle Zeit war dem Fang von Tieren gewidmet,  
[269]

und zwei der Neger waren gar geschickte Fallensteller, welche nur von Goliath übertroffen wurden, während Karlemann immer neue, originelle Ideen dazu heraussteckte, und was dazu gebraucht wurde, war alles in dem Gepäck vorhanden.

Wir begannen in der Steppe, wohin uns der Dampfer brachte, dessen Kessel jetzt nur noch mit Holz geheizt wurde.

Einem der schwarzen Schützen gelang es, sich an eine Zebraherde heranzuschleichen, und es war eine rossige Stute, welche er durch einen Schenkelschuß fluchtunfähig machte.

Wir hatten mit dem sonst noch lebenskräftigen Tiere einen schweren Kampf zu bestehen, dann wurde es angepflöckt, ringsherum eine Fallgrube gegraben, so daß die Stute wie auf einer Säule stand, wir hörten sie die ganze Nacht ängstlich wiehern, und schon am anderen Tage fanden wir in der Grube nicht weniger als fünf junge Hengste.

Mit dem Zureiten des einen probierte Jim der Cowboy vergebens seine Kunst, so außerordentlich diese auch sein mochte. Heute gibt es gezähmte Zebras, zugefahren und sogar zugeritten, damals war das ein Problem, welches als unlösbar galt. Es gibt eben solche Ansichten, die sich manchmal ändern. Ich erinnere nur daran, daß bis vor wenigen Jahren auch Tiger und Eisbären als unzähmbar galten, und man kann sich wohl denken, was für Mühe schon früher Tierbändiger sich gegeben haben, auch Königstiger und Eisbären dem Publikum im Käfig mit Kunststücken vorzuführen, sie hätten doch dafür Berge Goldes geerntet. Vergebens, Tiger und Eisbären spotteten aller Bemühungen, ihre Wildheit ließ sich nicht beseitigen.

So ist es aber nun einmal in der Welt. Immer das Ei des Kolumbus. Da kommt ein bisher ganz unbekannter Dompteur und führt dressierte Tiger und

[270]

Eisbären vor. Man hat seine Kniffe und Mittel bald heraus, und dann ist es eine alte Sache.

Karlemann hatte des Cowboys todesgefährliche Kämpfe mit dem beißenden und sich wälzenden Zebra aufmerksam beobachtet, bis eben der Pferdebändiger mit zwei abgebissenen Zehen seine Bemühungen als aussichtslos aufgab.

»In vier Wochen will ich das Zebra wie ein Lamm reiten,« sagte Karlemann.

»Können Sie reiten?« fragte ich.

»Ich? Nee.«

Er hatte überhaupt noch auf gar keinem Pferde gesessen, auch noch auf keinem Lamm. Und er wollte so ein Zebra gefügig machen!

Nun, ich sollte es erleben.

Vorläufig aber ging er noch nicht daran, die Zebras wurden in ihrem schwimmenden Stalle untergebracht.

Wir fingen in Gruben und Schlingen Löwen, Leoparden und anderes Raubzeug, auch Strauße. Wie wir diese Fallen aufbauten und die Schlingen anlegten, will ich hier gar nicht schildern. Ich will keine ausführliche Jagderzählung schreiben, dafür gibt es andere Bücher. Erwähnen will ich nur, daß über die großen Raubtiere stets große Netze geworfen wurden, in welche sie sich von selbst verstrickten; dann kam noch Segeltuch darüber, bis so ein Löwe wie ein Sack herausgezogen und an Stangen davongetragen wurde. Erst im Käfig wurde er davon befreit, und machte dann so ein majestätischer König der Tiere immer ein recht dummes Gesicht.

Dies alles ging immer ohne jede Gefahr ab, nur eine Ungeschicklichkeit hätte uns verderblich werden können, was aber eben nicht geschah.

Dann wurde auf der Insel die weibliche, etwas kleinere Boa aufgestöbert. Ein Neger, über ihren Anblick erschrocken, schoß nach ihr, der Schrotschuß

[271]

traf den Kopf, und nur kurz sollten die freilich fürchterlichen Windungen gewesen sein, dann war sie tot.

Karlemann, nachdem er dem voreiligen Schützen genug Grobheiten gesagt hatte, wollte wenigstens ihre Haut mitnehmen, und die Nigger lechzten nach einem Schlangenbraten, den auch ich dann ganz vortrefflich fand.

Beim Oeffnen des Leibes kamen zu unserer Ueberraschung nicht weniger als neunzehn kleine Schlangen zum Vorschein, etwa dreißig Zentimeter lang.

Daher die Behauptung der Neger und Indianer, wie auch der Eingeborenen Indiens, daß die Riesenschlangen, aber auch noch viele andere Schlangenarten, lebendige Junge zur Welt brächten. Davon ist natürlich keine Rede. Die Jungen entwickeln sich aus Eiern, die Riesenschlange legt diese Eier auch ab, läßt sie durch die Sonne ausbrüten – doch ist dies nicht immer und wohl sogar selten der Fall. Meistenteils kriechen die Jungen im Innern des Leibes aus den Eiern. Das ist eben eine Natureigentümlichkeit vieler Schlangen, die auch bei unseren einheimischen vorkommt, auch bei Eidechsen.

Die Jungen wurden in warme Decken gepackt, gingen aber bald sämtlich zugrunde.

Und dann ging es in den Urwald hinüber, um Gorillas habhaft zu werden, tot oder lieber lebendig.

Schon oft hatten wir, besonders des Morgens, ein trommelähnliches Getön gehört, drüben aus dem Walde kommend, und wir glaubten den Versicherungen der Eingeborenen, daß dies von Gorillas herrührte. Denn jeder Reisende, der mit solchen in Berührung gekommen, hatte schon von diesem Trommeln erzählt.

Der Gorilla schlägt sich, wenn er zornig ist, mit den Fäusten gegen die Brust, aber es ist kaum

[272]

glaubhaft, daß allein der Brustkasten wie eine Trommel wirkt, es ist gar zu weit vernehmbar, vielmehr wird er auch gleichzeitig

einen dumpfen, aber lauten Ton ausstoßen, und nur durch das trommelartige Schlagen auf die Brust dabei wird er so abgerissen, ebenso etwa wie wenn wir singen und schlagen zugleich immer gegen die Kehle.

Eines Morgens befestigten wir unseren Dampfer an dem waldigen Ufer des Sees unter den überhängenden Zweigen eines mächtigen Baobabs.

Wir wußten, was uns bevorstand. Die ganze Atmosphäre, die uns entgegenschlug, sagte es uns.

Urwald, jungfräulicher Urwald – es klingt so schön, es reizt die Phantasie so an, nicht nur die des abenteuerlustigen Knaben.

Ja, kommt nur hin! Ich habe die Urwälder aller Erdteile besucht – und ich habe sie alle fürchten, hassen gelernt.

Unter den riesigen Bäumen eine ewige Dämmerung, dem schwarzen, feuchten Boden entsteigt eine modrige, schwüle Luft, kein grünes Blatt, kein Unterholz, nichts als ungeheure Wurzeln, über die man mit Lebensgefahr klettern muß, überzogen mit feuchten, klebrigen Pilzen und anderen schmierigen Schleimen, außer zahllosen Moskiten und anderen giftigen Fliegen kein lebendiges Tier – das ist der Urwald Afrikas und Amerikas in der äquatorialen Zone!

Oben in den Zweigen, ja, da treiben die Schlingpflanzen die prächtigsten Blüten, auf denen sich riesige Falter, in herrlichster Farbenpracht prangend, schaukeln, da wimmelt es von schnatternden Affen und Papageien und hundert Arten anderer Tiere – aber unten am Boden ist die Region des leibhaftigen, düsteren Todes.

Nur der indische Urwald ist etwas heiterer, er hat mehr Unterholz, das freilich auch Raubgesindel aller Art und Schlangen zum Versteck dient. Besonders

[273]

der Urwald auf den malaiischen Inseln ist auch am Boden grün und farbenprächtig. Und dann die nordischen Urwälder Amerikas

und Asiens, Canadas und Sibiriens, die sind allerdings herrlich, im Sommer wie im eisigsten Winter. Dort könnte auch ich als Jäger leben.

Aber in solch einem afrikanischen Urwalde oder im heißen Amerika, in Brasilien – allein, würde ich gleich am ersten Tage vor Melancholie wahnsinnig werden, und in der ersten Nacht hätte sich überhaupt jeder Europäer das tödlichste Fieber geholt.

Nein, geht mir weg mit euren tropischen Urwäldern – sie mögen noch so jungfräulich sein! Ich lobe mir einen großmütterlichen Eichenwald und Nadelforst mit Kind und Kindeskindern. –

Ich mache es ganz kurz.

Drei Stunden turnten wir über die Wurzeln, dabei immer bergauf steigend, ohne die Spur eines Gorillas zu entdecken.

Aber ihr Trommeln hörten wir mehrmals. Dort oben, so hundert Meter über dem Boden, waren welche.

Sollte der Gorilla nicht auch ungereizt jeden Menschen, den er erblickt, angreifen?

Nun, es sollte nur einer herunterkommen! Ich war gerade in der richtigen Laune, mit einem anzubändeln. Diese Kletterei, dieses Stolpern, diese verdammten Moskiten – ich weiß nicht, ich war schrecklich erregt. Ich hatte auch solchen Blutandrang nach dem Kopfe. Ohne Zweifel, diese feuchte, schwüle Atmosphäre des Urwaldes macht auch den gesündesten Menschen nervös, wenige Stunden genügen.

Wir schossen mehrmals hinauf. Affengekreisch, es trommelte – aber kein Gorilla wollte herunterkommen.

»Wo habt ihr denn damals die Gorillas gesehen?« fragte ich Goliath.

[274]

»Auf einer Waldblöße, zwischen gestürzten Baumriesen. Die Stelle befindet sich aber noch viel weiter bergauf ... «

Goliath brach plötzlich ab und lauschte.

»Das war ein Schuß!«

Wir lauschten.

»Da noch ein Schuß – noch einer!«

Jetzt wollten es auch unsere schwarzen Jäger vernehmen – wir Weißen hörten noch nichts. Aber wir feuerten unsere Gewehre ab, und bald hörten auch wir zwei Schüsse fallen.

Von einer Ahnung erfüllt, daß den Zurückgebliebenen etwas zugestoßen war, jedenfalls mit Sicherheit annehmen könnend, daß einer vom Boote uns suchte und durch Schüsse signalisierte, kehrten wir im Eilmarsch zurück, soweit das diese verdammten Wurzeln gestatteten.

Ich bemerke, daß Mahlsdorf und Beyer mich begleitet hatten, eine Jagd auf Gorillas hatten sich die beiden doch nicht entgehen lassen wollen, dann hatten noch drei Matrosen und ein Heizer die Expedition mitgemacht, ferner sechs Neger.

Auf dem Dampfer waren zwei Matrosen und ein Heizer, sowie vier Eingeborene zurückgeblieben; der Rest hatte die fünf Archen bewachen müssen. Dies hier hatte ja nur erst einmal eine Kundenschaftstour sein sollen.

Da sahen wir ihn gelaufen und geklettert kommen, einen Neger, keuchend, tiefend vor Schweiß.

»Massa, die Kabetels haben uns überfallen!« schrie er schon von weitem.

Kabetels ist ein Name der Aschantis für die Gorillas – wahnsinnige Dämonen.

Unser Schreck läßt sich denken. Als der Schwarze etwas zu Atem gekommen war, erzählte er.

Wir waren kaum eine Stunde fort gewesen; die Mannschaft war mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt

[275]

oder hatte rauchend herumgelungert, als plötzlich über ihnen in den Zweigen des Baobabs ein Trommeln erscholl, und gleichzeitig kam es von oben herabgesaut, riesige, haarige Gestalten – Gorillas!

Der eine Neger war schon gepackt, erwürgt, an der Bordwand zerschmettert, ehe die anderen nur wußten, um was es sich handelte – es war eben lähmendes Entsetzen – dann freilich kam ihnen die Erkenntnis – jeder suchte sich zu retten, und ich konnte mir lebhaft vorstellen, daß hier ein Widerstand nichts genützt hätte; wahrscheinlich hatten sie nicht einmal irgendwelche Waffe zur Hand gehabt.

Seine beiden noch lebenden schwarzen Genossen hatte Palamo, hier unser Gewährsmann, über Bord springen sehen; denn ins Wasser folgt kein Gorilla und kein anderer Affe nach – aber er hatte auch gesehen, wie der eine Springer sofort von einem Krokodil in Empfang genommen worden war, und da lugten noch mehrere aus dem Wasser – hier und dort der Tod – so zog Palamo vor, sein Heil am Lande zu suchen, obgleich er sicher erwartete, von den Gorillas verfolgt zu werden, die ihn auch sicher eingeholt hätten.

Das geschah aber eben nicht, und der gewandte Fährtsucher hatte uns zu finden gewußt.

»Und meine Matrosen?« schrie ich.

Ueber deren Schicksal konnte Palamo nichts sagen; er war eben Hals über Kopf davongestürzt, ohne noch einmal zurückzublicken. Auch die Zahl der Gorillas vermochte er nicht anzugeben. Vielleicht ein halbes Dutzend.

Zwei Stunden waren wir unterwegs gewesen, ohne uns einmal aufgehalten zu haben – nach noch nicht einer Stunde sahen wir zwischen den Baumriesen wieder den Spiegel des Sees schimmern.

Der neben mir hertrabende Goliath begann von einem Kriegsplan, mit welchen Vorsichtsmaßregeln

[276]

wir uns dem Dampfer zu nähern hätten, falls die Gorillas noch drauf wären – ich wollte von nichts wissen.

An meinem ganzen Körper war kein trockener Faden; jeder Nerv in mir zitterte.

»Meine Jungen! Meine Jungen!« heulte ich.

»Massa, ich muß Euch aber doch warnen – so ein Gorilla fällt niemals auf den ersten Schuß – und einmal an den Menschen herangekommen, ist dieser rettungslos verloren – nur ein Biß, nur ein Griff . . .

Ich hörte nichts.

»Meine Jungen! Meine Jungen!«

Da lag der Dampfer vor mir. Und wahrhaftig, da trieben sich auch noch unförmlichmenschliche, schwarze Gestalten darauf herum. Es war mir, als wenn zwei damit beschäftigt wären, die Tür der etwas tiefer liegenden Kajüte zu öffnen. Sie rissen und drückten und hämmerten mit den Fäusten –

Da hatten sie uns erblickt, und fünf Stück waren es, die auf uns losstürmten.

Es waren die ersten Gorillas, die ich erblickte. Ja, ihr Anblick war entsetzlich!

Schon mancher Leser mag einen gefangenen Gorilla gesehen haben – aber was ist das gegen einen in wilder Freiheit, im Bewußtsein seiner unbändigen Kraft befindlichen! Eine melancholische Ruine, ein Häufchen Unglück, man lacht über seine traurige Komik.

Nun aber hier! Sie waren nicht allzugroß. Die spätere Messung ergab im Durchschnitt fünf und einen halben Fuß. Das ist die mittlere Größe des Menschen.

Nun aber diese Schultern! Von Achsel zu Achsel gemessen mindestens drei Fuß und sogar einen Meter. Und dann diese Arme! Wie Männerschenkel – und nun überhaupt die schwarzbraunen, haarigen Ungeheuer, wie sie auf uns losgestürmt kamen!

[277]

Ihr rascher Lauf war ein ganz eigentümlicher. Sie rannten auf allen vieren, dann richteten sie sich auf, liefen wie ein Mensch,

sich dabei mit den Fäusten dröhnend gegen die Brust schlagend, fielen wieder auf die Hände, richteten sich dann wieder auf, und so kamen sie äußerst rasch vorwärts.

Hinter mir fiel nur ein einziger Schuß. Goliath hatte ihn abgefeuert. Und ich konnte dann begreifen, warum sonst niemand das Gewehr angelegt hatte, weder Mahlsdorf noch Beyer, noch einer meiner Matrosen, von den Negern gar nicht zu sprechen.

Der Gorilla ist wohl das einzige Tier, das überhaupt keinen Feind hat. Er braucht niemanden zu fürchten. Wenn der Löwe einen Gorilla sieht, klemmt er den Schwanz zwischen die Beine und verduftet schnell.

Löwen, Tiger, Krokodile – alle anderen Raubtiere werden immer seltener, der Mensch mit seiner Feuerwaffe räumt unter ihnen auf. Aber welcher Sportsmann kann sich denn rühmen, schon einen Gorilla erlegt zu haben? Und man bedenke, was für ein Ereignis das ist, wenn ein zoologischer Garten einmal einen gefangenen Gorilla ausstellen kann!

Ein Glück ist es nur, daß sich diese ungeheuren Menschenaffen so spärlich vermehren, auch so vielen Krankheiten ausgesetzt sind. Nicht der Mensch, sondern die Natur hat sie auf den Austerbeetat gestellt.

Kurz, der Anblick dieser auf uns losstürmenden Ungeheuer läßt sich gar nicht beschreiben. Und wenn mein treuester Freund mich im Stiche gelassen – ich hätte ihm verziehen.

Auf Goliaths Schuß hin stürzte einer – doch gleich war er wieder auf den Füßen, ein Wutgebrüll – und dann war überhaupt keine Zeit mehr zum Schießen.

Der erste stand aufgerichtet vor mir, streckte die  
[278]

riesig langen Arme nach mir aus; ich hatte die zollangen Nägel schon vor der Nase.

Aber ich ließ es nicht so weit kommen.

»Himmelhund!!!«

Ich glaube, das war es wohl, was ich gerufen hatte. Weshalb ich plötzlich in so furchtbare Wut geriet, weiß ich selbst nicht. Es war eben um meine Jungen.

Und dann hatte das Luder von meinem Seestiefel einen Tritt in den Bauch weg – einen Tritt, der sich gewaschen hatte – jeder Mensch wäre davon auf der Stelle tot gewesen – und auch dieser Gorilla fiel wie ein Sack um, wälzte sich auf dem Rücken und hielt sich wimmernd wie ein Mensch den Bauch.

Dann war ein zweiter vor mir, der hatte schon meinen Arm gepackt; seine Nägel gruben sich schon ins Fleisch – da schlug ich ihm mit der Faust in die schwarze, haarige Visage, auf die Stulpnase, daß das Blut nur so herumspritzte, und auch dieser Gorilla sackte zusammen – und nun war ich einmal im Hauen drin – mein Gewehr hatte ich überhaupt schon längst fallen lassen – und ich schlug auf alles los, was schwarz und haarig war – und ein dritter Gorilla spie unter meinem Faustschlag Backzähne, daß es nur so eine Lust war – und dem vierten schlug ich zur Abwechslung sämtliche Vorderzähne ein – der fünfte bekam wieder einen Tritt, der ihn wimmernd zu Boden legte – und den sechsten . . .

Nein, da war keiner mehr da. Ich hätte beinahe meinem Goliath einen in die Visage gegeben, weil die auch so schwarz war. Ich war nun einmal ins Hauen gekommen.

Fünf Gorillas lagen am Boden, teils auf dem Bauche, teils auf dem Rücken, blutend, wimmernd und spuckend.

Da raffte sich der eine unter einem Wutgebrüll wieder auf, blutüberströmt – es war der, dem ich

[279]

die Vorderzähne eingetrieben – ich glaube, er hatte es gar nicht mehr auf uns abgesehen, wollte lieber in den Wald – aber ich ließ ihn keinen Schritt weit kommen, und weil er die riesigen Hände vor das Gesicht gelegt hatte, schlug ich ihn seitwärts gegen die Schläfe, es klang, als ob ein irdener Topf zerspränge, der Gorilla lag wie ein geprellter Frosch am Boden, sagte keinen Mucks mehr,

und ich wußte gleich, daß er tot war. Wie sich dann herausstellte, hatte ich ihm das Schläfenbein eingeschmettert, die Splitter waren ihm ins Gehirn gedrungen, ich hatte die weiche Masse sogar an der Faust, und so etwas hält auch kein Gorilla aus.

Noch ein anderer war von seinem Tode überzeugt.

»Nicht tothaun, nicht gleich alles tothaun!!« schrie Karlemann, und es klang fast weinerlich.

In diesem Augenblicke sah ich, der ich ja nur an das Schicksal meiner braven Jungen dachte, noch etwas, ehe ich meinen unterbrochenen Lauf fortsetzte. Denn dies alles hatte ja nur fünf Sekunden gedauert – zwei Fußstritte und drei Faustschläge.

Der eine Gorilla, entweder der, dem ich die Nase eingetrieben, oder der, dessen Backzähne ich hatte aus dem Maule exerzieren lassen, wollte sich ebenfalls wieder aufraffen, war auch schon wieder auf den Beinen – da packte Karlemännchen blitzschnell von hinten die haarigen Füße, ein Ruck, und der Gorilla lag schon wieder auf dem Bauche, und gleichzeitig stürzten sich Goliath und Mahlsdorf auf seinen Rücken, schon Stricke und Lederriemen in Bereitschaft haltend.

Die ganze Situation war eigentlich gar nicht so lächerlich, und ich hatte nur immer die zerfleischten Leichen meiner Jungen vor den Augen – aber wie dieser Dreikäsehoch sich bückte und dem haarigen Ungeheuer so blitzschnell die Beine unterm Leibe weg-

zog

[280]

– ich mußte beim Weiterrennen einmal aus vollem Halse lachen!

Dem Himmel sei Dank, da standen sie alle drei an Deck, Pieplack, Fritz und Gustav – und auch noch ein Neger – doch nein, schwarz war wohl der Kerl, aber sonst . . .

Da erkannte ich es. Es war ein junger Gorilla, ein Knäblein, etwa ein Meter groß, aber schon mit den Armen und Muskeln eines Athleten und mit einem fürchterlichen Gebiß. Nur weil er auf einer Kiste hockte, war er mir zuerst wie ein erwachsener Neger

vorgekommen. Die drei Matrosen hatten ihn schon an Händen und Füßen gebunden, und weil er noch beißen wollte, applizierte ihm Meister Pieplack soeben eine Maulschelle.

Von dem Ueberfall selbst konnten die drei nichts weiter erzählen als Palamo. Auch sie hatten den einen Neger im Rachen des Krokodils verschwinden sehen, und so hatten sie es vorgezogen, in die Kajüte zu flüchten und die Tür hinter sich zuzuschmettern und zu verriegeln.

Ein Glück, daß Tür und Schloß so fest waren, die Ungeheuer hatten ihr möglichstes getan, sie aufzusprengen – ein Glück auch, daß sie dabei die Klinke abgewürgt hatten, so fanden sie keine Handhabe mehr, und daß sie die Tür nicht eindrücken konnten, dafür sorgten die Matrosen, die sich nicht schlecht verbarrikiert hatten. Ein Glück ferner, daß die Gorillas kein Stemmeisen oder Handspeiche oder dergleichen angewandt hatten.

Der Gorilla soll sich manchmal, wenn er auf den Menschen oder gegen einen sonstigen Feind losgeht, eines Knüttels, eines Astes bedienen, ihn als Keule benutzend. So wird erzählt. Ob dies wahr ist, kann ich nicht sagen. Als sie auf uns loskamen, hatten sie nichts dergleichen.

Ein Unglück aber war es, daß die Matrosen

[282]

keine Schußwaffe bei sich hatten und eine solche auch nicht in der Kajüte vorhanden war. Diese eigentliche Kajüte war nämlich immer etwas feucht, so wurde alles, was gegen Feuchtigkeit zu schützen war, in einem kleinen Raume neben dem Kessel aufbewahrt. Sonst hätten die Matrosen durch die Tür mit dem Messer ein Loch gebohrt – was sie übrigens auch getan, um beobachten zu können, nur ein kleineres – und dann hätten auch sie ein Wort mitgesprochen.

Doch schließlich ganz gut, daß es nicht dazu gekommen. Von Karlemann hätten sie dafür sicher keinen Dank gerntet.

Dann hörten sie uns kommen, es war ja auch ein Schuß gefallen, sie sahen durch das Guckloch, wie die Gorillas zum Angriff übergingen, und nun ließ es sie nicht mehr in ihrer Festung, sie kamen hervor, auf die Gefahr hin, daß doch ein Gorilla zurückgeblieben wäre, gegen den sie es dann mit den Messern aufgenommen hätten.

Doch nur noch das Junge war vorhanden, welches sich mit einer Matratze amüsierte, sie emsiglich kleinzupfte.

Seine Ueberwältigung war nicht allzu schwierig. Der halbwüchsige Bengel war sich seiner Kraft noch nicht recht bewußt, es hatte nur einen Biß in die Hand gegeben, sonst reagierte er noch auf Maulschellen, und den Matrosenfäusten hatte er eben nicht widerstehen können.

Ich will gleich noch hinzufügen, daß der zweite Neger glücklich unsere Insel schwimmend erreicht hatte. In einem Gewässer, welches Krokodile beherbergt, wenn auch massenhaft, braucht eben nicht jeder Schwimmer diesen durchaus zum Opfer zu fallen.

So hatte der ganze Konflikt nur zweien unserer schwarzen Diener das Leben gekostet. Die Gorillas hatten an Deck des Dampfers böß gehaust, besonders den Schlafraum der Matrosen und Neger hatten sie

[283]

ausgeräumt und alles kurz und klein gerissen, was nur zu zerreißen ging, im ganzen genommen aber war der Schaden doch nicht groß. Den Proviant hatten sie nicht zu finden gewußt.

Und dann lag da die schrecklich zerrissene Leiche des Negers, an der die Gorillas ihren ersten Unmut ausgelassen hatten. Als ich mich um sie bekümmern wollte, waren die einzelnen Gliedmaßen, wie der ganze Körper schon verschwunden – schon im Magen der Krokodile. Karlemann, dieser Gemütsmensch, hatte alles einfach über Bord werfen lassen.

Der eine Gorilla war schon tot, ein anderer, den ich mit einem Fußtritt beehrt, verschied bald. Ich glaubte einen Menschen sterben zu sehen. Mehr überhaupt als der Körperbau war das Gesicht dieser Ungeheuer menschenähnlich, besonders die Augen.

Ein Neger holte von Bord noch mehr Stricke, und als ich hinkam, sah ich nur noch unförmliche Taubündel, und meine Matrosen verstanden Knoten zu schürzen. Um den einen, dem ich die Nase eingetrieben – das Nasenbein war wirklich zerschmettert – hatten sie noch einen Kampf zu bestehen gehabt, doch um seine Füße war schon eine Schlinge gelegt gewesen, sie hatten ihn immer wieder zum Sturz bringen können, und schließlich hatten sie ihn doch überwältigen können. Aber ohne diese Schlinge wäre es abermals zum mörderischen Kampfe gekommen, und ich möchte fast nicht zweifeln, denn alle behaupteten es, insbesondere auch Goliath, daß dieser halbblinde Gorilla doch noch Sieger geblieben wäre.

So muß ich auch noch etwas anderes erwähnen, so schwer es mir auch wird; denn der Leser wird wohl schon gemerkt haben, daß ich sonst nicht gern meine Person hervorhebe.

Aber wie mich diese Neger anstauten, das kann ich gar nicht schildern! Sie zollten mir fernerhin wahrhaft göttliche Ehren. Und nicht nur die,

[284]

die dabei gewesen, wie ich die fünf Gorillas vertobakte, sondern mein Ruf hat sich mit Schnelligkeit über das ganze Aschantireich verbreitet.

Sala lu kabetel – der Herr der Dämonen – das war fernerhin mein Name. Dann aber Sala lu Himmelhunde.

Tatsächlich, ich habe den Gorillas für jene Gegend einen neuen Namen gegeben.

Ich hatte doch ›Himmelhund!‹ gebrüllt, ich gebrauchte noch mehrmals dieses Wort, es war mir überhaupt geläufig, wenn ich

zornig wurde – du Himmelhund! – die Aschantis sprachen fernerhin nur noch von Himmelhunden, wenn sie die Gorillas meinten.

Ma assi alu – er selbst hat es gesagt – nämlich ich. Mein Wort hatte eben Bedeutung gewonnen.

»Massa, Ihr wißt nicht, was Ihr getan habt,« sagte Goliath dann zu mir.

Doch genug davon. Ich war ja nur froh, daß ich meine braven Jungen noch am Leben fand.

Die drei Gorillas wurden an Bord geschleppt, um erst in einer Arche wieder aus ihrer Umhüllung ausgepackt zu werden, dann sich schon in Käfigen befindend, bei deren Konstruktion Karle-  
mann mit der Achtmännerkraft solch eines Ungeheuers gerechnet hatte. Diese Eisenstäbe vermochte auch kein Gorilla auseinanderzubiegen.

Als wir zurückkamen, erwartete uns eine freudige Ueberraschung.

Jim, der Cowboy, hatte unterdessen ein Flußpferd geschossen, es durch eine Kugel ins Auge augenblicklich getötet, und die säugende Mutter hatte ein Kalb bei sich gehabt, welches sich schon wohlverwahrt in einer der Archen befand.

[285]

#### WAS ICH IN KUMASSI ERFAHRE.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt am Gabanbetel traten wir die Rückreise an.

Unsere Jagdbeute an lebendigen Tieren bestand aus drei Löwen, zwei Leoparden, fünf Zebras, vier Gorillas, zwei Straußen, einem kleinen Flußpferd, einer Riesenschlange, die ihre Antilope nun glücklich verdaut hatte, aus einem Gnu, das ist eine riesenhafte Antilope, und ich weiß nicht, was für kleineres Getier wir sonst noch alles an Bord hatten.

Mein Interesse war überhaupt schon längst erlahmt. Ich bereute seit dem dritten Tage, an dieser Expedition teilgenommen zu haben. Ich bin nicht fürs Land geschaffen.

An Bord träume ich oft von grünen Triften und schattigen Bäumen – aber eine Stunde, nicht länger, dann sehne ich mich wieder nach der weiten See, und je mehr sie tobt und brüllt, mir desto lieber.

Ja, auch hier war ich noch immer der Seezigeuner, der ich nun einmal geworden. Wir lagen ja den ganzen Tag auf dem Wasser. Aber das war ein männlicher See, ein süßer, und ich schmachtete nach der See, die trotz aller Weiblichkeit gewöhnlich sehr herb ist, wie auch ihr Wasser bitter schmeckt.

Und da wir nun einmal bei der Weiblichkeit sind – ich dachte auch an Blodwen. Was machte sie jetzt wohl?

Ja, jetzt erst merkte ich, daß sie mir doch nicht so gleichgültig geworden war.

Und merkwürdig, der junge Gorilla war es, der mich immer an mein Kind denken ließ, jetzt erst sehnsüchtige Vaterliebe in mir erweckte!

Es ist zu dumm, das zu sagen, und doch – so war es, und ich bin eine zu offene Natur, um etwas zu verheimlichen.

[286]

Dieser junge Gorilla war ein reizender Kobold, so zutraulich, so neckisch – trotz seiner ansehnlichen Zähne mußte er doch noch sehr jung sein, nur wenig über das Säuglingsalter hinaus, die scheinbar kraftstrotzenden Glieder waren mehr die dicken eines menschlichen Babys, so Wurstbeine und Wurstarms – er war auch noch hilfsbedürftig wie ein Kind, und wenn sich dieses Affenbaby nun so grunzend an mich schmiegte, meine Taschen untersuchte, mir ins Ohr schnatterte – nochmals: es ist zu dumm, und doch war es so – dieser Affe weckte in mir den sehnsüchtigen, schwermütigen Gedanken, daß ›unser Kindchen‹ ja das meine war, dessen Aufenthalt ich jetzt nicht einmal kannte.

Und ich glaube, auch meine Jungen hatten ähnliche Gedanken. Ich hörte manchmal von »unserem Kindchen« flüstern. Doch das verstummte stets in meiner Gegenwart.

Die Rückreise dauerte deshalb viel länger, weil wir für unsere Gefangenen Fleisch zu beschaffen und Futter zu schneiden hatten. Wohl suchten wir möglichst des Abends, wenn die Archen ankerten, auf die Jagd zu gehen; aber das war nicht immer zu machen, wenn wir uns gerade im Urwald befanden. Wir mußten es immer so einrichten, des Abends am Ufer Steppe zu haben, und dann war da nicht immer gerade ein Tränkplatz, und das gab lange Verzögerungen.

Auf der Rückfahrt erblickten wir auch einmal ein Rhinoceros, ein Nashorn, sogar ein doppeltgenashorntes, aber es war in dem Sumpf, in dem es alsbald verschwand, für uns nicht erreichbar.

So mußten wir auf ein Rhinoceros, auf das es Karlemann hauptsächlich mit abgesehen, da durch die Eingeborenen keines zu bekommen war, ganz verzichten. Um Elefanten dagegen hatten wir uns gar nicht gekümmert, Elefanten sind an den Küsten Afrikas immer zu haben, der Preis eines stattlichen

[287]

Männchens, wenn man da überhaupt nach Gelde rechnen darf, schwankt zwischen fünfzig und hundert Talern, die Stoßzähne freilich, wenn sie nicht abgesägt werden sollen, müssen extra nach Taxe bezahlt werden.

»Ich hätte das Nashorn so gern zugeritten, gerade weil es zwei Hörner auf der Nase hat,« hörte ich Karlemann dem im Sumpfe verschwindenden Ungeheuer nachmurmeln. »Na, so ein Rhinoceros! Geht das Vieh in den dreckigen Sumpf und frißt Schlamm! Bei mir hätte es das Tierchen doch viel besser gehabt.«

Aber nicht direkt nach der Küste ging es, sondern unser nächstes Ziel sollte Kumassi sein, um dem König unsere versprochene Aufwartung zu machen.

Na, das mußte nun auch noch überstanden werden. Ich konnte mit meinen Jungen doch nicht zu Fuß durch den Urwald marschieren, mußte mich fügen. Und schließlich war ich ja auch etwas gespannt, ich kam auf andere Gedanken.

Statt am zweiten Tage, erreichten wir wegen der Jagdverzögerungen den Kreuzungspunkt, wo ein Fluß nach der Hauptstadt führte, erst am vierten Tage.

Bald hörte der Urwald auf, wir sahen in der Steppe schon schwarze Jäger, dann kam bebautes Land, durch welches wir stundenlang fuhren, wenn von einer allgemeinen Kultur auch keine Rede war. Immer wieder ein großes Stück Wildnis dazwischen, um kleine Dörfer hohe Pallisaden, nur wegen der wilden Tiere errichtet.

Dann aber kamen ununterbrochen Felder, immer wieder am meisten Durra und mehr noch Kürbisse, an denen ich nie Geschmack finden konnte, und am Nachmittage sahen wir vor uns auf der Ebene zwei hohe Gebäude aufsteigen, auch die vielen Kähne verrieten, daß wir uns der Stadt näherten.

Ueberall, wo wir erblickt wurden, war großes  
[288]

Hallo, man wünschte uns zu sprechen, wollte uns besuchen. Doch wir ließen uns auf nichts ein.

Mit einem Male aber hörte diese Zudringlichkeit auf. Jedenfalls hatten Läufer unsere Ankunft gemeldet, wir waren diejenigen, welche – Gäste des Königs, die vom ganzen Volke danach behandelt werden mußten.

Dann kam ein großes Boot, von wenigstens vierzig Schwarzen gerudert, so ein afrikanisches Kriegsschiff, und darin denn auch einige Häuptlinge oder Würdenträger, welche sogar in Panzern steckten und unter dem Eisen nicht schlecht braten mochten.

Die konnten wir nicht zurückweisen. Es waren Abgesandte des Königs, die uns schon willkommen hießen, auch bei uns an Bord blieben.

Aber als sie die Gorillas erblickten, da lagen die gepanzerten Helden gleich auf dem Rücken. Faktisch, der eine wenigstens sackte vor Schreck gleich zusammen, und die anderen waren auch nicht weit entfernt vom Umfallen.

Dann wurden mit unseren schwarzen Dienern lange Gespräche geführt, und die mochten nicht schlecht aufschneiden, und wie die nun erzählten, was wir Bläßgesichter freilich nicht verstanden, wie der eine Erzähler immer in der Kajüte herumhopste und mit den Füßen ausschlug und in die Luft boxte, sich wie ein Quirl im Kreise drehend – jedenfalls war ich es, auf den sich schnell die allgemeine Ehrfurcht lenkte.

Der eine wollte dann immer etwas von mir, ich verstand den Kerl nicht, bis Goliath es mir erklärte: ein Haarbüschel wünsche er von mir, als Talisman – oder poetischer ausgedrückt: eine Locke von mir, eine Heldenlocke – ich ließ ihn abschneiden nach Belieben, dann schnitten sich auch die anderen ab, ich hatte es auch gerade sehr nötig, und meine Heldenlocken wurden feierlichst unter den Panzern geborgen.

[289]

Kurz darauf kam Karlemann angestürzt, der dieser Szene nicht beigewohnt hatte.

»Mensch, Mensch, Mensch!!!« brüllte der Knirps mich an.

»Na, was denn?«

»Sie haben sich von den Häuptlingen Haare als Talismane abschneiden lassen?!«

»Jawohl, ich habe einige Haare lassen müssen.«

»Und das umsonst?«

»Sollte ich sie etwa verschachern?«

»Mensch, Sie sind ja dümmer als damals das doppeltgenas-hornete Rhinoceros!!«

[290]

»Nun lassen Sie diese Schimpfereien, oder auch ich kann einmal ungemütlich werden.«

»Sie? Sie? Sie ungemütlich? Und Sie fragen auch noch? Sie hätten diesen Häuptlingen für Ihre Haare doch den ganzen Goldschmuck aus Ohren und Nasen klauben müssen, hätten sich selbst mit Gold aufwiegen lassen müssen. Ich will sehen, was sich noch machen läßt . . . «

Ich hielt ihn mit Gewalt zurück, machte ihm begreiflich, daß solch ein nachträgliches Geschäft nicht seine Sache sei, daß ich mir so eine Einmischung ein für allemal verbäte, bis er schließlich nachgeben mußte. Aber ich mußte mir gefallen lassen, daß der Dreikäsehoch mich noch einmal ein gutes, dummes Luder nannte.

Ja, ich war ein gutes, dummes Luder und sollte es immer bleiben. Wenigstens in allen Geschäftssachen. Sonst sollte meine fernere Laufbahn ja bald genug eine blutige werden.

Nicht lange darauf, wir näherten uns schon den engeren Stadtmauern, erschien Karlemann wieder, und zwar – ich traute meinen Augen nicht – im schwarzen Frackanzug mit Zylinder und Lackschuhen, alles saß wirklich tadellos, im Knopfloch so eine rote Blume, wie sie manchmal auf dem Wasser schwamm, und soeben knöpfte er seine weißen Glacéhandschuhe zu.

»O du Knollonje haben Sie wohl nicht zufällig bei sich? Ich stinke nämlich so unverschämt nach Raubtier.«

Ich blieb die Antwort schuldig, mußte das Frackmännchen nur immer anstaunen.

»Nun sagen Sie mal bloß . . . «

»Na, was denn?«

»Im Frack und Zylinder wollen Sie sich dem König präsentieren?«

»Na, dachten Sie etwa im roten Jagdhemd mit Jagdstiefeln? Das können Sie machen, aber Karl

[291]

Algots nicht. Haben Sie etwa Frack und Lackstiebeln mit? Nee. Sehen Sie, da wird Herr Kapitän Algots wieder einmal ganz alleine glänzen, wird alle anderen ausstechen, und er wird diesem schwarzen König beibringen, was europäische Kultur heißt.«

Nur eine kleine Ahnung ging mir auf, was Karlemann hiermit meinte. Wahrhaftig, dieser Junge mochte wiederum recht haben!

»Außerdem,« fuhr er fort, immer noch mit seinen Handschuhen beschäftigt, »Sie wissen doch, daß ich des Königs älteste Tochter heiraten will – es soll zwar ein alter Fettsack mit einem Hängebauche sein, aber das gilt ja gerade als Schönheit bei diesen Schwarzen, und eine Schönheit will ich natürlich haben – wenn nicht die Tochter, dann die Schwester, die auch so ein fettes Mastschwein sein soll – oder vielleicht gleich alle beide – sehen Sie, das habe ich mir alles schon in Deutschland überlegt gehabt, d. h., als ich jetzt zuletzt dort war, und während ich im Gottesasyl Schnee schippte, wurde für mich dieser Frackanzug gefertigt, nach Maß, hat mich dreizehn Taler elf Silbergroschen gekostet, neunzehn Silbergroschen habe ich nämlich abgehandelt – und der eine Taler war auch falsch – und der Zylinder mußte auch erst gemacht werden, so einen kleinen gab es nicht – wenigstens nicht zum Zusammenklappen – das ist nämlich ein sogenannter Chapeau klapp – so etwas haben Sie jedenfalls auch noch nicht gesehen – passen Sie auf – schrump, da ist's nur noch eine schwarze Platte, auf die man sich getrost setzen kann – und nun puffe ich nur hinein – knacks – nun ist es wieder eine richtige Angströhre . . . «

Wie ich mich über das Kerlchen amüsierte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

»Na, was feixen Sie denn?«

[292]

»Hören Sie, Sie wollen wirklich so eine Schwarze heiraten?!«

»Na, warum denn nicht? Aber nicht nur so 'ne Schwarze, eine Prinzessin muß es mindestens sein – jawohl, ich will auch einmal eine Prinzessin haben – und da ich eine weiße aus Europa doch

nicht bekommen kann, nehme ich eine schwarze aus Afrika – ich kann sie ja weiß anpinseln – und wenn sie mir dann doch nicht passen sollte, dann verkoof ich se eefach . . . «

Unser Gespräch wurde leider dadurch unterbrochen, daß wir soeben das Stadttor passierten.

Kumassi hat 80 bis 100 000 Einwohner. Volkszählungen gibt es ja dort nicht. Ueber eine geographische Meile im Umfang. Es sind nur Lehmhütten, bloß die Vornehmeren haben stattlichere Wohnungen, aber auch nur aus Lehm mit Stroh und Bambus zusammengekleistert.

Anders die eigentliche Residenz des Königs.

In der Mitte der Stadt umfließt der Lomate, der hier noch immer sehr breit ist, ein gewaltiges Plateau aus Granit, und aus Granitquadern sind die beiden umfangreichen, dreistöckigen Gebäude aufgeführt, welche sich auf diesem Plateau erheben.

Die großen Granitblöcke von fast einem Meter im Durchmesser sind ohne Kitt übereinandergesetzt, aber auch ohne jede Fuge, und ich vermute fast, daß dies noch das Werk eines früheren, ausgestorbenen Volkes ist, welches auf einer ganz anderen Kulturstufe gestanden hat, denn die heutigen Aschantis sind ja zu so etwas gar nicht imstande, wie es zum Beispiel auch in Abessinien der Fall ist, und sprechen die Aschantis auch von sagenhaften Königen, ebenso wie die Abessinier, welche diese mächtigen Bauwerke ausgeführt haben.

In dem einen Palaste – denn Paläste sind es wirklich, wenn auch jede architektonische Schönheit

[293]

fehlt – wohnt der König mit seinen ersten Würdenträgern, Weibern und der Dienerschaft. Wie es darin zugeht, hat noch niemand erzählen können, und auch ich sollte es nicht erfahren. Nur von den Goldschätzen wissen alle Besucher zu berichten, das einfachste Hausgerät ist von purem Golde, und wie der König und

die übrigen Häuptlinge zu diesem kommen, habe ich ja schon erzählt, und der König ist immer Erbe der Häuptlinge.

Der zweite Palast, der mehr als tausend Räume enthalten soll, ist ausschließlich zur Aufnahme von Gästen bestimmt, von fremden Gesandtschaften und dergleichen.

Anmutend auf Gäste muß es wirken, daß diese beiden Paläste mit Pallisaden umgeben sind, aus einzelnen spitzen Brettern bestehend, und von jeder Spitze grinst ein Menschenschädel herab. Ueberhaupt überall Menschenschädel, wohin man auch blickte, und auch draußen die Stadtmauern waren damit gepflastert, und dahinter eine meilenlange Pallisade wiederum mit Totenschädeln gespickt. Hunderttausende von solchen Schädeln!

Doch die Aschantis sind keine Menschenfresser. Das sind einfach Siegestrophäen, die Köpfe der im Kriege getöteten Feinde, welche mitgebracht und ausgehangen werden, und da kann sich in ein paar hundert Jahren schon eine gute Portion ansammeln.

Weniger harmlos ist es, daß bei einer Feierlichkeit, wie zum Geburtstag des Königs, noch mehr bei seinem Regierungsantritt, gleich einmal so zehntausend Sklaven geschlachtet werden, und so bei jeder anderen Gelegenheit – also niemals des Fleisches wegen, es ist eigentlich auch kein religiöser Akt – sondern der schönen Köpfe wegen, aus Prunksucht.

Ich sollte nicht einmal in dem Fremdenpalast Umschau halten können.

Auf die Anweisung des führenden Häuptlings  
[294]

hatte unser Dampfer mit den nachschleppenden Archen an der Granitmauer beigelegt, zu welcher roh behauene Stufen der ganzen Breite nach hinaufführten.

Es lagen noch eine Masse Kahne daran, kleine und sehr große, zum Teil vorn mit geschnitzten Figuren, mit Gold ausgelegt, aber im allgemeinen alles recht plump und roh.

Ferner aber lag da noch eine Dampfpinasse, schon mehr eine kleine Jacht, auch mit Beibooten, und wenn auch keine europäische Mannschaft darauf war, nur einige mit Waffen bespickte Schwarze stolzierten darauf herum, so herrschte darauf doch eine Ordnung, daß wir nur einen Europäer vermuten konnten, der mit seiner Jacht hierhergekommen war.

Zum Ueberfluß blähte jetzt auch noch ein Windstoß die schlaff herabhängende Flagge, welche die französischen Farben zeigte.

In diesem Augenblick, als uns zum Bewußtsein kam, daß wir nicht die einzigen weißen Gäste sein konnten, trat aus dem gewaltigen Portal ein Mann heraus, in ein weißes Tropenkostüm gekleidet, und gleich an dem zugestutzten Barte erkannte ich den Franzosen.

Er hatte ein Schlüsselbund in der Hand, einen Schlüssel schon so steckfertig – wir lagen nämlich ganz dicht vor diesem Portale – da erblickte er den Dampfer und die Archen, und sein Schritt, nach der Jacht gelenkt, stockte.

»Verflucht und zugenäht,« knurrte Karlemann, »ist schon so ein Lausewenzel da – hat es vielleicht gar auf meine Braut abgesehen! Na, warte, du sollst mich kennen lernen!«

Der Herr änderte seine Richtung, stieg zu uns herab. Höflich zog er den Hut vor uns, die wir auf der Plattform der ersten Arche standen.

»Pardon – Monsieur Kapitän Algots?«

»Ja, so heiße ich.«

[295]

»Verzeihen Sie, daß ich mir gleich die Freiheit nehme – Sie sind angemeldet worden, werden erwartet – aber es berührt so überaus wohltuend, wieder einmal ein weißes Gesicht sehen zu können.«

Es war ein feiner Mann, dessen Liebenswürdigkeit nicht nur in Worten bestand, und auch Karlemann ließ sich gefangennehmen,

daß er wenigstens nicht gleich grob wurde. Dann war er ja auch Diplomat genug, um jenen erst aushorchen zu wollen.

»Bitte, treten Sie näher.«

»Alfons de Lamanque.«

»Kapitän Jansen,« stellte auch ich mich vor.

Des Franzosen Stutzen war auffallend.

»Doch nicht Kapitän Richard Jansen?«

»Jawohl.«

»Von der ›Sturmbräut‹?«

»Auch das.«

Jetzt schien der Franzose etwas verlegen zu werden.

»Pardon – ich dachte nämlich . . . doch ich muß mein Staunen wohl rechtfertigen. Sie hatten doch früher Ihre Herrlichkeit die Lady von Leytenstone an Bord Ihres Schiffes als Gast.«

»Allerdings.«

Ich weiß nicht – – mein Herzschlag setzte plötzlich mehrmals aus, obgleich doch gar kein Grund dazu vorhanden war. Es war eben eine Ahnung, welche es in gewissen Fällen sicher gibt.

»Nun, was ist mit Blodwen – mit der Lady?« fragte ich, als jener nicht weiter wollte.

»O, ich dachte nur . . . «

»Was dachten Sie? Bitte, sprechen Sie!«

»Sie wissen doch sicher . . . «

»Ich weiß gar nichts, ich stecke seit vier Wochen im Innern von Afrika.«

»Auch nicht, daß sich Lady Leytenstone seit vier Wochen in London befindet?«

[296]

»In London? Ich dachte in New-York.«

»Sie hat Schiffbruch erlitten.«

»Schiffbruch?« wiederholte ich mechanisch.

»Jawohl, sie ist gerettet worden, von dem englischen Schiffe, welches das Boot auffischte, nach London gebracht worden, und – und ...«

»Mann, sprechen Sie, Sie verheimlichen mir etwas!« rief ich jetzt.

»Sie befindet sich in einem Irrenhause.«

Was waren mir jetzt die Häuptlinge und Würdenträger, die uns einluden, ihnen zu folgen! Ich hörte sie nicht, sah sie nicht, und als der eine meinen Arm berührte, flog er gegen die Wand.

In der Kajüte erzählte mir Monsieur Lamanque, was er erst vor acht Tagen in den Zeitungen gelesen hatte. Nähere Daten konnte er nicht angeben.

Eine englische Lustjacht hatte auf offenem Meere, in der Nähe der Azoren, ein Boot mit Schiffbrüchigen aufgefischt, darunter auch ein Weib – die Lady Leytenstone, mit ihrem Kinde.

Was für ein Schiff es gewesen, das untergegangen war, auf dem sie sich befunden, konnte der Franzose nicht angeben. Es seien auch mehrere Indier darin gewesen.

Das genügte mir, ich wußte Bescheid. Die Galeerenjacht oder ein sonstiges Schiff, mit welchem Blodwen von der ›Indianarwa‹ aus nach New-York gebracht werden sollte.

»Ja, sie wollte nach New-York, sie beschwor den Besitzer der Jacht, sie nach New-York zu bringen, oder sonstwohin, nur nicht nach London, nicht nach England ... nicht wahr, die Lady stand unter einer Anklage?«

»Wegen einer Körperverletzung, nicht der Rede wert. Nun, und?«

»Aber ... kennen Sie einen englischen Baronet Ralph?«

[297]

Ich habe schon früher gesagt, daß ich meine Gründe habe, die Namen derjenigen, welche damals mit Blodwen den Erbschaftsprozess führten, zu verschweigen. – So will ich nur Lord

Ralph sagen, auch die anderen nur bei ihren Vornamen nennen, selbst wenn dies später bei einer Konversation nicht passen sollte.

Und ich fuhr von meinem Sitze empor.

»Was? Der Besitzer dieser Jacht war doch nicht etwa Lord Ralph?!«

»Jawohl, es soll ja der Lady größter Feind sein, und außerdem befand sich an Bord noch die Geliebte des Baronets – die zeitweilige – eine bekannte Tänzerin ... «

»Doch nicht etwa Mercedes Coliani?!«

»Jawohl, eben die, und die soll noch ganz besonders darauf bestanden haben, daß die Jacht nach London ginge.«

Da hob ich die Hände zum Himmel empor.

»Auch die noch – auch noch die Coliani – o, unglückseliger Zufall!!«

»Nun, Lady Blodwen wird nicht lange gebeten haben, und wohl nur des Kindes wegen ... ja, wohl wegen ihres Kindes ... «

»Jawohl, es war mein Kind, und nur wegen dieses Kindes ist die Mutter nicht über Bord gesprungen, ich verstehe schon. Und da hat sich die Lady eben mit Stolz in ihr Schicksal gefügt.«

»So wird es gewesen sein. In London wurde sie sofort verhaftet, aber zur Anklage kam es gar nicht – verschiedene Psychiater erklärten sie für geisteskrank – für unheilbar irrsinnig – sie ist in der bekannten Klinik des Doktor Sullivan untergebracht worden.«

Eine eiserne Ruhe war plötzlich über mich gekommen.

»Für immer?«

[298]

»Sie ist für unheilbar erklärt worden – natürlich,« zuckte der Franzose mit den Achseln, mich dabei von unten auf beobachtend, und da brauchte von keinem falschen Blicke die Rede zu sein. Der wußte doch schon, daß es nur mein Kind sein konnte, und so hätte mich auch jeder andere beobachtet.

»Und das Kind?«

»Das ist ihr natürlich genommen worden.«

»Wohin ist es gekommen?«

»Das kann ich wirklich nicht sagen.«

»Und wo befindet sich diese ›berühmte‹ Irrenanstalt? Bei London?«

»Bei London.«

»Das genügt. Eine Privatanstalt, nicht wahr?«

»Jawohl. Wo nur Unglückliche aus den besten Familien untergebracht werden.«

»So so. Das genügt mir noch mehr.«

In diesem Augenblick trat Karlemann ein.

»Na, endlich fertig? Wir werden . . . «

»Erst muß ich Sie sprechen.«

Ich zog ihn trotz seines Widerstrebens in einen Nebenraum.

»Lady Blodwen befindet sich in einer Londoner Irrenanstalt.«

»Ach nee! Sie ist von selber neingegangen? Freiwillig?«

Ich weiß nicht – ich mußte dem Kerlchen ins Gesicht lachen – soweit das bei unserer Körperverschiedenheit möglich war. Ueberhaupt hatte sich meiner plötzlich wirklich etwas wie eine wilde Lustigkeit bemächtigt.

»Wie sie das indische Schiff ohne Abschied verlassen hat, um sich nach New-York zu begeben, das wissen Sie doch.«

»Das haben Sie mir ja selber erzählt. Wieviel wollte ihr denn der indische Dingsda jährlich zahlen?«

[299]

Immer derselbe, immer derselbe! Ich reagierte nicht darauf.

»Sie hat Schiffbruch erlitten.«

»Ach nee! War das Schiff versichert?«

»Sie wurde von einer englischen Jacht aufgefischt, die sie nach London gebracht hat, dort ist sie für wahnsinnig erklärt worden, man hat sie als unheilbar in einem Irrenhause untergebracht.«

»Das geht natürlich von den hübschen Verwandten aus, die ihr Geld haben wollen,« zeigte jetzt der Junge aber doch seinen hellen Verstand.

»Natürlich. Und wissen Sie, was ich nun tue?«

»Na? Aber machen Sie fix, ich hab's eilig, meine zukünftige Frau wartet schon auf mich. Nee, faktisch, wir müssen vor'n König.«

»Ich fahre sofort zurück und mit der ›Sturmbräut‹ nach London.«

»Nu nee, das machen Sie mal nicht!!« stellte sich Karlemann erschrocken, oder er war's wirklich.

»Sie zweifeln? Denken Sie, ich lasse Blodwen lange im Irrenhaus?«

»Hm!« Karlemann drehte dort, wo er in sechs, bis zehn Jahren einen Schnurrbart erwarten konnte, wenn das grüne Gift nicht auch dessen Wachstum verhinderte. »Hm, ich kann Sie begreifen – schließlich würde ich's auch so machen, wenn meine Frau so eingespunn't wäre – oder ich müßte einen guten Feng Geld dabei verdienen. Na, da wünsche ich Ihnen glückliche Reise. Wie steht's denn eigentlich mit meinen achtzigtausend Dollar, die Sie doch noch an Bord haben müssen?«

Wir hatten darüber faktisch noch nicht gesprochen.

»Die stehen Ihnen zur Verfügung – nur eine Kleinigkeit mag daran fehlen.«

»Hat Ihnen der Maha–Maha–Maharadscha–dingsda deswegen nichts gesagt?«

»Kein Wort.«

[300]

»Na, da will ich's Ihnen nur sagen. Da sehen Sie, daß ich gar nicht so bin. Denn ich könnte Sie doch jetzt mächtig übers Ohr hauen. Alles, was ich Ihnen gegeben, was Sie mir eigentlich schulden, ist schon beglichen.«

Ja, es war ein edelmütiger Gauner, dieser deutsche Zigeunerknabe. Man erinnere sich nur, wie er erzählte, daß unter dem Gelde, mit dem er seinen Frackanzug bezahlte, ein falscher Taler gewesen war.

Doch ich dachte jetzt an alles andere, als an so etwas.

»Meine Leute begleiten mich natürlich.«

»Weshalb?« fragte er unmutig.

»Das können Sie sich doch denken.«

»Na ja – ich weiß schon – so im guten wird das nicht gehen – aber wir haben doch eigentlich einen Kontrakt gemacht, ich könnte Sie verklagen – na ja, meinetwegen, Sie kommen doch wieder. Nur den Goliath könnten Sie mir lassen.«

»Alle kommen mit.«

»Meinetwegen auch das.«

»Geben Sie mir Ihren Dampfer, daß ich so schnell wie möglich nach der Küste komme.«

»Meinen Dampfer?«

Karlemann steckte die Hände in die Hosentaschen und begann auf und ab zu wandern.

»Nee, heernse – heernse, meinen Dampfer, nee, das geht nicht ... «

Da kam der Franzose herein. Die Tür war noch halb offen gewesen.

»Verzeihen Sie – ich habe alles gehört, ohne Willen, Sie sprachen sehr laut – kann ich Ihnen mit einem großen Ruderboot dienen? Mein Kutter, den ich schleppte, steht Ihnen zur Verfügung.«

Das war ein Wort gewesen!! Jedes moderne Ruderboot war schneller als dieser Flußdampfer.

»Ich nehme es an!« rief ich, jenem die Hand  
[301]

schüttelnd, und ich sah durch das Kajütenfenster den großen Kutter neben der Jacht liegen. »Sind die Riemen darin?«

»Sechzehn Riemen.«

»Sonst alles in Ordnung?«

»Vollkommen seefähig ausgerüstet.«

»Dann leben Sie wohl, Algots. Wir sehen uns doch noch einmal wieder.«

»Was? Sie wollen schon fort?!«

»Auf der Stelle.«

»Und der König . . . «

»Mag König bleiben. Grüßen Sie Ihre Frau von mir – oder alle beide.«

### IM VERDACHTE DES MORDES.

Dreiundzwanzig Tage später ließ ich mich in der Privatnervenklinik des Doktor Sullivan, bei Woodford gelegen, anmelden.

Ja, ich hatte die einzelnen Tage gezählt! Die lange Fahrt, zu welcher der Dampfer, wenn er während der Nacht still lag, drei Tage brauchte, hatten meine Jungen in sechsundzwanzig Stunden zurückgelegt, und dann hatten wir auf der ›Sturmbraut‹ die Sicherheitsventile belastet.

»Ihre Karte?« fragte der Portier.

Was Karte! Ich kannte so was nicht wie Visitenkarten. Vielleicht ein altes Briefkuvert, ja.

Ich nannte meinen Namen.

Aha, der Portier kannte mich!! Der machte gleich ein so bestürztes Gesicht!

»Haben Sie hier einen Verwandten in Pension, den Sie zu sehen wünschen?«

Nervenklinik, Pension – wie zart das alles ausgedrückt war!

[302]

»Ich möchte Herrn Doktor Sullivan sprechen, bitte.«

Es war Empfangszeit, und ein Diener geleitete mich in dem hochvornehmen Hause eine Treppe hinauf und in ein Zimmer.

Hier saß ich eine gute Viertelstunde, hatte Zeit zum Grübeln.

Aber ich habe nicht viel vorauszuschicken. Blodwen war eben für verrückt erklärt und hier eingesperrt worden. An dem Gutachten einer ganzen Masse bekannter Psychiater, wie solche Kerle genannt werden, war nicht mehr zu rütteln. Und das Kind war

in so ein Stift gebracht worden, wo man uneheliche Kinder abgibt, aber etwas Pikfeines, nur für hochgeborene uneheliche Kinder, und nicht etwa für Kirchturmwärterkinder, das kostete dort schweres Geld. Dafür aber auch absolute Diskretion Ehrensache.

Nun, ich dachte, daß das Mädels dort doch eigentlich ganz gut aufgehoben wäre. Ich hatte Erkundigungen eingezogen – die barmherzigen Schwestern dort hatten den besten Ruf. Also nichts von wegen so Engelmacherei.

Ich wollte dann hingehen. Jetzt aber hatte ich es zunächst mit diesem Irrenarzt zu tun.

Und dann war noch etwas anderes, was ich erst jetzt nachträglich erwähne, weil ich die Hauptsituation, die mich doch am meisten beschäftigte, zum Handeln anspornte, nicht unterbrechen wollte.

Ich hatte den Tod eines Matrosen zu beklagen, und gerade desjenigen, den ich vielleicht am allermeisten in mein Herz geschlossen hatte.

Der arme Hans war nicht mehr! Das war das erste gewesen, was man mir mitgeteilt, als ich wieder die ›Sturmbräut‹ betreten hatte, um sie klar zum Manöver zu machen.

Ich war erst zwei Tage mit Karlemann

[303]

fortgewesen, als Hans am Morgen fehlte. Und er war und blieb verschwunden. Er hatte in der Nacht angeln wollen, von der Barriere aus – und kein Zweifel, er mußte abgeglitten sein – Seegang war nicht gewesen – war die Beute eines Haifisches geworden.

Oder ... Selbstmord? Der zurückgebliebene zweite Steuermann sprach mir gegenüber diesen Verdacht offen aus, und viele der Leute dachten ähnlich, und ... ich konnte diesen Verdacht nicht so ohne weiteres zurückweisen.

Ja, der Page war in letzter Zeit, etwa seitdem wir die Fucusbank wieder verlassen, ein recht anderer geworden. Zwar immer

noch fix und adrett, aber man sah ihm die Schwermut gleich am Gesicht, noch mehr in den Augen an.

Die Kameraden hatten ihn oft damit gehänselt, er habe wohl an Bord der ›Indianarwa‹ eine schokoladenfarbene Liebe zurückgelassen, nach der er sich nun in Sehnsucht verzehre. Und der Junge magerte auch wirklich ganz bedenklich ab.

Jetzt sollte er nach der ›Indianarwa‹ zurückgeschwommen sein. So witzelten die Matrosen, trotz aller Trauer für den Kameraden, den sie alle so liebgehabt. Es waren eben Matrosen.

Ich verbot ihnen derartige Redensarten energisch, trug den abgegangenen Matrosen ins Loggbuch, natürlich als ›verunglückt‹ ein. Seine Kleiderkiste und den Zeugsack, beides verschlossen, nahm ich in meine Kabine, um in einem geeigneten Hafen Recherchen anzustellen, an wen ich sie auszuliefern hätte, was erst noch zu geschehen hatte.

Erst heute früh war ich im Westindia-Dock, dem größten Hafen Londons, eingelaufen, hatte mit der Seebehörde zu tun gehabt, dann Erkundigungen über Blodwen und Kind, und nun war ich hier in

[304]

der Irren ... nein, in der Privatnervenklinik des Herrn Doktor Allen Sullivan.

Endlich ging eine Tür auf, und der schwarzbärtige Herr mit der goldenen Brille, hinter der die Augen wie Dolche stachen, war gewiß er selber, der sah gleich so aus wie ein Verbrech ... wie so ein Privatnervenklinikbesitzer, wollte ich sagen.

Außerdem hatte ich sofort das Bewußtsein, daß ein fremder Besuch sonst hier nicht so empfangen würde, der mußte zum Herrn Doktor kommen, dieser kam doch nicht zu ihm, aber mit mir wurde eine Ausnahme gemacht, eben weil ich derjenige war, welcher.

»Mr. Jansen?«

»Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbräut‹.«

»Sehr angenehm. Doktor Sullivan. Was verschafft mir die Ehre Ihres werten Besuches? Bitte, behalten Sie doch Platz.«

Ich hatte ihm wirklich die Ehre gegeben, mich zu erheben. Er war so äußerst höflich, förmlich, um mich dann um so leichter hinausschmeißen zu können, und diesen Spaß wollte ich ihm nicht verderben.

Er hatte mir gegenüber Platz genommen.

»Womit kann ich dienen? Haben Sie einen Verwandten in Behandlung zu geben?«

Eigentlich hätte der Kerl gleich eine Ohrfeige verdient – ›Ohrpfeifen und Nackfeigen‹, wie mein zweiter Steuermann mit Vorliebe sagte.

»Nein, aber Sie haben doch schon jemanden, der mir nahe steht, in Pension.«

»Wie?« stellte sich der Kerl erstaunt.

»Lady Blodwen von Leytenstone.«

Jetzt gab er die Verstellung auf.

»Ach, richtig!« schnalzte er mit den Fingern. »Mr. Richard Jansen, Kapitän von der ›Sturmbräut‹. Hm hm hm hm hm!«

Und die Dolchblicke durchbohrten mich.

»Wie befindet sich die Lady?«

[305]

»Hm hm hm hm hm! Ein sehr schlimmer Fall!« Und er hielt mir einen langen Vortrag über temporären und permanenten Irrsinn. Das sind die beiden einzigen Fremdwörter, die ich davon behalten habe. Sonst war es eine solche Unmenge von gelehrtem Kram mit lateinischen Namen, daß man ein Schiff von 500 Tonnen hätte damit befrachten können. Etwas Lateinisch konnte ich ja, aber ich hatte Pastor werden sollen und kein Narrenarzt.

»Das alles fehlt der armen Lady?« fragte ich dann, als er damit fertig war.

»Es ist . . . «

Es war ein meterlanges Wort und endete auf *licta*.

»Wie äußert sich denn ihr Wahnsinn?«

Schwermut, Halluzinationen, Tobsucht und Gott weiß was.

»Da sitzt sie also in einer Gummizelle?«

O nein, so schlimm wäre es nicht.

»Da kann ich sie wohl einmal sehen?«

»Das ist unmöglich, Herr Kapitän!«

»Weshalb?«

»Die Lady ist menschenscheu, der Anblick jedes Menschen regt sie hochgradig auf, sie wird durch ein Kabinett bedient, und ... gerade Sie dürfte sie am allerwenigsten erblicken.«

»Weshalb gerade mich am allerwenigsten?«

»Nun – nun ... es ist wohl ganz gut, wenn wir gleich einmal darüber sprechen, ganz offen ... die Lady hat doch ein natürliches Kind ... von Ihnen.«

»Ein natürliches Kind?« wiederholte ich erstaunt; denn ich hörte diesen Ausdruck wirklich zum ersten Male.

»Ein – ein – außerhalb der Ehe geborenes Kind.«

[306]

»Ein uneheliches Kind – ja, natürlich ist dieses Kind von mir.«

Der Arzt schien überlegen lächeln zu wollen, wußte es aber zu verbergen.

Kurz und gut, unser ganzes Verhältnis und besonders dieses Kind sollte schuld sein an Blodwens ganzem ... licta. Jetzt also wollte man mir die Schuld in die Schuhe schieben.

Ich hätte gleich wieder gehen können, hatte mir ja nur einmal diesen Privatnervenklinikbesitzer ansehen wollen, von dem ich heute früh nur das Beste hatte erzählen hören, kein Verdacht daran, daß der einen Geistesnormalen aufgenommen hätte – und dann hatte ich mir auch so ein bißchen das Haus ansehen wollen.

Er wußte mich noch etwas zurückzuhalten, forschte mich, den er jedenfalls für sehr dämlich hielt, aus, aus welchen Gründen ich mit der ›Sturmbräut‹ hierhergekommen sei – nun, einfach um

Ladung zu nehmen, schon bestellte – wie ich mit der Lady zusammen gelebt habe, das zu wissen, sei für ihre Behandlung höchst wertvoll, und so weiter.

»Ach, kann ich sie denn nicht einmal sehen?« legte ich mich dann aufs Bitten.

»Wirklich, geehrter Herr, es geht nicht, so leid es mir tut.«

»Nur einmal durchs Guckloch. Wenn Sie wüßten, Herr Doktor, wie wir beide . . . «

Ich wischte mir die Augenwinkel aus, und er ließ sich erweichen.

Ich war furchtbar erregt, als ich eine zweite Treppe emporstieg. Ich sollte sie wiedersehen – im Irrenhause!

Vor etwa einem Jahre . . . o, Blodwen, Blodwen!

Es war ein behaglich, sogar luxuriös eingerichtetes Zimmer, in das ich blickte.

Und da saß sie, in einem eleganten Morgenrock,  
[307]

den Arm auf den Tisch gestützt und den Kopf in die Hand – so blickte sie vor sich hin. Sie sah mager und bleich aus.

Einen Augenblick hatte ich Lust, die Tür einzudrücken, um Blodwen auf meinen Arm zu nehmen und mit ihr davonzugehen. Es wäre natürlich eine Narrheit gewesen, die mir schlecht bekommen mußte.

Und doch, ach, hätte ich es getan! Schlimmer wäre es auch nicht gekommen.

Erschrocken trat ich zurück – sie hatte den Kopf gehoben und nach der Tür geblickt. Doch es war nur Einbildung von mir gewesen, daß sie mich gesehen haben könnte.

Jetzt verabschiedete ich mich schnell.

Was ich beabsichtige, ist wohl klar: Blodwen aus dem Irrenhause zu befreien. Daß ich da nichts im Guten erreichen könnte, wenn ich auch Himmel und Hölle in Bewegung setzte, Millionen geopfert hätte – vorausgesetzt, daß ich solche besessen – das war

mir ebenso klar. So viel Lebenserfahrung hatte ich doch schon, um an der Gerechtigkeit dieser Welt zu zweifeln. Macht geht vor Recht; hier handelte es sich um hundert Millionen, und ich hatte diesen Doktor Sullivan gesehen, und ich hielt ihn für fähig, einen Menschen so langsam unter die Erde zu bringen.

Beyer, dieser Mann mit grauen Haaren, hatte gemeint, ich solle wegen Blodwens Geistesbeschaffenheit andere Sachverständige zu Rate ziehen, ausländische. Ich hatte ihn einfach ausgelacht. Nein, da wußte ich das besser. Und wenn dieser Irrenarzt seiner Pflegebefohlenen nun schnell noch ein Mittelchen beibrachte, um sie wirklich wahnsinnig zu machen? Ich hatte solche Geschichten gelesen, und ich zweifelte nicht, daß es so etwas gebe.

Nun glaube der Leser aber nicht, daß ich eine gewaltsame Entführung vorgehabt hätte, in das Irrenhaus einbrechen, Blodwen auf den Arm nehmen und

[308]

sie auf mein Schiff bringen, und wenn es auch über Leichen gegangen wäre.

Das wäre ja ritterlich, sehr romantisch gewesen, aber ... ich will hier keine phantastischen Räubergeschichten erzählen.

Hätte ich so etwas vorgehabt, so wäre es doch sehr unklug von mir gewesen, mit meinem Schiffe gleich direkt nach London zu gehen, dann hätte ich dies alles ganz anders vorbereiten müssen.

Nein, damals war ich trotz aller Abenteuerlust immer noch ein durchaus solider Charakter, und ich wollte meinen ehrlichen Namen wahren.

Eine Entführung mußte freilich stattfinden, nur wollte ich jeden Verdacht möglichst von mir ablenken, mindestens sollte man mir dann nichts nachweisen können.

Mein nächster Weg war in das Kinderasyl. Die alte Dame mit dem weißen Häubchen war sehr freundlich, aber verweigerte mir auch nur den Anblick meines Kindes.

»Da müssen Sie erst den behördlich beglaubigten Beweis bringen, daß es wirklich Ihr Kind ist, dann müssen wir Ihnen dasselbe sogar ausliefern.«

Einen behördlich beglaubigten Beweis? Wie sollte ich den erbringen?

Ich sah gleich ein, daß hier nichts zu machen war, so gern ich auch Mutter und Kind an Bord meines Schiffes gleich wieder vereint hätte.

Dann schickte ich den Segelmacher aus, Hugo Hasse, ein noch junger, sehr intelligenter Mensch, ein Rheinländer, der jetzt seines Vaters Fabrik hätte haben können, der aber das lustige Leben zur See vorgezogen hatte und sich nicht wieder davon trennen konnte. Warum er es nicht weiter gebracht hatte, wußte ich nicht – vielleicht ganz klug, daß er die bequeme Stellung eines Segelmachers der verantwortlichen eines Steuermanns vorzog. Er hatte auch einige

[309]

Zeit in Amerika auf einer Schiffswerft gearbeitet, war zugleich ein perfekter Schiffszimmermann.

Ein lustiger Bruder, der jeden unter den Tisch trank, ohne selbst die Besinnung zu verlieren, mit allen Hunden gehetzt – ich hielt ihn für den geeignetsten Mann. Ihn schickte ich ab. Wie er Blodwens Befreiung in Szene setzen oder doch vorbereiten sollte, wird gleich erzählt werden.

Inzwischen sah ich mich nach einer Fracht um. Es wäre ja gar nicht nötig gewesen, ich hätte Ballast nehmen können, aber ich wollte nicht nur als solider Handelskapitän erscheinen, sondern es auch wirklich sein. Mit der ernsten Arbeit sollte endlich einmal Anfang gemacht werden.

Ich entschied mich für Kohlen. Kohlen wird man überall sofort los, Kohlen sind in England am billigsten, und mit dem Kohlegeschäft hat noch jedes Schiff eine anständige Existenz gefristet.

300 Tonnen hatte ich überhaupt noch an Bord, ich nahm für eigene Rechnung nochmals 300 Tonnen ein, versicherte Schiff und Ladung auf unbestimmtes Ziel für sechs Wochen, ohne daß mir jetzt die geringste Schwierigkeit in den Weg gelegt worden wäre, selbst im ungünstigsten Falle würde ich in diesen sechs Wochen an den Kohlen 200 Pfund Sterling verdienen, nach Abzug sämtlicher Kosten, es konnte aber auch das doppelte sein, und dann hatte ich noch immer bare 20 000 Pfund in Händen.

Meine einzige Vorsicht war die, daß ich diese nicht bei einer Bank deponierte, sondern nach wie vor an Bord behielt.

Die Kohlen polterten aus den Kippwagen in den Laderaum, am Abend war das Schiff schon wieder gesäubert.

Die Nacht brach an. Rastlos schritt ich in der Kajüte auf und ab. Jetzt kam es darauf an, ob dem Segelmacher seine Mission geglückt war oder nicht!

[310]

Doch warum schon jetzt, schon heute? Ach, ich konnte mich auf einige Tage bangen Wartens gefaßt machen, und Blodwen mußte unterdessen . . .

»Sie kommen,« meldete da der Steward flüsternd.

»Er bringt ihn mit?«

»Er hat einen fremden Mann bei sich.«

Zunächst nahm ich Hasse allein vor. Es war ihm geglückt. Er hatte in einer Kneipe von Woodford die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der schon seit langen Jahren in Sullivans Irrenanstalt als Wärter angestellt war.

Hasse hatte sich herangemacht, war langsam mit Andeutungen herausgerückt, und der sonst ganz solide Mann hatte der Versuchung nicht widerstehen können, irgendeine Summe zu nennen, gegen welche er einem Pensionär zur Freiheit verhelfen wolle.

»Wieviel fordert er?«

»Tausend Pfund.«

»Nicht mehr?«

»Das bedeutet für diesen Mann ein großes Vermögen.«

»Und er hält es für möglich?«

»Ganz leicht.«

»Wann kann es ausgeführt werden?«

»Schon morgen nacht.«

»Und die Garantie?«

»Er selbst will die Lady hier abliefern.«

»Du hast ihm schon gesagt, daß es sich um die Lady handelt?«

»Ja, ich traute ihm.«

»Habt ihr zusammen gezecht? Ist er betrunken?«

»Durchaus nicht, er ist ein ganz solider Mann, der selbst empört ist, daß dieser Schuft von Irrenarzt ganz normale Menschen als Verrückte behandelt und sich dafür bezahlen läßt.«

Eine Idee zuckte mir durch den Kopf. Doch

[311]

zunächst ließ ich den Mann eintreten. Er machte auf mich einen sehr guten, bescheidenen Eindruck.

Er wiederholte was mir der Segelmacher schon gesagt hatte.

Meine Idee war die gewesen, ob ich diesen Mann nicht als Zeugen benutzen könne, um gegen den Irrenarzt auf gesetzmäßige Weise vorzugehen, doch der Wärter, deswegen befragt, hatte für Doktor Sullivans Handlungsweise viel mildere Ausdrücke als Hasse, und da sei auch nichts zu beweisen, dieser Mann sei viel zu schlau, stände mit den Behörden auf viel zu gutem Fuße, habe den ganzen Adel hinter sich, auch sonst die öffentliche Meinung – kurz, da sei gar nichts zu machen, und solche Andeutungen habe er, der Wärter, wohl dem Manne gegenüber gemacht, der ihm solch ein heimliches Geschäft angeboten, aber in der Oeffentlichkeit so etwas zu sagen, würde er sich hüten.

Also dann eine Entführung!

»Und es wird Ihnen gelingen?«

»Ohne jede Schwierigkeit.«

»Ist es denn wirklich so leicht, aus der Irrenanstalt jemanden zu entführen? Sollte Doktor Sullivan nicht jegliche Vorsichtsmaßnahmen getroffen haben, eben weil er ein böses Gewissen hat?«

»Ja, das ist es gerade. Sehen Sie, Herr Kapitän, einem Fremden würde es niemals gelingen, einen Pensionär herauszubringen; denn des Nachts sind im Parke wachsame, bissige Hunde, und dann sind elektrische Läutewerke da und alles mögliche andere, und auch für einen innen Angestellten scheint es unmöglich, jemandem zur Freiheit zu verhelfen. Aber so ist es eben in der Welt – jedes Register hat ein Loch – es ist ein nur ganz kleiner Kniff nötig, um die ganzen Vorsichtsmaßnahmen nutzlos zu machen.«

Er schilderte mir den Kniff – es klang so

[312]

kompliziert, wie es in Wirklichkeit einfach sein mochte – vor allen Dingen handelte es sich um eine Abstellung sämtlicher Läutewerke, wozu nur eine Tapetenwand durchbrochen zu werden brauche, und dann ein Nagel zwischen die Kupferdrähte – was ich alles wegen Mangel an Ortskenntnis natürlich nicht verstehen konnte.

»Dann kann ich jede Tür geräuschlos öffnen, der Portier bekommt einen Schlaftrunk, die Hunde kennen mich, und so wird die Entführung erst am anderen Morgen in der sechsten Stunde bemerkt werden.«

Der Mann schien seiner Sache ganz sicher zu sein. Mir kam es vor, als habe er sich schon längst mit dem Gedanken getragen, einen Pensionär zu entführen, oder doch mit dem Plane, wie man das könnte, ohne es wirklich zu beabsichtigen. Es gibt ja solche Fälle. Ein Kassierer kommt zufällig darauf, wie man die Bank um eine große Summe betrügen kann, ohne dabei gefaßt zu werden, er spinnt den Plan weiter aus, ohne daran zu denken, ihn wirklich auszuführen – bis einmal die Versuchung kommt.

In England und Amerika werden sogar solche Ideen honoriert, aufgekauft, gewissermaßen patentiert, um sich gegen späteren

Schaden zu schützen, und es gibt ehemalige Verbrecher und Spitzbuben genug, aber auch ehrliche Menschen, die sich auf dieses seltsame Geschäft, solche Gaunertricks auszugrübeln, ganz gelegt haben, um sie dann gegen Honorar mitzuteilen.

»Ihr bringt die Lady selbst an Bord?«

»Ja.«

»Wann?«

»Spätestens um Mitternacht. Nun aber etwas anderes: Ist die Lady schon eingeweiht?«

»Nein.«

[314]

»Und wenn sie nun gar nicht entfliehen will?«

Das war eine heikle Frage. Wirklich, bei Blodwen konnte auch das in Betracht kommen!

»Ist sie denn tatsächlich irrsinnig?« fragte ich zunächst.

»Ich halte sie nicht dafür. Doch Irrsinn ist ja ein ganz unbestimmter Begriff. Wir haben viele in Pension, welche Sie für ganz normal halten würden, und dennoch leiden sie an einer fixen Idee, sind unheilbar wahnsinnig. Soweit ich die Lady beobachtet habe, ist sie sehr schwermütig. Nun, ich werde sie im Laufe des morgenden Tages fragen, ob sie mit ihrer Entführung einverstanden ist.«

Da war ich schon einer Antwort enthoben.

»Und wenn sie nun nicht will?«

»Ja, dann kann ich natürlich nichts machen,« entgegnete der Wärter – sein Name war Elyson – achselzuckend. »Doch sie wird schon wollen. Ich glaube sogar, sie hat schon mehrere Befreiungsversuche gemacht. Wie wollen Sie die Dame dann von hier fortbringen?«

Ich weihte den vernünftigen Mann in meine Pläne ein. Sie waren einfach genug.

Ich hätte schon vorher absegeln können, mich gleich ins offene Wasser, vielleicht auch gleich außerhalb der englischen Gewässer legend, wo ich unter amerikanischer Flagge absolut geschützt war. Dann hätte ich aber doch ein Boot zurücklassen müssen, entweder von meinen eigenen Leuten benannt, welche Blodwen stromabwärts brachten – ich selbst brauchte ja dann gar nicht da-beizusein – oder ich hätte noch andere ins Vertrauen ziehen müssen, etwa Fischer.

Kein Zweifel, ich hätte solche gefunden. Aber besser nicht! Das Einfache ist gewöhnlich das Sicherste. Einmal ungesehen an Bord gebracht, wollte ich Blodwen verstecken, daß auch keine Hundespürnase sie

[315]

auffand. Denn ich hatte während dieses Tages an alles und jedes gedacht.

Die Kohlen waren nicht nur so in den Raum gepoltert, die Trimmer hatten da unten aus Kohlen ein Versteck aufgebaut, einen förmlichen Dachsbau, dessen offene Zugänge ebenso leicht wieder verschüttet werden konnten, ohne den Hohlraum selbst zu gefährden, es brauchte nur eine einzige Kohle gelöst zu werden, und man mußte nur etwas Branntwein sprengen, dann versagte auch die beste Hundennase; dieses Mittel kannte ich, auch ohne Karlemann, und sollte sie dennoch im Schiffe vermutet werden, sollte man gerichtlicherseits sämtliche Kohlen ausladen, so konnte Blodwen inzwischen mit Leichtigkeit wieder herausgeschmuggelt werden.

Kurz, mein Plan war absolut sicher, Elyson sprach seinen Beifall aus.

»Wohin segeln Sie?«

Ich hatte Rio de Janeiro im Auge, wo nach den letzten Depeschen die Kohlen sehr hoch standen.

»Das paßt vortrefflich, ich wollte sowieso immer gern nach Brasilien auswandern.«

»Sie selbst kommen mit?«

»Gewiß. Ich habe mich dann hier unmöglich gemacht; denn daß ich der Entführer gewesen bin, das wird man sofort heraushaben, und Sie haben hiermit auch die beste Garantie für meine Ehrlichkeit.«

Der Mann sprach wie ein Buch!

»Also tausend Pfund?«

»Sofort, wenn Sie die Lady hier an Bord ausliefern, zahle ich sie Ihnen aus.«

»Wann können Sie abfahren?«

»Vier Minuten nach Mitternacht setzt auf der Themse die Flut ein.«

»So erwarten Sie mich zwischen elf und halb zwölf Uhr.«

[316]

»Sie werden die Dame auch ungesehen an Bord bringen können?«

»Herr Kapitän, für mich handelt es sich um tausend Pfund und um mehr noch. Ich kenne auch genau hier die Hafenverhältnisse – es wird mir ganz bestimmt gelingen.«

Wir hatten nichts mehr zu besprechen, der Mann, der nur bis Mitternacht Urlaub hatte, ging. –

O, das war ein qualvoller Tag! Wie entsetzlich langsam die Stunden hinschlichen!

Und wie würde meine Begegnung mit Blodwen ausfallen? Hatte sie mich nicht ohne Abschied verlassen? Ach, dieses Grübeln, dieses Ausmalen!

Wenn ich nur wenigstens das Kind an Bord gehabt hätte! Doch das war schließlich das wenigste! Einmal wieder in Freiheit, etwa in Amerika, sollte man ihr das Kind nicht lange vorenthalten können, und dann, von ihrem Zeugnis unterstützt, welches durch amerikanische Aerzte wieder gültig gemacht wurde, hatte auch ich ein Wörtchen mitzusprechen.

Ich ließ Kesselstein klopfen, es gab noch andere Arbeiten, und ein vollbefrachtetes Schiff kann ja noch tagelang im Hafen liegen, ohne Argwohn zu erregen, jede Reise muß sorgfältig vorbereitet werden. Auch einen Anker hatte ich in die Schmiede gegeben.

Endlich, endlich brach der Abend an, und zum nächtlichen Himmel sprühte der Schornstein, gegen zehn Uhr hatten wir volle Dampfspannung. Einen Lotsen brauchte ich nicht, auf der Themse konnte ich meine eigene Fahrt machen.

Elf Uhr. Jetzt hatte auch ich volle Dampfspannung, und das Gleiche galt von meinen Jungen, die in alles eingeweiht waren.

Gott, wie schlich doch der Zeiger der Uhr so entsetzlich langsam!

Halb zwölf! Nun hätte sie schon dasein müssen!

[317]

Dreiviertel zwölf! Jetzt hätte ich bald selbst ins Irrenhaus gehen können.

Ein Uhr, zwei Uhr – ich war wie niedergeschmettert; ich gab immer noch eine Stunde zu – vergebens!

Mißglückt! Nun war erst abzuwarten, ob Elyson überhaupt etwas ausgeführt hatte und dabei erwischt worden war. Oder war er ein Schuft, der mich verraten hatte?

Unter solchen Grübeleien fand mich der Morgen, wie ich rastlos auf Deck auf und ab wanderte.

»He, Herr Kapitän!« rief mir da der Kapitän des benachbarten Schiffes zu, der seine Morgenpfeife rauchte und dazu in der Zeitung las. »Haben Sie schon gelesen, das Allerneuste?«

»Was?«

»Heute nacht haben sie . . . «

Ich hörte nichts mehr, ich sah dort nur die Uniformen kommen, direkt auf mein Schiff zu.

Sie betraten das Laufbrett, befanden sich an Deck.

»Mr. Richard Jansen?«

»Ja.«

»Kapitän dieses Schiffes?«

»Ja.«

»Auch Eigentümer desselben?«

»Ja. Herr, was wollen Sie von mir?!«

Da brachte der Mann – seine Uniform war mir fremd – aus dem Rockärmel ein schwarzes Stäbchen zum Vorschein – mit dem er meine Schulter berührte.

»Im Namen der Königin, Sie sind verhaftet!«

Ein furchtbarer Schreck durchzuckte mich – dort wehte doch das amerikanische Sternenbanner. Wie konnte mich der englische Beamte so ohne weiteres verhaften? Nur eine Ausnahme gibt es, das wußte ich, deshalb mein furchtbarer Schreck: vor meinen Augen sah ich rauchendes, rotes Blut.

Aber äußerlich blieb ich ruhig.

[318]

»Das ist wohl ein Irrtum. Sie befinden sich hier auf durch Flagge geschützten Boden der Vereinigten Staaten von Nordamerika.«

»Ich verhafte Sie als des Mordes verdächtig!«

Es war ausgesprochen. Nun, ich konnte ruhig bleiben, mein Gewissen war frei.

»Es ist ein Irrtum.«

»Die Verhaftung ist gültig!« sagte ein Herr in Zivil und faltete ein Papier auseinander, es mir hinhaltend.

Ich warf nur einen Blick darauf. Meine Verhaftung war schon bei der amerikanischen Gesandtschaft ausgewirkt worden. Da war nichts mehr zu machen.

»Wen soll ich denn ermordet haben?«

»Das ist nicht meine Sache, das wird die Anklage ergeben.«

»Ich füge mich.«

»Hol nieder die Flagge!!« kommandierte jetzt ein anderer. »Dieses Schiff ist mit Beschlag belegt. Niemand darf es verlassen! Herr Kapitän, reden Sie Ihren Leuten zu!«

Meine Jungen hatten sich herbeigedrängt, schon die Hand am Messergriff. Es waren eben Matrosen.

Ich befahl ihnen, sich zu fügen, alles andere wäre doch heller Wahnsinn, und daß ich nichts verbochen hätte, am allerwenigsten einen Mord, das wüßten sie doch selbst, hier liege einfach ein Irrtum vor – und ich stieg mit zwei Kriminalbeamten in einen geschlossenen Wagen, am allerbesten wissend, daß hier kein Irrtum vorlag, wenn ich auch niemals an einen Mord gedacht hätte.

Wie ich meinen Kopf zermartert habe, in diesem Wagen und dann in der Haftzelle, darüber will ich hier schweigen.

Noch an demselben Tage kam ich, wie es auch  
[319]

sein muß, vor den Untersuchungsrichter. Immer noch ganz ahnungslos.

Meine Personalien waren festgestellt.

»Kennen Sie eine Lady Blodwen von Leytenstone?«

»Ja.«

»In welchem Verhältnis standen Sie zu ihr?«

»Sie befand sich als Passagier an Bord meines Schiffes.«

»Sind Sie verheiratet mit ihr?«

»Nein.«

»Haben Sie intimen Umgang mit ihr gehabt?«

»Ja.«

»Ist diesem Verhältnis ein Kind entsprungen?«

»Ja.«

»Wo sind Sie in dieser Nacht gewesen?«

»Immer an Bord meines Schiffes.«

»Auch zwischen elf und zwölf Uhr?«

»Ja.«

»Können Sie das beweisen?«

»Ja.«

»Womit?«

»Die ganze Besatzung wird es bezeugen.«

»Können Sie dafür sonst noch einen anderweitigen Zeugen bringen, der nicht unter Ihrem Kommando steht?«

Nein, das konnte ich allerdings nicht.

»Kennen Sie einen Mann namens Fred Elyson?«

O weh! Jetzt ging die Geschichte los. Aber Mord, Mord?!

»Ja, den kenne ich.«

»Er ist Wärter in der Privatnervenklinik des Doktors Sullivan bei Woodford.«

»So sagte er mir wenigstens.«

»Gestehen Sie, diesen Fred Elyson durch Versprechen von Geld angestiftet zu haben, daß er die

[320]

Lady von Leytenstone, welche sich als Irrsinnige in der genannten Anstalt befindet, entführen soll?«

»Ja, ich gestehe es.«

Denn nun war doch alles egal. Nur der rote Blutschein wollte nicht von meinen Augen weichen.

»Entführen mit List oder mit Gewalt?«

»Halt! Nur durch List! Nicht mit Gewalt! Gegen letzteres protestiere ich entschieden.«

»Wie sollte die Entführung geschehen?«

Ich erzählte offen, soweit ich das konnte, da mir Elysons ganzer Plan ja selbst unklar gewesen war. Aber der Untersuchungsrichter schien zu verstehen.

»Wissen Sie, was sich heute nacht in der genannten Irrenanstalt zugetragen hat?«

»Nein.«

»Sie haben noch nichts darüber gelesen, nichts gehört?«

»Absolut noch gar nichts.«

»So hören Sie!«

Er las mir ein polizeiliches Protokoll vor. Ich mache es ganz kurz.

Heute morgen um sechs Uhr, als das eigentliche Leben in der Anstalt erwachte, hatte der Portier die drei Hunde, welche sich sonst um diese Zeit immer meldeten, vermißt, hatte sie gesucht, alle drei tot im Parke aufgefunden. Die sofortige Untersuchung hatte im Magen Fleischreste ergeben, vergiftet mit Strychnin.

Und da sah der Portier auch alles weitere. Die Gitterstäbe eines Fensters in der zweiten Etage, welches zu den beiden Zimmern der Lady von Leytenstone gehörte, waren zum Teil entfernt worden, eine nähere Untersuchung ergab, daß man sie durchsägt hatte.

Die Lady war verschwunden. Dafür aber lag in ihrem Zimmer ihr Wärter, der ein Zimmer weiter immer zu ihrer Verfügung stand – tot. Er mußte einen furchtbaren Schlag über den Kopf bekommen

[321]

haben, wahrscheinlich mit einem Gummischlauch, der den Schädel zwar nicht zertrümmert, trotzdem aber den sofortigen Tod herbeigeführt hatte. Gehirnerschütterung der schwersten Art, der Schädel war auseinandergesprenzt. Das ist ja eben die Wirkung des sich anschmiegenden Gummischlauches.

Die Lady hatte sich nicht selbst befreit. Unter dem Fenster, an dem auch noch eine Strickleiter hing, waren außer den Abdrücken von Damentiefefletten die eines mittelgroßen Männerfußes. Die Spur führte nach der Mauer, ging aber bald verloren und konnte, da es geregnet hatte, auch nicht von Hunden verfolgt werden.

Der Verdacht der Täterschaft richtete sich gegen den Wärter Elyson. Sein verstörtes Wesen fiel noch vor Entdeckung der Tat seinen Kameraden auf, und als ihn die Kriminalbeamten ins Gebet nahmen, war er geständig.

Mit der Entführung, die mit einem Morde geendet, hatte er allerdings nichts zu tun. Aber auch er hatte beabsichtigt, die Lady zu befreien, so, wie er mir geschildert, wurde nun also auch an

mir zum Verräter – was ich ihm allerdings nicht sehr verübeln konnte, der Mann hatte jetzt um seinen Kopf zu kämpfen.

Er hatte also an jenem Abend zunächst dem Portier in die Kaffeekanne, die immer auf dem Ofen stand, einen Schlaftrunk geschüttet, dann, nachdem schon alles schlafen gegangen, hatte er die Drähte der Läutewerke durchschnitten, und hierauf war er nach dem Zimmer der Lady geschlichen. Mit ihr vorher sprechen hatte er nicht können, er selbst hielt auch für ausgeschlossen, daß sie sich weigern könne, die Irrenanstalt zu verlassen.

Es war nachts gegen elf Uhr gewesen, als er mittels eines Nachschlüssels behutsam das Zimmer öffnete. Und da war die Lady schon durch das

[322]

zersägte Fenster geflohen gewesen, da hatte der Wärter schon entseelt am Boden gelegen.

Was sollte der entsetzte Elyson tun? Ein anderer war ihm zuvorgekommen. Aber würde sich der Verdacht nun nicht auf ihn lenken? Wenn er jetzt Lärm schlug – was hatte er hier zu suchen gehabt? Konnte man ihn nicht überführen, den Portier betäubt zu haben?

Kurz, es war gar nicht so dumm gewesen, daß sich Elyson wieder zurückgeschlichen und ins Bett gelegt hatte. Daß der Portier die Kaffeekanne umgeworfen hatte, ohne einen Schluck zu trinken, konnte er nicht wissen.

Elyson war aber doch nicht der Mann danach, so etwas zu verheimlichen, am anderen Morgen verriet er sich gleich durch sein verstörtes Benehmen.

Nun war aber erst zu beweisen, daß dem wirklich alles so war. Vorläufig stand Elyson unter dem Verdachte des Mordes, mindestens der Mittäterschaft, der Begünstigung, und dasselbe galt von mir.

Ja, wer aber war der eigentliche Befreier, der den tödlichen Hieb geführt, dem die Stiefelspur im Garten angehörte?

»Können Sie darüber eine Angabe machen?«

»Nein.«

»Haben Sie einen Verdacht? Bedenken Sie, es handelt sich um Sie selbst!«

»Ich weiß von nichts.«

»Der Mörder hat in dem Zimmer der Lady etwas verloren. Kennen Sie diese Tabakspfeife?«

Der Untersuchungsrichter hielt sie mir vor – und wie ward mir da zumute, als ich diese silberbeschlagene Tabakspfeife sah, der Kopf aus Meerschaum, ein Niggerschädel, dem das rechte Ohr abgeschlagen war, auch die Nase etwas lädiert – wie ward mir da zumute!!

»Kennen Sie diese Pfeife?«

[323]

»Nein.«

Ich dachte, ich wäre abwechselnd rot und blaß geworden, hätte den Mohrenschädel wie ein Gespenst angestiert, aber ich muß mich, unbewußt, wunderbar beherrscht haben, denn der Untersuchungsrichter glaubte mir. Daß er dies wirklich tat, war ganz offenbar, diese Pfeife wurde mir auch nie wieder vorgelegt.

#### IN FREIHEIT.

Ich saß wieder in der Haftzelle.

O, wie war mir noch immer zumute!

Hans! Hans, der Totgeglaubte!

Denn ihm und keinem anderen gehörte diese Pfeife, oder ich ließ mich doch sofort hängen!

Der patente Junge mußte immer etwas Besonderes haben, wie oft hatte ich ihn aus diesem Mohrenschädel rauchen sehen, und ich war dabei gewesen, wie er sich mit einem anderen Matrosen geboxt hatte, weil dieser dem Leichtmatrosen die Pfeife aus den Zähnen geschlagen, wobei das rechte Ohr flöten gegangen und

auch die Nase lädiert worden war, ich selbst hatte den Schiedsrichter gespielt, hatte den Uebeltäter zu einem Taler Schadenersatz verurteilt, was Hans aber nicht annahm, und dann hatte ich ihn weiter aus derselben Pfeife rauchen sehen.

Hans der Entführer Blodwens, Hans zum Mörder geworden!

Doch konnte nicht unterdessen ein anderer Besitzer der Pfeife geworden sein?

Nein, ganz ausgeschlossen! Weshalb, das kann ich gar nicht sagen.

Ja aber, wie kam Hans hierher?

Schließlich sehr leicht zu beantworten. Er hatte

[324]

damals von der Seeburg aus in der Nacht die Lichter eines vorübersegelnden Schiffes gesehen, war hingeschwommen, er sollte in der letzten Zeit ja immer so ein sonderbares Wesen gezeigt haben, daß die meisten sogar an Selbstmord glaubten.

Ja aber, wie ...

Doch dieses Grübeln war ja ganz zwecklos.

Hans, der Befreier Blodwens, dabei zum Mörder geworden!!

Das stand bei mir fest, und damit basta!

Ich hatte zunächst um meine eigene Freiheit zu kämpfen, vielleicht um mein Leben.

Um mein Leben? Ich dachte nur an die Freiheit. Lieber tot, als nur acht Tage in diesem engen Raume sitzen! Es war mir eine fürchterliche Qual. Und hier konnte ich nicht so durch Tür und Mauer brechen, wie damals in Colombo.

Am nächsten Tage ward ich mit Elyson konfrontiert. Es kam nichts Neues hinzu.

Doch das merkte ich ganz deutlich, daß der Untersuchungsrichter von meiner Unschuld überzeugt war. Aber wenn ich gehofft, gleich freizukommen, hatte ich mich natürlich grimmig geirrt. Ich war trostlos, als ich zurückgeführt werden sollte in diese schreckliche Zelle, die ich mit meinen langen Beinen immer mit

drei Schritten durchmessen hatte, in die die Sonne nicht hineinschien, wo ich nicht atmen konnte. Tatsächlich, es war immer, als wenn ich ersticken müßte!

»Kann ich nicht gegen Kautions auf freien Fuß gesetzt werden?«

»Reichen Sie ein Gesuch ein mit Angabe dessen, was Sie sonst versäumen.«

Ich tat es. Als selbständiger Kapitän, dessen Schiff vollbefrachtet tot dalag, erwuchs mir ja Schaden genug.

[325]

Noch an demselben Tage kamen zwei Herren zu mir.

Ob ich zehntausend Pfund Sterling Bürgschaft stellen könne.

Gewiß!

Gut, dann würde ich auf freien Fuß gesetzt werden, unter der Bedingung, mich in London aufzuhalten, immer unter angegebener Adresse, so daß ich jede Stunde zu belangen sei, und das ein Vierteljahr lang, vorausgesetzt, daß ich nicht schon früher abgeurteilt resp. freigesprochen würde. Doch diese Bedingungen würden mir erst morgen gestellt werden, von Amts wegen, ich könne nur schon heute dafür sorgen, daß das Geld morgen gleich zur Stelle sei.

Wer war froher als ich! Endlich aus dieser fürchterlichen Zelle heraus wieder ins Sonnenlicht, wo jetzt gerade der herrlichste Frühling war!

Da erfuhr ich erst jetzt, daß auch mein Segelmacher Hasse wegen Mordverdacht verhaftet sei. Das hatte ja überhaupt sehr nahe gelegen, ich war nur nicht mit ihm konfrontiert worden, hatte gar nichts davon zu erfahren bekommen.

Ob ich auch für diesen zehntausend Pfund Sterling Kautions stellen könne.

Zwanzigtausend Pfund zusammen? So viel hatte ich gerade noch in meiner Kasse. Höchstens noch ein paar Dreier Ueberschuß.

Aber bei mir ja ganz selbstverständlich, daß ich sofort zusagte! Ich konnte den armen Kerl doch meinetwegen nicht sitzen lassen! Zehn Millionen – wenn ich sie gehabt hätte.

»An wen soll ich schreiben?«

»Ja, das müssen Sie doch wissen.«

»Das Geld befindet sich in meiner Kabine im Panzerschrank, aber die Schlüssel sind mir abgenommen worden.«

[326]

»Weisen Sie an, wem die Schlüssel ausgehändigt werden sollen.«

»Meinem ersten Steuermann.«

»So schreiben Sie das. Die Form ist dabei ganz gleichgültig.«

»Kann er denn überhaupt noch auf dem Schiffe verfügen?«

»Ihr Schiff ist wieder freigegeben worden.«

»Was Sie sagen!« fuhr ich freudig empor, und gleich blitzte ein Gedanke in mir auf. »Und meine Jungen – die Mannschaft?«

»Die befinden sich auf freiem Fuße.«

Ich wollte nach dem ›Warum‹ fragen, da aber gab mir der eine der Herren zu verstehen, daß sie hier streng bei der Sache zu bleiben hätten, derentwegen sie mich aufgesucht hätten.

»Die Justizbehörde hält sich wegen des Mordfalles nur an Sie und an Ihren Segelmacher, mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen.«

Ich schrieb für Mahlsdorf die Vollmacht aus, mich schon wieder auf hoher See sehend. Die 20 000 Pfund? Bah, ich war mit Wonne bereit, die zu opfern, wenn ich nur erst wieder heraus war aus diesem verfluchten Loche. Ich hatte das Geld ja auch erst geschenkt bekommen, mochte es fliegen. Nur frei, frei!!!

Am anderen Tage wurde ich wieder vorgeführt, die Bedingungen wurden mir vorgelesen, unter welchen ich auf freien Fuß gesetzt würde, dann kam auch Hasse daran, dem ich lustig zublinzelte, wir mußten unterschreiben, und da war auch schon Mahlsdorf, welcher die 20 000 Pfund hinzählte. Das amerikanische Geld hatte er umgewechselt.

»Kann ich denn auch auf mein Schiff?«

»Ja, Sie dürfen auch darauf wohnen, solange es in einem Londoner Hafen liegt, müssen aber gewärtig sein, jede Minute von Bord geholt zu werden.«

[327]

»Aber sonst kann ich darüber verfügen?«

»Gewiß, es ist doch Ihr freies Eigentum.«

»Es auf Reise schicken?«

»Warum nicht? Nur Sie selbst dürfen natürlich nicht an Bord sein. Sie dürfen ja nicht die Reichsgrenzen Londons überschreiten, und dasselbe gilt von Ihrem Komplizen.«

Ich war entlassen, desgleichen Hasse.

Gott, wie habe ich die Luft dieses sonnigen Frühlingsmorgens eingeschlürft! War das eine Wollust!! Und dann die drei handgroßen Beefsteaks und die nachfolgenden beiden Hammelkoteletts waren auch nicht schlecht. Ich hätte mich im Untersuchungsgefängnis selbst beköstigen können, aber ich hatte jeglichen Appetit verloren gehabt.

Dann begab ich mich an Bord der ›Sturmbräut‹, von meinen Jungen enthusiastisch begrüßt. Das erste war, daß ich Mahlsdorf vornahm.

»Haben Sie von der Tabakspfeife gehört, welche der Mörder in Blodwens Zimmer zurückgelassen hat?«

»Nein.«

Ich erzählte. Der Steuermann war einfach sprachlos. Dann zweifelte er, ich müsse mich unbedingt geirrt haben.

Ich ließ den Segelmacher kommen.

»Ist dir eine Tabakspfeife vorgelegt . . . «

Es genügte, ich sah es dem Manne gleich an.

»Auch Ihnen?«

»Ja. Hast du sie erkannt?«

Hasse warf einen scheuen Blick nach dem Steuermann, doch ich forderte ihn auf, zu sprechen. Er hatte nur ein Wort.

»Hans!«

Mahlsdorf aber wollte es immer noch nicht glauben.

Da gab mir eine Einflüsterung ein, doch einmal den Kleidersack und die Kiste zu öffnen.

[328]

Und was wurde gefunden, als ich darin herumstöberte? Zunächst eine Photographie Blodwens. Und dann Papiere mit Gedichten – Gedichte, wie nur ein verliebter Jüngling sie macht – und alle waren an Blodwen gerichtet.

Uebrigens ganz nett gemacht. Doch ich kann jetzt kein einziges mehr wiedergeben.

Das allerdings hätte auch ich nicht unter des Pagen Sachen zu finden erwartet! Ich war baff.

Nur das muß ich auch gleich sagen, daß in mir nicht die geringste Eifersucht aufstieg. Viel eher das tiefste Mitleid mit dem braven Jungen.

Liebe – mein Gott, wer kann dafür! Ich fühlte mit. Jetzt aber fiel mir auch ein, wie er damals bei Blodwen als Vogelfütterer die wirkliche Rolle eines Pagen übernommen hatte, wie er errötete, wie er gestammelt, andere kleine Züge fielen mir ein – – und anstatt Eifersucht stiegen mir nur Tränen auf.

»So ein infamer Schlingel!« sagte Mahlsdorf entrüstet.

Da hörte er mich leise schluchzen, und er war still, und auch er tippte sich mit den Fingerspitzen in die Augenwinkel,

»Hast du gesagt, wem die Pfeife gehört, als sie dir vorgelegt wurde?« wandte ich mich an den Segelmacher, der mit anwesend war.

»Nein.«

»Hast du dich nicht sonst verraten?«

»Mein Schreck war groß, aber ich wußte mich zu beherrschen, und ich glaube nicht, daß der Untersuchungsrichter etwas gemerkt hat, er legte die Pfeife gleich weg.«

»Und hast du schon zu den anderen davon gesprochen?«

»Zu keinem einzigen. Ich wollte erst Sie einmal darüber fragen.«

[329]

»Brav so! Und es wird auch nicht darüber gesprochen, die Sache bleibt unter uns, auch das hier mit der Photographie und den Gedichten.«

Ich packte die Sachen wieder zusammen.

»Ja, aber wie ist Hans nur hierhergekommen?« fing dann der Steuermann wieder an.

Eine Erklärung war ja leicht zu finden, und sie konnte recht wohl den Tatsachen entsprechen.

Hans hatte also in der Nacht die Lichter eines vorübersegelnden Schiffes gesehen, und seine Sehnsucht nach der heimlichen Liebe war zu groß gewesen, er hatte sich ins Meer gestürzt, und es war ihm geglückt, das Schiff zu erreichen.

Von Blodwens Schiffbruch und Ueberführung nach London konnte er nichts wissen, nach der Seeburg war keine Zeitung, kein Fremder gekommen.

Wohl aber hatte Hans auf diesem Schiffe von alledem erfahren können, oder aber, das Schiff war eben nach England gegangen.

Er hatte, wahrscheinlich ohne von unserem Hiersein zu wissen, Blodwen befreit. Freilich, das Wie und ob er sich schon vorher mit Blodwen verständigt hatte, das konnten wir nicht wissen. Jedenfalls war er darüber zum Mörder geworden.

Na, wir hier nahmen diese Sache gar nicht so tragisch.

Dann besprach ich gleich in Gegenwart des Segelmachers mit Mahlsdorf weiter, was nun werden sollte.

Die zwanzigtausend Pfund fahren lassen. Ich hatte keine Lust, mich hier noch ein Vierteljahr aufzuhalten und mich am Ende gar noch einmal einstecken zu lassen. Denn etwas würde man mir schon anhängen, das war ganz sicher.

Hasse erschrak über die Höhe der Summe, wenigstens er wollte hierbleiben, durch eine eventuelle Gefängnis- oder seinetwegen auch Zuchthausstrafe

[330]

zehntausend Pfund verdienen helfen, aber da gab es natürlich nichts bei mir. Der robuste Mensch wäre ja hinter Kerkermauern ebenso schnell wie ich eingegangen.

Ich rief alle Leute im Zwischendeck zusammen und hielt ihnen eine kleine Rede, schilderte, worauf es ankam. Ich müßte einen anderen Kapitän besorgen, würde die rechte Wahl schon treffen, welcher mein Schiff mit seiner Fracht nach Rio de Janeiro führen sollte. Das mußte öffentlich verkündet werden.

Unterdessen hielten wir, ich und der Segelmacher – hier muß sich der Kapitän zuerst nennen – uns vorschriftsmäßig in London auf – natürlich nur so lange, bis sich die ›Sturmbräut‹ außerhalb der englischen Gewässer befand.

Wie wir dann an Bord kamen, das war noch auszumachen. Erst einen geeigneten Kapitän gefunden.

»Einverstanden?«

Na und ob! Ich glaube sogar, das machte den Jungen Spaß. Mir nämlich auch.

Und wegen der Moneten? Nun, ich hatte in meinem diebes-sicheren Panzerschrank und in meiner feuerfesten Hosentasche genau noch zwei Pfund sechs Schilling und sieben Pence. Rund sechzehn Taler.

Aber ich hatte der Mannschaft bei unserer Ankunft in London erst ihre dreimonatliche Heuer ausgezahlt, und als ob sie geahnt hätten, daß ihr Kapitän sie wieder einmal anpumpen würde, hatten meine Jungen sehr sparsam gelebt.

Ja, wir wurden diese Pumperei nun so langsam gewöhnt.

Als wir zusammengeschossen hatten, da zeigte sich, daß wir noch immer bare zweihundertachtundsechzig Pfund und einige Schilling besaßen, das reichte übermäßig für's Ankergeld, und als wir dann noch einige andere Ausgaben bestritten, auch  
[331]

noch einigen Proviant und vor allen Dingen Tabak angeschafft hatten, da waren, umgerechnet in deutsches Geld, in der Schiffs-kasse immer noch bare zwei Taler und acht Silbergroschen! Und das war richtiges, bares Geld, nicht nur solche schmutzige Papier-lappen, aus denen die zwanzigtausend Pfund Sterling bestanden hatten!!

Menschenherz, was verlangst du denn mehr?

Sind etwa zwei Taler acht Silbergroschen noch nicht genug?

»Go ahead!«

Na, wir waren schon richtige Zigeuner geworden!

#### SCHON WIEDER 'RIN.

Außerdem aber war da noch das schuldenfreie Schiff, jetzt hoch versichert, so daß ich sofort eine Hypothek hätte aufnehmen können, wonach ich es dann selbstverständlich immer wieder versichern mußte, und dann war ja da auch noch die ebenfalls gut-versicherte Kohlenladung, an der ich innerhalb von vier Wochen mindestens zweihundert Pfund verdient haben würde.

Dafür freilich hatte ich vor, zwanzigtausend Pfund flöten gehen zu lassen, aber ... Zigeuner haben eben ihre besondere Rechnungsart, Land- und Seezigeuner, und bei mir stimmte die Rechnung, und wer das nicht versteht, der eignet sich eben weder zum Land- noch zum Seezigeuner.

Zunächst galt es also, einen geeigneten Kapitän zu finden. Ich brauchte nicht lange zu suchen, er lief mir zwischen die Beine.

Siegfried Mops. Eigentlich hieß er allerdings Siegfried Schulze. Aber er hatte ein Mops Gesicht, einen kurzen, untersetzten Mopsleib, die dazu gehörigen

[332]

Mopsbeine, und außerdem war er ein fideler Mops. Daß seine Eltern diesen Knaben Siegfried getauft hatten, war eigentlich unverantwortlich von ihnen.

Ich war unter ihm als Matrose gefahren, damals war er noch erster Steuermann gewesen, ich wußte aber, daß er bereits ein Schiff als Kapitän geführt hatte.

Ich stolperte also über ihn weg.

»Hallo, Mops! Was krauchst du mir hier zwischen den Beinen herum?«

»Hallo, Richard! Na, daß du hier bist, weiß ich schon, habe dich gesucht – du bist ja unterdessen ein netter Racker geworden, sogar schon totgeschlagen hast du einen.«

Ja, ich war eine Berühmtheit geworden. Auf der Straße blieb immer gleich alles stehen, um mir nachzusehen, und kaum war bekannt, daß ich mich auf freiem Fuße befand, als ich auch schon Einladungen die schwere Menge erhielt, meistens auf solchem nach Moschus stinkenden Papier, von Damenhand geschrieben. Aber ich reagierte nicht, hatte anderes im Kopfe.

Mops war erst vor zwei Tagen abgemustert worden.

»So und so – willst du die Führung meines Schiffes übernehmen?«

Na und ob Mops da mitmachte! Ich hatte ihn gleich in alles eingeweiht, und er war zu allem bereit.

Das war im Hinterzimmer einer besseren Kneipe ausgemacht worden, die Zeche machte vier Schilling, und ich hatte nur drei bei mir, Mops überhaupt keinen Penny! Alles wieder verjuxt. Und

ich hatte den Kerl erst anpumpen wollen! Verjuxt dieser Himmelhund mit solchen geschminkten Frauenzimmern innerhalb zweier Tage sechzig Pfund Sterling, wo er doch ganz gut hätte wissen können, daß ich ihn anpumpen wollte!

[333]

Doch jetzt hatte das alles nichts zu sagen. Jetzt war in London für uns fette Zeit, jeden Tag, jede Stunde wurde abgemustert und ausgezahlt, man mußte nur aufpassen, daß man nicht eine halbe Stunde zu spät kam.

Mops, der Bescheid wußte, ging, mich als Pfand zurücklassend, und als er zurückkam, brachte er nicht nur den fehlenden Schilling mit – was übrigens auch gar nicht gelangt hätte; denn ich hatte unterdessen schon wieder etliche Buttels Baß Ale und Schnäpse vertilgt – sondern gleich eine Zehnpfundnote, und die hatte ich auch sehr nötig; denn ich mußte doch während der nächsten Tage in London leben, der Segelmacher ebenfalls, und die Schiffskasse durfte nicht mehr allzu sehr angegriffen werden.

An Bord meines Schiffes wurde das übrige mit den Steuerleuten verabredet.

Also erst einmal nach Amsterdam, nicht in den Hafen, sondern, um das Ankergeld zu sparen, nur auf Reede, und sobald wie möglich kamen wir Zuchthauskandidaten nach, natürlich nicht als Passagiere. Wohl vielleicht auf einem Passagierdampfer, aber vornehm in den Kohlen mittenmang. Denn meine Länge von zwei Metern war durch keine Maske zu verkleinern, ich wäre bei der Kontrollierung durch die Polizei bei der Abfahrt doch sofort erkannt und festgenommen worden.

Solch ein baldigst nach Amsterdam gehendes Schiff war erst noch zu suchen, wir hatten uns mit der Mannschaft zu verständigen, daß wir in den Kohlen verstaubt wurden. Aber das war ja Kleinigkeit. Ich glaube, es gibt gar keinen christlichen Seemann, dem es nicht ein Teufelsvergnügen macht, der Polizei ein Opfer aus den Klauen zu rücken.

Nur auf meinem eigenen Schiffe wollte ich das nicht probieren.  
Ich konnte doch scharf beobachtet

[334]

werden, und . . . lieber nicht. Das ganze Schiff hätte wiederum auf dem Spiele gestanden.

Die ›Sturmbraut‹ dampfte ab, die Themse hinunter. Vergnügt blickte ich nach. Auf Wiedersehen auf freier See!

So, nun noch etwas durch die City promeniert, um mich in meiner ganzen Größe bewundern zu lassen, daß die nicht etwa dachten, ich wäre so einer, der einfach zwanzigtausend Pfund oder für meine Person doch wenigstens zehntausend so pfeifen läßt.

Unterdessen war der viel weniger auffällige Hasse unten am Hafen, hielt schon Umschau nach dem elegantesten Kasten mit den weichsten Kohlen, die am wenigsten abfärbten, und wenn alles gut ging, rutschten wir schon heute nacht der ›Sturmbraut‹ nach.

Ach, wie sollte ich mich irren! Was für einen Streich sollte mir mein grenzenloser Leichtsinn, oder wie man es nun sonst nennen mag, noch spielen!

Schließlich ganz gut, daß alles so kam, das wird der Leser noch später erfahren – aber erst sollte ich doch noch eine böse Leidenszeit durchzumachen haben.

Als ich so durch die Regentstreet schlendere, behaglich meinen silbernen Zahnstocher im Munde, sehe ich da vor einem großen Schaufenster mit Möbeln einen Herrn und eine Dame stehen – die beiden gehörten offenbar zusammen, und . . . ich erkenne die mexikanische Tänzerin, die Coliani!

Ich bin schon dicht hinter ihnen.

»Sieh nur, Ralph, diese herrliche Garnitur,« sagt in diesem Augenblick die Tänzerin zu ihrem Galan, einem schwächtigen Herrn mit blondem Stutzbart, blaß, wenn auch etwas von der Sonne gebräunt.

Ich weiß nicht, was mir da plötzlich durch den Kopf schoß. Ich habe manchmal ein so eigentümliches

[335]

Gefühl. Ich werde wie besinnungslos, wie chloroformiert. Ich weiß nicht, was ich tue. Es sind Impulshandlungen, für die ich gar nicht verantwortlich zu machen wäre. Dabei ist merkwürdig, daß ich dann äußerlich immer ganz bedachtsam werde, ganz ruhig, während in mir alles siedet.

Und da schoß mir alles blitzschnell durch den Kopf, eine ganze Reihe von Gedankenbildern, ich sah Blodwen im offenen Boote, wie sie von der Jacht aufgefischt wird, wie sie mit ihrem Kinde im Arm vor dem Jachtbesitzer und vor der mexikanischen Tänzerin auf den Knien liegt – und die Stereoskopbilder schlossen damit, wie der Wärter ermordet auf dem Boden liegt. Von mir selbst, wie ich in der Zelle sitze, gar nicht zu sprechen.

Also ich nehme bedachtsam meinen Zahnstocher aus dem Munde, klappe ihn zusammen, stecke ihn bedachtsam in die Westentasche, und so trete ich ganz gelassen seitwärts vor den Herrn hin, ziehe höflich den Hut.

»Habe ich die Ehre, mit Herrn Baronet Ralph von – – zu sprechen?«

Der Gefragte sieht mich groß an, dann lüftet er seinen Zylinder.

»Jawohl, das ist mein Name – und mit wem habe ich das Vergnügen?«

»Sie haben das Vergnügen, den Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbräut‹ kennen zu lernen, und ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie ein großer Schuft sind – da ... und da ... und nehmen Sie das noch ... und das ... und das ...«

Und ich tachtelte ihn ab, links und rechts, damit er nicht aus der Balance kam.

Die Coliani hatte erst wie erstarrt dagestanden, mich wie ein Gespenst anstierend, dann stieß sie einen gellenden Schrei aus und schlug mit ihrem Sonnenschirmchen auf mich ein.

[336]

Das ließ ich mir natürlich nicht gefallen, jetzt nahm ich mir auch die vor, sie hatte es ja auch reichlich verdient, aber die Tänzerin konnte ich trotz ihrer Ballerinenbeine nicht in der Balance halten, ich mauscellte sie seitwärts, und mit Vehemenz fuhr sie durch die große Glasscheibe und kam zwischen Scherben gerade auf den Damenstuhl der bewunderten Garnitur zu sitzen.

Wie es weiter zugging, wußte ich nicht recht. Ich war plötzlich von einer großen Menschenmenge umringt, ein paar hingen sich an meine Arme, die ich wie die jungen Hunde abschüttelte, dann knallte ein Schuß, dann sah ich, daß es merkwürdigerweise der Baronet war, den das Publikum verhaute, weil er nämlich mit dem Revolver geschossen hatte, glücklicherweise war der Schuß über die Dächer gegangen, und dann erkannte ich, daß es zwei oder drei Konstabler waren, die sich mit mir beschäftigten, und da gab ich gutmütig das Schütteln auf.

Aber richtig kam ich erst wieder zur Besinnung, als ich in einer mit weißen Kacheln verkleideten Zelle saß. Die Londoner Polizei hat nämlich höchst feine Arrestzellen. Die Kacheln sollen auch wegen der Wanzen und anderen Tierchen höchst praktisch sein.

Zuerst war es mir ganz behaglich zumute, ich atmete trotz der Enge der Zelle erleichtert auf.

Bald aber schlug meine Stimmung um.

Himmelherrgott noch einmal, Richard, was hast du getan?! Du hast in England auf offener Straße ein Frauenzimmer geschlagen, sogar eine sogenannte Dame – in dem Lande, über welches eine Königin gebietet!!

Ja, jetzt erkannte ich, daß ich ein rechter Esel gewesen war! Aber soll man da nicht aus der Menschenhaut und in die eines Esels fahren, wenn

[338]

man die Halunken endlich sieht, die man zu sehen sich schon lange gewünscht hat?

Ich will es kurz machen. Es ging auch äußerst schnell.

Ein halbes Jahr ›*hard labor*‹. Und ›*hard labor*‹ ist Zuchthaus. Wenn auch nicht ganz gleichbedeutend mit dem unsrigen. In England gibt es überhaupt keine im Prinzip entehrende Strafe. Aber die härteste ist es doch – es ist Zuchthaus.

Jawohl, in England gibt es Zuchthaus, wenn man auf der Straße eine Dame backpfeift. Schon wenn man sie küßt, sogar halb und halb mit ihrem Einverständnis, und sie zeigt einen hinterher an – schon dafür kann's unter Umständen einige Wochen Zuchthaus geben!

Aber nun gar hauen – sie sogar durch ein Schaufenster expedieren – ein halbes Jahr Zuchthaus!

Ein Glück nur, daß sie sich dabei nicht den geringsten Schnitt weggeholt hatte. Diese Tänzerin schien das zu verstehen, so durch eine Glasscheibe zu fahren. Sonst hätte ich mich gleich auf einige Jahre gefaßt machen können.

Ein Glück? Nun für mich genügte das halbe Jahr gerade.

#### IN DER TRETMÜHLE UND EINIGE TODESBETRACHTUNGEN.

»*Second part – turn to!!!*«

Wer von uns zehn Sträflingen sich nicht schnell genug von der Pritsche erhob, bekam die Peitsche zu schmecken.

Denn damals gab es, wie zum Teil heute noch,  
[339]

in den englischen Strafanstalten schmähliche Wichse. In deutschen soll es nicht viel besser sein, aber diese kennen zu lernen habe ich nicht das Vergnügen gehabt.

Es war ein großes, hölzernes Rad, sechs Meter im Durchmesser und ebenso breit, aus welchem zehn Männer sprangen, ihre graue Arbeitskleidung mit blauen Pfeilspitzen gemustert, dabei von Schweiß triefend naß.

Statt ihrer sprangen wir in das noch drehende Rad hinein, dessen Innenseite mit hohen Querleisten wie mit Stufen benagelt

war, und wie auf solchen begannen wir auch aufwärts zu steigen, ohne vom Fleck zu kommen, weil sich das Rad unter uns fort-drehte, und dieses setzte wieder ein im Nebenraume befindliches Stampfwerk in Bewegung, das Kalkstein zerkleinerte.

Es war die Tretmühle von Portland, in die ich gekommen, unser Schweiß lieferte den Kitt für den Portlandzement.

Ja, in wenigen Minuten rann auch uns der Schweiß in Strömen vom Leibe, keuchend rang die Lunge nach Atem, manchmal wischte sich einer den Mund, in der Hoffnung, an seiner Hand Blut zu sehen, denn dann konnte er sich wenigstens im Lazarett bis zu seinem Tode ausruhen, später weiter draußen auf dem Friedhof.

Von früh um sechs bis abend sechs abwechselnd dreißig Minuten treten und dreißig Minuten Ruhe. Diese lange Zwischenpause nach kurzer Arbeitsfrist zeigt vielleicht am deutlichsten, was die Tretmühle zu bedeuten hat. Es gab auch solche, welche noch eine schwere Eisenkugel nachpoltern mußten, sehr angenehm für den Nachbar. Besser schienen die daran zu sein, welche mit den Händen an eine Eisenstange angeschlossen waren, welche quer durch das Rad lief, die konnten sich etwas stützen. Aber dieser Vorteil [340]

war nicht so groß, dafür hatten die ein viel schwereres Rad zu treten.

Und wenn man nun einmal nicht trat, alle zusammen nicht, dann blieb die Karre stehen? O nein, in Schwung blieb das Rad ja doch, und hob man die Füße nicht schnell genug, so schlugen die Querleisten immer gegen die Schienbeine, danach waren die Stufen gleich eingerichtet, und sackte man vor Schmerz zusammen, so kam man unter die eisenbeschlagenen Sohlen der anderen. Nein, lieber nicht!

Doch so humoristisch war mir damals nicht zumute, wie ich dies jetzt schreibe.

Zwei Wochen waren seit der zerbrochenen Fensterscheibe vergangen. Acht Tage wieder in Untersuchungshaft, und heute war mein siebenter Tag in der Tretmühle. Von diesen war ich den ersten Tag ein mechanischer Automat gewesen, der überhaupt gar nichts dachte, zwei Tage lang ein gelähmter Krüppel, der aufgepeitscht werden mußte – jetzt die letzten Tage ging es wieder ganz gut, die Gelenkschmerzen waren überstanden.

»Mensch, der du hier eintrittst, laß alle Hoffnung draußen!«

So soll wohl über einigen russischen Gefängnissen stehen, welche für Lebenszeit eingerichtet sind.

Das galt auch für mich. Auch ich hatte schon alle Hoffnung draußen gelassen. Ein halbes Jahr lang hier so treten, in dieser dunstigen, mit feinem Sandstaub geschwängerten Atmosphäre? Aushalten würde ich es wohl, daran zweifelte ich nicht, meine Konstitution war danach – aber ich hatte keine Lust dazu, kein Gedanke daran.

Daß ich noch nicht wieder vor dem Richter stand, um wegen Mordes diesmal zum Tode verurteilt zu werden, daran war nur der Umstand schuld, daß dieser Wächter, der uns Zwanzig unter sich hatte, mir

[341]

zu leid tat. Ich hatte ein wertvolleres Leben auf den Kieker.

Gleich am ersten Tage war ein Herr zu uns in die Bude gekommen, hatte uns zwanzig Mann besichtigt. Der Sklaventreiber hatte ihn mit Herr Direktor angeredet.

Ich hatte gerade Pause, lag wie zerschlagen auf der Pritsche.

»Auf, auf!!«

Wir mußten uns in Parade stellen.

Der Direktor sah erst den Tretern zu, nahm dem Wächter die Peitsche aus der Hand und schlug unter die Keuchenden, nur so zum Zeitvertreib, übte sich, den hintersten Mann zu treffen, wobei er durch das ganze Rad schlagen mußte, handhabte auch wirklich die Peitsche mit Virtuosität.

Dann musterte er uns.

»Wo ist der neue?«

»Nummer 122.«

Diese Zahl prangte bei mir an Brust und Rücken.

»So, das ist der Halunke – pftsch.«

[342]

Der Herr Direktor spuckte mir ins Gesicht, schlug mich mehrmals ins Gesicht, spuckte noch einmal recht kräftig hinein – und dann ging der Herr Direktor wieder.

Ich war an diesem ersten Tage noch viel zu sehr niedergeschmettert, um mir bei alledem etwas denken zu können. Ich hatte mich, steif dastehend, ruhig schlagen und anspucken lassen.

Aber in der Nacht wurde es mir schrecklich klar. Warte, komm du nur wieder!

So streng das Sprechen auch verboten war – die beiden Sprecher wurden sofort zusammengekettet, was die Qual verdreifachte – wurde doch ab und zu geflüstert, und ich hörte zufällig, daß der Herr Direktor aller acht Tage seine Visite abstattete, regelmäßig jeden Sonnabend früh.

Jut! Sechs Tage konnte ich noch warten. Denn der Wächter war mir zu schade. Das war überhaupt gar kein so fürchterlicher Unhold. Er gebrauchte die Peitsche nur mäßig.

Aber viel länger als sechs Tage durfte es auch nicht dauern, bis ich mich zum Mörder machte.

Denn ich hatte schon etwas erkannt. Es war doch eigentlich merkwürdig, daß sich zwanzig kräftige Männer so von einem einzigen Menschen schlagen ließen, und wir waren ganz allein zusammen in dem abgeschlossenen Raume. An ein Ausbrechen war hier freilich nicht zu denken, aber die Wut, die Wut!! Die mußte doch einmal bei einem hervorbrechen!

Nein, eben nicht! Die waren schon sämtlich geistig und seelisch gebrochen, es waren Tiere, mehr noch, blödsinnige Menschen, die

überhaupt keinen eigenen Willen mehr hatten, sich deshalb ruhig prügeln ließen, als müßte das so sein.

Und ich wußte bestimmt, daß ich in wenigen Tagen ebenso sein würde. Körperlich rüstig, aber innerlich vollständig gebrochen, so wie diese dort.

[343]

Nun, vorläufig war das noch nicht der Fall. Kaltblütig erwog ich alles. Ich war sogar noch edelmütig dabei.

Dieser Wächter war also gar nicht so sehr brutal, das verriet schon sein Gesicht. Dieses sah vielmehr recht vergrößert aus. Der arme Mann hatte gewiß einen Haufen Kinder zu Hause. Es ist ja nicht gerade hübsch, sich als Sklaventreiber herzugeben, aber schließlich muß auch ein Henker sein, und ... der Herr Direktor war mir eben lieber.

Denn der hatte so ein recht abgelebtes Gesicht, dem sah die viehische Brutalität aus den Augen – in der Gesellschaft, in welcher dieser hochgestellte Beamte verkehrte, hatte das vielleicht nichts zu sagen, ich habe sogar gehört, auch selbst genug davon erfahren, daß es gewisse und manchmal gerade zartbesaitete Damen gibt, welche viehische Brutalität an Männern lieben – und zweitens bekam die Familie dieses hohen Beamten nach seinem Tode doch eine gute Pension, für die war gesorgt.

Also mache dich bereit, mein Direktorchen, morgen früh klebt dein Gehirn dort an der Wand!

Nein, ich hatte keine Lust, mich hier zum Automaten machen zu lassen.

Endlich läutete die Abendglocke. So, das war das letztemal gewesen. Als Mörder mußte ich in Untersuchungshaft kommen. Vorher würde es freilich noch einmal die Karbatsche setzen, aber das mußte eben mitgenommen werden. Dann hatte ich alles Leiden hinter mir, man hat es in der Untersuchungshaft gar nicht so

schlecht, und dann stieg ich gemächlich das Treppchen hinauf, bekam eine Schlinge um den Hals, das Fallbrett klappte herunter, und weg war ich.

Gewaschen wurde noch gemeinsam. Dann kam jeder in sein Zellchen, wo schon sein Abendbrot

[344]

bereitstand, wie immer aus Hafergrütze mit Sirup und aus einem Topf mit Kakao bestehend.

Man sieht, man lebt im englischen Zuchthause gar nicht so schlecht. Fleisch gibt es jeden Mittag, Sonntags sogar hinterher Pudding. Auch die Seegrasmatratze ist gar nicht schlecht. Wenn nur die verdammte Tretmühle nicht wäre! Dann hielte man es schon aus. Und für meine Person noch etwas mehr frische Luft und Sonnenschein!

Für diejenigen, die es interessiert, sei noch bemerkt, daß in den englischen Strafanstalten der Kakao zusammen mit großen Rindsknochen gekocht wird, es schwimmt immer obendrauf fettes Mark, das man erst verrühren muß, und wer nicht glaubt, daß das schmeckt, mag es nur probieren. Es schmeckt sogar köstlich, und obgleich ich sonst kein Freund von Fett bin, habe ich mir später den Kakao immer so mit Rinderknochen kochen lassen.

Jetzt aber konnte mich dieser Kakao mit Rindermark nicht länger in der Tretmühle halten. Ich schmachtete nach des Herrn Direktors Gehirn.

Ich aß mit Appetit, dann streckte ich mich auf der Seegrasmatratze aus, dachte an dies und jenes, an Blodwen, an meine Jungen, an Karlemann – dachte auch etwas an die Unsterblichkeit der Maikäfer und insbesondere auch an meinen eigenen Tod.

Und wie ich so grübelte, mir so vorstellte, wie das sein muß, wenn man mit einem Male tot ist, da begann ich mich etwas vor dem Tode zu fürchten.

Das gestehe ich ganz offen. Aber ich hatte Furcht vor etwas ganz Besonderem.

Der Tod des Hängens tritt wohl niemals durch Ersticken ein, sondern immer durch Bruch der Wirbelsäule am Halse. Die Halswirbel tragen die Last des Körpers nicht. Deshalb zur Erleichterung des Todes das Fallbrett.

Aber wenn die Halswirbel nun nicht brechen

[345]

wollen? Der Fall soll vorgekommen sein. Ein englischer Fischer ist ganz gewiß einmal die vier oder fünf Meter heruntergestürzt, und als er unten hing, zappelte er noch lustig.

Was war zu machen? Sich an die Beine hängen durfte man hier nicht, das ließ die Zeremonie nicht zu; also der Delinquent mußte noch einmal das Treppchen hinauf, nochmals klappte das Fallbrett herab, und nun war er glücklich mausetot.

So etwas muß doch höchst fatal sein, für den Henker, für das Publikum, und am allermeisten wohl für den Delinquenten. Und ich besaß einen sogenannten Stiernacken. Ich konnte mit den Zähnen einen respektablen Tisch hochheben, und wenn ich so gebückt dastand, da konnte man dranhängen, was man wollte, das blieb hängen und rührte mich nicht. Es hatte niemals ausgedient, um meinen Kopf herunterzubekommen, und wenn's auch ein kleiner Möbelwagen war.

Ja, und wenn ich nun also von dem Fallbrett . . .

Unter solchen Gedanken schlief ich ein. Und die Hängerei ging im Traume immer weiter. Ich war nicht tot zu kriegen. Zuletzt kamen meine Jungen, banden an jeden meiner Füße ein Tau und fingen taktmäßig an zu ziehen – ›höhh jubbb!! höhhhh jubbb!!‹ – und der Bootsmann piff den Takt dazu.

Aber mein Genick wollte nicht brechen.

›Pult, Jungens, pult!!‹ schrie ich, ohne daß mich die Schlinge im mindesten genierte. ›Höhh jubbb!! höhh jubbb!!‹

Und weil es so immer noch nicht ging, brachten sie eine Winde angeschleppt, die wurde erst eingeschmiert, und als Fettpf diente

ein Totenschädel, der noch die Physiognomie des Herrn Direktors trug . . .

[346]

### DER KOMMODORE.

Da wachte ich auf. In meinen Traum hatte sich ein Lichtschein gemengt, der nicht hineingehörte. Es hätte denn das ewige Himmelslicht sein müssen – aber es war eine ganz einfache Laterne, in die ich blinzelte. Und die gehörte doch wieder nicht in meine Zelle.

Dann sah ich einen Mann, der diese Laterne in der Hand trug, und da richtete ich mich auf.

»Ich bin bereit,« sagte ich und tastete nach meinen Stiefeln.

»Wozu bereit?« fragte eine sonore Stimme.

»Fragen Sie nicht so dumm. Zu meinem letzten Gang. Hauptsache ist, daß der Herr Direktor tot ist. Und dann bitte ich, mich recht kräftig fallen zu . . . «

»Sie träumen wohl noch?!« erklang es in heiterem Tone.

Ja, da kam mir zum Bewußtsein, daß ich nur vorausgeträumt hatte. Der Herr Direktor hatte vorläufig sein Gehirn noch. Aber ich erschrak nicht, weil ich mich etwa verplappert hatte – das war alles gleich wieder vergessen.

Jedenfalls wußte ich jetzt, daß ich mich noch in meiner bisherigen Zelle befand und morgen wieder in die Tretmühle mußte, morgen aber war auch der große Tag – wenn er nicht schon heute war.

Nun einmal auf der Pritsche sitzend, einen der gefundenen Nägelschuhe in der Hand, betrachtete ich mir den Laternenträger. Zum ersten Male kam des Nachts jemand in meine Zelle, bisher hatte noch keine Revision stattgefunden.

Es war ein schon älterer Mann mit leichtergrauten Haaren, das glattrasierte Gesicht über und über von Runzeln durchzogen, mit

tausend Fältchen übersät, und trotzdem war dieses Gesicht noch das

[347]

eines Jünglings, und das machten die hellblauen Augen, welche noch von Lebensfeuer sprühten.

Anders kann ich es nicht beschreiben. Jedenfalls ein Gesicht, welches man nie wieder vergißt, wenn man es einmal gesehen, ein unter hundertausenden auffallendes Gesicht.

Auffallend war auch die Hand, welche die Laterne trug. Ueberaus fein und zart, und dennoch wie aus Stein gemeißelt, ebenso wieder gar nicht zu dem Gesicht mit den tausend Fältchen des vorgerückten Alters passend.

Wenn man in einer Zelle der Portländer Treitmühlenanstalt sitzt, man grübelt einen Mord aus und bereitet sich auf sein letztes Stündlein vor, und man kann all dies noch beobachten, macht sich Gedanken darüber, dann muß wohl wirklich etwas Besonderes daran sein.

Dabei übersah ich auch ganz, daß er keine Uniform, sondern einen modernen, dunklen Straßenanzug trug, neu, aus feinem Stoff. Das konstatierte ich erst hinterher.

Als ich fertig mit meinen Betrachtungen war – was ja nur wenige Sekunden gedauert hatte – erwartete ich, daß der Besucher meine Zelle revidieren würde, wie es auch im Untersuchungsgefängnis manchmal geschehen war.

Aber der Mann blieb stehen, ließ das Licht in mein Gesicht fallen.

»Herr Kapitän Richard Jansen!«

Ich zuckte nicht schlecht zusammen. Zum ersten Male hörte ich hier meinen Namen! Sonst gab es hier doch nur Nummern. Und nun auch noch ein »Mister« vorgesetzt!

Eine Ahnung überkam mich gleich. Der besuchte mich zu einem ganz besonderen Zwecke! Und nun diese Stimme! Kräftig

und voll und tief, schmeichelte sie sich doch wie süße Musik ins Herz hinein.

[348]

»Um Sie ist es schade!«

Da verließ mich die Ahnung. Die Erkenntnis kam.

»Ach, der Anstaltsgeistliche!« sagte ich unmutig.

Ja, aber, kommt der denn so mitten in der Nacht? Denn die Sonne ging schon um fünf auf, und das konnte ich auch durch das hochangebrachte, schwervergitterte Fenster immer bemerken.

Da zuckte es in den tausend Falten und Fältchen wie verhaltenes Lachen.

»Nein, ich bin eher alles andere als ein Geistlicher.«

»Wer sind Sie sonst?«

»Ein Seezigeuner wie Sie.«

Ich starrte den Sprecher verständnislos an.

»Oder,« fuhr er fort »wenn Sie das lieber hören: ich bin ein Mann, der die Macht hat, Sie aus dieser Zelle hinaus in die Freiheit zu führen.«

Ja, das hörte ich nun allerdings lieber, ich sprang auf, und ich hatte nur noch die Besinnung, meine Stimme vorsichtig zu dämpfen.

»Sie können mir zur Freiheit verhelfen?!«

»Wenn Sie wollen, ja.«

»Und ob ich will!«

»Unter Bedingungen.«

Ach, erst Bedingungen! Aber was konnte das Schlimmes sein? Jetzt war ich überhaupt zu so manchem bereit.

»Sprechen Sie,« flüsterte ich.

»Sie brauchen nicht so leise zu reden,« entgegnete der Fremde, der seine volle Stimme auch durchaus nicht dämpfte.

Ich kannte die Vorsichtsmaßregeln dieser Anstalt nicht, aber dieser Mann mußte sich doch sehr sicher fühlen, daß er hier so gemütlich sprach.

»Nennen Sie die Bedingungen!«

Er antwortete nicht gleich, er betrachtete mich,

[349]

und wieder zuckte es so merkwürdig in den tausend Fältchen, als kämpfe er mit einem Lachen, und die Augen sprühten im Jugendfeuer des Uebermuts.

»Um Sie ist es doch wirklich schade,« wiederholte er dann wie zuerst. »Da wollen Sie nun durchaus immer mit Baumwolle und Kohlen handeln, und alles verwandelt sich in Ihrer Hand in Zunder und Pech. Haben Sie denn noch nicht endlich bemerkt, daß Sie sich zu solcher Schacherei gar nicht eignen? Sie werden doch allüberall von jedem Kinde übers Ohr gehauen. Ist Ihnen denn das noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen?«

Da soll nun ein Mensch etwas dazu sagen!

»Nun, was soll ich denn sonst tun?«

»Dorthin gehen, wohin Sie gehören.«

»Und wohin gehöre ich?«

»Dorthin, wo die Kanonen brüllen oder doch mindestens Kugeln pfeifen – wo Mann gegen Mann losschlägt – dorthin gehören Sie.«

Ach, das war ebenfalls Musik, die da in mein Ohr klang!

»So bringen Sie mich dorthin – ja, dort werde ich meinen Mann stellen. Ich weiß, was Sie meinen. Bringen Sie mich dorthin – nur fort von hier!«

»Unter Bedingungen.«

»Sind Sie der Teufel? Setzen Sie den Kontrakt auf, geben Sie eine Feder her – ich will ihn ungelesen mit meinem Blute unterschreiben.«

Und schon hielt ich meinen Arm hin, um mir eine Ader ritzen zu lassen, schob den Hemdärmel zurück. Ich war wirklich in eine märchenhafte Stimmung versetzt worden, und das ist begreiflich.

Der Fremde trat näher, betastete mit seiner feinen und doch so kräftigen Hand meinen Arm.

»Was für einen Arm haben Sie?! Und Sie schachern mit Baumwolle und Kohlen!«

Ich war mit einem Male wie beschämt. Ja,  
[350]

ich schämte mich plötzlich, bisher immer ein solider Handelskapitän gewesen zu sein.

»Geben Sie meinem Leben eine andere Bahn!«

»Unter Bedingungen!« wiederholte er zum dritten Male.

»Zum Teufel – wenn Sie der nicht selbst sind – so nennen Sie doch die Bedingungen!«

»Daß Sie mich an Bord Ihres Schiffes nehmen, für ständig.«

An Bord meines Schiffes – wie lieblich das in meinen Ohren klang!

»Warum nicht?«

»Daß Sie mich niemals fragen, wer ich bin.«

»Sie sind mein rettender Engel, das genügt mir.«

»Und drittens, oder das sollte das erste sein, denn das schließt alles andere ein: daß Sie mir fernerhin gehorchen.«

Ein klein wenig stutzte ich doch. Aber was soll man tun, wenn man die Wahl zwischen der Freiheit und der Treitmühle hat, in deren Hintergrunde man schon den Galgen sieht? Und mehr als ein Mörder kann man doch nicht werden.

Aber ich blickte den Mann an – nein, der war keiner Schurkelei fähig – ich kann gar nicht sagen, was für eine Sympathie von diesem Manne auf mich ausströmte.

»Ich werde Ihnen gehorchen.«

»Unbedingt gehorchen?«

»Unbedingt!«

»Und wenn ich zu Ihnen sage: sieh diesen Menschen, töte ihn – Sie werden ihn ermorden?«

»Ich werde ihn mit Vergnügen totschiessen – denn dann ist das ein Schuft, von dem die Welt befreit sein muß.«

»Und dieser bedingungslose Gehorsam gilt für Ihr ganzes Leben!«

»Solange ich lebe.«

[351]

»Abgemacht!«

»Abgemacht!«

Und wie ich in die dargebotene Hand einschlug!

In diesem Augenblick zuckte mir ein Gedanke durch den Kopf.

»Ah, ich weiß – ich ahne es – Sie sind von dem indischen Maharadscha abgesandt . . . «

Schnell einen Schritt zurücktretend, machte er plötzlich ein so abweisendes Gesicht, daß ich erschrocken verstummte.

»Sie haben ja Ihr Wort schon gebrochen – Sie fragen ja, wer ich bin!«

»Verzeihung, es wird nicht wieder vorkommen,« konnte ich nur sagen.

Gleich war es wieder das alte Gesicht, erfüllt von überlegenem, aber gutmütigem Spott, die Augen sprühend von Geist.

»Sie sollen mir unbedingt gehorchen.«

»Ich bin bereit, es zu tun.«

»So befehle ich Ihnen als erstes, mich nie zu fragen, wer ich bin, was ich tue, wohin ich gehe.«

»Das habe ich Ihnen ja schon gelobt.«

»Gut. Aber es wird Ihnen schwer fallen, denn Sie werden unter meiner Führung Rätselhaftes genug erleben.«

»Meine Zunge wird gebunden sein.«

»Und ich will es Ihnen leicht machen, indem ich unser Verhältnis fortsetze, zwischen uns eine Schranke errichte. Sind Sie Soldat gewesen?«

»Nein.«

»Sonst würde ich mich eine Charge über Sie stellen. Doch auch wenn Sie Kapitän sind, kann ich Ihr Vorgesetzter sein. Wissen Sie, was ein Kommodore ist?«

Und ob ich als Seemann das wußte!

Heute hat das Wort Kommodore einen speziellen Begriff bekommen. Das Kommando über

[352]

eine Kriegsflotte, über ein Geschwader oder überhaupt über mehrere zusammegelnde Schiffe führt doch ein Admiral, welcher auch im Range desselben steht, als kommandierender Admiral, Vizeadmiral oder Konteradmiral.

Es kann aber vorkommen, daß kein rangmäßiger Admiral vorhanden ist, oder er findet in der Schlacht oder auch im Frieden durch Krankheit seinen Tod, während das Geschwader unterwegs ist. Dann muß ein anderer das Gesamtkommando übernehmen, ein Kapitän zur See, also im Range eines Obersten stehend, oder ein Kapitänleutnant, oder nur ein Leutnant – ja, man kann sich den Fall vorstellen, daß einmal ein einfacher Unteroffizier der letzte ist, dessen Befehl das ganze Geschwader zusammenhalten muß.

Ein Admiral wird er dadurch nicht, er führt den Namen Kommodore, hat seine besondere Flagge.

Damals hatte man das auch schon, verstand unter einem Kommodore aber noch etwas anderes.

Man kann sich denken, daß auch dem Kapitän eines einzelnen Schiffes einmal ein Vorgesetzter beigegeben wird, vielleicht von der Landarmee, oder ein Berater, oder etwa ein Botschafter, oder auch nur ein Kurier mit geheimen Depeschen. In die eigentliche Führung des Schiffes hat er nicht mit hineinzusprechen; aber er kann befehlen: das Schiff soll da und dorthin gehen, von diesem Hafen nach jenem, er kann mitten in der Fahrt den Kurs ändern, da muß ihm der Kapitän gehorchen.

So etwas ist auch heute noch möglich, aber für ein einzelnes Schiff gibt es bei solch einem Manne nicht mehr den Namen Kommodore. Damals jedoch maßten sich sogar Charterkapitäne diesen Titel an, das Schiff begleitende Agenten von der Reederei, welche

nur die Fracht unter sich haben, weil diese ja auch wirklich über das Schiff bestimmen können, ohne mit der Führung etwas zu tun zu haben, sie können

[353]

das Schiff unterwegs verkaufen, und der eigentliche Kapitän ist doch noch zur Weiterfahrt verpflichtet, also der Name Kommodore wurde so verdreht, wie wir jetzt doch auch General-Agenten haben, Leutnants und Generale von der Heilsarmee und dergleichen.

Aber bei kaufmännischen Sachen war schon damals das Wort Kommodore eine lächerliche Anmaßung, lächerliche Titelsucht. Der Kommodore war ein militärischer Vorgesetzter des Kapitäns, von diesem durch eine unüberbrückbare Schranke getrennt, wie der Kapitän von seinen Offizieren und diese von der übrigen Mannschaft. Wenn der Kommodore den Kapitän anspricht, hat dieser stramm zu stehen.

»Well, Sie sollen mein Kommodore sein.«

»Abgemacht! So ziehen Sie jetzt diese Sachen hier an.«

Er schob mir mit dem Fuße ein Bündel zu, das ich noch gar nicht bemerkt hatte.

Da erst kam mir wieder zum Bewußtsein, daß ich mich ja in einer Sträflingszelle von Portland befand. Wir hatten uns hier so gemütlich unterhalten, mit lauter Stimme, daß mir dies zuletzt wirklich ganz aus dem Gedächtnis entschwunden war.

Wer war dieser Mann, daß er so etwas wagen durfte? Wie gelangte er hierherein? Wie konnte er mich befreien? An einen hohen Beamten, der meinetwegen fahnenflüchtig werden wollte, konnte ich schwer glauben. Aber sollte denn der indische ...

Halt! Ich hatte ihm versprochen, nicht über seine Person zu fragen, er war mein Kommodore, und kann der Soldat etwa seinen Vorgesetzten fragen: »Hören Sie, mein Gutester, wer sind Sie denn eigentlich?« – Und wie ich mein Herz immer auf der Zunge hatte, so hatte ich auch meine Gedanken in der Gewalt.

Ich riß die Sträflingskleider, die ich beim Schlafengehen nie ausgezogen, vom Leibe, packte  
[354]

das schwarze Bündel aus, fand einen dunkelblauen Seemannsanzug darin und ... erkannte in ihm meinen eigenen! Den besten, den ich für gewöhnlich an Land trug, ohne Abzeichen, mit einem weichen Filzhut, auch meine Stiefeletten, mein Unterzeug – alles aus meinem Garderobeschrank!

Ja, da freilich war es schwer, die Zunge zu beherrschen, noch mehr seine Gedanken!

Der Fremde beleuchtete unterdessen die Mauer aus Quadersteinen. Es war hier und da etwas drangeschrieben, eingeritzt – ich hatte den Verewigungen früherer Insassen meiner Zelle noch keine Beachtung geschenkt, hatte zu viel mit mir selbst zu tun gehabt.

Auch der Fremde schien nichts Besonderes zu finden, er richtete das Wort dabei wieder an mich.

»Sie werden einen sehr gütigen Vorgesetzten an mir haben,« sagte er, während er den Lichtstrahl an der Wand hin und her fahren ließ. »Nehmen Sie das mit dem Vorgesetzten überhaupt nicht wörtlich. Sie sollen ein freier Mann sein und bleiben, besonders auf Ihrem Schiffe unbeschränkt schalten und walten dürfen. Das ist es ja eben, was ich will. Ihre Freiheit will ich Ihnen sichern. Sie sollen ein freier Seezigeuner sein, dem die ganze Welt gehört. Aber Sie dürfen nicht viel Geld in die Finger bekommen. Das wird immer Ihr Unglück sein. Sie sind eben ein Zigeuner. Hängen Sie sich die Goldstücke doch an die Ohren. Oder lassen Sie sich aus ihnen eine Uhrkette machen. Ja, eine Kette – mit der Sie Ihr ganzes Schiff umspannen. Lassen Sie Ihr ganzes Schiff inwendig mit Gold auspflastern. Aber es nur nicht in der Tasche tragen – verstehen Sie, wie ich das meine?«

Ach, wie gut dieser Mann meinen Charakter erkannt hatte!

»Zu Befehl, Herr Kommodore!«

[355]

»Ja, lassen Sie mich Ihren Kommodore bleiben, wenn ich im Grunde genommen auch nur Ihr Berater sein will, um Ihre fernere Unabhängigkeit zu wahren. Unser eigentliches Verhältnis werden Sie schnell genug erkennen, wenn wir zusammen an Bord leben – zusammen, und dennoch jeder für sich selbst, als existiere einer für den anderen gar nicht.«

Der Mann sprach wie ein Buch! Wer war er nur, warum nahm er solch wohlwollenden Anteil an mir?

Wieder wußte ich meinen Gedanken Daumschrauben anzulegen.

Nur als ich jetzt in meine Hose schlüpfte, für die ich sonst nicht so leicht einen Ersatz bekommen hätte, die Kleidung jedes anderen normalen Menschen war für mich ja nur ein Badekostüm, da entschlüpfte mir ein Ausruf.

»Meine eigenen Sachen! Aus meinem Garderobenschrank!«

»Ich bin schon an Bord Ihres Schiffes gewesen, längere Zeit – habe sie von dort mitgebracht.«

Ich schwieg. Kapitän und Steuermann! So hatte ich mir doch früher immer gesagt, als ich anfangs zu Blodwen in ein abhängiges Verhältnis getreten war. Jetzt hieß es: Kapitän und Kommodore! Maul gehalten und Hände an die Hosennaht!

»Sie können mich ruhig fragen,« sagte da dieser einzige Mensch; »denn Ihnen brennen doch gewiß viele Fragen auf der Zunge. So ist das ja gar nicht gemeint. Nur über meine eigenen Verhältnisse nicht, auch nicht, weshalb ich mich Ihnen nähere, wie ich selbst Ihr Schiff gefunden habe, wie ich hierherkomme – alles nicht, was mich selbst betrifft. Aber sonst können Sie ruhig fragen.«

»Wie geht es meinen Jungen?«

Der Lichtstrahl traf wieder mein Gesicht, und ich

[356]

sah wieder die tausend Fältchen, und diese Augen, wie sie so warm strahlten.

»Herr Kapitän, diese Ihre erste Frage gereicht Ihnen zur Ehre.«

»Wieso?«

»Fragen Sie nicht so! Oder Sie wissen es wirklich nicht? Dann gereicht das Ihnen um so mehr zur Ehre. Dann kann ich es Ihnen aber auch nicht erklären. Sie würden es gar nicht verstehen. Meine Jungen – wie Sie das sagen können! So würde die Löwin sprechen, wenn sie es könnte. Es ist alles wohl an Bord.«

Na, dann war mir auch alles andere schnuppe. Nur eins mußte ich noch wissen:

»Ich hatte doch auch den Segelmacher . . . «

»Ich weiß alles. Ich selbst habe ihn von London nach Amsterdam an Bord Ihres Schiffes gebracht.«

»Ich bin fertig.«

Der Unbekannte, der er mir ja noch immer war und auch bleiben sollte, zog seine Taschenuhr – eine silberne, sehr starke, der man den kostbaren Chronometer gleich ansah, statt an einer Kette an einem Lederriemen befestigt.

»Und es ist gerade Zeit. Ein Uhr. Haben Sie alles?«

»Ich habe nichts zurückzulassen als die Erinnerung, hier meinen Wohltäter kennen gelernt zu haben, dem ich ewig dankbar sein werde, für den ich durchs Feuer gehen werde – doch auch diese Erinnerung nehme ich ja mit.«

Wieder zuckte es in den tausend Fältchen so eigentümlich.

»Sie haben eine gewähltere Ausdrucksweise, als man sonst bei Seeleuten findet.«

»Ja, ich hatte eigentlich auch Pastor werden sollen.«

[357]

Da merkte ich, daß er auch wirklich lachen konnte, er lachte herzlich und ganz ungeniert, als wären wir irgendwo, nur nicht in einer Zuchthauszelle, aus der ich befreit werden sollte.

»Und die Sträflingskleidung?«

»Die bleibt hier.«

»Ich hätte sie gern mitgenommen – als Andenken – schon wegen der schönen blauen Pfeile, die draufgemalt sind.«

»So nehmen Sie sie mit,« lachte er wiederum.

Es klang wie das fröhliche Lachen eines Kindes, wieder so sehr kontrastierend mit diesem faltigen Gesicht.

»Nun kommen Sie!«

Er blies die Laterne aus, es herrschte Stockfinsternis, meine Hand wurde ergriffen, die schwere Tür meiner Zelle öffnete sich.

Draußen der Korridor war durch Oellampen erleuchtet. Wir schritten ihn entlang, er meine Hand in der seinen haltend. Da er seinen Schritt gar nicht dämpfte, hatte auch ich es nicht nötig.

Da hörte ich ein lautes Schnarchen, und als wir um eine Ecke bogen, sah ich einen Mann auf dem nackten Boden liegen, einen Wärter, das Schlüsselbund noch in der Hand, fest schlafend.

Also ich wurde wirklich mit Gewalt befreit! Mindestens war denen, die uns hinderlich sein konnten, ein Schlafmittel beigebracht worden. Das sagte mir schon die unnatürliche Lage des Schläfers, der sonst aber ganz gesund schnarchte.

Ich hätte an einen höheren Beamten dieser Strafanstalt geglaubt, der seine Macht zu meiner Befreiung gebrauchte. Das konnte ja noch immer sein, aber . . . nein, jetzt glaubte ich es nicht mehr. Und hatte er nicht gesagt, er selbst sei so ein Seezigeuner?

Wir kamen in einen anderen Teil des großen Hauses, passierten noch einen anderen schlafenden

[358]

Wächter, dann hörten die Lampen auf, es wurde finster, ich ließ mich von der Hand meines Führers leiten, und sein Schritt stockte niemals.

Dann eine Treppe hinab, eine quietschende Tür, noch eine Treppe, immer tiefer ging es, und dann ohne Unterbrechung geradeaus.

»So, nun sind wir in Sicherheit. Ich hätte noch andere Sträflinge mitnehmen können, aber ich kenne keinen einzigen, der dessen wert wäre. Mag jeder Baumfrevler in der Tretmühle darüber nachdenken, was es bedeutet, jungen Bäumchen das Leben zu nehmen – und anderen Menschen ihre Freude oder die Frucht ihrer Mühen.«

Es waren die einzigen Worte, welche der Unbekannte während unseres unterirdischen Marsches, der eine halbe Stunde währte, sprach.

Ja, wie war das nur möglich, aus dieser Strafanstalt so einfach durch einen unterirdischen Gang zu entkommen?

Portland ist eine Insel im Kanal La Manche, zur Grafschaft Dorset gehörend, eine geographische Meile lang und eine halbe breit. Die dreitausend Bewohner sind ausschließlich mit der Herstellung des berühmten Zementes beschäftigt, brechen den Kalkstein und brennen ihn. Die Zuchthaussträflinge der in der Mitte der Insel stehenden Anstalt liefern in der Tretmühle die maschinelle Arbeitskraft – unpraktisch, Kohlen wären viel billiger – aber Zuchthaus muß nun einmal sein, die Tretmühle war in England von jeher die schwerste Strafe, hier ist eben solch ein Zuchthaus errichtet worden.

Man kann aber Portland auch als eine Halbinsel bezeichnen, denn es hängt mit dem Festlande durch einen vier Stunden langen Dünenstreifen zusammen, der sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat, aus festem Kies bestehend, nur ausnahmsweise bei einer Hochflut überschwemmt werdend.

[359]

Auf ihm führen Schienen entlang, auf denen der Zement in Wagen fortgeschafft wird, welche damals aber noch von Pferden gezogen wurden.

Auch ich war vor acht Tagen mit noch einem anderen Leidensgefährten in einem Wagen, der zugleich Lebensmittel mitbrachte, hierhergeschafft worden, in einer geschlossenen Zelle, von der

aus ich gar nichts hatte sehen können. Hätte ich dann nicht von meinen Kameraden in der Tretmühle erfahren, daß ich mich auf Portland befand, ich würde es gar nicht gewußt haben. Höchstens der feine Kalkstaub, der immer die Luft erfüllte, konnte es mir verraten.

Und hier von Portland, das zugleich stark befestigt ist, war die Entführung eines Sträflings möglich?! Vorgekommen war so etwas jedenfalls noch nicht. Auch dieser unterirdische Tunnel konnte dann doch gar nicht bekannt sein. Denn unter der Erde befanden wir uns sicher.

Da, diese frische Luft, etwas salzig – Seeluft! Ach, mit welchem Entzücken sog ich sie ein!

Und da, auch ein Lichtschimmer, wenigstens etwas mehr Helligkeit, Sternenlicht, und jetzt hörte ich auch die Brandung rollen!

Wir hatten den Ausgang des Tunnels erreicht. Unter uns brandete das Meer. Doch wenn ich vorhin von einem Lichtschein gesprochen, so hatten wir uns eben in Stockfinsternis befunden, aber einmal im Freien, war auch da nichts zu sehen. Es war eine sehr finstere Nacht, ohne Mond, nur wenige Sterne kamen manchmal hinter den Wolken hervor.

Aber es war das Meer! Und ich war wieder ein freier Mann! Nochmals kostete ich das ganze Entzücken aus.

Da sollte ich zufällig noch eine merkwürdige Entdeckung machen.

Ich konnte nicht einmal sehen, wo ich stand, wie weit ich vom Meere entfernt war.

[360]

»Bleiben Sie einen Augenblick hier stehen, der Felsgrat ist sehr schmal, Sie könnten stürzen,« sagte mein Führer, dicht an mir vorübergehend, und um ihm Platz zu machen, trat ich wenigstens einen Schritt zurück und . . . stieß mit dem Rücken gegen die Felswand!

Was daran merkwürdig ist? Weil ich soeben aus dieser Felswand herausgekommen war! Das wußte ich ganz bestimmt! Ich hatte die Richtung nicht verändert, hatte zuletzt noch mit der Hand die Ecke gefühlt, wo der Tunnel mündete, hatte nur einen halben Schritt hinausgemacht – und nun war hinter mir plötzlich eine rauhe Felswand.

Kein Zweifel, hier war eine geheime Tür! Doch mir war der Mund verschlossen; denn das hatte mit den Geheimnissen des Fremden zu tun, mit dem ich ja noch Rätselhaftes genug erleben sollte, wie er selbst gesagt hatte.

Uebrigens war meine Neugier gar nicht so groß, jetzt nicht und niemals. Daß vor mir die offene See lag, das war mir die Hauptsache.

Der Kommodore, als den ich ihn wirklich betrachtete, war nur wenig vor mir vorausgetreten, er beugte sich herab, ein leiser Pfiff, der unten erwidert wurde.

»*Allright*. Hier, Herr Kapitän, ist eine Strickleiter, wir müssen einige Meter hinabklettern, seien Sie vorsichtig. Lassen Sie mich vor.«

Er kniete nieder, drehte sich um und verschwand von dem Grat, und auch diese Bewegungen schon hatten von noch jugendlicher Rüstigkeit gezeugt. Denn es sieht doch ganz anders aus, wenn ein junger Mann oder ein Greis niederkniet und sich so über einen Grat hinabläßt.

»So, jetzt können Sie kommen!« erklang es dann herauf.

In der nächsten Minute war auch ich unten,

[361]

befand mich in einem Boote, mit sechs Ruderern bemannt, deren Aeußeres ich in der Dunkelheit nicht weiter unterscheiden konnte; dagegen gewahrte ich noch, wie mein Retter die Strickleiter herabfallen ließ, wobei sie sich also oben von selbst ablösen mußte, was ja leicht möglich ist, wenn ein Zugseil mit besonderer Vorrichtung vorhanden ist.

Wir hatten große Schwierigkeiten, aus dem stillen Wasser, das durch Riffe geschützt wurde, über diese herauszukommen, denn die See war ziemlich grob, die Brandung vor den Riffen stark.

Aber es gelang, obgleich ich fast gar nichts sehen konnte. Der Kommodore saß am Steuer und befahl, wo wir mit Hakenstangen abzusetzen hatten, und entweder mußte er diese Riffformation wie seine Hosentasche kennen, oder er mußte im Finstern sehen können; denn immer fand die Stange dort einen festen Halt, wo er hindeutete.

Dann noch ein gewaltiger Kampf mit der rollenden Brandung selbst, und wir waren frei. Die Ruderer holten durch, wir tanzten über die Wogen, jetzt außerhalb jeder Gefahr.

Schweigend wurde gerudert. Ich saß seitwärts von dem Unbekannten. Der englische Kanal war wie immer von zahlreichen Lichtern belebt, ist es doch die befahrenste Wasserstraße der Welt, und jetzt wurden hinter uns auch die Lichter des Forts sichtbar.

Hätte man schon etwas von meiner Flucht geahnt, dann wäre es dort ganz anders zugegangen, da hätten schon die Kanonen signalisiert.

»Wissen Sie, was für Ruderer das sind?« brach da endlich der Unbekannte das Schweigen.

»Nein.«

»Sie werden es auch niemals erfahren.«

Aha, ich hatte einmal eine kleine Lektion bekommen, oder doch eine Erinnerung, daß hier keine

[362]

Frage gestattet war. Es wäre bei mir wirklich nicht nötig gewesen.

Eine Viertelstunde mochten wir gerudert sein, schon manchmal segelnden und dampfenden Schiffen ausweichen müßend, als ich zwei farbige Feuer beobachtete, die mich in Unruhe versetzten.

Der Seemann spricht nicht von Lichtern, sondern von Feuern. Lichter sind aus Talg oder Stearin oder sonst etwas, oder auch

eine Petroleumlampe gibt Licht, aber der Schein, den man als Beobachter sieht, heißt in der Seemannssprache Feuer. Man brennt Lichter und sieht Feuer.

Jedes Schiff führt an der Backbordseite ein rotes, an Steuerbord ein grünes Licht, der Dampfer noch am vordersten Mast in der Höhe der Bram ein weißes, die Toplaterne. Wenn wir dampften, mußte auch die ›Sturmbraut‹ die letztere führen.

Wie will man aus der Ferne nach den Feuern beurteilen, was für ein Schiff das ist, welches diese farbigen Lichter führt? Links rot, rechts grün – es ist doch immer dasselbe. Höchstens die Breite könnte man beurteilen.

Und doch, wenn man ein ganzes Jahr lang auf der Kommando-  
brücke gestanden und die Lichter des Nachts als Feuer betrachtet, sie auch oft genug aus weiterer Entfernung gesehen hat – man macht doch einen Unterschied dabei! Oder war es nur eine Ahnung, daß dies meine ›Sturmbraut‹ sein müsse?

Und die Ahnung oder wohl richtiger mein Unterscheidungsvermögen hatte mich nicht betrogen, auf diese Feuer hielten wir zu, während wir den anderen bisher immer möglichst ausgewichen waren.

»Ihre ›Sturmbraut!‹« sagte der Fremde.

O, dieses Gefühl!! Ich streckte die Arme aus, als wolle ich sie umarmen.

Die Schiffsglocke glaste mit vier Schlägen die  
[363]

Hälfte der ersten Nachtwache aus, zwei Uhr, als ich mich an Deck schwang.

»Der Käpten – der Käpten ist wieder da!!«

Ich glaube, ich habe geweint, als ich denen, die mich umdrängten, die Hand schüttelte, und ich glaube sogar, da war jemand, der von hinten heimlich meinen Rock küßte. Ich will annehmen, daß es die beiden Hunde waren, obgleich die mich viel lebhafter begrüßten, mich bald über den Haufen warfen.

Dann sah ich den Fremden.

»Ich erwarte Sie in Ihrer Kajüte,« sagte er, und es war mir, als ob er das ›Ihre‹ betont habe.

Ich wollte ihm sofort nachfolgen. Doch wo war das Boot? Schon verschwunden.

»Wo ist Kapitän Schulze?«

»Schon in Amsterdam von Bord gegangen,« wurde mir erwidert.

Hier war kein Ort zur Erklärung.

»Wer ist nur dieser Fremde?« fragte mich da Mahlsdorf.

»Was fällt Ihnen ein, diese Frage an mich zu stellen?« fuhr ich den an, der sich mir schon als so treuer Freund erwiesen.

Doch da war keine Spur von Uebelnehmen, so was gibt's ja gar nicht an Bord des Schiffes. Der erste Offizier hatte sich gerade ein Stück Kautabak abschneiden wollen und ließ sich dadurch nicht unterbrechen.

»Na, Gottlob, daß er wieder da ist!« hörte ich ihn dann sagen, als ich schon der Kajüte zuschritt.

In dieser saß bereits mein Retter. Im hellen Schein der großen Lampe machte er mir keinen anderen Eindruck als bei seiner kleinen Laterne. Es blieb das faltige Gesicht mit den jugendlichen Augen, so überaus sympathisch. Höchstens habe ich noch hinzuzufügen, daß er eine mittelgroße, schlanke, elegante

[364]

Gestalt war, ebensolch einen jugendlichen Eindruck machte, wie er sich auch kleidete, jetzt und immer, alles mit ausgesuchter Sorgfalt, wie auch seine Hände gepflegt waren, ohne stutzerhaft zu werden, und daß er beim Sprechen die prachtvollsten Zähne zeigte.

»Herr Kapitän.«

»Herr Kommodore?«

»Tischkoff ist mein Name.«

Also wohl ein Russe oder Pole. Am Akzent war nichts zu merken. Er sprach das beste Englisch vollkommen dialektfrei.

»Bitte, setzen Sie sich.«

»Es ziemt sich nicht, in Gegenwart eines Vorgesetzten ... «

Ein Wink nötigte mich, meine Haltung aufzugeben. Ich setzte mich.

»Sie übertreiben es. Mit kurzen Worten will ich Ihnen unsere Stellung zueinander schildern. Ich habe mir bereits eine Kabine eingerichtet, die vierte auf Backbordseite. Mehr beanspruche ich von Ihrem Schiffe nicht. Verstehen Sie? Absolut nichts weiter! Höchstens, daß ich auf Deck promeniere. Der Steward bringt mir das Essen auf meine Kabine, säubert sie jeden Morgen – absolut nichts weiter. Ich bin ganz bedürfnislos. Mein Bedürfnis ist nur, nicht gestört zu werden. Und wenn das Schiff untergeht, und ich komme nicht von selbst aus meiner Kabine – daß niemand an meine Türe klopft. Nicht wahr, Herr Kapitän?«

»Wie Sie wünschen, Herr Tischkoff.«

»Ich glaube sogar, Sie sind der Mann, der mich versteht, Herr Kapitän. Wenn ich schlafe, und das Schiff geht unter, so würde ich schon rechtzeitig erwachen, durch einen Stoß, durch Lärmen, nicht wahr? Ist mein Schlaf aber so tief, daß ich nichts davon merke, dann ... will ich gern in den Tod hinüberschlummern. Verstehen Sie mich?«

[365]

Ja, ich verstand. Er sprach aus meiner Seele. So hätte auch ich dereinst mit meinem Schiffe auf den Meeresgrund hinabschaukeln mögen.

»Mein einziges Bedürfnis ist,« fuhr er wiederholend fort, »daß sich niemand um mich kümmert. An Bord gibt es keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. So gibt es auch keine Morgenbegrüßung, wir wünschen uns nicht Gutenacht. Wir gehen aneinander vorüber, als sähen wir uns nicht. Und wenn ich tagelang nicht zum Vorschein komme – niemand wird sich um mich kümmern.

Ist meine Tür innen verschlossen, kann mir auch der Steward kein Essen bringen. Nicht wahr, Herr Kapitän?»

»Und wenn Sie nun krank geworden sind?« fragte ich, noch ohne an ein Geheimnis zu denken.

»Ich werde nicht krank.«

Oho!! Das klang doch etwas vermessen.

»Brauchen Sie aber Rat, dann werde ich immer zur Stelle sein,« fuhr er schnell fort. »Beabsichtigen Sie immer noch, nach Rio de Janeiro zu gehen?«

»Wenn Sie nicht anders befehlen . . . «

»Ich habe Ihnen nichts zu befehlen. Sie sollen frei sein. Das ›unbedingt gehorchen‹ war anders gemeint. Sie werden es noch verstehen lernen. Sie wollten in Rio Ihre Kohlen verkaufen. Segeln Sie hin. Die Kohlenpreise sind noch immer hoch. Und Sie müssen wohl auch bald ins Trockendock.«

Ja, die ›Sturmbräut‹ hatte ein Abklopfen sehr nötig. Die angesetzten Muscheln beeinträchtigten die Schnelligkeit schon ganz bemerkbar.

»So gehen Sie nach Rio. Bedürfen Sie Geld – ich stehe zu Ihrer Verfügung. In Rio aber wird sich Ihnen ein lukratives Geschäft bieten, das auch mehr nach Ihrem Geschmacke ist.«

»Was für eins?«

»Herr!«

Er hatte es freundlich wie immer gesagt – aber

[366]

ich war gewarnt, an mein Wort zu denken. Kapitän und Kommandore!

Ja, aber – woher wollte der wissen, daß sich mir in Rio de Janeiro ein lukratives Geschäft biete, das mehr nach meinem Geschmacke war?

Nun, dort konnte ja etwas los sein. Ich hatte seit langer Zeit nichts mehr von der Welt zu hören bekommen.

»Verstehen Sie jetzt, wie ich unser Verhältnis wünsche?«

»Ja.«

»Vollkommen?«

»Ich glaube.«

»Also gesetzt den Fall, Sie wünschen einmal Gesellschaft an Bord zu nehmen, im Hafen oder für eine ganze Reise, Herren oder Damen – wenn Sie sich meinetwegen genieren, so würden Sie mich in meiner Ruhe stören, eben dadurch, daß Sie Rücksicht auf mich nehmen. Nur das kann ich nicht vertragen. Sonst vermag ich Ohr und Auge gegen alles zu verschließen. Im übrigen bin auch ich einmal Kapitän gewesen, und ich habe das freie Leben zu genießen gewußt.«

Lächelnd hatte er es gesagt, aber keine Spur von frechem Zynismus oder dergleichen. Er hatte etwas von der Heiterkeit und Unbefangenheit eines Kindes an sich.

»Und schließlich noch eins. Es handelt sich um Fred Elyson.«

Ja, an den armen Kerl hatte ich oft genug gedacht. Den hatte ich ja auf dem Gewissen. Aber bei der Erschöpfung meiner Kasse hatte ich ihm nicht helfen können, falls dies möglich gewesen wäre.

»Was ist mit ihm?« fragte ich leise.

»Von seiner Unschuld an dem Morde war man von vornherein überzeugt. Wie die Sache einmal lag, mußte er dennoch in Untersuchungshaft bleiben,

[367]

bis der Fall geklärt ist. Um auf freien Fuß gesetzt zu werden, wurden dreitausend Pfund Bürgschaft verlangt. Bei dem armen Teufel war man billiger als bei dem Besitzer eines kostbaren Schiffes und dem, der mit ihm direkt verbündet war. Nun, ich habe diese Kautio für Elyson hinterlegt, habe ihn dann auch mit einigen Geldmitteln ausgerüstet, zur weiteren Flucht verholfen. Er befindet sich bereits in New-York. Darüber brauchen Sie sich also keinen Kummer mehr zu machen.«

Tischkoff erhob sich.

»Gute Nacht, Herr Kapitän. Es ist dies das einzige Mal, daß ich dies zu Ihnen gesagt haben werde.«

Eine leichte Verbeugung, und er wandte sich der Türe zu.

Auch ich war aufgestanden.

»Mister Tischkoff – mein Kommodore!!«

Er wandte sich noch einmal um. Und er mußte mir die furchtbare Bewegung ansehen, die plötzlich bei mir ausbrach.

»Bitte?« erklang es freundlich.

»Nicht wissen darf ich, wer der Mann ist, der auf mein Haupt feurige Kohlen sammelt, der Edelmut auf Edelmut . . . «

»Edelmut?« wurde ich unterbrochen, und es hatte unsäglich bitter geklungen.

Und plötzlich erschrak ich furchtbar. Wohl war sein Gesicht immer ein altes, und doch kein altes – aber jetzt welkte dieses Gesicht wirklich ab, ich glaubte plötzlich die fahlen Züge eines Toten zu sehen, und ebenso schien die ganze Gestalt zusammenzusinken.

»Sie wollen wissen, wer ich bin?« erklang es mit hohler Stimme, die gar keine Aehnlichkeit mit der sonstigen mehr hatte. »Nun denn: ich hatte Ihnen schon gesagt, daß auch ich ein Seezigeuner sei. Dies trifft nicht ganz zu, ich habe mich auch

[368]

genug zu Land in allen Weltteilen herumgetrieben, bin rastlos gewandert – immer gewandert. Und wer ist der vollendetste aller heimatlosen Zigeuner gewesen?«

Ich blieb die Antwort schuldig. Ich starrte nur immer dieses fahle Leichenantlitz mit den erloschenen Augen an.

»Wenn auch die Zigeuner semitischen Ursprungs sind,« nahm dann die hohle Grabesstimme wieder das Wort, »so ist es wohl der ewige Jude gewesen. Der ewige Jude ist nur die Figur eines Märchens. Ich war am Anfange dieses Jahrhunderts noch ein unschuldiges Kind. Ich blieb es nicht – und – es gibt dennoch Menschen, welche nicht leben und nicht sterben können – ein Fluch

lastet auf ihnen, den sie abbüßen müssen – ich gehöre zu ihnen – rastlos wie der ewige Jude muß ich wandern, wandern, immer wandern, immer wandern, wandern, man . . . «

Das letzte ›wandern‹ verklang mir ungehört. Vielleicht sagte er es noch mehrmals, vielleicht die ganze Nacht hindurch. Er hatte sich zuletzt umgedreht und war zur Tür hinausgewandert.

#### WAS MIR MAHLSDORF ERZÄHLT.

Ich war viel zu gesund, um etwas lange nachzuempfinden. Nur über sein Aussehen zuletzt war ich etwas erschrocken gewesen. Aber er wollte ja gar nicht krank werden können. Wie ich sonst darüber dachte, oder wie ich auffaßte, was mir da offenbart worden war, habe ich schon mit der Schilderung seines Abtretens anzudeuten versucht.

»Also der ewige Jude! Oder doch so etwas Aehnliches in anderer Ausgabe. Na, wenn man so einen alten, ewigen Juden zum Berater hat, da muß man

[369]

doch fein heraus sein; denn der hat doch genügende Lebenserfahrungen, der weiß etwas mehr als andere Menschen.«

Schrumm, meine Betrachtungen darüber waren zu Ende.

»Steward!!«

»Herr Kapitän?«

»Ich möchte essen – nein, speisen. Ich hoffe, der Koch ist noch auf.«

»Ach, Herr Kapitän – von uns ist doch niemand zur Koje gekommen! Und Schmutje wartet schon in der Pantry, was der Herr Kapitän befiehlt.«

Jeder Schiffskoch heißt Schmutje, als Name ausgesprochen. Nicht der Schmutje, sondern unter Umständen Herr Schmutje. Woher dieser Name kommt, ist nicht mehr zu ergründen. Die Pantry ist der Raum des Stewards, sein Königreich, wo er allein

herrscht, wo in seefesten Reihen das Porzellan steht, wo der Steward anrichtet, wo er mit dem Koch wichtige Beratungen abzuhalten pflegt – und wo die beiden heimlich aus der Buttel trinken.

Schmutje erschien mit weißer Schürze und weißer Ballonmütze, durch seine Leibesfülle für unsere Schiffskost Reklame machend. Wenn der Kerl an Land ging, vorn über den Schmerbauch die blankgeputzte Messingkette gespannt, sah er wie ein doppelter Millionär aus.

»Schmutje, weißt du, wo dein Kapitän gewesen ist?«

»Ach, Herr Kapitaaaaaiin!« erklang es bedauernd.

»In der Tretmühle. Und da habe ich Hunger bekommen. Ich möchte essen – nein, speisen. Was gibt es zu speisen?«

»Ich habe noch ein ganzes Viertel Ochsen dahängen, ganz frisch, zart wie Butter, mit Lende,« schmunzelte Schmutje, den man nur anzublicken brauchte, um Appetit zu bekommen.

»Sind Knochen dabei?«

[370]

»Knochen?«

»Knochen, Knochen, dicke Knochen!«

»Ja, das Bein steckt doch noch drin.«

»Dann wirst du diesen Knochen herausschälen, wirst diesen Knochen in Stücke hacken, so daß das Mark drin bleibt, und dann wirst du aus diesem Markknochen Kakao kochen – das heißt nicht aus diesem Markknochen allein, sondern mit Kakao zusammen. Ich werde von jetzt an jeden Abend Kakao trinken, mit Markknochen gekocht, meine gewöhnliche Kanne voll. Woher du die Markknochen immer bekommst, ist deine Sache. Schneide sie dir aus den Rippen. Das flüssige Mark muß oben auf dem Kakao schwimmen. Verstanden?«

Schmutje sperrte sein Maul auf.

»Na, was gibt's da den Rachen aufzuklappen?«

»Herr Kapitän machen wohl nur Spaß. Schokolade mit Rindsmark?«

»Mensch, was wagst du?! Ich Spaß machen?! Ich bin nicht umsonst in der Treitmühle gewesen. Ich werde dich einmal hinschicken, damit du etwas lernst. Wiege die Knochen ab, damit ich dann über die Menge mein Gutachten abgeben kann. Zunächst aber von dieser Lende etliche Steaks. Sind Eier da?«

»Jawohl, Herr Kapitän.«

»Dann etliche Spiegeleier dazu. Und, Steward, etliche Buttels Chateau Lafitte. Und jetzt zuerst die lange Zigarrenkiste her.«

Ach, schmeckte so eine Zigarre wieder köstlich! Und dieses Rotweinchen! Und nun der Gedanke an das noch Kommende! Es ist doch gar nicht so ohne, wenn man einmal eine Woche in der Treitmühle trampelt. Außerdem gesund! Ich hatte kurz vorher immer an Verstopfung gelitten. Keine Spur mehr davon.

»Steward, kennst du den Namen des Fremden, mit dem ich an Bord kam?«

»Mr. Tischkoff.«

[371]

»Ist er schon vorher an Bord gewesen?«

»Ach, Herr Kapitän . . . «

»Na, heraus mit der Sprache! Antworte mir! Ja oder nein!«

»Ja.«

»Ich will von dir nur wissen, ob er dir schon gesagt hat, wie er von dir bedient sein will, wegen des Essens – nichts weiter. Alles andere erfahre ich von anderer Seite.«

»Früh um sechs Tee mit Biskuit, um acht zwei weichgekochte Eier oder was sonst zu haben ist, punkt zwölf Mittag, was es gibt, um vier Kaffee mit Biskuit, um sieben kaltes Abendbrot. Wir sollen nicht die geringsten Umstände machen, und klopfen dürfen wir erst recht nicht, und wenn auch das Schiff unterginge. Seine Kabine soll ich aufräumen, wenn er einmal an Deck spazieren geht.«

Also solche Instruktionen hatte Tischkoff schon gegeben. Dann war ich dessen enthoben. Sonst hatte ich über den geheimnisvollen Gast einen anderen zu befragen, als diesen Steward.

»Was geht Wache?«

»Backbord.«

»Der erste Steuermann!«

Mahlsdorf kam. Da er von der Freiwache war, durfte ich ihm in der Kajüte ein Glas Wein anbieten. Dann durfte er auch zusehen, wie ich mir die Lendenbeefsteaks und alle die anderen schönen Sachen zu Gemüte zog. Faktisch, das durfte er. Denn sonst muß der Kapitän allein in der Kajüte oder in seiner Kabine essen, wie der japanische Mikado, kein profanes Auge darf ihn dabei beobachten. Das ist unumstößliche Schiffsroutine. Nur angesagte Gesellschaft mit Gästen kann auch die Offiziere an des Kapitäns Tafel bringen. Die Kriegsmarine hat das erst von der Handelsflotte übernommen. Das Schiff ist von jeher ein Staat für  
[372]

sich mit absoluter Monarchie gewesen, und schon die alten Phönizier haben gewußt, daß dies so sein muß.

Und von der Gepflogenheit der Flibustier und Bukkanier, unter welchen Seeräubern für gewöhnlich der weitestgehende Anarchismus herrschte, werde ich noch später zu erzählen Gelegenheit haben – da ich bald selbst ein Flibustier werden sollte.

Mahlsdorf erzählte.

Die ›Sturmbraut‹ lag auf der Reede von Amsterdam, ein Tag, zwei Tage, drei Tage – und ich kam nicht nach. Dann lasen sie es in der Zeitung. Der Schreck läßt sich denken.

»Ein Frauenzimmer geschlagen? Eine Dame? Das gibt *hard labour!*«

»Wir befreien den Käpten, und wenn wir ganz London in die Luft sprengen müßten!!«

Mahlsdorf gestand, daß Wagner, der zweite Steuermann, vernünftiger gewesen war, als er. Auch Mops hatte Pulver und Dolch vorgeschlagen.

So ging das nicht. Irgend etwas mußte freilich geschehen. Aber wie und was?

Als die ganze Mannschaft noch beriet, sich aber immer in unmöglichen Plänen zu meiner Befreiung ergehend, war in einem Boote ein Fremder an Bord gekommen, Mr. Tischkoff.

Zuerst eine lange Besprechung mit dem Kapitän.

»Vertraut dem Herrn, er wird's wohlmachen,« hatte dann Mops zu der versammelten Mannschaft gesagt, den Herrn Tischkoff meinend. »Mahlsdorf, übernehmen Sie das Kommando für mich, ich habe die Cholera bekommen. Adjüs.«

Sprach's, packte seine Sachen, ging mit ihnen in das Boot, welches den Fremden gebracht, und ward nicht mehr gesehen.

»Nanu,« unterbrach ich den Erzähler, »hat er Euch denn sonst nichts gesagt?«

»Er hat mir Logbuch und alles ordnungsmäßig

[373]

übergeben; er ist wegen plötzlicher Erkrankung von Bord gegangen. Es steht eingetragen.«

»Hat er von dem Fremden einen Auftrag erhalten?«

»Ich weiß nicht. Er schied sehr vergnügt.«

»Ist Kapitän Schulze an meiner Befreiung beteiligt gewesen?«

»Ich weiß nicht.«

Wenn jemand nicht ganz genaue Auskunft geben kann, dann liebe ich die knappe Antwort: ›Ich weiß nicht.‹ Die Sache war für mich erledigt.

»Nun, und weiter?«

»Mr. Tischkoff hielt uns eine kleine Ansprache. Wir sollten ihm vertrauen, er würde unseren Kapitän befreien, ihn wieder an Bord bringen. Mehr sagte er nicht. Kurz und bündig! Aber wie dieser Mann mit wenigen Worten sprechen kann – wunderbar! Schon

diese Stimme! Ueberhaupt ein ganz außergewöhnlicher Mensch!  
Wenn der ... «

»Bleiben Sie bei der Sache!«

»Wir versprachen ihm Vertrauen. Er ließ sich von uns an Land setzen, ließ das Boot warten, ging in die Stadt, Lastträger brachten eine Menge Gepäck mit, und in Tischkoffs Begleitung war ... der Segelmacher!«

»Was erzählt der?«

»Noch an demselben Tage, da Sie wieder ins Kitchen kamen, war er, wie er so verzweifelt am Hafen herumirrte, weil er alles schon erfahren hatte, von einem fremden Manne angesprochen worden. Aber das war nicht Tischkoff – ein anderer. War wie ein Arbeiter gekleidet. Segelmacher Hasse von der ›Sturmbraut? – Ja. – Ihr Kapitän, sitzt wieder im Kittchen, hat eine Frau geschlagen, wird *hard labour* kriegen. – Ich weiß es. – Er wird so bald wie möglich befreit, Sie müssen sofort nach Amsterdam auf Ihr Schiff.  
[374]

»Hasse vertraute. Der Mann war Kohlenzieher auf einem kleinen Passagierdampfer, hatte wohl erst als solcher angemustert, verstaute Hasse zwischen den Kohlen.

»In Amsterdam wurde er zuerst zu einem Heuerbaas geführt; hier blieb er drei Tage, alles war bezahlt, dann holte Tischkoff ihn ab, nahm ihn mit sich; so kam er wieder an Bord.«

Ich erfuhr den Namen und die Adresse dieses Heuerbaases, doch er spielt weiter keine Rolle, habe auch nie über diesen Mann weitere Erkundigungen eingezogen. Das durfte ich gar nicht, er stand mit meinem Kommodore in Verbindung.

Daß ich wissen wollte, wie sonst alles zugegangen war, das war etwas anderes.

»Und weiter?«

»Jetzt blieb auch Tischkoff an Bord, besah sich die Kabinen, suchte sich eine aus und richtete sich darin ein. Er scheint ein Gelehrter zu sein, er hat eine Unmenge von Büchern ... «

»Ich will jetzt nichts über die Person dieses Mannes wissen.«

»Zwei Tage blieben wir noch auf der Amsterdamer Reede liegen. Aber das muß ich doch sagen, daß sich der Fremde immer eingeschlossen hielt, gar nicht aus seiner Kabine zum Vorschein kam. Denn wir wurden doch mißtrauisch. Wir kannten den Mann doch gar nicht. Schließlich verlor ich die Geduld, pochte an der Tür, trotz seines strengen Verbotes, und als er nicht antwortete, drohte ich, die Tür zu sprengen. Endlich machte er auf. Er sah fürchterlich blaß aus, war aber ganz freundlich. Ob wir ihm denn nicht vertrauen wollten? Ob wir denn glaubten, der Kapitän, den Sie angestellt, hätte uns sonst verlassen, wenn nicht alles Hand und Fuß hätte?

»Da hatte er ja nun recht. Und nun überhaupt, wie der Mann spricht. Ich muß doch immer wieder

[375]

davon anfangen. Ich war beschämt, bat um Entschuldigung. So etwas würde nie wieder vorkommen.

»Dann gingen wir in den Hafen, blieben hier immer noch zwei Tage liegen. Tischkoff fuhr mehrmals an Land. Da lasen wir's in der Zeitung, daß Sie richtig in die Tretmühle gekommen. Von Portland. Nun sei's aber auch Zeit, sagte Tischkoff.

»Er bezahlte das Ankergeld, hat auch sonst immer für uns gesorgt. Täglich kam der Fleischer. Alles immer schon bezahlt.

»Wir lichteten die Anker. Er ist ganz sicher ein Seemann, man sieht's gleich, wenn er nur ins Boot steigt – und dann ist der doch sicher Kapitän gewesen. Aber er sprach mir nie ins Kommando.

»Als Kurs gab er Portland Bill an. Aber wir waren noch keine Stunde unterwegs, als ich wieder umkehren mußte, nach Amsterdam zurück. Er wollte an Land gebracht werden, wollte mit einem anderen Dampfer nach England übersetzen, ich solle ganz langsam auf Portland Bill zuhalten, er gab mir die Stelle an, wo ich heute nacht liegen solle, wo er Sie an Bord bringen würde.«

»Welche Stelle?« fragte ich.

Mahlsdorf gab die geographische Ortsbestimmung – eben die, wo heute nacht die ›Sturmbraut‹ auf mich gewartet hatte. So ganz genau käme es dabei nicht darauf an, Tischkoff wisse das Schiff schon zu finden.

»Welche Zeit wollte er mit mir kommen?«

»So gegen zwei – wie Sie auch richtig kamen.« Ich konnte nur den Kopf schütteln. »Ja, ich schüttelte damals auch den Kopf,« fuhr der Steuermann fort. »Immer diese Einschließerei – nur er selbst ist unentschlossen – bestimmt ein Ziel und dreht gleich wieder um – so ein Schiff ist kein Kinderwagen – – aber in anderer Hinsicht doch wieder so bestimmt – – kurz, ich gehorchte.

[376]

Nun, und wahrhaftig, vorhin, zur bestimmten Stunde, kam er und brachte Sie mit. Mehr habe ich nicht zu erzählen.«

Jetzt wäre es an mir gewesen, etwas über mich zu erzählen, über die Tretmühle, und wie ich befreit wurde, der Steuermann, die ganze Mannschaft brannte doch auch darauf, etwas zu erfahren, wie ihr Käpten im Sträflingskittel gestrampelt hatte – aber das hatte noch Zeit, jetzt wollte ich doch erst über den geheimnisvollen Fremden etwas mehr wissen, und das brauchte keine verbotene Neugier zu sein, er war auch mein Gast, dessen Eigentümlichkeiten ich wissen mußte, um ihn danach zu behandeln.

»Er hat die vierte Kabine auf Backbordseite genommen, die er ganz mit Büchern vollgepfropft. Da sitzt er Tag und Nacht drin. Der Steward darf, wenn er das Essen bringt, nicht anklopfen, sondern muß gleich die Tür aufklinken und zurückziehen versuchen, und geht das nicht, ist die Tür verschlossen, so muß er eben wieder umkehren. Darüber hat Mr. Tischkoff genaue Instruktion gegeben. Einmal hat er, als er bei uns noch an Bord war, zwei Tage lang sich eingeschlossen gehabt, also auch nichts gegessen, und dann aß er zum Frühstück doch nur ein einziges Ei. Der scheint gar nichts zu brauchen, und dennoch ist er kräftig und sieht ganz gesund aus.«

»Benutzt er die Kajüte?«

»Ist niemals hineingekommen. Er geht nur manchmal an Deck spazieren. Und dann nimmt er hin und wieder ein Bad.«

Ich bemerkte, daß ich nichts anderes erfahren würde, als was mir Tischkoff nicht selbst schon gesagt hatte.

»Ist sonst alles in Ordnung?« sprang ich auf ein anderes Thema über.

»Ja, Kapitän, das wollte ich schon sagen – wir sind etwas luv-gierig geworden.«

Bei diesem oft vorkommenden Fehler, daß sich

[377]

das Schiff immer dem Winde zudrehen will, mußte der Bootsmann zu Rate gezogen werden, das hängt gewöhnlich mit einem Verschieben der Ladung zusammen.

Enoch wurde zitiert. Vorher aber erschien der Koch, um mir den Kakao zu bringen. Schmutje hielt das Präsentierbrett gleich mit einem Gesicht von sich ab, als wolle er sagen: sauf du das Zeug, mich verschone damit.

Ich nahm von der bauchigen Kanne den Deckel ab und fand richtig die mir wohlbekannteste Fettschicht. Der Steward mußte mir einen Quirl bringen, ich verrührte das Fett mit dem Kakao, schenkte mir in die Tasse ein, kostete.

»Ah, köstlich! Steuermann, das habe ich in der Tretmühle gelernt – oder vielmehr im Zuchthaus – Kakao mit Rindermark zusammen gekocht. Du hast's auch gerade gut getroffen, Schmutje, also nicht mehr und nicht weniger. Na, was machst du denn für ein Gesicht?«

»Schokolade und Rindermark!« sagte Schmutje verächtlich.

»Du glaubst nicht, daß das schmeckt? Hier, koste mal!«

Ich goß etwas in die Untertasse und hielt sie ihm hin. Das hatte Schmutje nicht erwartet. Er machte ein wahrhaft entsetztes Gesicht. Aber seinem Kapitän den Trank abzuschlagen, das wagte er nicht.

Er nahm also die Untertasse, näherte sie seinen gespitzten Lippen.

»Nee nee, einen tüchtigen Schuck mußt du mindestens nehmen!«

Auch hierin war der Koch gehorsam, er nahm also einen tüchtigen Schluck, setzte mit aufgeblähten Backen die Untertasse schnell wieder hin, drehte sich um und rannte zur Tür hinaus, was ihn seine Bratwurstbeinchen trugen.

[378]

Im nächsten Augenblick kam der Bootsmann mit seinen krummen Beinen hereinmarschiert.

»Mensch, wie siehst du denn aus?!«

Der Bootsmann hatte nämlich im Gesicht eine braune Sauce, die ihm aus dem Bart tropfte, und erst jetzt legte er die Hände vors Gesicht und begann die braune Sauce noch weiter zu verschmieren.

»Schmutje hadd mi in de Frät spien,« sagte er mit weinerlicher Stimme, »aber – aber – aber ...« er hörte auf zu reiben, seine Zunge kam zum Vorschein, er leckte sich über den Schnauzbart, dann wischte er mit der Hand und leckte die Finger ab, ... aber dat Tüg smeckt ganz got.«

Na, hatte ich nicht gesagt, daß Kakao mit Rindermark etwas Delikates ist?

#### EIN RÄTSELHAFTER VORFALL.

Wir hatten Kurs auf Rio de Janeiro genommen.

Mir war äußerst behaglich zumute. Wenn ich es nicht bestimmt wußte, so fühlte ich doch, daß mein Leben als selbständiger Kapitän jetzt gesichert war.

War vielleicht dieser geheimnisvolle Unbekannte derjenige, der mir die von dem Maharadscha zugesicherte Leibrente von 10 000 Pfund immer so langsam zufließen lassen sollte? Möglich, aber ich zerbrach mir nicht weiter den Kopf darüber.

Ich ließ meine Jungen nach getaner Arbeit, die während der Fahrt unter normalen Verhältnissen ja gar nicht so schlimm ist, besonders nicht bei einem neuen Schiff, wo noch nicht viel zu flicken ist, wie früher an Deck und im Zwischendeck, das ich freigehalten, exerzieren und turnen, es wurde gesprungen und geschwungen, geschossen und gefochten, Bootsmanöver und Wettturnen, ich setzte Prämien aus,

[379]

freilich erst *à conto*, und es war eitel Freude und Lust.

Ja, es war wirklich anders, als da Blodwen noch an Bord gewesen. Ich hatte mich über ihren Verlust schon wieder getröstet, zum zweiten Male.

Eine Frau paßt eben nicht zwischen das Schiffsvolk. Wenigstens darf sie nicht mitmachen. Meine Jungen hatten sich in Blodwens Gegenwart doch stets etwas beengt gefühlt. Nicht etwa, daß es jetzt roher zugegangen wäre – daß ich weder im Gebaren noch in Worten zynische Gemeinheiten duldete, habe ich schon wiederholt gesagt, da war ich empfindlich wie ein junges Mädchen, und auf so etwas verfallen ja auch nur degenerierte, überfressene Müßiggänger – aber ... eine Frau paßt eben nicht zwischen Schiffsvolk, ich kann es nur wiederholen.

Und wenn ich selbst mitgemacht hatte, wenn ich dann meinen Jungen zuschaute, dann fühlte ich mich so überaus glücklich.

Jetzt glaubte ich mein Ideal erreicht zu haben. Vor mir lag die Zukunft im sonnigsten Lichte.

Tischkoff hatte nur da etwas angedeutet, was ich von selbst getan, schon früher, wenn ich hätte so handeln können, wie ich wollte, als unbeschränkter Kapitän.

Ich liebe gebildete, geistvolle Gesellschaft. Ich lasse mich gern belehren. Mir kann ein Physiker, ein Astronom, ein sonstiger Philosoph von den entferntesten Dingen stundenlang erzählen, von den Urweltsnebeln, von Protoplastmakörperchen, von dem letzten Ende aller Dinge – oder von der Entwicklung des Welthandels

– oder wie ein Seestiefel entsteht, vom argentinischen Büffel bis zum deutschen Schuster – – ich werde nicht müde, zuzuhören. Und dann bewirte ich auch so gern Gäste, suche ihnen so gern freudige Ueberraschungen zu machen. Es ist meine eigene Freude.

[380]

Was aber kann sich da so ein freier Kapitän nicht alles leisten! Ich brauchte nicht zu annoncieren, solche Gäste finden sich von allein ein, der Zufall läßt sie einem auf der Straße zwischen die Beine laufen. Und was für eine Freude kann man da etwa einem armen, jungen Studenten, der sich auf sein Examen einfuchst, bereiten!

Komm mit mir, mach eine Reise mit, deine Bücher nimmst du mit an Bord. Du hast alles, was dein Herz begehrt. Natürlich kostet es dich nichts. Nur ab und zu ein Plauderstündchen. Und im fremden Hafen bezahle ich ebenfalls alles.

Das kommt ja an Bord eines Schiffes alles gar nicht drauf an!

Oder ein Schauspieler, ein Sänger! Eine Erholungsreise! Diese Ruhe, diese Luft – wie der seine Stimme ausbilden kann! So eine Segelpartie von nur drei Monaten wird auf viele Jahre hinaus Wunder wirken, da müssen auch die schwächsten Nerven stählerne Drähte werden.

Ich hatte Sinn für Poesie und Kunst. Ich hatte mir auch als Matrose für jede Reise immer einige gute Bücher mitgenommen. Ich konnte noch mit Vergnügen im Ovid lesen – in der deutschen Uebersetzung, für die Ursprache reichten meine Kenntnisse nicht mehr aus – damit ich nicht etwa für einen Gelehrten gehalten werde – ich ging noch immer so gern mit Odysseus auf Irrfahrten, machte in Walhalla die Zechgelage der germanischen Helden mit, und ich wußte aus Erfahrung, daß ein Schauspieler so etwas ganz anders vorlesen kann, wie unsereiner, es braucht gar kein berühmter von der Hofbühne zu sein.

Und dann Maler! Auch die träumende und die rollende See und die darüber lagernden Wolkengebilde bieten unerschöpflichen Stoff für den Künstler, zumal in fremden Landen! Und ich hätte die

[381]

Gemälde gern gekauft, mindestens Kopien. Ich hätte für den Künstler Reklame gemacht, hätte auch einem bisher ganz unbekanntem Maler schnell einen Namen geschaffen. Faktisch, das verstand ich, auch ohne Karlemann. Eine Gemäldeausstellung auf dem Schiff, auf meinem Zigeunerschiffe! Und da kamen die Kunstliebhaber aller Weltteile in Betracht!

Mit solchen Gedanken hatte ich mich schon früher getragen, wenn ich von meinem eigenen Schiffe geträumt. Solange Blodwen an Bord war, wäre damit natürlich nichts gewesen. Ja, vielleicht acht Tage lang, dann war es vorbei. Blodwen hatte für so etwas kein Interesse. Auch viel zu herrisch. Und dann vor allen Dingen viel zu eifersüchtig. Selbst auf solche Gesellschaft aus meinem eigenen Geschlecht. Sie hatte mich eben immer ganz allein haben wollen. Das hatte ich schon bei Doktor Selo gemerkt. Keine zehn Minuten hatte ich mich mit diesem gebildeten Schufte unterhalten können, da hatte sie uns auseinanderzubringen gewußt. Außerdem war er mein Schiffsarzt gewesen, mein Untergebener – das war etwas anderes.

Weiter, um nichts zu vergessen: das ewig Weibliche! Ja, auch Damen hätte ich gern an Bord meines Schiffes als Gäste gehabt. Immer mal eine andere oder auch gleich ein paar; wenn sie langweilig wurden, wurden sie wieder abgesetzt.

Dabei ist von grober Sinnlichkeit keine Rede. Irgendein Frauenzimmer hätte ich niemals mitgenommen, nur weil es eine hübsche Larve besaß. Auch nicht so eine wie die Coliani, die nichts weiter als schwadronieren und kokettieren und auf dem Seile die Beine heben konnte. Nein, für so etwas war ich nicht zu haben.

Aber sonst eine gediegene weibliche Gesellschaft. Es brauchten gar keine Künstlerinnen zu sein. Triefaugen durften sie natürlich nicht haben.

Ja, ich sehnte mich oft nach weiblicher Gesellschaft.

[382]

Frauen hatten einen großen Einfluß auf mich, ganz ideal gemeint. Ich fühlte ihre Nähe, ich plauderte so gern mit ihnen.

An Land hatte ich niemals Gelegenheit dazu gehabt. Da war ich regelmäßig versumpft – und überhaupt, ich war doch nur Matrose gewesen, meine Region war der Tanzsaal gewesen, dreimal rum einen Groschen, das Tingeltangel – wie sollte ich denn in andere Kreise kommen? Auch als Steuermann war ich so, ich wäre noch als abhängiger Kapitän so geblieben. An Land war ich ja überhaupt ein ganz anderer. An Bord meines eigenen Schiffes mußte ich die Gesellschaft haben, da kam mein richtiger Charakter zum Durchbruch.

Nur einmal hatte ich Gelegenheit gehabt, mit gebildeten Damen so angenehm zu verkehren. Vor fünf Jahren. Wir hatten ein neues Schiff nach Christiania gebracht, erhielten das Geld zur Rückreise. Ich benutzte es wirklich dazu, legte zu, fuhr nach Bremerhaven vornehm erster Kajüte.

Da war eine deutsche Operngesellschaft mit Kapelle darauf gewesen, viele Schauspielerinnen und Sängerinnen, und ich bald mittenmang. Und an Bord war ich zu Hause, auf den Deckplancken fühlte ich mich sicher. Sie wollten mir nicht glauben, daß ich nur Matrose sei, trotz meiner schwieligen Pfoten – meine Papiere mußte ich zeigen.

Ach, taten mir diese wenigen Tage wohl! Musiziert, gesungen, geplaudert, dazu eine kleine Liebschaft – es war die schönste Zeit meines Lebens gewesen.

Das konnte ich jetzt immer haben. Auch die kleine Liebschaft. Denn was mitzunehmen war, wurde natürlich mitgenommen. Daraus braucht man doch gar kein Hehl zu machen, das kann

alles noch in allen Ehren geschehen. So eine wie die Coliani aber nicht. Und nur nicht binden!

[383]

So malte ich mir die Zukunft im rosigsten Lichte aus. Gleich in Rio de Janeiro sollte es losgehen.

Ja, der Mensch denkt und . . . der Kommodore lenkt. – –

Störend konnte der Unbekannte, der er ja trotz Nennung seines Namens immer noch war, nicht in meine Ideale eingreifen. Unser Verhältnis war genau dasjenige, wie er es im voraus geschildert.

Wir existierten nicht füreinander. Wenn schönes Wetter war und die See nicht zu sehr überdammte, promenierte er früh zwischen sieben und acht und noch einmal abends zu derselben Stunde an Deck, sonst bekam ich ihn gar nicht zu sehen.

Die Arme über der Brust verschränkt, den Kopf etwas geneigt, so wandelte er zwischen Fock- und Besanmast mit regelmäßigen Seemannsschritten hin und her, um beim achten Glockenschlag wieder zu verschwinden.

Kein Gruß, kein einziges Wort, für nichts Interesse, empfindungslos. Wir köderten in seiner Anwesenheit auf Deck einen Haifisch, wir machten eine Bootsjagd auf Schweinsfische – nicht einen einzigen Blick dafür.

Einmal prasselte eine gebrochene Rahstenge von oben herab, schlug mit Donnergepolter auf Deck, dicht hinter dem spazierengehenden Tischkoff.

Ich hatte es kommen sehen, schrie laut auf vor Schreck, sah ihn schon zerschmettert daliegen.

Nein, dicht hinter ihm ging die Gefahr vorüber, und Tischkoff, den ich also im Auge gehabt, dicht neben ihm stehend, hatte auch nicht mit einer Wimper gezuckt, von einem Wenden des Kopfes, was da hinter ihm so gedonnert habe, gar nicht zu sprechen.

Ruhig setzte er seinen Weg fort, dann nur auf die andere Seite gehend, um nicht über die Trümmer steigen zu müssen.

[384]

Wenn das Schiff nicht allzusehr schlingerte, nahm er nach dem Morgenspaziergang ein Wannenbad. Neben dem Badezimmer war die Toilette, und das waren die einzigen Räume, welche er vom Schiffe sonst noch benutzte.

Manchmal begegnete ich ihm auf diesem Wege – kein Wort, kein Blick. Ich war wie jeder andere Luft für ihn. Und ich instruierte Offiziere und Leute, daß auch für sie Mr. Tischkoff Luft sein müsse. Wen ich dabei ertappte, daß er nur nach ihm blickte, der bekam Strafwache. Doch meine Jungen waren vernünftig.

Dabei keine Spur von finsterner Schweigsamkeit. Es mußten heitere Gedanken sein, in die er immer so tief versunken war. Er lächelte stets so vor sich hin, so überlegen spöttisch, aber doch gutmütig, und dann zuckte es manchmal in den tausend Fältchen, als wolle er in ein herzliches Lachen ausbrechen, was allerdings niemals geschah.

Ich blickte zufällig einmal in seine Kabine, als der Steward gerade die Tür aufschob, um ihm das Essen hineinzubringen.

Wie schon Mahlsdorf gesagt, war die ganze Kabine mit Büchern vollgepfropft, auf Bretter, die er sich gleich am Anfang von Matrosen hatte anbringen lassen, sicher aufgebaut. Es waren lauter recht große, alt aussehende Bände, wohl in Schweinsleder gebunden. Mehr sah ich nicht, auch ihn selbst nicht. Und den Steward fragte ich nicht.

Er hatte viel Garderobe mit. Ich konstatierte wenigstens zehn Anzüge, die er abwechselnd trug, und jeden mußte der Steward nach dem Ablegen sofort ausklopfen und bürsten. Und nur moderne, elegante Anzüge, die feinste Wäsche, welche zu waschen und zu plätten Fritzens Lust war, und das halbe Dutzend eleganter Stiefeletten mußte immer spiegelblank dastehen.

[386]

Nein, ich fragte den Steward nicht, was denn der rätselhafte Gast sonst immer in seiner Kabine triebe, aber daß sonst immer

aufs gewissenhafteste für ihn gesorgt wurde, das war meine Sache, und als ich einmal bemerkte, daß sich in meines Kommodores Stiefeln die Sonne weniger deutlich spiegelte, mußte der Steward zur Strafe die beiden Bulldoggen flöhen und durfte nicht eher ruhen, als bis er mir in einer Pappschachtel fünfzig totgeknickte Flöhe abgeliefert hatte.

Wenn das Wetter schlecht war, ein Spaziergehen an Deck nicht gut möglich, kam er gar nicht zum Vorschein, tagelang nicht, nahm dann auch kein Bad.

Einmal hatten wir prächtiges Wetter, und Tischkoff blieb dennoch in seiner Kabine. Und das diesmal gleich vier Tage lang! Er hatte seine Periode. Unverrichteter Sache mußte der Steward mit dem Essen wieder umkehren, die Tür war verschlossen.

Mir wurde himmelangst, so wie damals dem verantwortlichen Steuermanne. Vier Tage ohne Essen! Ich verhungerte schon an demselben Tage!

Oftmals lauschte ich an der Tür. Nichts zu hören. Im Schlüsselloch steckte innen der Schlüssel.

Endlich am Abend des vierten Tages, als der Steward wie gewöhnlich mit dem Abendbrot kam und die Tür zu öffnen versuchte – und ich hielt strengstens darauf, daß dies regelmäßig geschah, ein Einschlafen gab es deshalb nicht bei mir – ließ sich die Tür auch öffnen.

Diesmal mußte ich den Steward, als er wieder herauskam, doch vornehmen. Von Neugierde brauchte deshalb keine Rede zu sein.

»Was tat er?«

»Er saß wie gewöhnlich da und las. Herr Kapitän, das sind aber keine gewöhnlichen Buchstaben, die in den Büchern stehen, das sind ganz kuriose

[387]

Krakelfüße, überhaupt nicht gedruckt, sondern geschrieben . . . «

»Das will ich gar nicht wissen!« herrschte ich den vorlauten Kellnerfritzen an. »Antworte, was du gefragt wirst! Wie sah er aus?«

»Geradeso wie sonst.«

»Nicht abgemagert?«

»Gar nicht.«

»Nicht blaß, nicht elend?«

»Der sieht ganz gesund aus, so wie sonst.«

Als die Teller dann wieder herausgeholt wurden, zeigte sich, daß er von den kalten Sachen wie immer nur etwa den vierten Teil gegessen hatte. Er war überhaupt sehr mäßig, Wein und Spirituosen trank er gar nicht, und das lange Fasten hatte seinen Appetit nicht verstärkt.

Kann ein Mensch so lange schlafen? Kann er so lange alle tierischen Körperfunktionen unterdrücken? Hierüber unterhielt ich mich doch einmal mit Mahlsdorf, auch der zweite Ingenieur, ein sehr gebildeter Mann, war dabei.

Denn hier lag auch noch ein anderes, sehr großes Rätsel vor. Es ist schon angedeutet worden. Der alte Herr war vier Tage lang eingeschlossen gewesen und hatte in seiner Kabine keine Gelegenheit, und dann hatte er es durchaus nicht eilig, machte erst ruhig seinen Spaziergang.

So gingen wieder acht Tage hin. Ich hätte ihn so gern einmal angesprochen. Ob er, der sogar für Elyson gesorgt hatte, weil dieser in einer Beziehung zu mir gestanden, nicht auch wußte, wo sich Blodwen befand, wie überhaupt die ganze Befreiung aus dem Irrenhause vor sich gegangen war?

Ob Blodwen, dieses maßlos herrschsüchtige Weib, wohl ihr Kind so einfach unter fremder Obhut gelassen hatte?

Ich glaubte bestimmt, daß Tischkoff hierüber

[388]

etwas wußte. Aber ich beherrschte mich, ließ ihn für mich nicht existieren.

Da sollte sich ein ganz rätselhafter Fall ereignen.

Tischkoff hatte nach einem Morgenspaziergang wieder ein Bad genommen. Das dauerte immer höchstens eine halbe Stunde.

Der Steward hatte diesmal ganz recht, wenn er es für seine Pflicht hielt, mich darauf aufmerksam zu machen, daß sich Mr. Tischkoff schon seit einer Stunde im Bade befände.

Er war trotz seiner Rüstigkeit dennoch ein alter Herr, und an das Ewigleben und Nichtkrankwerdenkönnen glaubte ich nicht.

Ich lauschte. Kein Plätschern, nichts. Ich klopfte leise, stärker – keine Antwort.

Noch eine Viertelstunde wartete ich, dann ließ ich von einem Heizer, der gelernter Schlosser war, die Tür mit einem Dietrich öffnen.

Tischkoff hatte gesagt, er wolle in seiner Kabine absolut ungestört bleiben, aber von der Badestube hatte er nichts gesagt, die Badestube war auch Gemeingut – kurz, ich hielt es für meine Pflicht, hätte mich schon entschuldigen wollen.

Tischkoff lag, in den Bademantel gehüllt, auf dem Sofa, und ... ich erschrak mächtig! Das waren wieder die fahlen Züge einer Leiche! Ich hatte ja sein Gesicht schon einmal so gesehen, aber damals war er wenigstens noch gewandert, während er jetzt regungslos dalag.

»Mr. Tischkoff!«

Keine Antwort, keine Bewegung.

Ich trat leise näher. Da sah ich die Augen – weit geöffnet, aber erloschen! Ich faßte ihn an, wollte seine Hand heben – kalt und starr! Die Todesstarre!

Jetzt rief ich Mahlsdorf, auch den zweiten  
[389]

Ingenieur, dachte auch gleich an Goliaths ärztliche Kenntnisse.

Die konnten nichts daran ändern. Der alte Mann war einfach tot.

Zur weiteren Untersuchung schlugen wir den Bademantel zurück. Und da sahen wir es!

Der weiße Körper war der eines kräftigen Jünglings, auf den man den Kopf eines alten Mannes gesetzt hatte, sich nur durch die Augen verratend – und dieser weiße Körper war über und über, vom Hals an bis zu den Fußsohlen und Handgelenken, mit blauen Tätowierungen bedeckt.

Wollte ich alle die Bilder beschreiben, die wir da erblickten, so müßte ich ein dickes Buch anlegen, und wer weiß, ob ich jemals in meinem Leben fertig geworden wäre. Denn man brauchte nur zu suchen, so fand man immer und immer wieder eine neue Zeichnung, und ganz offenbar waren hier auch sogenannte Vexierbilder angebracht, die Linien einer Person oder sonst eines Gegenstandes dienten teilweise auch als Umriß für eine andere Figur.

Ich hatte schon wiederholt Personen gesehen, die am ganzen Körper mit allen möglichen und unmöglichen Tätowierungen bedeckt waren, unter anderen auch eine Dame, in einer Schaubude ausgestellt, von der die Reklame sagte, in chinesischer Gefangenschaft hätten Priester zehn Jahre lang ihren Körper mit Stichneteln bearbeitet.

Das war höchst kunstvoll gewesen, ja – aber so etwas wie hier hatte ich denn doch noch nicht gesehen, nicht für möglich gehalten!

Ich weiß gar nicht recht, wo ich mit einer nur ungefähren Beschreibung beginnen soll. Auch hier schienen Chinesen oder Indier den Stichel geführt zu haben. Jedenfalls Buddhisten. Auf der Brust präsentierte sich in etwa Spannengröße ein Priester, der auf einem Altar ein Feuer entfachte,

[390]

während ein anderer segnend die Hände darüberhielt. Schon das Kostüm dieser Priester, dieser Faltenwurf war eine bewunderungswürdige Kunstleistung, und nun jeder Finger, jeder Gesichtszug mit natürlicher Treue gezeichnet.

Stellte man sich aber auf die Seite, betrachtete das Bild so, dann gehörte der Rock des einen Priesters zu einer Kuh, deren Euter zwei kleine Menschenkinder als Milchflasche benutzten – jedenfalls ein indisches Symbol, denn die Kuh ist den Indiern ein heiliges Tier, nur deshalb wird kein Rindfleisch gegessen, und nicht, wie man oft sagen hört, aus Abscheu – und von der linken Seite aus betrachtet, verwandelte sich die Kuh wieder in ein Schiff, das Altarfeuer gab als Gallionsfigur ein Weib ab, die Arabesken auf den Priesterröcken bildeten die Köpfe der Ruderer und die Ruderstangen.

Und so war es allüberall, vom Hals an bis noch auf die Fußsohlen.

Aber das sollte alles noch in den Schatten gestellt werden von dem, was wir weiter entdeckten.

Die Striche der größeren Figuren waren ziemlich stark, schienen aus lauter Punkten zu bestehen, was wohl daher kam, daß die Linien doch durch die Hautporen unterbrochen wurden.

Da beugte sich Goliath herab, brachte sein Auge näher an die Figuren.

»Seht, Massa,« sagte er, auf solch eine Linie deutend, »auch das sind wieder Figuren, ganze Bilder sogar.«

Ich wußte erst gar nicht, was er meinte. Dann wunderte ich mich etwas, wie Goliath dazu kam, immer eine Lupe in seiner Tasche zu tragen.

Wie groß aber ward mein Staunen, als ich durch die Lupe solch eine starke Linie betrachtete. Ja, jetzt, da ich es einmal wußte, konnte ich es auch schon

[391]

mit bloßen Augen erkennen, durch die Lupe war es aber doch viel deutlicher, ich benutzte sie.

Auch jeder dieser Punkte, an manchen Stellen fünf Millimeter im Durchmesser, war eine Tätowierung für sich, Menschen- und

Tierköpfe darstellend, ganze Menschen und Tiere, ja sogar ganze Szenen.

Und als ich dann die dünneren Linien mit der Lupe untersuchte, da fand ich, daß sogar diese in den einzelnen Punkten aus lauter solchen einzelnen, für sich selbständigen Tätowierungen bestanden!!

Wie war solch eine mikroskopische Tätowierung auf der weichen, dehnbaren, nachgiebigen Haut nur möglich?!

Es war und blieb für uns ein Rätsel. Chinesische Geduld, chinesisches Geheimnis!

Da winkte mir Goliath und deutete auf den Kopf, wo er die Haare zur Seite geteilt hatte.

Schon von einer Ahnung erfüllt, trat ich hin – richtig, durch die graumelierten Haare war auf der Kopfhaut wieder jene Tätowierung zu erblicken, der gezackte Kreis, dieser hier nur mit drei Strichen durchzogen, in der Mitte der Klecks, in diesem wieder ein roter Punkt.

»Nummer eins,« flüsterte Goliath.

Ich brauchte nicht die Lupe zu Hilfe zu nehmen, um in dem roten Zeichen eine Eins zu erkennen.

Hatten wir hier jenen geheimnisvollen Kapitän vor uns, den jener aufgefishete Matrose seinen Meister genannt, dem wir einstweilen den Namen ›der Herr des Vogelbergs‹ gegeben hatten?

Es war schon genug, zu wissen, daß auch dieser jener geheimnisvollen Sekte angehörte, die meist aus Seeleuten bestand und sich über die ganze Erde erstrecken sollte. Und er führte die Nummer eins!

Nun war aber auch klar, daß er wirklich zu dem indischen Fürsten in Beziehung stand!

[392]

Da hatte Mahlsdorf einen Gedanken, auf den wir auch schon hätten kommen können.

»Diese Tätowierung unter den Haaren ist ja sehr geschickt verborgen und kann dennoch von einem Eingeweihten immer kontrolliert werden, wenn man aber eine Glatze bekommt?«

»Dann wird die Tätowierung wieder ausgestochen,« entgegnete Goliath. »Die Indier verstehen das, eine Tätowierung wieder absolut verschwinden zu lassen, das weiß ich bestimmt; auch jener Mann, den wir am Vogelberge auffischten, war ein Kahlkopf, und er hatte auch diese Tätowierung auf dem Rücken.«

Dadurch wurden wir veranlaßt, ihn einmal herumzudrehen. Der Körper war steif wie ein Brett, die Todesstarre eine perfekte.

Und eine neue Bestürzung erfaßte uns. Auch auf der Rückseite waren der Körper wie die Gliedmaßen über und über mit solchen Figuren und ganzen Szenen bedeckt, aber auf dem Rücken waren sie nicht mehr erkenntlich. Hier reihte sich Narbe an Narbe, blutrote Streifen, welche über den ganzen Rücken liefen, so tief, daß man den Finger hineinlegen konnte.

»Der ist mit der Knute karbatscht worden,« flüsterte der zweite Ingenieur scheu.

Er schloß aus dem Namen Tischkoff auf russische Verhältnisse. Nahe lag ja diese Vermutung, aber als Behauptung war sie vorilig. Es gibt Menschen, die sich freiwillig peitschen lassen, sich selbst kasteien, Mönche, ich dachte auch gleich an indische Fakire.

Der asketische Togluk mit seinem Totenschädel – Graf Axel als Astrolog und Alchimist – dieser Mann hier – das paßte so alles in einen Topf.

Jedenfalls mußte der Rücken einst auf schreckliche Weise zerfleischt worden sein.

Und jetzt war der Mann tot! Ueber all dem,

[393]

was wir zu schauen bekommen, hätten wir bald die Hauptsache vergessen.

Tot? Ja, kein Herzschlag mehr. Der vor den Mund gehaltene Spiegel trübte sich nicht, die Glieder kalt und starr, das Auge gebrochen. Bei den vielen Tätowierungen hätte man nicht auf die blauen Totenflecke prüfen können.

Doch es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um hier an etwas anderes zu denken. Mahlsdorf fing zuerst davon an, sprach die Gedanken aller aus.

»Das ist nur Starrkrampf oder Scheintod, und wenn er sich so lange in seiner Kabine einschließt, dann befindet er sich immer in diesem Zustande, daher auch das Aufhören aller Körperfunktionen, der Körper verbraucht nichts und scheidet nichts aus.«

Gewiß, so war es!

Ich verpflichtete die Anwesenden zum Stillschweigen, auch den Steward, falls dieser etwas gemerkt hatte, wickelte den Körper wieder in den Mantel ein, ließ die Tür verschließen, begab mich in die Kajüte.

Ich war doch mächtig ergriffen. Scheintot! Ich hatte schon viel darüber gelesen und gehört, hatte es aber fast nicht glauben können, hätte es lieber leugnen mögen. Aus Egoismus! So wie tot daliegen, vielleicht alles hören und sogar sehen könnend, aber unfähig, sich zu regen – es muß doch entsetzlich sein! Und wenn das nun tagelang andauert, und man wird begraben, erwacht im Sarge unter der Erde? Pfui Deiwel!

Wenn wir nun nicht gewußt hätten, daß der Unbekannte wahrscheinlich auch in seiner Kabine manchmal solche Anfälle hatte, aus welcher Ursache er eben unsichtbar blieb?

Morgen, vielleicht schon heute, hätten wir ihn in Segeltuch genäht, auf ein Brett genagelt, ein Säckchen

[394]

Kohlen darangehängt und ihn so dem Meere überliefert.

Na, wenn man dann wieder zu sich kommt, braucht man wenigstens nicht lange noch nach Luft zu ringen, im Wasser geht's schnell, in einer halben Minute ist es vorbei.

Wasser, Feuer, Erde, ich halte es mit den beiden ersten Elementen.

So grübelte ich, während ich die Kajüte durchmaß. Es hatte mich angegriffen.

Ja, und solch ein scheinototer Zustand kam bei diesem Manne öfters ...

»Auf ein Wort, Herr Kapitän!«

Diese Stimme ... daß ich furchtbar erschrocken war, wie ich herumfuhr, kann man mir nicht verübeln.

Höchstens fünf Minuten bin ich wieder in der Kajüte – vor fünf Minuten habe ich ihn als Toten verlassen – und jetzt steht mein Kommodore vor mir, frisch und munter wie ein Fisch, in dem faltigen, aber sonst ganz gesunden Gesicht wie immer das gutmütige Lächeln, im eleganten Anzuge mit hohem Stehkragen und Krawatte, gestiefelt, das Haar schon wieder sorgfältig gekämmt und gebürstet ...

Er mußte sich sofort, nachdem wir die Badezelle verlassen, erhoben haben. Die Schnelligkeit des Anziehens war bei einem Seemann nicht überraschend.

»Sie haben mich in einem Zustande gesehen, in den ich öfters falle,« fuhr er schnell fort, ohne die geringste Verlegenheit, freundlich wie immer. »Er hat mich einmal im Bade überrascht, es war meine eigene Schuld. Sie werden nicht darüber sprechen, nicht wahr?«

Na, der schien ja so einen zeitweiligen Scheintod durchaus nicht als Unglück zu empfinden. Dann konnte auch ich mich beruhigen.

»Nur der erste Steuermann, der zweite Ingenieur

[395]

und mein schwarzer Bootsmann waren zugegen, ich instruierte sie bereits, und die sind absolut zuverlässig.«

»Ja, ich hörte es, ich danke Ihnen. Und ich weiß daß dies auch von Ihrer ganzen übrigen Mannschaft gilt. So ist die Sache erledigt. Was können Sie mir über den alten Holländer mitteilen, den Ihre Leute den Klabautermann nennen?«

Findet der Mensch Worte! So ein plötzlicher Uebergang! Ist tot gewesen, wird wieder lebendig, sagt vergnügt, daß so etwas öfters bei ihm vorkommt – und dann fängt er sofort von dem Klabautermann an, dem er bisher noch keinen einzigen Blick geschenkt hat!

Ich wollte damit beginnen, wie wir zu dem alten Holländer gekommen, wurde aber gleich unterbrochen.

»Pardon, dies alles ist mir bekannt. Ich meine, wie er sich hier an Bord benimmt.«

»Er schläft des Nachts in einer Kojen der Foxel, und den ganzen Tag über sitzt er unter der Back auf einer angelaschten Kleiderkiste, auf der er schon an Bord des holländischen Wracks gesessen hat, und raucht aus einer langen Kalkpfeife.«

Mehr glaubte ich beim besten Willen von dem Klabautermann nicht sagen zu können. Tischkoff mußte mir durch einige Fragen zu Hilfe kommen.

»Spricht er?«

»Nein. Oder doch – nur ein einziges Wort: Minajorka. Das seufzt er bei jeder Gelegenheit, wenn er mit seinem Feuersteine Funken schlägt, und wenn man ihn irgend etwas fragt.«

»Minajorka!« wiederholte Tischkoff, dabei wohlgefällig nickend.

Aha, der wußte etwas mehr davon, was dieser Name zu bedeuten hatte!

»Sonst spricht er nichts weiter?«

[396]

»Gar nichts.«

»Ist schon einmal versucht worden, Ihnen diesen Mann zu entführen?«

»Niemals.«

»Halten Sie ihn für irrsinnig?«

»Nur für geistesschwach – eine Folge des hohen Alters.«

»Kann er allein essen?«

»Ja, wenn man ihm das Essen in die Hand gibt.«

»Bedarf er sonst der Pflege?«

»Gar nicht.«

»Gestatten Sie, daß ich den Mann mit in meine Kabine nehme, um ihn Tag und Nacht beobachten zu können?«

Es kam mir überraschend – aber natürlich sagte ich sofort zu.

»Ich danke Ihnen. In meiner Kabine sind ja zwei Kojen, ich habe nichts weiter nötig, nur muß der Steward mir jetzt auch des Mynheers Essen bringen. Ihre Leute, die so an dem Klabautermann hängen, können beruhigt sein, ich werde ihn wie mein Kind behandeln – oder mit aller Ehrfurcht, die man diesem guten Seegeiste, der sich ja auch schon bei Ihrem Schiffe bewährt hat, schuldig ist.«

Eine leichte Verbeugung, und er wollte die Kajüte verlassen.

Schon während dieses kurzen Gespräches hatte ich meinen Entschluß gefaßt – das Eis war einmal aufgebrochen, das mußte benutzt werden.

»Herr Kommodore!«

»Bitte?« wandte er sich wieder um.

»Gestatten Sie mir eine Frage – nur eine einzige!« sagte ich mit etwas flehender Stimme.

»Aber warum denn nicht? Ich stehe immer zu Ihrer Verfügung, wenn wir uns begegnen oder sonst

[397]

sehen. Nur in meiner Kabine bitte ich mich nicht zu stören.«

»Wissen Sie etwas von Blodwen – von der Lady Leytenstone?«

»Sie ist in Begleitung von Hans Schomburg, Ihres desertierten Matrosen, glücklich nach New-York entkommen, nachdem die beiden auch noch versucht haben, das Kind zu entführen, was aber mißglückt ist.«

Eine furchtbare Spannung bemächtigte sich meiner.

»Und?« hauchte ich atemlos.

»In New-York ist sie von Kapazitäten für geistig normal erklärt worden.«

»Und?« konnte ich nur wiederholen.

»Sie fordert ihr Kind und ihr Vermögen zurück.«

»Und?«

»Mehr weiß ich nicht.«

Ich hatte kein ›Und?‹ mehr. Ich war in Träume versunken.

»Wünschen Sie sonst noch etwas zu wissen?«

»Das genügt – vorläufig,« murmelte ich.

Da verließ er die Kajüte.

Ich blieb noch lange in Träume versunken zurück. Was ich zu hören bekommen hatte, war eigentlich alles ganz logisch. Aber Hans, Hans! Ich hatte es ja gewußt, und doch fand ich es jetzt wieder unfaßbar.

Darüber vergaß ich ganz, woher denn Tischkoff dies alles schon wissen könne. Denn damals war nach New-York noch kein transatlantisches Kabel gelegt, und hätte ich mir die Zeitdauer ausgerechnet, wie lange ein Brief hin und her braucht, hätte ich mir alles andere ausgerechnet, so hätte ich erkennen müssen, daß hier ein Rätsel der Zeit vorlag. Doch daran dachte ich jetzt nicht, auch später nicht.

[398]

Dann raffte ich mich auf, nahm meine Leute vor, sagte ihnen, Mr. Tischkoff wünsche den Klabautermann in seine Kabine zu nehmen, wolle ihn wahrscheinlich zum Sprechen zu bringen suchen – niemand habe einen Grund, deshalb ein saures Gesicht zu machen.

Ich hätte gar nicht nötig gehabt, so zu sprechen. Aber ich bin ein Mensch, der nicht nur jede andere Religion achtet, und sei es auch Fetischismus, sondern der in gewisser Hinsicht auch nicht über Aberglauben spottet. Der Glaube an den Klabautermann hat noch keinen Schaden gebracht. Und wenn ein Kranker, dem alle

Aerzte nicht helfen können, es einmal mit Sympathie versucht, so habe ich ebenfalls nichts dagegen.

Meine Jungen waren noch vernünftiger, als ich geglaubt. Es war ja mein Retter, der den Wunsch geäußert, den Klabautermann immer in seiner Nähe zu haben. Und auch sonst hatten meine Jungen die größte Hochachtung vor Mr. Tischkoff, er hätte gar nicht mein Retter zu sein brauchen, alles Vorangegangene wäre nicht nötig gewesen.

Das machte schon seine Schweigsamkeit, die Regelmäßigkeit seiner Handlungen. Man stelle sich an Bord des Schiffes einen Kajütengast vor, der mit jedem Matrosen ein Gespräch anzuknüpfen sucht, neugierig fragt, schwadroniert, hin und her hopst. Man wird seiner bald überdrüssig, bald will kein Matrose mehr etwas von ihm wissen.

Jede schweigsame Regelmäßigkeit imponiert stets, selbst wenn finsterer Stolz dabei wäre. Majestätisch sind alle Sonnen und Fixsterne, deren scheinbaren Lauf am Firmament man auf Jahrtausende hinaus mit absoluter Gewißheit berechnen kann. Kometen sind schon unsichere Kantonisten, man weiß doch nicht so bestimmt, ob sie wirklich wiederkommen – von den Meteoriten gar nicht zu sprechen. Und was von

[399]

ewigen Sternen gilt, gilt auch von Menschen. Schon der einsame Spaziergänger, der täglich zur bestimmten Minute an einem alleinstehenden Hause vorübergeht, ruft alles an die Fenster, man kennt ihn nicht, aber man erwartet ihn, man vermißt ihn, man spricht über sein Wohlergehen, man richtet nach ihm die Uhren.

In feierlicher Prozession ward der Klabautermann auf seiner Kleiderkiste nach Tischkoffs Kajüte getragen und ... ward nicht mehr gesehen.

Der Steward brachte jetzt auch für ihn das Essen und konnte nur erzählen, daß der Klabautermann nach wie vor rauchend auf seiner Kleiderkiste säße. Bewegung und mehr frische Luft, als

das offene Bollauge lieferte, brauchte der alte Mann nicht. Was Tischkoff sonst mit ihm trieb, wußten wir nicht.

Die Bruchstelle in dem Eis, das bisher zwischen mir und meinem Kommodore gestanden, war wieder zugefroren. Er machte seine gewöhnlichen Spaziergänge an Deck, und wir waren wieder Luft füreinander. Aber es war ein warmes Eis. Wir befanden uns ja nahe dem Aequator.

#### DER KRIEG IM FRIEDEN.

Wenige Tage nach diesem Vorfall mußten wir uns direkt auf dem Aequator befinden. Nach der letzten Bestimmung, die ich kurz vor Mitternacht nach den Sternen gemacht, waren wir von ihm nur noch vierzehn Seemeilen entfernt gewesen, dann umzog sich der Himmel; ohne Gestirne ist keine geographische Ortsbestimmung möglich, und auch ein Loggen gab es nicht, weil wir von einer Strömung getragen wurden, deren Schnelligkeit ich nicht kannte.

Der Wind flaute immer mehr ab, dann begann  
[400]

die See zu dampfen; ein undurchdringlicher Nebel entstand, der in dieser Zone wohl selten ist, aber doch hin und wieder auftritt, und zur Zeit des Sonnenaufgangs herrschte eine sonst hier ganz unbekante Dämmerung, bei völliger Windstille.

Die Chancen waren gut. Ich wußte bestimmt, daß, sobald die Sonne ihre Wärmekraft entwickelte, ein Nordostwind einsetzen würde, während wir seit einigen Tagen immer Südwest gehabt hatten, dem ich entgegengedampft war.

Das kann man sich nach den Windtabellen berechnen – wunderbarerweise für diese Aequatorialzone der Passate und Monsune von Immanuel Kant aufgestellt, der nie aus den Mauern seiner Heimatstadt Königsberg herausgekommen ist, alles Hinzugekommene ist nur Verbesserung – das hat der erfahrene Seemann auch schon in der Nase, wie der Delphin, der immer dorthin schwimmt,

von wo der nächste Wind kommen wird, und setzt dieser ein, dann ändert er seine Richtung abermals dorthin, von wo er den nächsten Wind erwartet, mit untrüglicher Sicherheit – und so hatten mir schon gestern Delphine dasselbe erzählt.

Richtig, achtzehn Minuten nach sechs, da rollte der Nebel wie eine Wolke dem Südwesten zu, der Wind, der ihn treibt, versucht noch rasch aus der gefügigen Nebelmasse möglichst viel phantastische Figuren zu bilden, unter anderen sehe ich auch ganz deutlich einen zweimastigen Schoner . . .

Doch nein, das ist kein Nebelgebilde, das ist wirklich ein Schiff. Aber man hat seine Mühe, es von einem Nebelgebilde zu unterscheiden – und wie ich noch so hinblicke und simuliere, daß das nach den schlanken Formen eine Jacht sein kann, als zweimastiger Schoner getakelt, da steigt dort drüben in dem grauen Nebel, der dieses Schiff noch immer wie ein Flor umgibt, während wir schon im hellen Sonnenschein

[401]

liegen, eine blaue, dunklere Rauchwolke auf – und da sehe ich von dort einen Vogel geflogen kommen, aber ganz unheimlich schnell – und da trifft mich, der ich auf der Kommandobrücke stehe, nach einem vorausgehenden Sausen ein Luftdruck, dann dröhnt in meinen Ohren ein brüllender Knall, und gleichzeitig ist hinter mir die Schornsteinkette gerissen, nur so weit von mir entfernt, daß ich sie mit der Hand erreichen kann.

Hallo!! Die beschießen uns mit Kanonen!! Die erste Kugel oder Granate hatte unsere Schornsteinkette durchschnitten – einen Meter voraus, und sie hätte meinen Kopf mitgenommen.

Sie hatte das letztere auch wirklich. Ich hatte meinen Kopf verloren.

Ja, du lieber Gott, wenn man so mit seinem Schiffe im tiefsten Frieden daliegt, man freut sich, daß man lebt – und da schickt einem ein anderes Schiff in dem Augenblick, da man es sieht, als

Morgengruß eine Kanonenkugel zu – was soll man denn davon denken? Da muß man ja ganz kopfscheu werden!

Entweder träume ich, oder das sind Räuber, dachte ich, und dann brüllte ich:

»Hiß die Flagge!!!«

Alle an Deck befindlichen Leute hatten es gemerkt, der Kanonenschuß war doch auch nicht zu überhören gewesen, jetzt nach der ersten Lähmung schrien sie und zeigten nach dem Schornstein – und dann stürzten die Flaggen Gäste davon.

Gleichzeitig mit unserem Sternenbanner ging auch drüben genau dasselbe hoch, also ebenfalls ein Nordamerikaner – dann wurden weiter am Besanmast die bunten Lappen gehißt – »Sturmbräut, New-York«, sagte mein Schiff – »Yankee III., New-York«, wurde drüben gemeldet.

Auch noch ein Landsmann von mir! Sogar  
[402]

aus derselben Heimatstadt! Nur daß mein Schiff nicht direkt in New-York geboren war. Aber deshalb brauchte der mich doch nicht gleich mit Granaten zu bombardieren, dafür konnte ich doch nichts.

Ich kam nicht dazu, auch meinen Namen als den des Kapitäns zu melden, wie es sich gehört, denn schon vorher kletterten drüben wieder die bunten Lappen in die Höhe, die aber auch nicht den Namen des Schiffsführers sagten.

»Verzeihung, Verwechslung,« übersetzte ich, ohne viel das internationale Flaggenbuch befragen zu müssen.

Eine nette Verwechslung! Ja, auf wen hatte es denn der Schoner sonst abgesehen? Jetzt war doch gar kein Krieg? Ueberdies zeigte der Schoner auch nur die einfache Handelsflagge.

Drüben ging die Flaggenreihe herunter und eine neue hoch.

»Schaden angerichtet?«

»Schornsteinkette zerschossen,« ließ ich zurücksignalisieren.

»Wieviel Schadenersatz?«

Oho, mit den drei Talern, welche diese Kette kostete, sollte das nicht abgetan sein, auch nicht mit tausend Pfund Reugeld! Die sollten mir erst hier an Bord meines Schiffes Rede und Antwort stehen, unter Umständen mich kniefällig um Verzeihung bitten!

Aber es sollte nicht dazu kommen – oder doch in ganz anderer Weise.

Jetzt ließ ich erst meinen Namen melden, zur Einleitung des Weiteren – da aber sahen wir aus der Nebelwand, die noch im Süden stand, vom streichenden Winde scharf begrenzt, ein zweites Schiff auftauchen, eine Brigg, aber auch mit schlanken Jachtformen, und auch die vom Schoner hatten sie sofort erblickt, und da gab es kein Signalisieren

[403]

mehr, die letzten Flaggen wurden heruntergerissen, und die Matrosen flogen die Wanten hinauf, die Segel entrollten sich – und ebenso ging es auf der Brigg zu, die eben in den Wind kam – und jetzt zeigte sie die englische Handelsflagge, nichts weiter – und nun die beiden Jachten aufeinander los – als sie eine Entfernung von etwa tausend Metern zwischen sich hatten, gingen beide über Stag, wendeten elegant wie die Ballerinen – so segelten sie in diesem Abstand aneinander vorüber, und nun . . .

Bruch!!! sagte zuerst die zuletztgekommene Brigg, legte sich auf die Seite, als wolle sie kentern, und es waren wenigstens sechs Feuerschlünde, die gegen den Schoner losspien.

Aber das ließ sich dieser nicht gefallen – der sagte noch etwas ganz anderes – bruch bruch bruch!!! – und das waren mindestens zehn Kanonen, mit denen er antwortete – und nun wieder schnell gewendet oder vielmehr gehalst, mit dem Winde, wodurch sie sich näher kamen, und im Vorbeisegeln wieder eine volle Breitseite abgegeben, beide gleichzeitig!

Ich zweifelte einfach an meinem Verstand. Das ging nämlich so fix. Eins, zwei, drei, war die regelrechte Seeschlacht fertig, die

erste, die ich in meinem Leben zu sehen bekam. Immer fröhlich mit der Handelsflagge.

Wieder gewendet, wieder gehalst, Pulverdampf und donnern-de Breitseiten und einzelne Kanonenschüsse, dazwischen ab und zu ein gellendes hip hip hip hurra!!! – und die zerfetzten Segel flatterten davon, und die Stengen knickten, und die Masten brachen.

Sonst läßt sich so etwas nicht weiter schildern. Ich starrte mit weitaufgerissenen Augen hin.

»Die dudlieren sich,« hörte ich den dämlichen Fritz sagen. Ja, da hatte er wohl einmal das Richtige getroffen.

[404]

»Hip hip hip hurra!!!« heulte es da abermals gellend, »hip hip hip ... hurra for Old England!!«

Sie hatten recht, um den Amerikaner war es geschehen. Ich hatte es schon vorher bemerkt. Die ganze Takelage weggeschossen, nur noch einen einzigen halben Mast habend, hatte der Schoner schon seit einiger Zeit bedenklich geschaukelt, dann wurde sein Sinken sichtbar, die Mannschaft hatte das Feuern bereits eingestellt, die schon ausgeschwungenen Boote, in die sie sprangen, brauchten gar nicht mehr herabgelassen zu werden, sie befanden sich schon ganz nahe der Wasserfläche.

Da noch einmal ein Schuß aus einem Deckgeschütz – ich sah ganz deutlich den Mann, der ihn abgefeuert, auch er sprang in das nächste Boot – und da sackte der Schoner in die Tiefe hinab, begleitet von dem Triumphgeheul der Engländer.

Ohne die Boote zu zählen, wandte ich meine Aufmerksamkeit der Brigg zu, die ich die letzte Zeit aus dem Auge gelassen hatte. Auch sie war arg mitgenommen. Wenigstens die Hälfte der Takelage ...

Mehr konnte ich nicht konstatieren. Eine mächtige Rauchwolke, eine Feuergarbe, ein donnerndes Krachen, wir empfanden einen starken Luftdruck, aber einen ganz anderen, als da vorhin

die Kugel an mir vorbeigesaust, einige in sorgloser Stellung dastehende Leute wurden gleich zu Boden geschleudert, ich drehte mich noch nachträglich nach der Seite, schützend die Hände vors Gesicht schlagend – und als ich im nächsten Moment wieder hinblickte, war von der englischen Brigg nichts mehr zu sehen.

Der letzte Schuß hatte auch ihr den Rest gegeben. Direkt in die Pulverkammer konnte die Kugel wohl nicht eingeschlagen sein, im Moment die Explosion erzeugend, denn eine halbe Minute war wenigstens noch vergangen. Aber schuld gewesen war diese letzte Kugel oder Granate, das war ganz offenbar.

[405]

Da plautzte es noch einmal, in meiner dichten Nähe, und vor mir auf der Kommandobrücke lag ein menschliches Bein, am Knie abgerissen, bekleidet mit Strumpf und Schnürschuh. Die dazugehörige Hose hatte das Bein dort drüben zurückgelassen.

Dieses halbe Bein war der letzte Rest von der eleganten Brigg. Wenigstens für meine Augen. Wir waren zu weit entfernt, um mit den bloßen Augen Trümmer und Menschenköpfe zu entdecken, und ich hatte keine Zeit mehr, nach dem Fernrohr zu greifen.

Nur einen Blick auf das blutige Bein, und ich wußte, was ich zu tun hatte.

»Halbe Kraft voraus!!« kommandierte ich durch das Sprachrohr, und in diesem Augenblick dachte ich, der ich früher gegen jeden Dampfer immer einen Widerwillen gehabt, an die armen Heizer und Kohlenzieher, welche auch in ihrem Revier ganz sicher die donnernden Kanonenschüsse gehört hatten und nun gar nicht wußten, was da oben eigentlich los war.

Denn daß sonst alle meine Jungen an der Bordwand standen, das ist doch selbstverständlich, und kein Heizer von der Freiwache dachte daran, nach unten zu gehen und seinen Kameraden etwas davon zu erzählen.

Und Tischkoff? Ich blickte mich doch einmal nach ihm um. Nein, der hatte für Kanonenschüsse und dergleichen kein Interesse. Oder der war vielleicht wieder einmal ein bißchen tot.

Sonst habe ich nachträglich nur noch zu erwähnen, daß sich die beiden Schiffe offenbar vorgesehen hatten, nicht uns in die Schußlinie zu bekommen. Sie hatten ausschließlich immer zwischen Süden und Norden geschossen, und wir kamen von Osten.

Der zuerst durch die Schüsse gesunkene amerikanische Schooner hatte, wie ich jetzt zählte, vier Boote ausgesetzt, alle ziemlich dicht mit Menschen gefüllt. Das

[406]

eine Boot fischte noch auf, es mochten doch einige ins Wasser gestürzt sein, die anderen drei strebten schon der Stelle zu, wo die englische Brigg in die Luft gegangen war, und das war auch mein erstes Ziel, um zu retten, was noch zu retten war, und ich kam noch eher hin als die Boote.

Planken, Splitter und dazwischen schwimmende Menschen, von denen sehr viele das Wasser ihrer Umgebung mit Blut röteten, und manche sanken noch vor unseren Augen unter, um vorläufig nicht wieder aufzutauchen.

Kurz vor der Unglücksstelle ließ ich stoppen und vier Boote aussetzen. Denn da gab es sicher viele, die nicht mehr imstande waren, ein zugeworfenes Seil zu erfassen.

Ich selbst ging mit in eine Jolle, übergab aber, um das Ganze immer im Auge behalten und kommandieren zu können, das Steuer dem Bootsmann.

Wir fischten alles Lebendige auf, was wir packen konnten. O, das sah aber böß aus! Manche starben uns unter den Händen, und da gab es Menschen ohne Finger, Hände, Arme und Beine die schwere Menge. Doch viele waren auch ganz unverletzt, nur mit verbrannten Haaren und pulvergeschwärtzten Gesichtern, einige aber schienen wieder gar nichts abbekommen zu haben.

Einen sehr starken Mann bekamen zwei Matrosen nicht gleich ins Boot, wie sie auch am Hosenbund zogen.

»Faß die Been, faß die Been!!« schrie der Bootsmann.

Jawohl, der hatte gut kommandieren – der Mann hatte keine Beine mehr.

Wie er sich noch, so schrecklich verstümmelt, hatte auf dem Wasser halten können, war mir ein Rätsel.

[407]

Mir selbst war so etwas noch nicht passiert, ich hatte keine Erfahrung.

Dann erwischte ich einen Mann, vor dessen Gesicht auf dem Wasser zwei blonde Bartkoteletten schwammen und seitwärts ein Ohr, nur noch an einem Faden hängend. Als ich ihn heraus hatte, zeigte sich ein Sportkostüm mit Kniehosen.

»*Thank you very much*, bedankte er sich, als er im Boote saß, und griff . . . nicht nach seinem herabhängenden Ohre, nicht nach der blutenden Stelle, wohin dieses Ohr eigentlich gehörte – sondern er griff in die Brusttasche, brachte ein Etui zum Vorschein, öffnete zwei Klappen, die wohl wasserdicht abschlossen, nahm eine Zigarre, knipste die Spitze bedachtsam mit den langen Fingernägeln ab und wandte sich an einen meiner Matrosen.

»Haben Sie etwas Feuer bei sich?«

Doch ich hatte keine Zeit, den kuriosen Kauz weiter zu beobachten.

Ich hatte gerade einen schnauzbärtigen Kerl im Auge, der sich an eine Planke geklammert, und jetzt verlor er die Besinnung, er ließ die Planke fahren . . .

»Dort, dort – streich steuerbord!« schrie ich dem Bootsmann zu, auf den Mann deutend.

Die Ruderer gehorchten nicht, das Kommando blieb aus. Ich blickte nach Enoch.

Was hatte der Kerl plötzlich? Das gesunde, etwas versoffene Gesicht des krummbeinigen Finnländers war plötzlich fahl geworden, bis in die sonst rote Nasenspitze hinein, mit weit hervorquellenden Augen stierte er nach dem schnauzbärtigen Manne, auf den ich deutete.

Da wurde ich durch ein anderes Boot von selbst dorthingedrängt, kam in die dichte Nähe des Besinnungslosen, der aber durch eine Welle mit dem halben Oberleib auf die Planke gehoben worden war, ich bog mich über die Bootswand, packte zu . . . [408]

»Halt, Käpt'n halt!!« schrie da plötzlich Enoch, ganz außer sich. »Lat see swimmen, Käpt'n lat see swimmen!!«

Ich wußte nicht, was der Kerl wollte, er mußte plötzlich verrückt geworden sein. Das war doch keine ›see‹, keine ›sie‹, das war doch ein Mann.

Ich hatte ihn halb im Boote.

»Smeet see wedder rin, Käpt'n, smeeet see wedder rin!!« heulte da Enoch abermals. »Dat is dr Düwel, dr Düwel – smeeet see wedder rin!!!«

Ich hatte den Mann ins Boot geholt.

Nanu, was war denn das? Der trug ja einen Frauenrock. Und – und – auf dem Kopfe ein sogenannter Kauz, so einen zusammengerollten Haarzopf. Nicht gerade allzu üppig, vielmehr recht dürftig. Aber immerhin . . .

I natürlich, das war doch ein Weibsbild, wenn sie auch einen ganz stattlichen Schnauzbart hatte!!

»Smeet see wedder rin, Käpt'n, lat see versupen!!« fing da mein Bootsmann abermals zu heulen an. »Dee hädd nich nur Haar unner de Näs, dee hädd'n Düwel in de Lief, dee verstinkert unse ganze Schipp – smeeet see wedder rin, Käpt'n!!«

Ich hatte jetzt anderes zu tun, als auf so etwas zu achten, sprang gleich darauf auch in ein anderes Boot.

OLD ENGLAND II. UND YANKEE III.

Die Geretteten wurden an Deck der ›Sturmbraut‹ gebracht. Auch die vier Boote des amerikanischen Schoners hatten brav mitgeholfen. Aber auch sie hatten Verwundete genug, welche das Fallreep nicht benutzen konnten, sondern mit Schlingen unter den Armen emporgezogen werden mußten.

[409]

Das allgemeine Durcheinander kann nicht geschildert werden. Ich behielt, was ich an Verletzungen auch zu sehen bekam, einen kalten Kopf. Wenn ich vor etwas bangte, so war es nur das, daß ich dann wahrscheinlich als Chirurg auftreten mußte.

Doch bald war ich meiner Sorge enthoben. Ich bemerkte einen Mann, der schon anordnete, wie die

[410]

Matrosen den und jenen Verletzten beim Tragen anzufassen hätten.

»Schiffsarzt?«

»Yes.«

Mehr Worte wurden jetzt nicht gewechselt. Es galt, die Verletzten im Zwischendeck unterzubringen, das schnell als Lazarett eingerichtet wurde.

Sonst konstatierte ich noch, daß die meisten der geretteten Leute Novascotiemen waren, und zwar sowohl die englische Brigg wie der amerikanische Schoner mußte mit solchen bemannt gewesen sein, wenn auch noch andere typische Gesichter wie deutsche und skandinavische darunter waren.

Das merkte ich gleich an dem englischen Dialekt, den sie samt und sonders sprachen, und nicht minder an ihrer unglaublichen Roheit.

Denn die Schiffer von Novascotia – das ist die große Halbinsel von Englisch-Nordamerika, also Kanada, die Hauptstadt ist Halifax – sind das roheste Pack von der ganzen Welt. Es sind tüchtige Seeleute, verwegene Teufel, aber auch den harmlosesten

ihre Flüche kann ich hier nicht einmal andeuten, diese Redensarten, mit denen sie alles belegen, sogar jedes Stück Brot, sind selbst für einen anderen Matrosen haarsträubend, und Mord und Totschlag sind auf jedem Novascotiaman an der Tagesordnung, und der deutsche oder englische oder skandinavische Matrose, der einmal auf solch einem Novascotiaman gefahren, ist diesem verfallen, kann nicht wieder davon lassen – es geht ihm wie dem Sünder, dem Spieler, dem Trunkenbold, er ist dem Teufel verfallen – jetzt nennt auch er sich mit Stolz einen Novascotiaman und wird als solcher von den anderen Seeleuten ebenso verachtet wie bewundert.

Novascotiaschiffe, fast ausschließlich Segler, darunter vier- und fünfmastige, fahren fast nur nach China, um Tee zu holen, und was die

[411]

Novascotiamatrosen sonst noch unter den übrigen seefahrenden Nationen – denn Novascotia führt als englische Kolonie eine eigene Handelsflagge, auch schon ganz seltsam – für eine eigentümliche Rolle spielen, das werde ich noch später zu schildern haben.

Ich war fest überzeugt, daß die Rettungsmannschaft in den vier Booten des amerikanischen Schoners manchen nicht aufgenommen hatten, weil er schon zu sehr verstümmelt war – der stirbt ja sowieso, was sollen wir uns erst mit dem herumplacken, laßt ihn ersaufen – ihr Mitleid war höchstens so weit gegangen, daß sie dem Betreffenden noch eins mit der Ruderstange über den Kopf gegeben hatten.

Im Boote selbst hatte ich nichts davon bemerkt, es war mir entgangen, aber hier noch wurde ich es gewahr.

Mit zwei Schlingen wurde ein Mann heraufbefördert, dem beide Arme fehlten; jedenfalls waren sie abgequetscht worden, die Stumpfe bluteten gar nicht, und der Mann war bei Besinnung.

»Was willst du denn mit dem Krüppel, Ned?« rief ein brutal aussehender Kerl. »Der macht's ja doch nicht lange mehr – über Bord mit ihm!«

Er packte den Armlosen, im nächsten Augenblick hätte dieser wieder im Wasser gelegen, wenn ich jenem nicht in die Arme gefallen wäre.

Der Kerl stierte mich wild an.

»Was willst du Hundesohn von mir?!« brüllte er mich an. »Hand weg, oder ... «

Der Hundesohn hatte schon genügt, meine Faust sauste ihm in den Nacken, er klappte zusammen.

Ringsherum ein Wutgebrüll, überall erhobene Fäuste, schon gezückte Messer, um die Züchtigung des Kameraden zu rächen.

Das war aber nun gerade so mein Fall. Ich erschrecke sehr leicht über etwas, was nicht gleich in

[412]

meinen Kopf gehen will, weil ich es nur ganz anders vorgestellt habe, nur bei so etwas nicht.

»Hände nieder, ihr Himmelhunde!!!« donnerte ich. »Ich bin der Kapitän des Schiffes!!!«

Bei diesen Worte aber ließ ich es nicht allein bleiben, gleichzeitig hatte ich mir den längsten Lümmel ausgesucht, einen herkulisch gebauten Kerl, der mit erhobenem Messer dastand, meine Faust fuhr ihm zwischen die Augen, er stürzte wie ein gefällter Stier zu Boden.

Das hatte gewirkt. Die Hände sanken herab, überall scheue oder erschrockene Gesichter.

»Der Kapitän – warum hat er's nicht gleich gesagt?« wurde scheu geflüstert.

Ja, allein die Erklärung, daß ich der Kapitän sei, hatte gewirkt, mehr noch als mein Faustschlag. Denn nirgends ist die Mannszucht so furchtbar streng, wie auf den Novascotiaschiffen, kein Seegericht verurteilt so furchtbar hart wie das von Halifax.

Aber schließlich war meine Kraftprobe dennoch nötig gewesen. Denn dem Kapitän, der nur immer drohende Worte hat, sonst sich aber als Waschlappen erweist, wird ja doch auf der Nase gespielt.

Dann ließ ich mir schnell meine Jacke mit den Rangabzeichen kommen, mit dem Revolver darin, diesen zeigte ich und erklärte, daß jeder ein toter Mann sei, der hier aus einem noch lebenden oder schon toten Menschen Haifischfutter mache oder sonst irgendwelche Ausschreitungen begehe.

Daß sie bereits im Boote verschiedene Kameraden und selbst noch lebende Krüppel hier über Bord geworfen hatten, erfuhr ich jetzt von meinen Leuten, das sagten mir auch selbst die sich immer mehr einstellenden Haifische, deren Umgebung von Blut gerötet war.

Ein Glück war gewesen, daß zur Zeit der Katastrophe keine Haifische die beiden Schiffe

[413]

umschwärmt hatten, die Hyänen des Meeres hatten erst nachträglich die leckere Beute gewittert.

Mein Abzeichen und mein Auftreten taten ihre Schuldigkeit, es kamen keine weiteren Brutalitäten vor, und das gotteslästerliche, unbeschreibliche Fluchen – das ›unbeschreiblich‹ soll also noch eine Verstärkung des ›gotteslästerlich‹ sein, meine Feder würde sich sträuben, nur einen einzigen dieser Flüche wiederzugeben, obgleich ich selbst genug fluchte – das also überhörte ich, es waren eben Novascotiamen, und vom Teufel kann man nicht verlangen, daß er das Vaterunser betet.

Aus dem allgemeinen Durcheinander kann ich sonst nur einige Figuren und Szenen hervorheben.

Ich sah wieder den Mann mit den Bartkoteletten und den Kniehosen. Er hatte schon den Kopf verbunden, und so stand er da, die Zigarre im Munde, und betrachtete tiefsinnig ein menschliches Ohr, welches er in der Hand hielt, sein eigenes Ohr – eine

ganz merkwürdige Stellung, die an sich schon etwas Humoristisches hatte, wie der so bedächtig sein eigenes Ohr betrachtete, dabei gemütlich seine Zigarre rauchend.

»Doktor!«

Der Mann, den ich schon als Schiffsarzt erkannt, blieb auf seinem hastigen Wege stehen.

»Mr. Brown?«

»Gibt es nicht ein Mittel, um so ein Ohr zu konservieren – für immer?«

»In Spiritus, ja.«

»In Spiritus? Hm. Nee. Anders. Ich möchte mir mein Ohr gern an die Uhrkette hängen . . . «

Mehr hörte ich nicht. Ich hatte anderes zu tun, mußte überall sein.

Gedanken fuhren mir ja deshalb genug durch den Kopf.

Der mit Brown Angeredete war jedenfalls der

[414]

Besitzer der englischen Brigg, und zwar wohl schwerlich gleichzeitig der Kapitän, sonst hätte ihn der Schiffsarzt doch wahrscheinlich auch so genannt.

Die Kapitäne und Offiziere waren nicht zu erkennen, alles ging ja in Hemdärmeln, wenn nicht die ganzen Sachen zerfetzt und verbrannt waren, und die Offiziere mochten wohl den Tod gefunden haben.

Dann sah ich einen anderen über Deck spazieren, bei dem war noch zu erkennen, daß er noch vor kurzem ein weißes, elegantes Tropenkostüm getragen, und auch den hielt ich für keinen Seemann, das glattrasierte Gesicht mit der etwas schiefen Nase war das eines englischen Jockeys.

Er trug den rechten Arm in der Binde, und jetzt bückte er sich, hob mit der linken Hand etwas auf.

Es war das halbe abgeschlagene Bein, welches mir auf der Kommandobrücke vor die Füße gefallen war. Auf irgendeine Weise war es von dort oben herunter auf Deck gekommen.

Er hob das Bein in die Höhe.

»Hört, Leute, wem gehört dieses Bein? Wer hat dieses Bein verloren?«

Ich kann gar nicht sagen, worin die überwältigende Komik lag, trotz allen Blutes. Aber es wird wohl verstanden werden. Ja, gerade dieses Blut gehörte dazu. Es gibt eben blutige Witze, und sie können wirklich gut sein. Obgleich der Mann jedenfalls gar keinen Witz machen wollte.

Er fragte also nach dem Besitzer dieses Beines, so etwa, als wenn man ein Portemonnaie gefunden hat und fragt, wer es verloren – so stand der Kerl da und hob das Bein hoch, sich dabei fragend umblickend – und außerdem nun, um die Komik noch zu verstärken, sprach der Kerl durch die schiefe Nase, wie ich noch keinen Menschen durch die Nase habe

[415]

sprechen hören. Das läßt sich schriftlich nur leider nicht wiedergeben.

»Will's niemand haben?« mauschelte er weiter durch die Nase.  
»Gehört's niemandem? Na ... «

Er warf das Bein über Bord und schlenderte weiter.

Vorstellungen gab es jetzt natürlich nicht. Jetzt hatten die Hände zu tun, und ich mußte das Ganze leiten, wurde auch von niemandem gestört.

Dann aber passierte eine Szene, die ich doch länger beobachten mußte, und sie war es auch wirklich wert.

Da war zunächst das Weibsbild, das ich aus dem Wasser gezogen. Es war auch noch bewußtlos an Deck gehievt worden, lag noch immer bewußtlos da, ich konnte es zur Genüge betrachten.

Ja, es war wirklich ein Bild, dieses Weib. Haare unter der Nase und auf der Nase und Haarbüschel überall im Gesicht, auf großen

Leberflecken vegetierend. Es waren rote Borsten, an den Spitzen so etwas gräulich angehaucht, wie wenn der kalte Herbstwind über die gelben Stoppeln gegangen ist.

Und Knochen hat die im Leibe! Und diese Gelenke, diese Taten! Herr du mein Gott, wenn die einen vom stärkeren Geschlechts mit ihrer Liebe beglückte, und die haute einmal zu!

Der rot und blau gestreifte Rock hatte sich in die Höhe geschoben, und es zeigte sich, daß sie nicht nur mächtige Seestiefel trug, sondern auch richtige Männerhosen, in den Stiefeln steckend.

Ich hatte gerade eine Pause benutzt, um sie mir zu betrachten, als sie die Augen aufschlug.

»Herre Jasus!!« schnarrte es aus ihrem schnurrbärtigen Munde heraus.

Schon diese zwei Worte sagten mir, daß es eine unverfälschte Irländerin sei, eine ganz waschechte Tochter des heiligen Patricks. [416]

Nun kann ich hier aber nicht Englisch schreiben, noch weniger jenes Englische wiedergeben, welches die Irländer sprechen, vermischt mit alten, irischen Ausdrücken. Es kann nur ein schwacher Versuch sein.

Sie sprang mit gleichen Füßen auf, griff sich schnell einmal an den Haarkauz, und dann schlug sie die knochigen Hände darüber zusammen.

»Herre Jasus, hat sich schon wieder kaput gegangen das scheene Schiff, ist sich in die Luft geflogen . . . «

Da erblickte sie einen Mann am Boden liegen, einen Neger, der schon seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Der Brustkasten war ihm eingedrückt.

Sie stieß einen wilden Schrei aus, raffte ihre Röcke bis zum Leib hoch und stürzte auf den Schwarzen zu, warf sich über ihn.

»Ist sich tot, ist sich wirklich tot!« jammerte sie, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, aber in ihrer Weise, sie kitzelte den Neger am Halse und noch an anderen Körperteilen. »Kille kille

kille – ist sich Kalolisle wirklich ratzentot – ui ui ui ui – kann sich Kalolisle keinen scheenen Whisky mehr trinken, muß sich arme Hullogan scheenen Whisky alleine trinken – muß sich arme Hullogan alleine besaufen . . . «

Ich kann gar nicht wiedergeben, was sie alles schwadronierte, noch weniger, wie sie das hervorbrachte und sich dabei benahm.

Sie hatte aus der Tasche ihrer Unterhose eine große Flasche zum Vorschein gebracht, halb gefüllt, setzte die Pulle dem Toten vor den Mund, und weil der Tote nicht schlucken wollte, machte sie ihm den Mund auf und trichterte ihm den Schnaps ein, ihm dabei die Nase zuhaltend, immer jammernd und schwadronierend, immer einmal ein ›Herre Jasus‹ dazwischen, dann trank sie selber, dann rieb sie dem Toten Brust und andere Körperteile mit Schnaps ein,

[418]

dazwischen immer einmal schnell selbst einen Schluck nehmend.

Die umstehenden fremden Matrosen sahen zu, und denen schienen das etwas Alltägliches zu sein, sie verzogen dabei keine Miene, machten keine Witze – und ich wußte nicht, ob ich mich davor entsetzen oder darüber lachen sollte. Meine Jungen taten das letztere, und ich konnte es ihnen auch nicht verübeln.

Doch es läßt sich eben gar nicht wiedergeben, wie sich diese haarige Megäre benahm und ausdrückte.

Ich wandte mich ab. Der Arzt verlangte leere, große Fässer. Wozu, wußte ich nicht. Er brauchte mehr Bahren, wie ich heraushörte, hielt dafür leere Fässer am geeignetsten, um darin gefährlich Verletzte, besonders solche mit aufgerissenen Leibern, zu transportieren, und jetzt verstand ich ungefähr, wie er das meinte.

Fässer herbeizuschaffen, das war Sache des Bootsmannes. Er hatte die Leute anzustellen.

Ich hatte ihn schon längst vermißt. Ich hatte ihn aus dem Boote an Deck klettern sehen, aber dann nicht mehr. Goliath, der ja auch

der zweite Bootsmann war, vertrat seine Stelle, aber ich vermißte eben den ersten.

»Wo ist der Bootsmann? Wo ist Enoch?!«

Matrosen brachten leere Fässer angerollt. Der Arzt ließ einen Boden einschlagen, ein schrecklich Verstümmelter, dem die Eingeweide aus dem Leibe quollen, wurde in das Faß gepackt, so daß nur Kopf, Hände und Füße oben heraussahen, mit dem Leibe bildete er in dem Fasse einen ganz engen Winkel. So wurde er nach dem Lazarett getragen, auch später mußte er noch in dem Fasse in dieser unnatürlichen Lage bleiben, nur wurde dann das Faß mehr ausgepolstert.

So hat jeder Arzt seine eigenen Kniffe, die ihn die Erfahrung gelehrt, und diese Praxis hier hat sich bewährt, die schreckliche Bauchwunde des Mannes,

[419]

der sich nicht rühren konnte, heilte überraschend schnell, und da dann auch der untere Deckel ausgeschlagen wurde, konnte der Arzt seinen Patienten immer vorn und hinten besichtigen, ohne ihn aus seiner Lage bringen zu müssen.

Es war noch ein anderer mit solch aufgerissenem Leibe da, der Arzt hatte nur zwei Fässer haben wollen, oder vielleicht auch mehrere, um auswählen zu können, meine Jungen aber brachten natürlich alle Fässer angeschleppt, die sie im Proviantraum leer fanden, und da sie sahen, daß der Arzt den Deckel einschlug, präparierten sie hilfsbereit sämtliche Fässer so, auch das kleinste Senffäßchen, in das nicht einmal ein Karnickel ging. Die wußten ja gar nicht, um was es sich handelte.

Ich aber vermißte noch immer den krummbeinigen Bootsmann.

»Zum Donner, wo ist denn Enoch nur?!«

Einige Matrosen, mich in so etwas kennend, hatten sich schon speziell auf die Suche nach den krummen Beinen gemacht.

Der Bootsmann sei im ganzen Schiffe nicht zu finden, lautete dann ihr Bescheid.

Jetzt wurde ich wild, auch ich konnte fluchen, freilich kindlich harmlos gegen die Novascotiamen.

Hätte ich ihn nicht schon wieder an Deck gesehen, dann hätte ich geglaubt, er sei noch im Boote verunglückt. Aber davon hätte auch ein oder der andere Matrose etwas wissen müssen, und auch diese hatten ihn schon gesehen.

Da wurde wieder ein großes Faß herbeigerollt, der Deckel eingeschlagen, der Matrose blickte hinein und . . .

»Da steckt ja der Bootsmann drin?!« erklang es in grenzenlosem Staunen.

Ich wollte es nicht glauben, es kam doch auch niemand zum Vorschein, ich blickte hinein –

[420]

wahrhaftig, da kauert dort unten mein Bootsmann, die krummen Beine wie ein Türke in die Höhe gezogen.

»Nanu, was soll denn das bedeuten, Enoch?!«

Aber Enoch blieb zusammengekauert.

»Ach, Käpten, Käpten, is see tut?« erklang es in kläglichstem Tone.

Auf mich war unterdessen so viel eingestürmt, daß ich die vorige Szene, wie der Bootsmann schon beim ersten Anblick des schnauzbärtigen Weibes solches Entsetzen gezeigt, ganz vergessen hatte, auch seine mir rätselhaften Worte, das Frauenzimmer schwimmen zu lassen oder dann wieder über Bord zu werfen.

»Nun aber mal heraus mit dir!! Bist du denn verrückt geworden? Dann an die frische Luft! Heraus aus dem Fasse!!«

Solchem Befehle, im dazu gehörigen Tone gesprochen, wagte der Bootsmann nicht mehr zu trotzen, er erhob sich, freilich mit einem unsäglich ängstlichen Gesicht, und als er aufrecht stand, konnte der kleine krummbeinige Mann mit dem Kopfe eben über

den Rand des Fasses blicken. Er legte die Arme auf ihn, um heranzuklettern – es sollte nicht dazu kommen.

Das Weibsbild war unterdessen wie ein Flederwisch immer über Deck gefegt, hatte überall helfen wollen, hatte aber immer etwas Wichtigeres gesehen, und so kam sie niemals zur Ruhe.

Jetzt wollte sie auch die Faßdeckel mit einschlagen helfen, kam herangefledert – da sah sie den herausblickenden Kopf des Bootsmannes, und erstarrt stand sie da.

»Enoch Sture!!«

Doch die Erstarrung hielt nicht lange an. Dann fuhr sie auf das Faß los.

»Also hier bist du – hat sich die ganzen zwanzig Jahre im Fasse versteckt – i du Lausbub du, du Satansbraten – hat sich alles gemaust, was sich

[421]

arme Hullogan ehrlich verdient hat sich – hundertvierzehn Pfund vier Schilling six Pence – schwer verdient sich in zwanzig Jahren – i du Lausbub, du Haderlump – will sich doch herauskriegen aus seinem Fasse . . . «

Und sie ging tatsächlich vor. Der Bootsmann wartete das natürlich nicht ab, er hatte sich wieder in seinem Fasse zusammgeduckt. Und Madam Hullogan – ein echt irischer Mädchenname – besaß wohl für eine Frau normale Größe, konnte aber doch nicht recht in das Faß blicken, noch weniger mit den Armen bis auf den Boden reichen – im Nu hatte sie eine Handspeiche von der Bordwand geholt, stieß damit immer in das Faß, immer schimpfend und schwadronierend, aber die Handspeiche reichte auch noch nicht.

Doch Madam Hullogan wußte Rat.

»I du krummbeiniges Teufelsvieh – wird sich Hullogan dich doch kriegen . . . «

Mit diesen Worten hatte sie schnell das Faß umgekippt und kroch sofort hinein, um des Mannes habhaft zu werden, der ihr,

soweit das bisher herauszuhören gewesen war, eine Summe Geld entwendet hatte, mehr als hundert Pfund.

Aber sei es, daß Enoch das Faß in Vorahnung schon vorher präpariert hatte, oder daß ihm die Todesangst Riesenkräfte verlieh, und Bärenkräfte besaß dieser Finnländer überhaupt schon – kurz, auch der andere Deckel sprang von innen auf. Enoch schlüpfte heraus.

Einen angsterfüllten Blick um sich – eng im Kreise standen die lachenden Matrosen, da war so leicht kein Durchkommen – und jetzt erschien in der hinteren Oeffnung auch schon wieder das schimpfende Weib – mein Enoch also schnell um das Faß herum und wieder zur anderen Seite hinein – das Weib blickte sich um, sah den Entwischten nicht – doch, schon wieder drin im Fasse – also Madam

[422]

Hullogan, immer aus Leibeskräften schimpfend, ebenfalls schnell herum, wieder ins Faß und ihm nachgekrochen – und mein Bootsmann schnell wieder heraus und abermals von der anderen Seite ins Faß gekrochen, dabei wohl aufpassend, daß sie nicht etwa einmal von vorne kam, und so ging dieses Karussellspiel noch eine Zeitlang weiter, genau so, wie mich damals der Stier um den Baum herumgejagt hatte.

Die Umstehenden brüllten vor Lachen. Und ich mit.

Es sah auch gar zu possierlich aus, wie die beiden immer durch das Faß krochen, und nun dieses haarige Weib, was für Ausdrücke das hatte, wenn es so beim Durchkriechen immer die Seestiefel und die grauen Männerhosen zeigte, die aber hinten ganz bedeutend aufgeplatzt waren – und erst der krummbeinige Bootsmann, mit was für einem Gesicht der immer hinter sich blickte, wie der aufpaßte, daß sie nicht einmal von vorn kam – wie so ein Affe, der verfolgt wird – es war zum Totlachen!

Dann erspähte der Bootsmann in der Menschenwand eine Lücke; schnellstens verschwand er hindurch, und seine Kameraden schlossen die Lücke wieder.

Ich hatte keine Zeit, mich weiter darum zu kümmern, meine Jungen würden mit dem schimpfenden, pfauchenden und kratzenden, wohl auch boxenden Weibe schon fertig werden.

Dagegen will ich hier gleich die Geschichte meines Bootsmanns einfügen, wie ich sie dann, als wieder Ruhe im Schiff war, von ihm zu hören bekam.

Die Geschichte ist etwas pikant – ich werde mich so zart wie möglich ausdrücken. Aber auch sehr lehrreich ist sie, zumal für junge Eheleute, oder solche, die es werden wollen. Die Geschichte zeigt, wie jedes Ehepaar es zu einem Vermögen bringen kann, ohne Arbeit – oder diese Arbeit bereitet doch Vergnügen –

[423]

nur darf es der Ehemann dann nicht so machen, wie mein Enoch.

Ich hatte gar nicht gewußt, daß mein Bootsmann schon verheiratet gewesen war, es eigentlich immer noch war. Der erste Offizier hatte mir den bereits ältlichen Herrn, sich den Fünzigern nähernd, zugeführt, und Mahlsdorf hatte auch noch nichts von seinen früheren Lebensverhältnissen gewußt.

Also die Geschichte ist folgende:

Enoch Sture war in jungen Jahren als Matrose nach einem kleinen, irländischen Hafen gekommen, hatte sich in die Tochter eines Kapitäns verliebt, der so ein kleines Hafenfahrzeug fuhr – kein richtiger Kapitän, nur ein besserer Arbeiter – und der rote Flaum auf den Lippen der Geliebten hatte es ihm angetan, daß daraus eine Heirat wurde. Enoch kam auf den Kutter seines Schwiegervaters, hatte eine ganz hübsche Stelle, kam gemütlich jeden Abend nach Hause, sogar des Mittags.

Frau Hullogan mußte schon als Mädchen sehr praktisch gewesen sein.

»Siehst du, Enoch,« hatte sie gesagt, als das verlobte Paar am Hochzeitstage noch einmal das mächtige Ehebett besichtigte, »hier an der Wand über dem Bett nagele ich einen Kasten an, oben mit einem Schlitz, das ist unsere Sparbüchse, und da steckst du jede Nacht einen Sixpence hinein, oder auch mehrere, damit unsere Kinder reiche Eltern kriegen, oder damit wir doch in unseren alten Tagen einmal etwas zu leben haben.«

Gut, wurde gemacht. Also Meister Enoch steckte jedesmal einen Sixpence in die Sparbüchse, ein Fünfgroschenstück, manche Nacht auch mehrere, zumal im Anfang. Da war das Hineinstecken leicht. Nach und nach aber ging das Stecken langsamer, das heißt, der Ehemann wollte nicht mehr jede Nacht ein Fünfgroschenstück in die über dem Bett hängende

[424]

Sparbüchse stecken. Doch Frau Hullogan ließ nicht nach. Sie war überhaupt arbeitsam, sparsam, sogar geizig. Und dann war es doch auch wegen der Kinder, an denen es nicht fehlte. Allerdings starben diese immer gleich – dann ging es eben für das eigene Alter. Kurz, Frau Hullogan sorgte dafür, daß ihr Mann immer steckte – Fünfgroschenstücke in die Sparbüchse.

Und so ging das fast zwanzig Jahre lang fort. Meister Enoch mußte immer in die Sparbüchse stecken, ob er wollte oder nicht. Frau Hullogan hatte unterdessen Bärenknochen bekommen und nicht nur Haare unter der Nase, sie setzte ihren Willen durch.

Zwanzig Jahre! Da kommt schon etwas zusammen, mit solchen Fünfgroschenstücken. Nun, sie hatte es ja selbst gesagt – hundert- undvierzehn Pfund Sterling, vier Schilling und six Pence waren es gewesen, die sie sich auf diese Weise zusammengespart hatten. Das sind 4560 Sixpencer. Also im Durchschnitt jährlich zweihundertzweiundzwanzig und ein halbes . . . Fünfgroschenstück.

Die Büchse wurde ab und zu geöffnet, aber nichts herausgenommen, nur das Silbergeld immer eingewechselt; denn Frau Hullogans Büchse wurde im Laufe jeden Jahres so voll, daß nichts

mehr hineinging. Und die Sparbüchse wurde im Laufe der Jahre durch die vielen Goldstücke mächtig schwer, selbst ein größerer Nagel mußte eingeschlagen werden, und Enoch steckte noch immer Fünfgroschenstücke hinein.

Eines Abends kam der treue Ehegatte nicht nach Hause, die ganze Nacht nicht. Niemals wieder.

Bei der Arbeit war er nicht verunglückt.

»Der ist sich durchgebrannt,« sagte Frau Hullogan in prophetischer Ahnung.

Es vergingen Tage. Nun lag Frau Hullogan immer allein im Bett und äugelte nach ihrer Sparbüchse und rechnete sich aus, daß, wenn das so weitergegangen wäre, in hundert Jahren

[425]

zweiundzwanzigtausendachthundertundfünfzig Fünfgroschenstücke hätten darin sein müssen.

Eigentlich schade!

So vergingen sogar acht Tage, ohne daß Enoch wiedergekommen wäre, als es Frau Hullogan einfiel, doch einmal die Sparkasse zu schütteln, um sich am Klange des Goldes zu erfreuen.

Himmelbombenelement noch einmal!!!

Will sich da gar nichts klingen!

Ist sich die Sparbüchse ganz leicht!

Ist sich gar nichts mehr drin!

Und nun war es ja ganz klar.

»Ist sich dieser Lausbub mit meinem sauer verdienten Gelde durchgebrannt!!«

Frau Hullogan rannte von Haus zu Haus und erzählte ihr Unglück, noch näher schildernd, auf welche Weise sie diese Fünfgroschenstücke so schwer verdient hatte.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. In diesem Falle brauchte es Frau Hullogan erst recht nicht. Sie hatte nur von einhundertvierzehn Pfund vier Schilling six Pence gesprochen, die sie sich auf diese Weise verdient und zusammengespart

– natürlich wurden in dem Fischernest alle Bleistifte in Bewegung gesetzt, um diese Summe in einzelne Sixpence umzurechnen, das Resultat wurde mit Kohle an Frau Hullogans Hauswand gemalt – und noch ganz andere Sachen dazu. – –

Ich greife also vor. Enoch erzählte mir dies erst später, und er schilderte, was für ein Geizteufel dieses haarige Weib gewesen sei, wie sie ihn schon vom ersten Jahre an tyrannisiert hätte, wie er schon immer und immer entschlossen gewesen wäre, ohne Abschied davonzugehen, was nur immer ihre Wachsamkeit verhindert hätte.

Ja, ich glaubte ihm. Ich hatte meine größte Mühe, ernst zu bleiben.

[426]

»Aber das war doch nicht nett von dir, Enoch, daß du auch ihr Geld mitnahmst.«

»Ehr Geld? Dat war mien Geld!« verteidigte sich der kleine Krummbein entrüstet. »Ick häww dee größte Arbeit dabie ton, dat war mien suer verdeentes Geld!«

Ja, es war wirklich schwer, dabei ernst zu bleiben.

Außerdem sei das ja nur eine besondere Sparkasse gewesen, sie mußte noch vieles andere Geld gehabt haben; sie hatte dem armen Kerl ja jeden Penny abgenommen.

Enoch war dann wieder vier Jahre als Matrose und Bootsmann gefahren, bis er zu mir kam.

Frau Hullogan Sture hatte sich nicht viel auf die Polizei verlassen, sie hatte ihren Mann selber gesucht, nach ihrer Weise, es war doch nur so ein kleines Fischernest gewesen; auch sie war dann zur See gegangen, als Stewardess, oder wie man das nun sonst nennen mag, hatte auf einer Jacht so eine Stelle als Wirtschafterin bekommen, hatte die Wäsche und dergleichen unter sich gehabt – nicht immer auf demselben Schiffe, sie hatte es öfters wechseln müssen, aber immer unter ein und demselben Jachtbesitzer, wie wir gleich erfahren werden.

Die Verletzten waren geborgen, befanden sich unter den Händen des Arztes; die übrigen Matrosen wurden von meinen Jungen versorgt, die Steuerleute, soweit sie noch lebten oder noch gehen konnten, waren Gäste der Offiziersmesse, und an meiner Mittagstafel in der Kajüte nahmen drei Personen teil, Kapitän Sykomore von dem zusammengeschossenen amerikanischen Schoner, der ehemalige Besitzer desselben, Mr. Grant Fairfax, das war der mit der krummen Nase und dem geschienten Arme, und schließlich Mr. Ulysses Brown mit den Bartkoteletten und mit dem abgerissenen Ohre, das er sich gern an die Uhrkette hängen wollte.

Der Kapitän der englischen Brigg war bei der  
[427]

Explosion spurlos in der Luft verschwunden, so brauchen wir auch gar nicht seinen Namen zu wissen.

Ich war entschlossen, meinen Gästen die Würmer aus der Nase zu ziehen. Ließen sie sich das nicht gefallen, wozu ich sie freilich auch nicht zwingen konnte, so saßen sie hier bei mir zum ersten und zum letzten Male an der Kajütentafel, dann wurde jedem eine Kabine angewiesen, sie wurden als Fremde behandelt, wurden in Rio de Janeiro an Land gesetzt, aber nicht eher, als bis sie ihre Zeche bezahlt hatten, und das tüchtig.

Denn auch Schiffbrüchige werden nicht etwa umsonst an Bord genommen, das kostet sogar schweres Geld; Wohnung und Verpflegung werden zu teuren Schiffspreisen berechnet, beim Dampfer kommen die Kohlen hinzu – also schließlich wie bei der Eisenbahn, wie beim Passagierdampfer – dann wird jede Minute, die man sich bei der Bergung aufgehalten, auf die Rechnung gesetzt, und das muß alles die Reederei des gesunkenen oder im Stiche gelassenen Schiffes bezahlen. Wo natürlich nichts zu haben ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

Doch meine drei Gäste waren mitteilksam – dann sollte es ihnen auch nichts kosten.

Da hatten sich die Richtigen zusammengefunden, und wenn sie auch einander Seeschlachten lieferten, nur zum Zeitvertreib – die paßten zusammen.

Als ersten führe ich den siegreichen Engländer an, der erst nachträglich in die Luft geflogen war, den mit den Bartkoteletten und dem abgerissenen Ohre, Mr. Ulysses Brown.

Brown ist ein sehr gewöhnlicher Name, Ulysses schon weniger, und dieser paßte auch für den Engländer, der von jeher ein auf der See herumirrender Odysseus – Ulysses ist Lateinisch, Odysseus Griechisch – gewesen war.

Also ein Jachtsportsman. Abenteuerte mit seinem  
[428]

Schiffe in der ganzen Welt herum, seit seinem achtzehnten Jahre, und jetzt war er vierunddreißig.

Woher nahm er dazu die Moneten? Der Mann hatte eine ganz merkwürdige Geldquelle, Goldquelle, Millionenquelle.

Kann man sich noch auf den Namen Professor Migargé entsinnen? So vom Anfang der siebziger Jahre an bis wieder Anfang der achtziger. Da war dieser Name in jeder deutschen illustrierten Zeitung zu lesen, nämlich hinten im Annoncentheile. Es war dabei immer ein Männerkopf abgebildet, mit mächtigem Schnurrbart und zeitweilig wohl auch mit großem Vollbart. Dann waren es manchmal auch zwei Köpfe, mit denselben Gesichtern, aber der eine Kopf hatte eine Glatze und der andere keine mehr. So sah ich früher aus, und jetzt gedeiht auf meinem Schädel dieser Schopf. Heil dem Professor Migargé!

Verstanden? Professor Migargé war in Deutschland der erste Haarkünstler – aber kein einfacher Friseur, auch kein Bürstenbinder – sondern er konnte nicht nur Gras, sondern auch Haare wachsen lassen, unter der Nase, auf dem Kopfe – überall, wo er wollte – das heißt, wo man mit seinem Haarwasser einschmierte.

Professor Migargé war der erste in Deutschland, der mit solchem Haarschwindel anfang, und er hat in etwa zehn Jahren viele Millionen verdient, zusammengesammelt von den Talern bartloser Jünglinge und mondscheinsüchtiger älterer oder auch jüngerer Herren, welche eben gern auf dem haarlosen Kopfe einen Schnurrbart haben wollten.

Heute hat Professor Migargé ungezählte Nachfolger, welche alle auf die reflektieren, die in der Welt niemals alle werden, und auch die sollen sich sehr gut dabei stehen.

Aber schon Professor Migargé war nur ein Nachahmer gewesen.

[429]

Da war schon lange vor ihm das Browning-Water. Ein wunderbares Elixier. Wenn man täglich einen alten Tisch damit einschmierte, wuchsen aus der Tischplatte Haare.

O, ich kannte dieses Browning-Water auch schon. Man konnte jede englische oder amerikanische oder spanische oder französische oder italienische Zeitung in die Hand nehmen, und nicht nur eine illustrierte – Browning-Water, Browning-Water, Browning-Water. Auch in Hansen seiner Kiste hatte ich einige solche leere Buttels gefunden, die Buttels drei Schilling.

Nur in Deutschland hat sich dieses welterlösende Mittel nicht recht eingeführt. Da ist ihm eben Professor Migargé zuvorgekommen.

Aber sonst beherrschte das Browning-Haarwasser und Bartwuchserzeugungsmittel die ganze unter Kultur stehende Erde und sämtliche benachbarte Dörfer.

Na, und mein Gast hier mit dem abgerissenen Ohre, Mr. Ulyses Brown, das war derjenige, welcher. Nicht gerade der direkte Beglückter der Menschheit – sein Vater hatte es schon erfunden.

Jetzt war es Aktiengesellschaft, aber wohl auch nur so dem Scheine nach, jedenfalls hatte Mr. Ulyses hier die meisten Aktien.

Er selbst wollte sich nicht mehr um das Geschäft kümmern, war nur noch stiller Teilhaber.

Wie viele Millionen er jährlich bezog ... ich weiß es nicht. So weit ging die Dreistigkeit meiner Fragen nicht. Jedenfalls so viel, um sich in einem einzigen Jahre vier ansehnliche Schiffe kaufen zu können, welche er zusammenschießen ließ oder auf andere Weise zu verlieren suchte.

Dann erfuhr ich auch noch, daß diese Aktiengesellschaft jährlich die runde Summe von hunderttausend Pfund Sterling oder zwei Millionen Mark ausgab.

[430]

Ich wollte es nicht glauben, er rechnete es mir vor, und da sperrte ich, mit Respekt zu sagen. Maul und Nase auf.

Allein für englische Zeitungen wurden wöchentlich tausend Pfund zur Reklame ausgegeben. Ich rechnete alle die vielen englischen Zeitungen nach, ich sah eine, las den Zeilenpreis für die Annoncen, und da konnte ich nicht mehr zweifeln. Nun noch französische, spanische und italienische Zeitungen – ja, die Rechnung stimmte.

»Hilft denn dieses Wasser wirklich?« fragte ich naiv.

Mr. Ulysses nahm bedachtsam mit der linken gesunden Hand die Zigarre aus dem Munde und blies den Rauch von sich.

»I wo! Keine Spur! Alles der pure Schwindel!«

Diese Offenheit war lobenswert.

»Was ist es denn eigentlich?«

»Na, Wasser, Wasser, reines Wasserleitungswasser. Es kommt noch ein bißchen Farbe und auch Odeur hinein – aber mehr als einen halben Penny darf so eine Pulle nicht kosten.«

»Und Sie verkaufen sie mit drei Schilling?«

»Die halbe. Die ganze kostet fünfe. Geehrter Herr, was wollen Sie? Abgesehen von unseren Kosten – wir bekommen das Wasserleitungswasser auch nicht umsonst, und dann die vielen Reklamen, die Unterhaltung der Filialen und so weiter und so weiter

– ist das nicht ganz ehrlich verdient? Bedenken Sie doch, welche Freude wir solch einem Jüngling machen, wenn er sich unser Browning-Wasser mit dem Pinsel unter die Nase schmieren darf – schon diese freudige Hoffnung, wenn er sich unser Wasser nur bestellt, wenn er es in seiner Verpackung zugeschickt erhält – bedenken Sie, wenn der Postmann kommt – wenn er es öffnet – wenn er die Buttel mit dem Leitungswasser in der Hand hält – stellen Sie sich

[431]

den Jüngling vor, wie er schon an seinem zukünftigen Schnurrbarte dreht – oder stellen Sie sich den älteren Herrn vor, wenn er sich seine Glatze einsalbt – wie er sich schon den zu den späteren Haaren gehörenden Kamm kauft – immer Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung – und mit ungebrochener, freudiger Hoffnung bestellen sie sich die zweite, die dritte, die vierte Flasche – und so immer weiter – wachsen tut natürlich nichts, aber die Hoffnung bleibt – ja, geehrter Herr Kapitän, wenn wir so vielen Menschen solch eine ewigbleibende Hoffnung einflößen, gepaart mit freudigem Entzücken über den späteren Erfolg – sollen wir uns das nicht bezahlen lassen?«

Ich konnte nicht widersprechen. Nur etwas baff war ich.

»Außerdem,« fuhr Mr. Ulysses in seiner phlegmatischen Weise fort, »bedenken Sie auch, welche Mühe es macht, dieses verdiente Geld wieder durchzubringen. Das ist nämlich gar nicht so einfach. Wenn man es nicht so ins Meer werfen will. Das tue ich aber nicht, sondern ich beschäftige jedes Jahr viele hundert Werftarbeiter, welche mir meine Schiffe bauen, ich beschäftige Kanongießler und Tauspinner und hundert andere, sie alle hätten mit ihren Familien kein Brot, wenn da andererseits nicht Leute wären, welche gern einen Schnurrbart oder wieder Haare auf dem Kopfe hätten – und wie die mit Leitungswasser pinseln, so können

andere, vielleicht jenseits des Ozeans, sich mit fleißiger Arbeit ernähren – o nein, diese Taler für das Browning-Wasser sind durchaus nicht weggeworfen – Haare gibt's allerdings nicht dafür, hier aber freudige Hoffnung und dort Brot – ich bin nur der Vermittler, der Ausgleicher, der Zauberkünstler, welcher das runde Geld rollen läßt.«

So sprach Mr. Ulysses Brown, der Erfinder des Wasserleitungswassers, von dem die halbe Buttel

[432]

einen Taler kostet. Ich habe einmal in einer schlaflosen Nacht ernstlich darüber nachgedacht. In der Tat, eigentlich ist es ganz gleichgültig, womit man Geld verdient, nur direkt geschädigt darf niemand werden, daß er davon nicht direkte Schmerzen empfindet – seelische oder körperliche – und dann darf man das Geld nicht im Kasten lassen, es muß rollen, wieder unter die Leute kommen.

So, das war Ulysses Brown gewesen. Nun kommt der andere daran, der Amerikaner mit dem gebrochenen Arme und mit der schiefen Nase, und wenn er in Eifer geriet, stotterte er auch etwas durch diese schiefe Nase, Mr. Grant Fairfax.

Der bezog seine Moneten aus einem viel solideren Geschäft, sogar aus einem sehr harmlosen. Der machte Puppenkleider. – NN-pupupuppennnkleider. Faktisch, Puppenkleider. Die Bälge bezog er aus Deutschland, die Kleider dazu machte Mr. Grant Fairfax, der nebenbei zum Zeitvertreib mit Kanonen ein Schiff in den Grund schoß oder es in die Luft sprengte. Das heißt, die Puppenkleider machte er nicht selber, sondern er ließ sie machen, so von einem halben tausend Hände, oder Händepaare, in einer fünfstöckigen Fabrik, in New-York stehend.

Die Puppenkleidermacherei ist gar kein so schlechtes Geschäft, wie ich mich dann belehren ließ. Und wenn eine Puppe oder nur das Puppenkostüm hundert Dollar kostet – und ich habe später

in New-York, als ich mich einmal darum kümmerte, solche wirklich ausgestellt gesehen! – es findet seinen Abnehmer. Wenn so ein junges Ehepaar mit einer Milliarde oder sogar nur mit einigen lumpigen Millionen ein Kindchen bekommt, da ist doch keine Wurst zu teuer, und was das Töchterchen der Mrs. Dingsda hat, das kann sich die Mrs. Dingskirchen natürlich auch leisten, und so geht das immer weiter – und Mr. Grant Fairfax kann dafür mit Kanonen schießen.

[433]

O, Fairfax Söhne, eine alte, solide Firma! Außerdem auch noch anderes Geld in schwerer Menge vorhanden! Der Alte war tot, der eine Sohn besorgte das Geschäft, der zweite, Mr. Grant hier, war nur stiller Teilhaber, war sonst von Beruf Jachtsportsman.

Mr. Ulysses Brown und Mr. Grant Fairfax waren schon seit langem Freunde gewesen. Gleiche Neigung. Hatten schon mehrmals zusammen die Welt umsegelt. Da war der Streit zwischen ihnen ausgebrochen, dessentwegen sie sich, wie Fritz gesagt, ›dubliert‹ hatten.

Aber doch eigentlich kein Duell. Das heißt kein Zweikampf wegen einer Beleidigung, wegen einer sonstigen Ehrensache. Oder doch, wie man's nimmt.

Mr. Fairfaxens Jacht hatte immer die Takelage eines zweimastigen Schoners gehabt, Mr. Brown bevorzugte die einer Brigg.

Die Brigg ist ein zweimastiges Fahrzeug; der erste Mast hat volle Rahentakelung, der letzte hat keine Rahen, führt nur ein einziges großes Segel, das Besan, das von Deck aus herumgeschwenkt wird, und das gilt bei dem Schoner von allen Masten, die also gar keine Rahentakelage haben.

Jeder rühmte natürlich seine Jacht. Doch welche den Vorzug hatte, das war schwer zu entscheiden. An Schnelligkeit gaben beide einander nichts nach, beim Wettsegeln gewann einmal die Brigg, einmal der Schoner.

»Ja, aber im Kreuzen ist der Schoner Ihrer Brigg weit überlegen, wir schwenken die Besane viel schneller herum,« sagte der Amerikaner.

»Ganz im Gegenteil, die Brigg kommt viel schneller in den Wind,« verteidigte der Engländer seinen Schiffstyp.

Es wurde nach der nötigen Wette ausprobiert.

[434]

Aber wer am schnellsten wenden oder halsen konnte, das war noch schwieriger zu ersehen, so oft man auch um Bojen oder um ganze Inseln herumsegelte.

»In der Seeschlacht, beim Rammen, da würde sich die Ueberlegenheit der Brigg zeigen,« hatte einmal ein Sachverständiger geäußert, der auf Seite des Engländers stand.

Seeschlacht! Das Wort war gefallen!

Die beiden Goldsöhne hatten ja das Leben schon so sehr genossen, daß ihre Nerven auch durch gar nichts mehr gekitzelt wurden.

Also einen Zweikampf zur See, Schiff gegen Schiff. Welches das andere durch Rammen zum Sinken brachte, das war das bessere.

Schnell ließ jeder noch eine neue Jacht bauen, mit gleicher Tonnenzahl, von gleicher Größe, nur daß der Engländer seine Jacht wie gewöhnlich als Brigg, der Amerikaner als Schoner takeln ließ.

Nachdem sie die Mannschaft genügend einexerziert hatten, begaben sie sich auf den Rendezvous-Platz, damals weiter im Norden, und nun fuhren der Haarwuchsmittelfabrikant und der Puppenkleidermacher gegeneinander los.

Mehrschtenteils fuhren sie daneben. Beim fünften oder sechsten Male aber gab's doch einen Krach, der amerikanische Puppenkleiderschneider war dem englischen Haarwasseronkel ins Hinterteil gefahren. Doch dieser kam wieder frei, und ehe er sank, hatte er noch so viel Kraft, dem Puppenkleidermacher zwischen

die Rippen zu rennen, daß dieser auf der Stelle sank, langsam gefolgt von dem Gegner.

Die Boote waren schon klar gemacht gewesen, nur einen Tag Fahrt, und sie hatten das Festland erreicht.

Wer hatte gesiegt? Keiner. Also denselben Vers nochmal! Jetzt hatten die beiden Goldsöhne schon Geschmack an dem gefährlichen Spielchen

[435]

gefunden. Außerdem kam nun auch die nationale Ehre mit in Betracht.

Die englische Brigg hatte den Namen ›Oldengland‹ geführt, der amerikanische Schoner war auf den Namen ›Yankee‹ getauft gewesen, und nun also wurde in verbesserter Auflage die ›Oldengland II‹ und der ›Yankee II‹ gebaut.

Also zum zweiten Male wie die wilden Eber aufeinander los! Diesmal ging's besser. Nur wenige Hin- und Herfahrten, elegantes Begegnen und Ausweichen wie beim Konter, dann schnitt ›Oldengland II‹ den ›Yankee II‹ mitten durch, daß auch gleich ein Steuermann halbiert wurde, vier andere Matrosen ertranken und der Puppenkleidmacher ein Bein brach.

»Mister Brown, Sie haben allerdings gesiegt,« sagte der Amerikaner, als er auf dem Streckbett im Gipsverbande lag, »aber in einer modernen Seeschlacht kommen ja zwei Schiffe gar nicht so nahe zusammen, daß sie die Entscheidung durch Rammen herbeiführen, da sprechen nur die Kanonen, und bei einem Artilleriekampf würde Ihre Brigg unbedingt den kürzeren ziehen, mein Schoner wendet schneller, er kann mehr Breitseiten abgeben.«

»Wetten, daß nicht?«

»Ich nehme die Wette an.«

Gut, wurde wieder gemacht. Während Mister Fairfax noch im Gipsverbande lag, ließ er schon den ›Yankee III‹ bauen.

Diesmal ging's also mit Kanonen los. Die beiden fanden immer mehr Geschmack an der Seekriegspielerei.

Ich hatte der Seeschlacht beigewohnt, hatte das Resultat gesehen.

›Yankee III‹ war hinuntergegangen, ›Oldengland II‹ hinauf. Mister Grant Fairfax hatte diesmal einen gebrochenen Arm, der Haarwasseronkel konnte sich sein linkes Ohr an die Uhrkette hängen.

[436]

Schon aber sprachen die beiden Kerle von ›Oldengland III‹ und von ›Yankee IV‹, und diesmal sollte es ein Schleichkampf werden, so immer zwischen Inseln hindurch, heimlich, bei Nacht, einer mußte den anderen überraschen, vielleicht im australischen Archipel.

Wie lange das so fortgehen würde? Bis einer von den beiden einmal tot war. Und dann suchte sich der Ueberlebende einen anderen, der mit ihm weiterspielte.

Nun darf der Leser fragen: Ja, hatten denn die beiden gar keine Angst, dabei ihr Leben zu verlieren? Wenn man so viel Geld hat, da kann man sich das Leben doch wahrhaftig angenehmer machen!

Nein, mein geehrtes Publikum, das nennt man Sport! Wenn ein Herrenreiter beim Wettrennen sein eigenes Pferd steuert, so ist das ganz und gar nichts anderes. Der weiß doch auch genau, daß er dabei das Genick und noch sämtliche andere Gliedmaßen brechen kann, und den Preis hat er meistens auch gar nicht nötig, er tut's also nicht um Gewinn, vielleicht nicht einmal um die Ehre, er weiß schon, daß er nicht gewinnt, er will nur einmal sehen, wie sein Pferd läuft, er weiß schon, daß es nicht über die große Hecke kommen und daß es dort irgendeinen Bruch geben wird – und trotzdem steigt so ein Sportsman oder Kavallerieoffizier frisch und fröhlich in den Sattel.

Ist das nicht schließlich genau dasselbe?

Anders schon die Frage, ob sich da Menschen als Matrosen finden, welche bereit sind, sich totschießen zu lassen.

Doch wer die Verhältnisse kennt, der findet auch das ganz selbstverständlich. Menschen so viel, wie man haben will. Natürlich sind diese Matrosen etwas teurer als unter gewöhnlichen Verhältnissen.

Man bedenke doch nur: die südamerikanischen Republiken führen ja fortwährend Krieg

[437]

untereinander, und alle diese Soldaten sind wirkliche Söldlinge, und die gehen doch nicht für Gott und Vaterland in den Kampf, sondern eben für täglich fünf Groschen, dafür sind sie bereit, sich totschießen zu lassen, von den Strapazen gar nicht zu sprechen.

Was zu Lande, das gibt es natürlich auch zur See.

Wenn ich jetzt zu meinen Jungen sagte: hört, so und so, wir wollen einen Einfall in Nicaragua machen, einen Krieg auf eigene Faust, ich habe Verbündete – meine Jungen wären doch auch sofort mit Feuer dabei gewesen!

Nur daß es nicht so viel Seeleute wie Landratten gibt. Eine ganze Schiffsbesatzung, von der kein einziger ein Spielverderber ist, ist nur schwer zusammenzutrommeln. Ich hatte mir meine Mannschaft doch auch erst mühsam zusammengelesen.

Aber es gibt ein Land, wo alles sofort zu haben ist. Wer irgendeinen politischen Putsch vorhat, wobei Schiffe die Hauptrolle spielen sollen, wer sich als Küstenschmuggler oder sogar als Seeräuber etablieren will, wer irgendein wagehalsiges Unternehmen beabsichtigt, welches außerhalb der breiten Wasserstraße liegt, wobei Blut fließt, aber auch Geld zu verdienen ist, der braucht nur nach Halifax zu gehen und dort die Werbetrommel rühren zu lassen. Die Novascotiemen sind die modernen Landsknechte zur See, und das ist, wie schon erwähnt, die eigentümliche Rolle, welche sie unter den anderen seefahrenden Nationen einnehmen.

Die englische Brigg, wie der amerikanische Schoner waren mit solchen bemannt gewesen, und wenn auch schwarze und andere Rassen darunter, sie gehörten doch alle zur Sippe der Novascotiafahrer, sie erhielten eine sehr hohe Heuer, für die siegende Mannschaft waren Prämien ausgesetzt, und dafür waren sie bereit, sich totschießen, zermalmen oder in die Luft

[438]

sprengen zu lassen, und daß die noch lebenden Krüppel von den Kameraden über Bord geworfen wurden, das war vorherige, gegenseitige Abmachung, eigentlich hätte ich mich da gar nicht einmischen dürfen. Denn der Krüppel hatte nun sowieso die Gelegenheit verloren, die ihm ausgezahlte Heuer an Land in einem Tage zu verprassen, zu welchem Zwecke er überhaupt erst angemustert hatte – also lieber gleich tot!

Von der moralischen Seite dieser zwecklosen Opferung von Material und Menschen wollen wir gar nicht erst sprechen. Die meisten Kriege sind auch nur persönliche Auseinandersetzungen, Zweikämpfe der Oberhäupter der sich abschlachtenden Völker gewesen. Und es ist gefährlich, da noch weiter zu grübeln. Sonst müßte man ja bei jeder Tasse Kaffee und Tee, die man trinkt, und bei der man liest, daß wieder ein großes Schiff, welches mit Kaffee und Tee befrachtet war, mit Mann und Maus untergegangen ist, daran denken, daß man ebenfalls seinen Teil zu dem Tode vieler braver Seeleute beigetragen hat.

Nein, nur nicht schwächlich! Nur ein schwächlicher Träumer kann daran glauben, daß der Krieg einmal in der Welt, auf dieser Erde aufhören wird. Krieg muß sein, das ist ein eisernes Naturgesetz! Und ob sich zwei Männer boxen, im Streite oder um zu prüfen, wer der Stärkere und Gewandtere ist – oder ob sich zwei Schiffe mit Kanonen beschießen, um zu entscheiden, welches Schiff schneller wenden kann – oder ob sich aus Rauflost zwei Ritterburgen befehlen – oder ob sich zwei germanische Völkerstämme, Sachsen und Preußen, Schlachten liefern – oder ob

ganze Nationen gegeneinander zum Vernichtungskampfe losgehen – es ist alles – im Grunde genommen!!! – ganz genau daselbe!

Wir Menschlein lassen uns nur immer durch die Größe, durch die Dimensionen beeinflussen. Aber

[439]

versetzen wir uns auf einen Stern, betrachten wir durch ein Riesentelescop den Ameisenhaufen, Erde genannt. Die winzigen Ameisen balgen sich etwas herum.

KOHLENÜBERNAHME MIT MUSIK, IRISCH STEPP, DER KARBUNKEL  
VON LIBERIA UND JAHRMARKT ZUR SEE.

Sechs Tage verlief die Weiterfahrt ohne Zwischenfall.

Wirklich, es war eine angenehme Gesellschaft, die ich mit den beiden Sportsmen da an Bord bekommen hatte. So ganz anders, als ich sie mir je gewünscht hätte.

Keine Gelehrten, keine Künstler – jeder andere hatte sie wahrscheinlich überaus langweilig gefunden. Nicht einmal von den ferneren Ländern und von ihren zahllosen Abenteuern konnten die beiden Weltreisenden etwas erzählen. Das war ihnen ja alles schon zu fade geworden, gar nicht mehr der Rede wert. Sie rauchten gelangweilt ihre Zigarren.

Aber man mußte sie nur zu nehmen wissen! Und ich verstand so etwas. Dann entpuppten sich die beiden als Philosophen ganz besonderer Art.

Ja, Völkerkriege und Ameisen, darüber unterhielten wir uns während der sechs Tage lang, und noch über tausend andere Dinge, von denen man aber nichts in Büchern zu lesen bekommt, oder es sind eben solche Bücher, welche der Vergessenheit anheimgefallen sind, wenn sie nicht schon früher auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden sind – heutzutage auf dem Scheiterhaufen der öffentlichen Meinung, entfacht und geschürt von der bezahlten Universitätsphilosophie.

Diese beiden langweiligen, verrückten Kerls hatten  
[440]

einen allumfassenden Blick in die Ferne – ich habe ihnen stundenlang auf einem Sitz zuhören können.

Eine ausführlichere Probe von der Philosophie des Engländers habe ich schon gegeben, wie er den Schwindel mit seinem Haarwasser verteidigte – alles verrückt, aber originell, versteckt geistreich, ironisch, sich selbst und alle Welt verspottend – und nun diese köstliche Vortragsweise, so faul mit der Zigarre im Munde hingesezt – es waren köstliche Stunden und Tage!

Da hatte ich gleich wieder Kameraden gefunden: Seezigeuner. Ich hatte dieses Wort einmal gebraucht.

»Well, Seezigeuner,« sagten beide wie aus einem Munde. »Bilden wir eine Gemeinschaft von Seezigeunern, wie eine solche auch unter diesem Landgesindel besteht. Auch diese Zigeuner sollen ja einen König haben, der über ein unsichtbares, aber auf dieser Erde liegendes Reich herrscht, in dem das Pferdestehlen ein ehrenvoller Beruf ist. Machen wir uns unsere eigenen Gesetze, jeder soll auf seinem Schiffe unumschränkt freier Herr sein, mit freiem Willen, und dennoch können wir unter dem Befehl eines Königs stehen, der am besten Pferde stehlen . . . «

Leider wurde diese Unterhaltung unterbrochen. Oder auch nicht leider. Dafür sollte später meine Ueberraschung eine um so größere sein.

Es war dies am sechsten Tage nach jener Seeschlacht gewesen, nahe dem südlichen Wendekreis, nur noch dreihundert Seemeilen oder vierzig Stunden von Rio entfernt.

Es war gegen Mittag, das elektrische Klingelzeichen rief mich auf die Kommandobrücke.

Außer einigen anderen Fahrzeugen war auch ein brasilianisches Kriegsschiff in Sicht, welches uns, die wir gerade unter Dampf fuhren, anfragte, ob wir Kohlen abzugeben hätten.

[441]

»Ja.«

»Wieviel Tonnen?«

»Vierhundert,« ließ ich ohne Besinnen zurücksignalisieren.

»Preis?«

Na, ich selbst hatte in London nur neun Schilling für die Tonne bezahlt, die Versicherung schon inbegriffen – zuletzt hatten die Kohlen in Rio auf vierzehn gestanden, höher würden sie auch nicht kommen – wenn ich auf See sechzehn verlangte, von einem Kriegsschiff, das nötig Kohlen brauchte, so war das ein ganz außergewöhnlicher Verdienst.

Ich hatte mich schon hinab zum Signalmast begeben, wies die Signalgäste an, die Zahl 16 zu hissen.

»Dreißig,« sagte da hinter mir eine wohl lautende Stimme.

Es war Mister Tischkoff. Ueber ihn habe ich sonst nichts weiter zu erwähnen gehabt. Hätte ich den beiden Sportsmen nicht von selbst gesagt, als der alte Herr seinen gewöhnlichen Spaziergang an Deck gemacht, er ginge als Passagier mit, die beiden hätten nicht gefragt, dazu waren sie viel zu faul.

»Dreißig Schilling pro Tonne soll ich fordern?« staunte ich.

»Ja.«

»Das ist doch . . . «

»Hissen Sie! Wenn jetzt ein anderes Kohlenschiff oder nur ein Dampfer mit überschüssiger Kohle kommt, haben Sie das Geschäft verloren.«

Ich gehorchte. Er war mein Kommodore. Und ich hatte wohl schon etwas Schamröte auf den Wangen.

Drüben blieb man einige Zeit die Antwort schuldig, und ich frohlockte schon – zu meinem eigenen Nachteil.

Dann kletterten zwei Flaggen empor.

»Zu viel.«

[442]

Ich hatte es erwartet – ich möchte fast sagen: gehofft.

»Zeigen Sie nochmals die Dreißig, Sie bleiben bei Ihrer Forderung,« sagte Tischkoff.

Meinetwegen, ich wollte ihm den Willen tun – ich ließ die Flagge, welche die Zahl dreißig ausdrückte, etwas herabziehen und gleich wieder hissen.

Jetzt hatten die dort drüben es eilig.

»Angenommen. Dampfen Sie heran.«

Jetzt aber kam mir doch zum Bewußtsein, was für einen Fang ich da gemacht hatte! Dieser famose Kommodore!

»Ich hätte nur sechzehn Schilling gefordert,« gestand ich offen, nachdem ich die nötigen Kommandos gegeben hatte.

»Wissen Sie denn nicht, daß in Brasilien Revolution herrscht? Bürgerkrieg, auch zur See, die Kriegsflotte hat sich in zwei Parteien gespalten, und das Kriegsschiff dort braucht Kohlen, um den eigenen Kameraden zu entgehen.«

Ja, ich wußte es. Wann ist es in Brasilien oder in einem anderen dieser südamerikanischen Staaten überhaupt jemals ruhig gewesen?

Aber ich habe mich nie um Politik gekümmert, hatte kein Interesse dafür – ein politisch Lied, pfui, ein garstig Lied – mein Schiff war mein eigenes Königreich, und wer das angriff, war mein Feind – basta!

So sagte ich es auch dem Kommodore, erwartete einen Tadel.

»Ganz recht,« nickte dieser aber zustimmend, »bleiben Sie nur bei dieser Anschauung, und für das andere bin ja ich eben da.«

Famos! Solch einen Berater ließ ich mir erst recht gefallen!

»Hat er gefragt, wieviel Tonnen Sie abgeben können? Da war ich noch nicht an Deck.«

[443]

»Ja. Ich habe vierhundert geantwortet.«

»Weshalb nur vierhundert? Sie haben doch sechshundert.«

Allerdings. Dabei waren meine Bunkers zum eigenen Verbrauch noch halb gefllt, wir hatten viel gesegelt.

Weshalb ich nur vierhundert angegeben, konnte ich selbst nicht sagen. Ich hatte doch als Ausladeort Rio im Auge, das hatte mir im Kopfe gesteckt.

»Nun, darüber können Sie ja persönlich verhandeln. Aber natürlich Barzahlung, keine Anweisung, auch kein Papiergeld – nur gemünztes oder geeichtes Gold oder Silber.«

Und wenn die nun nicht so viel bares Geld an Bord haben; hatte ich auf der Zunge. Doch wir waren schon zu nahe, um noch einmal zu signalisieren, das konnte nun gleich mündlich abgemacht werden. Uebrigens spielen tausend Pfund, die ich noch nicht einmal zu fordern hatte, für ein Schiff, das in jedem Hafen so viele Ausgaben hat und alles bar bezahlen muß, gar keine Rolle. Tausend Pfund hat jeder hölzerne Kasten an Bord. Kann er einmal nicht bezahlen, braucht er Geld, so wird er beliehen – wenn er nicht schon zu sehr belastet ist, was man sofort aus dem Schiffsjournal, dem Heiligtume des Schiffes, ersieht. Und nun erst ein Kriegsschiff, welches nicht versichert und beliehen wird!

(Ueber die eigentümlichen Geldverhältnisse in bezug auf Kriegsschiffe machte der Schreiber dieses eine Erfahrung. Ein kleines Kanonenboot, nur vierzig Mann Besatzung, bekam die Order, von Wilhelmshaven eine Uebungsfahrt nach Husum zu machen, nur einen Tag Fahrt. Der Zahlmeister ging in Begleitung zweier Matrosen nach der Post, gab am Schalter ein versiegeltes Schreiben ab, erhielt dafür zwei Fäßchen, Sardinenfäßchen, aber die Schultern drückend. Jedes Fäßchen enthielt zwanzigtausend Mark in Gold. Die

[444]

beiden Matrosen trugen sie an Bord, nur vom Zahlmeister begleitet, fort ging es. In Husum wurde dem Kanonenboot zesignalisiert: mit voller Kraft zurück nach Wilhelmshaven! Es war eben eine Probefahrt, die Leistungsfähigkeit wurde geprüft. In Wilhelmshaven wurden die beiden Fäßchen mit den vierzigtausend Mark sofort wieder auf die Post gebracht, zurück nach Berlin. Das geht

also alles anders zu, als wie sich der Laie das wohl sonst vorstellt. In den Kriegshäfen selbst scheint es gar kein Geld zu geben. Jede Löhnung, alles, kommt vom Marineschatzamt in Berlin, einfach durch die Post, an den Kapitän gerichtet wie an einen Privatmann. Das sind Verhältnisse, in welche das Publikum gar keinen Einblick bekommt. Und also schon für diese zwei Tage, wo es doch nur den Besuch eines deutschen Hafens galt, wurden von so einem kleinen Kanonenboote vierzigtausend Mark mitgenommen.) – – –

Es war ein für damalige Verhältnisse sehr großes Kriegsschiff, wenigstens fünftausend Tonnen, stark gepanzert, einen sehr adretten Eindruck machend. Aber ich erkannte gleich aus gewissen Anzeichen, daß es ein alter, hölzerner Kasten war, dem man nur die Panzerplatten aufgeklebt hatte. Die Geschütze waren gedeckt. Und dann natürlich noch Schaufelräder. Mein Schraubenschiff wurde überall noch als ein Wunder angestaunt, von sogenannten Sachverständigen mit überlegenem Spott – man hatte zu der Propellerschraube noch kein Zutrauen.

Die ›Santa Cruz‹ pfiff auf dem letzten Loche. Das heißt, es wurde schon mit dem letzten zusammengekratzten Kohlendreck gefeuert, das verriet der qualmende Schornstein. Und segeln konnte sie nicht, es herrschte absolute Windstille.

Dann lagen wir Seite an Seite. Ich glaube, der brasilianische Korvettenkapitän hatte seine prachtvolle Uniform erst meinetwegen angelegt, oder er

[445]

legte sich auch so zur Koje, und trotz aller goldenen Troddeln und Klunkern wollte er noch handeln, obgleich er doch schon zugesagt hatte.

Doch es dauerte nicht lange, dann wollte er alle sechshundert Tonnen haben zum geforderten Preise.

Gut, du kannst sie haben, aber erst Geld her.

»Wir sind in Kriegsbereitschaft, können jeden Augenblick ein feindliches Schiff erwarten, und wenn nun inzwischen nicht alle Kohlen übernommen sind?«

»Ja, soll etwa jeder Kohlensack erst auf die Briefwage gelegt werden, wofür Sie mir allemal dreißig Schilling in die Hand drücken?« entgegnete ich meinerseits, und ich wurde mit dem Brasilianer ganz gut auf spanisch fertig.

Er merkte, daß mit mir nichts anzufangen war, vor jeder Insulation schützte mich ja das Sternenbanner, und ich merkte, wie eilig er es hatte. Dem saß eben jemand auf den Fersen, und dem Dampfer war die Puste ausgegangen.

Dann fing er richtig mit Papiergeld an, brachte ein paar ganz zerfetzte Lappen zum Vorschein, bis er mir schließlich auf den Kajütentisch viertausend und einige Milreis in Gold aufzählte, und mehr als zwei Drittel davon war reiner Verdienst.

Es machte mir ein Heidenvergnügen, als ich das Gold in meinem Panzerschranke verpackte, in dem sich meine letzten drei Taler langweilten. Mit solcher Wollust hatte ich noch nie in meine Hosentasche gegriffen, um das Schlüsselbund herauszuziehen. Ich rechnete nicht nur mit zwei Drittel Verdienst, sondern diese sechstausend Taler hatte ich jetzt eben ergattert, und da hatte ich ja auch ganz recht, und überhaupt, das war doch eigentlich das erste Geld, welches ich mit meinem Schiffe wirklich verdient hatte.

Und wieviel hatte ich schon verpulvert und verbuttert? Na, denken wir gar nicht daran. Uebrigens ließen mich die verschwundenen Millionen auch ganz

[446]

kalt. Das hier war mein redlich verdientes Geld, und ich freute mich dessen; was kümmerte mich der vergangene Reichtum?

So ist eben der Mensch . . . besonders, wenn dieser Mensch ein Zigeuner ist.

Ob ich dem Mr. Tischkoff Provision zahlen mußte oder ihm etwas anbieten sollte?

Ach, Unsinn, der hatte ja ... ja, richtig, ich sollte mir ja von meinen zukünftigen Goldstücken eine Uhrkette machen lassen. Hm, das gäbe eine lange Uhrkette. Aber vielleicht eine ... na, ich würde schon sehen, wie ich diesen schnöden Mammon wieder glücklich an den Mann brachte – nein, zur Ausschmückung meines Schiffes verwenden konnte.

Nun aber los! Sechshundert Tonnen wollen von Bord zu Bord gebracht sein. Die Vorbereitungen wurden unterdessen dazu schon getroffen. Meine Jungen brauchten nicht zu helfen, das war gleich ausgemacht worden. Der Kriegsdampfer hatte zweihundertsechzig Mann Besatzung, das waren mehr Hände, als dabei beschäftigt werden konnten.

Wegen der Schaufelräder konnten wir nicht so ganz dicht zusammenliegen. Brücken wurden geschlagen, die Luken auf, und die Uebernahme begann.

Ich hatte zwei Winden, der dort drüben fünf, jeder Kasten faßte zwei Zentner Kohlen – das förderte etwas zutage, und außerdem wurde auch noch gekarrt.

Und nun ging es los. Jetzt verwandelte sich mein Schiff wirklich in einen kribbelnden Ameisenhaufen. Drüben brauchten ja nur wenige Leute an den Dampfwinden zu stehen, welche die langen Arme, über beide Decks reichend, immer hin und her schwenken ließen, hinunter fielen die Kohlen von allein, aber das Einschaufeln, das war die Hauptarbeit, und die Kohlen mußten doch zugefahren werden, von immer weiter her, wenn da auch durch Veränderung der Schiffslage etwas nachgeholfen werden konnte, und dann waren

[447]

noch neun Brücken vorhanden, auf denen gekarrt wurde.

Der erste Kasten polterte in den ausgenommenen Leib des Kriegsschiffes hinein, und fünf Minuten später war die ganze Atmosphäre ein einziger Kohlenstaub.

Ich hatte Anordnung gegeben, alle Türen zu verschließen, nur wenige Matrosen brauchten an Deck zu bleiben, natürlich auch der wachhabende Offizier, sonst konnten meine Jungen in der Foxel oder im abgeschlossenen Zwischendeck ihren Neigungen nachgehen oder ein Schläfchen machen, ich selbst wollte mich eben in die Kajüte zurückbegeben, als ich dort drüben in der schwarznebligen Atmosphäre bunte Uniformen auftauchen sah, also an Deck des Kriegsschiffes, und wie ich noch so denke, ob denn das lauter Offiziere sind, die sich da im Kreise aufstellen – alles, was sonst Hände hat, muß doch in grauer Leinwand an die Arbeit – da . . . tschin bum bum tschin tschin!! Ein schmetternder Marsch!

Die Musikkapelle des Kriegsschiffes, anderthalb Dutzend Mann, mit Pfeifen und Trompeten, Flöten und Posaunen und alles, was dazu gehört, nicht zu vergessen die große Pauke mit Becken – oder wie das Tschintschinding heißt.

Daß Kriegsschiffe die Kohlen stets unter Musikbegleitung übernehmen, um den Leuten bei der schweren Arbeit wenigstens ein bißchen Vergnügen zu machen, überhaupt, um Leben in die Knochen zu bringen, das wußte auch ich schon. Ich hatte oft genug englische und andere Kriegsschiffe im Hafen Kohlen einnehmen sehen, fast immer in der Nacht, immer unter voller Musik, und wenn die Morgensonne das Schiff besichtigt, muß dieses schon wieder wie geleckert sein.

Aber daß auch dieses brasilianische Kriegsschiff hier, welches doch gewiß nach einem Feinde ausspähte, auf offener See die Kohlen unter voller

[448]

Militärmusik übernehmen würde, hätte ich nicht erwartet.

Nun, der Erfolg oder die Wirkung war augenblicklich zu sehen. Es ist wunderbar, was so ein schmetternder Marsch macht! Alles kam sofort in Takt, die Karrenschieber marschierten im Tritt, die Winde wurde taktmäßig gedreht, unten wurden die Kohlen nach dem Takte eingeschippt, und alles hatte gleich eine ganz andere Haltung bekommen.

Die braunen Matrosen und Heizer von dem brasilianischen Kriegsschiff, meist Kreolen, hatten nichts zu lachen, sieben volle Stunden dauerte die Kohlenübernahme, und es schien die höchste Not am Mann zu sein, nur sehr spärliche Ruhepausen wurden den einzelnen Abteilungen gewährt, immer nur dem vierten Teil der ganzen Mannschaft, ab und zu wurde ein Trunk moussierender Pulque verabreicht, ich sah gar viele zusammenbrechenn, denn es waren lauter schlanke, schwächige, zartgebaute Gestalten, viele noch sehr jung, fast Kinder waren darunter, aber sie schafften wie die Männer. Ich hätte das diesen Kreolen wirklich nicht zugetraut.

Ich glaube, die Hauptsache machte die Musik. Denn musikalisch ist dieses braune Gesindel ja bis auf die Knochen. Vom Marschieren wollen sie nicht viel wissen, aber vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen tanzen, das können sie. Und bei der Abteilung braucht nur eine Querpfeife zu sein, dann können sie auch vierundzwanzig Stunden marschieren.

Hier sah ich es. Einer und der andere klappte zusammen – da ein neuer Marsch, ein Walzer oder nur ein Volkslied – – und wie elektrisiert erhob sich der Mann wieder, mit neuer Kraft wurde die Karre oder die Schippe in die Hand genommen.

Aber ich glaube – ich glaube: die härteste Arbeit bei dieser Kohlenübernahme hatten doch die Musikanten! Es war ein brennend-heißer Tag, und sieben

[450]

Stunden lang haben die geblasen und gedudelt! Sie hätten sich doch zur Hälfte immer ablösen können – nein, da hätten Instrumente gefehlt. Der brasilianische Korvettenkapitän mit den vielen

Klunkern hielt doch auf Manneszucht! Das schien doch ein tüchtiger Kerl zu sein! Auch alle Offiziere mußten in voller Uniform immer an Deck sein, durften es sich nicht bequem machen, hatten immer etwas zu tun.

Nur wenn die allgemeine Ruhepause war, aller Stunden zehn Minuten, durften auch die achtzehn Musiker einmal aufhören, sich auch hinsetzen, sich den triefenden Schweiß abwischen. Und dann ging's von neuem los: tschinterretätä!

Wirklich, diese Musikanten hatten es vielleicht schwerer als die Kohlenschipper und Karrer. Am meisten tat mir der Posaunenbläser leid, der etwas korpulente Mann war rot wie ein Krebs, wie ein gekochter, er dampfte auch wirklich, und was er manchmal aus der Posaune goß, konnte die Sonne trotz aller Glut nicht so schnell aufdrehen, und das war doch richtig sein eigenes Lebenswasser, man möchte es sein Blut nennen, und diese angesammelte Spucke floß mit der Schweißpfütze zusammen, die sich an seinen Plattfüßen bildete.

Aber ich muß jetzt beim Anfang bleiben, als die Geschichte losging.

Meine Jungen waren schon von Deck verschwunden, hatten die Türen hinter sich zugemacht, da ... tschin bum schneddredengdengdeng!!

Natürlich kamen meine Jungen gleich alle wieder zum Vorschein.

Eine Weile gaben sie sich dem allgemeinen Eindruck der Musik hin.

»Du, August, da können wir tanzen,« hörte ich sagen.

Ich wußte noch nicht recht, ob ich ein Tanzen nicht sofort verbieten sollte. Jene Kreolen die furchtbar

[451]

schwere Arbeit, meine Jungen dazu tanzen – es paßte mir nicht recht.

Wie ich noch so denke, kommt Madam Hullogan über Deck gefledert, immer noch mit blau und rot gestreiftem Wollrock und mit Seestiefeln.

Ich hatte sie in der letzten Zeit aus den Augen verloren. Der Bootsmann hatte mir seine Geschichte erzählt, am Abend desselben Tages, hatte mich darauf, als ich dann in meiner Koje lag, dem Tode nahe gebracht, nämlich vor Lachen – dann hatte ich von dem Verhältnis des Ehepaares gar nichts weiter bemerkt. Höchstens sah ich Madam Hullogan mit hochgerafftem Rocke einmal über Deck fledern, der Bootsmann ging nach wie vor seiner Arbeit nach – die beiden schienen sich wieder geeinigt zu haben.

Möglich, oder sehr wahrscheinlich, daß sie mit in seiner Kabine schlief. Vielleicht hatten sie schon wieder eine Sparbüchse angebracht.

Doch einmal hat sich der Kapitän überhaupt nicht darum zu kümmern, was die Leute in der Foxel treiben, das geht gegen die Schiffsroutine – General und Mannschaftsstube – dann widmete ich die ganze freie Zeit meinen Gästen, mit neuen Klagen, mich etwa um Hilfe anflehend, kam mir der Bootsmann nicht – – ich hatte mich also gar nicht mehr um die beiden gekümmert.

Nun, nach den ersten Klängen des faszinierenden Marsches, der aber auch einige Aehnlichkeit mit einem Galopp hatte, sah ich Madam Hullogan wieder über Deck gefledert kommen – dort stand ihr Herzallerliebster, der Bootsmann – auf den zu, ihm mit beiden Händen auf die Schultern geschlagen, dann die Hände in die Hüften gestemmt – – wie eine angestochene Sau gequiekt: ui ui ui – – und nun ging es los, irisch Stepp.

Es ist der Nationaltanz der Irländer, oder doch der beliebteste. Er hat einige Aehnlichkeit mit unserem

[452]

Konter, es geht so immer hin und her, oder noch viel mehr mit dem französischen Cancan, wer die Beine am höchsten schmeißen kann, ist der beste Tänzer – und dann drehen sich Herr und Dame

herum und schmeißen sich wieder gegenseitig mit den Beinen – und dann kloppen sie einander auf die Schulter – – ui ui ui, wird gejauchzt, und die Beine werden von der anderen Seiten in die Luft geworfen – – und so geht das immer weiter, immer gekloppt und mit den Händen in den Hüften die Beine so hoch wie möglich geworfen und gedreht und gequiekt.

Na, ich habe gelacht, daß mir die Tränen über die Backen liefen. Ich hatte schon viel irisch Stepp tanzen sehen, meist auf der Straße, nach der Drehorgel, von Dutzenden von besoffenen Frauenzimmern – aber so doch noch nicht, wie ihn hier Madam Hullo-gan aufführte.

Wie die die Hände mit dem aufgerafften Rock in die Hüften stemmte – so kokett Kopf und Oberkörper zurückgeneigt – und wie sie nun die Beine warf und hin und her balancierte – mit den großen Seestiefeln – und schnell den Partner auf die Schultern geklopft – – ui ui ui – – und dann herumgeschwenkt und dann schnell den Rock wieder hoch und wieder die Seestiefeln mächtig geschlenkert – und dann diese haarige Visage mit der nach dem Himmel visierenden Nase . . . es war ein Bild, wert, daß man sich totlachte.

Aber auch mein Bootsmann war nicht übel.

Der hatte, bei den ersten Klängen des faszinierenden Marsches früherer Zeiten gedenkend, da seine Tänzerin noch ein zartes Mägdlein gewesen, sich selbst wieder jung fühlend, anfangs mitgemacht, hatte seine krummen Beine geschlenkert, hatte sich gedreht, gekloppt und gequiekt, oder wie ein Eber gegrunt.

Das heißt, anfangs hatte er freiwillig mitgemacht. Dann aber mochte er gewahr werden, daß

[453]

dieses gestiefelte Ungeheuer mit der haariggefleckten Visage und dem Dragonerschnauzbart doch nicht mehr jenes zarte Mägdlein war, die Jahre waren unterdessen vergangen, und er hatte seine Hopserei eingestellt.

Nun ist das aber bei dem irischen Stepp gar nicht so leicht, das Einstellen des Tanzes, wenn es die Partnerin nicht will. Einmal wird der Tänzer von ihr immer bei dem Klopfen an den Schultern gefaßt und blitzschnell herumgedreht, und dann hat dieser irische Tanz die Unannehmlichkeit, daß einem die Tänzerin gegen die Schienbeine tritt, wenn man nicht schnell genug die eigenen Beine zur Seite wirft. Das ist nämlich die Hauptkunst bei diesem schönen Tanze, die Dame versucht den Herrn gegen die Schienbeine zu treten, und dem muß man ausweichen. Also entweder hopsen, oder es gibt Fußstritte gegen die Schienbeine. Und Madam Hullogan hatte schwere Stiefel an.

Mein Bootsmann hatte also keine Luft mehr, mit seinen Säbelbeinen in der Luft herumzuquirlen.

Bruch, hatte das säumige Bein seinen Fußtritt weg.

»Aber meine liebste Hullo ... autsch!!«

Tschinteretätä, spielte die Musik, und Madam Hullogan jauchzte ui ui ui, und mein Bootsmann schrie autsch autsch autsch – und wollte er keine Fußstritte haben, mußte er hopsen.

Der erste Marsch war zu Ende; die nächste Melodie kam mir recht bekannt vor, das mußte doch etwas Deutsches sein ... ach ja: August laß den Affen los, laß ihn los, laß ihn los ... und mein Bootsmann hopste auch den noch herunter.

Na, ich will es kurz machen. Sieben volle Stunden währte die Kohlenübernahme, sieben volle Stunden hat die Musik dazu gespielt, und sieben volle Stunden hat mein armer Bootsmann hopsen müssen.

[454]

Doch nein, nicht volle Stunden. Jede Stunde wurden ja zehn Minuten Pause gehalten. Bei der ersten war ich zugegen. Da sank Enoch schweißtriefend auf einen Boller nieder. Aber sofort, als die ersten Klänge eines neuen Marsches erschollen, wurde er wieder aufgerüttelt, hochgezogen – – »Aber meine beste Hullogan, wir können doch nicht schon wieder ... « – – jawohl, Madam Hullogan

konnte schon wieder, und mein armer Bootsmann mußte seine Säbelbeine schwingen, sonst gab's Tritte vor die Schienbeine.

Wie die anderen Pausen verliefen, weiß ich nicht. Jedenfalls tanzten die beiden, als halb acht Uhr die letzten Kästen mit Kohlen gefüllt wurden, noch immer, die Irländerin war einfach nicht tot zu machen, sie warf die Seestiefel mit ungeschwächter Kraft, drehte sich um und quiekte und kokettierte – und auch mein Bootsmann hatte in seinen Türkenbeinen eine unverwüstliche Kraft, das mußte man ihm lassen.

Nur dieses Gesicht, welches er beim fröhlichen Tanzen machte! So verbissen, so verzweifelt!

Ich glaube, seine Säbelbeine sind in den sieben Stunden noch etwas geschweifter geworden. Er kam mir dann etwas kleiner vor.

— — —

Die Offiziere des Kriegsschiffes hatten unausgesetzt mit Fernrohren die See abgespäht. Ich habe keinen gefragt, wen sie auf ihren Fersen fürchteten.

Gegen sieben Uhr begann es zu dunkeln, die Arbeiter im Raum erhielten Lampen, den an Deck Karrenden genügte das Sternenlicht, und bald mußte der Mond kommen, und die Musikanten mußten weiterspielen.

Da, als sich im Kohlenraume der erste Grund zeigte, bemächtigte sich der auslugenden Offiziere eine große Erregung.

Auf dem dunklen Meere, aber vom Sternenlichte doch etwas erleuchtet, zeigten sich die bunten Feuer von verschiedenen Schiffen, welche uns hin und wieder

[455]

passierten, auch ihre Umrisse waren noch zu erkennen, Md jetzt tauchten die eines großen Schiffes auf, welches die Toplaterne des Dampfers führte.

Auf der Kommandobrücke der ›Santa Cruz‹ also herrschte beim Anblick dieses Dampfers eine große Erregung, alle Nachtgläser

waren dorthin gerichtet, eine flüsternde Beratung wurde abgehalten, dann schickte man einige Raketen zum Himmel empor, und sie wurden von dem näherkommenden Schiffe beantwortet.

Auch das war ein Kriegsschiff, das konnte ich jetzt schon aus der ganzen Bauart erkennen.

Die antwortenden Raketen hatten die fieberhafte Spannung der brasilianischen Offiziere in freudige Erleichterung umgewandelt, es war kein Feind, sondern ein Freund, der dort kam, sofort ward ein Boot ausgesetzt, in welches nach einigem Signalisieren mit farbigen Lichtern der Kapitän selbst stieg und sich davonrudern ließ, jenem Schiffe zu. Das kleine Boot selbst konnte ich bald nicht mehr sehen, dazu war es doch zu finster.

Immer näher kam das andere Kriegsschiff, auf dem sich jetzt wahrscheinlich schon der Kapitän von diesem hier befand, und eine Viertelstunde später lag der ›Fernando‹, ebenfalls eine stattliche, gepanzerte Korvette, auf der anderen Seite der ›Santa Cruz‹, Bord an Bord mit dieser.

Daß sich die beiden Kriegsschiffe hier auf offener See so küßten, mußte etwas Besonderes zu bedeuten haben. Ja, das war auch der Fall. Der Kapitän der ›Santa Cruz‹ verkündete etwas, was ich nicht verstand, lauter Jubel brach aus; die Offiziere der beiden Schiffe fielen sich in die Arme und küßten sich ebenfalls.

Die Partei, der sie angehörten, hatte eben gesiegt – wieder einmal gesiegt, morgen schon war es vielleicht wieder anders – auch den Matrosen wurde

[456]

es verkündet, ein General Larosa wurde als Sieger gefeiert, die Musik mußte die brasilianische Nationalhymne spielen, die Offiziere stießen mit Champagner an, die Leute bekamen Branntwein und Pulque – dann aber wurde die Kohlenübernahme unter Musikbegleitung fortgesetzt, nur daß jetzt nicht mehr so getrieben wurde, man ließ sich Zeit, alles war viel sorgloser geworden.

Der ›Fernando‹ blieb neben der ›Santa Cruz‹ liegen, mit ihr fest verbunden, weil die letztere dem anderen Schiffe jetzt einige große Geschütze abgab, ebenfalls eine sehr schwere, zeitraubende Arbeit.

Der Mond war aufgegangen. Noch immer polterten die Kohlen, jetzt aber zu Ende gehend; noch immer spielte die Musik, noch immer tanzten Madam Hullogan und mein Bootsmann, und drüben klangen die Champagnergläser.

Die in Sicht kommenden Segler und Dampfer, sobald sie die zwei zusammenliegenden Kriegsschiffe erkannt hatten, die jetzt stolz Wimpel und Lichter zeigten, hielten sich sorgsam von dieser bewaffneten Macht entfernt.

Da machte mich Mahlsdorf auf ein Schiff aufmerksam, welches sich uns offenbar mit Absicht näherte. Es führte die Toplaterne des Dampfers, auch sahen wir manchmal Funken aufsprühen.

»Was für ein Paddeltrog ist das nur?« meinte Mahlsdorf. »Ich habe ihn schon längere Zeit beobachtet, das Ding scheint ja ebenso breit wie lang zu sein.«

Auch mir war schon aufgefallen, wie außerordentlich weit die Nordlichter voneinander abstanden.

Das Schiff kam in den Mondschein, es näherte sich uns immer mehr, allerdings sehr langsam, hielt direkt auf uns zu; bald war alles deutlich zu erkennen.

»Ja, das ist auch wirklich der ›Paddeltrog!‹« rief ich, nachdem ich nochmals durch das Nachtfernrohr

[457]

geprüft hatte, und die Zurufe einiger Matrosen stimmten mir bei: »Der Paddelkasten! Der elektrische Funke!«

Der ›Paddeltrog‹ war einst eine Berühmtheit gewesen. Sein ursprünglicher Name war ›Elektric‹, woraus man auch aus Spott ›Der elektrische Funke‹ gemacht hatte.

England hatte ihn zum Legen seiner ersten unterseeischen Kabel bauen lassen. Nicht für das transatlantische, das kam damals

noch gar nicht in Betracht, dazu wurde später, wie schon erwähnt, die ›Great Eastern‹ verwendet, aber da gab es doch schon andere unterseeische Kabel. Von Dover nach Calais, von Karikal in Vorderindien nach Ceylon, längs der persischen Küste hatte man die Telegraphenverbindung unter Wasser hergestellt, desgleichen auch meist an der afrikanischen Küste.

Zu diesem Zwecke also war der ›Elektric‹ gebaut worden, um so ein langes, zusammengerolltes, ungeheuer schweres Kabel aufnehmen und während der Fahrt abwickeln zu können, wozu wieder eine Menge ganz eigentümlicher Maschinerien nötig waren.

Auch die Ansichten waren eigentümlich, die man damals hatte, wie solch ein Schiff beschaffen sein müsse, um diese Arbeit bewerkstelligen zu können. Heute ist ein Kabelleger ein ganz gewöhnliches Schiff. Es fehlte damals eben noch jede Erfahrung.

So entstand ein wunderbares Monstrum von Schiff, ein riesenhafter Backtrog, etwa achtzig Meter lang und im Mittel nicht weniger als dreißig Meter breit, nach den Enden sich auch nur wenig verschmälernd, oval, wegen der Küsten mit nur ganz kurzem Kiel, durch seine Dimensionen an sich ja schon gar nicht tiefgehend – eben ein richtiger Backtrog.

Er bekam eine Maschine, Schaufelräder – und wenn er seine ganze Schnelligkeit entwickelte, so legte der elektrische Funke‹ in der Stunde drei Seemeilen

[458]

zurück. Das ist die ›Schnelligkeit‹ eines gemütlichen Spaziergängers.

Auch segeln konnte er mit seinen zwei Masten – dann ging es aber selbst beim besten Winde noch langsamer.

Diejenigen, welche nicht wissen, was Ironie ist, sagten nicht der elektrische Funke‹, sondern nannten ihn einfach den ›Paddeltrog‹; dieser Name wurde bald allgemein, und wo das Schiff erschien, erregte es unter den Seeleuten ungeheure Heiterkeit.

Doch sonst bewährte es sich ganz gut, bestand jeden Seegang, hatte ja auch die Fahrt nach Indien gemacht, eben um das Kabel vom Festland nach Ceylon zu legen – aber fragt mich nur nicht, wieviel hundert Tage es gebraucht hat, um dorthin zu gelangen.

Dann machte man mit dem Kabellegen mehr Erfahrung; solch ein unförmliches Ding war ja gar nicht nötig, der elektrische Funke wurde ausrangiert. Wo er geblieben war, wußte ich nicht.

Na, da war er wieder! Kein Zweifel, das war er! Ich hatte ihn schon zweimal bewundert, im Hafen, als auch, wie er einmal über den Ozean troddelte, wie so ein dicker Rentier.

Jetzt hißte er am Heck die Flagge, im hellen Mondschein deutlich erkenntlich.

»Das Sternenbanner!« riefen die Matrosen.

Ja, es schien so, die roten Streifen an der Ecke – aber als sich die Flagge in dem leichten Winde voll entfaltetete, zeigte sich, daß im blauen Felde nur ein einziger Stern war.

»Die Flagge von Liberia!« erklang es im Chore der flaggenkundigen Matrosen.

Richtig, von Liberia. Ja, hatte denn diese Negerrepublik, die bisher in der Seefahrt noch gar nichts von sich reden gemacht, auch schon solche große Kasten? Na ja, es war eben der berühmte ›Paddeltrog‹, den sie sich zugelegt.

[459]

Immer auf uns zusteuern, gingen jetzt am Vordermaste, auch so ein unförmliches Ding, andere Flaggen hoch, welche die Namen des Schiffes und des Kapitäns melden würden.

Mahlsdorf hatte das Flaggenbuch.

»K – a – r – b,« buchstabierte er.

»Karboll heißt der Paddeltrog jetzt,« bemerkte ein Witzbold.

Aber es sollte noch viel besser kommen.

» – u – n – k . . . Karbunkel von . . . Liberia – der Karbunkel von Liberia.«

»Was?« staunte ich. »Karbunkel? Vielleicht Karfunkel, wenn auch das schon ein seltsamer Name ist. Doch richtig, in dem gebirgigen Teile Liberias sollen ja Rubine gefunden werden, früher auch Karfunkel genannt.«

»Nein, es ist ein b, kein f – Karbunkel,« verteidigte sich Mahlsdorf.

Dann war das eben ein Versehen der Flaggengäste, und es wurde dort drüben auch nicht bemerkt, der Name blieb stehen.

Der »Karbunkel von Liberia« – meine Matrosen lachten wie die Besessenen.

»Kapitän,« buchstabierte Mahlsdorf weiter. »Al ... Algots – Kapitän Algots – jawohl, er ist es!«

Ach, war das ein Jubel unter meinen Leuten! Karlemann kam – hatte sich den ehemaligen Paddeltrog zugelegt, den er jetzt den »Karbunkel von Liberia« genannt hatte.

Denn bei diesem Namen würde es nun bleiben, da half nun alles nichts. Der »Karbunkel von Liberia«!

Und jetzt sah ich ihn auch auf der niedrigen Kommandobrücke stehen; er hatte die »Sturmbräut« natürlich schon erkannt, winkte fröhlich.

Mir ging eine Ahnung auf ...

Doch zunächst wünschte mich Kapitän Casas zu sprechen, der von der »Santa Cruz«. Er hatte noch

[460]

keinen Fuß auf die Planken meines Schiffes gesetzt, was ich begreiflich fand. So ein Kommandant eines Kriegsschiffes ist ja erst recht ein Monarch. Es war ein Offizier, der mich aufgesucht, der Korvettenkapitän ließ mich sehr höflich bitten.

Auch ich brauchte mein Schiff nicht zu verlassen, er stand schon an der Bordwand.

»Darf ich fragen, was für ein Schiff das ist? Sie scheinen es doch zu kennen.«

»Es ist der Karfunkel von Liberia: der Kapitän ist mein Freund – ein sehr kleiner Freund.«

Ich sah dem Brasilianer gleich an, daß er sich nicht weiter dafür interessierte, daß ihm etwas anderes am Herzen lag.

»Er scheint hier beilegen zu wollen.«

»Jedenfalls.«

»Nun, wir bleiben hier die ganze Nacht zusammen liegen, die ›Santa Cruz‹ und der ›Fernando‹. Senor Capitano, ich möchte Ihnen gern eine Eröffnung machen.«

»Bitte.«

»Es könnte aber auch sein, daß nichts daraus wird.«

»Wie Sie wollen.«

»Ich muß es erst mit dem Kommandanten des ›Fernando‹ besprechen – es kann sich überhaupt erst morgen früh entscheiden . . . Würden Sie so lange hier liegen bleiben?«

»Warum nicht?«

»Wieviel Wartegeld fordern Sie für die Stunde?«

»Nichts.«

»O, das können wir doch nicht verlangen . . . «

»Ich habe nichts zu versäumen.«

»Dann vorläufig tausend Dank. Hoffentlich kommen wir überein. Sie werden es nicht bereuen.«

Der Kapitän grüßte sehr höflich und ging.

Ich ahnte, daß man die ›Sturmbräut‹ als Kriegsschiff

[461]

chartern wolle. Mit der brasilianischen Flotte sah es ja sehr faul aus, das Kaiserreich Brasilien lag sich wohl auch mit der Republik Argentinien in den Haaren, oder es sollte doch bald losgehen, und Argentinien hatte eine weit größere Kriegsflotte.

Nun, ich wäre wahrscheinlich dazu bereit gewesen. Doch was ich noch nicht habe, regt mich nicht auf, und vor allen Dingen interessierte ich mich für meinen Karlemann.

Mächtig pustend, war der ›Paddeltrog‹ herangekommen, die Schaufelräder befanden sich in Ausbuchtungen, so konnte er dicht neben der ›Sturmbraut‹ anlegen. So, nun war das vierblättrige Kleeblatt fertig; wir vier Schiffe bildeten ein festes Ganzes.

Es waren ausschließlich schwarze Matrosen, die auf mein Deck sprangen, um die Taue um die Böller zu legen, unterstützt von meinen Jungen.

Karlemann rief noch etwas ins Sprachrohr hinein, dann sprang er herab, mir entgegen, der ich mich schon drüben befand.

Wir schüttelten uns die Hände, wobei ich immer etwas in die Kniebeuge gehen mußte.

»Na, Karlemännchen, was machen Sie denn? Wie kommen Sie zu diesem ›Paddeltrog‹ und überhaupt hierher?«

In diesem Augenblick verstummte drüben die Musik, die Kapelle konnte abtreten, die letzten Kohlen waren übernommen.

»Was ist denn hier los?« fragte Karlemann, ohne meine Fragen beantwortet zu haben.

»Kohlenübernahme mit Musik.«

»Das sind doch zwei brasilianische Kriegsschiffe?«

»Jawohl, und dem einen habe ich sechshundert Tonnen Kohlen verkauft.«

»Bleiben die hier noch länger liegen?«

[462]

»Die ganze Nacht, Seite an Seite, hier an dieser Stelle.«

»Wieviel Mann Besatzung?«

»Nun, jeder Kasten hat mindestens zweihundertfünfzig Mann.«

»Fünfhundert? das wäre ja famos, da lohnte sich eine Vorstellung. Wie heißt der Kapitän?«

»Sie sind jetzt so weit, um Vorstellungen geben zu können?«

»Das werden Sie schon sehen. Sie sind mir überhaupt ein netter Kumpan! Macht immer Kumpe mit mir, und dabei geht er seine eigenen Wege. Nun sollen Sie aber auch abwarten. Jetzt muß ich erst den Kapitän sprechen . . . «

»Hören Sie,« hielt ich ihn noch einmal zurück, als er schon hinüber wollte, »die ganze Mannschaft hat sieben Stunden lang Kohlen geschippt, wenigstens die von der ›Santa Cruz‹ . . . «

»Und die andere nicht?«

»Das weiß ich nicht.«

Karlemann war schon hinüber, auf das erste Kriegsschiff, hatte auch gleich den Kapitän erwischt, der sich zu dem Jungen herabbeugte, und jetzt legte er ihm auch wohlmeinend die Hand auf den Kopf.

Ob sich das Kapitän Karl Algots lange gefallen ließ? Die beiden verschwanden. Jedenfalls würde der Brasilianer nicht schlecht staunen.

Ich besichtigte unterdessen den ›Paddeltrog‹. Abgesehen von der enormen Breite war nichts Interessantes daran. Wenigstens nicht an Deck. Lauter schwarze Matrosen.

Ich wollte eine Tür öffnen, die wahrscheinlich zur Kajüte führte. Da wurde ich hinten am Rocke festgehalten.

»Hö hö hö hö, Master, nix hier, nix hier,« sagte ein Schwarzer mit entsprechender Handbewegung.

Wenn der Eintritt verboten war, konnte ich nichts  
[463]

dagegen tun, diese Leute taten ihre Pflicht, wenn sie mich zurückhielten.

Da kam Karlemann schon wieder, in Begleitung beider Kapitäne. Ohne mich zu beachten, führte er sie dorthinein, wo ich die Kajüte vermutete.

Ich durfte nicht folgen, Karlemann war im Geschäft, und aufdringlich bin ich nicht.

Es gab noch anderes zu besichtigen, ich blickte in den oben offenen Maschinenraum hinab, sah mich weiter um – und da sah ich etwas, was mein höchstes Staunen erregte.

Rettungsgürtel, Eimer und andere Gegenstände trugen wie gewöhnlich den Schiffsnamen, und da war nicht Karfunkel zu lesen, sondern wirklich der ›Karbunkel von Liberia!‹

Es half alles nichts, ich konnte hinblicken, wohin ich wollte, überall Karbunkel, Karbunkel, Karbunkel.

»Was, ›Karbunkel‹ heißt dieses Schiff?« wandte ich mich an einen Neger.

»Yes, Sir, der ›Karbunkel von Liberia!‹,« war die ernste Antwort.

Unterdessen mochten zehn Minuten vergangen sein, die beiden Kommandanten kamen schon wieder aus der Kajüte zurück.

»Das ist ja wirklich staunenswert!« hörte ich den einen sagen.

»Ja, so etwas habe ich nicht in New-York und nicht in Paris zu sehen bekommen,« entgegnete der andere, »solch ein reichhaltiges Material!«

»Und wir haben kaum einen Einblick gewonnen, dazu braucht man Stunden.«

»Die Mannschaft soll es zu sehen bekommen, das hält sie auch wach.«

Die beiden Kapitäne waren an mir vorüber, ohne mich bemerkt zu haben.

»Na, was machen Sie denn, Sie alter Zuchthausbruder?«

[464]

Karlemann war wieder aufgetaucht. Ich nahm ihm diese Bezeichnung durchaus nicht übel.

»Sie wissen?«

»Alles. Es hat ja in allen Zeitungen gestanden. Im Zuchthaus – so so – na, Sie können es ja noch weit bringen.«

»Wenn Sie alles wissen, dann ist meine Person ja erledigt. Nun kommt die Ihre dran. Und vor allen Dingen: wie sind Sie zu diesem ›Paddeltrog‹ gekommen?«

»Gekauft!« war seine lakonische Antwort.

»Das ist doch der frühere ›Elektric‹, der Kabelleger.«

»Stimmt!«

»Wo hat der bisher immer gelegen?«

»In Newcastle. Ich habe ihn etwas ausflicken und mir kommen lassen. Ein famoses Schiff, ganz geeignet für meine Zwecke.«

»Und Sie haben ihn Karbunkel genannt?«

»Yes – ›Karbunkel von Liberia‹.«

»Wirklich Karbunkel?« mußte ich mich noch einmal vergewissern.

»Na ja doch – Sie sehen doch den Namen hier überall drange-malt.«

»Warum haben Sie Ihr Schiff denn gerade Karbunkel getauft?«

»Na, irgendeinen Namen muß es doch haben – und ist ›Karbun-  
kel von Liberia‹ kein schöner Name?«

»Wissen Sie denn gar nicht, was ein Karbunkel ist?«

»Ein Edelstein – ein schöner roter – wie man ihn am Ringe hat.«

»Nee, das ist ein Karfunkel – und Karbunkel ist ein Geschwür,  
das man am Halse oder sonstwo am Körper hat.«

[465]

Karlemann machte gleich ein furchtbar beleidigtes Gesicht.

»Was?« fragte er zunächst noch ruhig. »Was sagten Sie?«

»Der Karbunkel ist ein ekelhaftes Geschwür, das man am Halse  
oder sonstwo am Körper hat,« wiederholte ich prompt.

Jetzt aber wurde Karlemännchen böse.

»Hören Sie,« brüllte er mich an, »wenn Sie mein Schiff noch  
einmal ein ekelhaftes Geschwür nennen, das man am Halse oder  
sonstwo am Körper hat, dann haue ich Ihnen eine runter!! Ver-  
standen? Mein Schiff ist ein Edelstein, verstanden?!«

»Nee nee, Karlemännchen, das hilft Ihnen alles nichts, der Kar-  
bunkel ist ein Schwär.«

Jetzt holte Karlemännchen wirklich mit der Hand aus.

»Ich haue Ihnen eine hinein und auch eine wieder heraus!!«

»Sie? Sie?« lachte ich von oben herunter. »Wie wollen Sie denn  
das machen? Sie Knirps langen doch gar nicht herauf.«

»Mir ganz egal – dann kletterte ich auf einen Stuhl – oder hole mir eine Bockleiter!«

Mit einem Male aber fing er selber an zu lachen, und dann war er doch wieder etwas verdrießlich, als er sich hinter dem Ohre kratzte.

»Ich weiß schon, weiß schon. Sie haben ganz recht. Wissen Sie – in Liberia werden doch solche rote Edelsteine gefunden – Rubine oder Karfunkel heißen die Dinger – ich dachte aber immer, es hieße Karbunkel – nach solch einem roten Edelsteine wollte ich mein Schiff nennen – aber ich war eben im Irrtum – und da ist Karbunkel draus geworden – und niemand machte mich darauf aufmerksam – erst hinterher erfuhr ich's – aber da war's schon zu spät, das Schiff war schon auf den Namen registriert.

[466]

»Na,« fuhr er fort, sich aus seiner verdrießlichen Stellung emporrichtend, »jedenfalls ist der ›Karbunkel von Liberia‹ ein ganz auffallender Name, und das ist die Hauptsache – auffallen muß es! – und dann klingt's schließlich noch immer besser als das Geschwür von Liberia, was, ha?«

Karlemann war und blieb doch immer derselbe!

»Und unter der Flagge von Liberia segeln Sie?«

»Jawohl. Warum nicht? Da bin ich geschützt wie vielleicht unter keiner anderen Flagge. Und auffallend, auffallend, das ist die Hauptsache. Der ›Karbunkel von Liberia‹ – Donnerwetter, was ist denn das?! Und alles schwarz, lauter schwarze Matrosen, auch der Kapitän ist ein Schwarzer. Das gehört alles mit dazu.«

»Sie fahren das Schiff nicht selbst?«

»Nee, geht ja gar nicht, ich bin doch noch ein Lausejunge, bin noch nicht einmal konfirmiert. Und außerdem bin ich jetzt Zirkusdirektor. Und nun machen Sie, daß Sie von hier wegkommen, ich habe jetzt bannig viel fix zu tun. Es gibt gleich eine Vorstellung. Sie sollen auch ein Freibillett kriegen.«

Er ließ mich stehen, und ich begab mich wieder auf mein Schiff hinüber, von wo ich ja ebenfalls alles beobachten konnte.

Ich will auch gleich meine Vermutungen äußern. Ich glaubte, Karlemann hätte seine ganze vier- und zweibeinige Menagerie im Zwischendeck untergebracht, dort würde man auch alles besichtigen, so im Vorbeidefilieren, den chinesischen Riesen, das vierzenterige Riesenweib, die Dame ohne Arme, das fünfbeinige Kalb und so weiter und so weiter. Dann ferner, dachte ich mir, würde sich Karlemann auch in einem Raubtierkäfig als Dompteur produzieren, alles im Zwischendeck. Denn an Deck selbst war ja gar keine Vorrichtung, gar keine Gelegenheit dazu.

[467]

Aber alle meine Erwartungen sollten bei weitem übertroffen werden. Doch ich will nicht vorgreifen.

Zunächst quollen aus einer Luke Neger hervor, welche sich, wie mir erst schien, mit langen Brettern prügeln oder sich mit diesen warfen, bis ich bemerkte, daß sie sich diese langen Bretter zuwarfen, immer Hand aus Hand, und aus den Brettern kamen Beine zum Vorschein, es waren Bänke, und im Nu entstand auf dem Deck des breiten Paddeltrogs ein hohes Gerüst, aus lauter Bänken bestehend, nur in der Mitte einen Kreis freilassend.

Was, hier wurde doch ein Zirkus gebaut! Gewiß, das innen war die Manege. Und mit welcher fabelhafter Geschwindigkeit das ging! Und wie ich dann gleich bemerkte, waren die Sitzbänke nicht nur so lose übereinandergesetzt, sondern überall Klammern und Oesen, und alles paßte, das Ganze bekam einen festen Halt, das Schiff hätte schon tüchtig schlingern können.

Ein vollständiger Zirkus! Nur an Deck, im Freien. Aber ich zweifelte nicht, daß das Ganze auch überdacht werden konnte, so etwas ist ja auf einem Schiffe eine Kleinigkeit. Die Bänke hatten sogar Nummern, jeder Platz war numeriert, die untersten Reihen hatten auch Lehnen.

Ein richtiges Amphitheater. Nur nicht rund, sondern oval, so wie das ganze Schiff gebaut war. Achthundert Sitzplätze schätzte ich mindestens, und das Ganze konnte nach hinten und vorn noch bedeutend vergrößert werden.

Also hier in diesem umringten Kreise sollten die Mißgeburten und ausländischen Tiere vorgeführt werden! Ich begriff nur noch nicht recht, wie sie da immer hineingelangen sollten, die Sitzreihen waren alle dicht geschlossen, und eine Luke hatte ich vorhin dort nicht bemerkt, und etwa einen Elefanten konnte [468]

Karlemann doch überhaupt nicht so einfach durch eine Luke befördern.

Dann war es eigentlich auch noch keine Manege, wenn man darunter so einen eingefassten Kreis versteht, der Rand wie gewöhnlich mit rotem Tuch beschlagen, innen Sägespäne oder Lohe gestreut, zuerst hübsch geharkt – das Ganze sah überhaupt noch recht nüchtern aus. Ringsherum der Bankaufbau, in der Mitte das freie Deck, weiter nichts.

Ein Neger brachte mir Billetts, Freibilletts, gleich vierzig Stück, für alle meine Leute und was sonst noch dranbaumele.

Karlemann war nobel gewesen. Sonst hätte ihn auch der Teufel holen sollen, hätte er von mir etwa Eintrittsgeld verlangt!

»Die grünen Billetts sind für die Herrschaften, die roten für die Mannschaft,« erklärte der Neger, der noch mehrere Pakete bei sich hatte.

Jedes Billett hatte eine Nummer, auch die Bezeichnung links oder rechts – oder vielmehr backbord oder steuerbord – alles schiffsmäßig.

»Druckt ihr die Billetts selbst?«

»Alles, alles selbst,« grinste der Neger.

»Habt ihr da nicht auch Programms?«

»Nix Programms, Massa.«

»Die bekommt man wohl noch nachher?«

»Nix Programms heute.«

»Ihr gebt heute wohl die erste Vorstellung?«

»Die allererste. Bisher nur immer Proben gehabt.«

»Und nicht einmal Programms? Und warum hast du als Billetteur denn nicht einmal eine Livree mit Silbertrödeln?«

Der Neger verstand mich gar nicht. Er hatte nämlich nichts weiter als eine schmutzige Leinwandhose an.

Das sah Karlemann doch eigentlich gar nicht

[469]

ähnlich. Oder kehrte er mit Absicht das Zerlumpte, das Zigeunerhafte heraus?

O, ich sollte diesen gerissenen Jungen nochmals kennen lernen, wie das Fehlen von Programms und Livree alles seine bestimmte Absicht hatte! Dieser deutsche Zigeunerknabe war ein Held der Ueberraschungen!

»Für wen sind die anderen Billetts?«

»Für die Matrosen von den Kriegsschiffen.«

»Wieviele?«

»O, mehr als fünfhundert.«

»Die dürfen alle der Vorstellung beiwohnen?«

»Alle. Nur ein paar nicht, die Wache halten müssen.«

Die Kommandanten waren plötzlich recht sorglos geworden.

»Und jeder bezahlt selbst?« mußte ich doch noch weiterforschen.

»Nein, Kapitän bezahlen für alle. Fünfhundert Schilling, jeder Platz einen Schilling. Nur Offiziere bezahlen mehr.«

»Geh, halte dich nicht weiter auf.«

Wenn der Kanonenschuß fallen würde, sollte man sich auf die Plätze begeben. So stand auf jedem Billett. Aber auch das heutige Datum war daraufgedruckt, also mußten sie doch soeben erst fertig geworden sein, und in meiner lebhaften Phantasie stellte ich mir gleich den Setzer vor, wie er vor dem Setzkasten stand, die

Typen zusammenreichte und sich dabei mit den Zehen in der Nase ... nein, wie er dazu mit dem Bauche bellte.

Alle weitere Angaben fehlten auf dem Billett. Ich hätte doch wenigstens etwas von Zigeunerschiff, große Gala-Vorstellung und dergleichen daraufgesetzt.

Der Kanonenschuß fiel. Ich hielt's eher für einen Feuerwerksböllchen.

Ein Offizier bat mich um die Erlaubnis, daß die  
[470]

brasilianischen Mannschaften das Deck meines Schiffes passieren dürften. Selbstverständlich! Anders konnten sie ja gar nicht hinüber. Oder sie hätten alle erst in die Boote gehen müssen.

Die fünfhundert Mann oder mehr noch marschierten in geschlossener Reihe hinüber, schon nach den Nummern geordnet, und so saß alsbald jeder auf seinem Platze, sauber und satt, und in Erwartung der Dinge war alle Müdigkeit der Kohlenschipper vergessen.

Dann begab auch ich mich mit meinen Jungen hinüber, nur einige Wachen zurücklassend, die aber von der hohen Kommandobrücke aus ebenfalls zusehen konnten. Auch Mr. Fairfax und Mr. Brown schlossen sich mir an, ihre Leute mitnehmend, soweit diese gesund waren, nur Tischkoff ließ sich nicht sehen. Wir nahmen, wie die fremden Offiziere, auf der untersten Reihe Platz.

Viele jener Blaselichter, die ich schon erwähnt, an Holzstangen angebracht, verbreiteten genügende Helligkeit, und auf der Kommandobrücke saß die Kapelle, aus wohl zehn Mann bestehend, lauter Neger, und ich erkannte Matrosen von vorhin wieder. Also musikalische Matrosen! Meine Mißgeburten schien er nicht als Musikanten verwenden zu wollen, wie er ursprünglich geplant, es schien mir überhaupt alles viel größer und großartiger geworden zu sein, als Karlemann mir damals offenbart hatte.

So ist's eben: es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken – und wenn Karlemann körperlich nicht mehr wuchs, so doch mit seinem Spekulationsgeiste.

Als ich mich so umschaute, schwand bei mir ganz das Bewußtsein, mich auf einem Schiffe zu befinden. Ich fühlte mich in einen richtigen Zirkus versetzt. Nur die einfachen, uneingefaßten Deckplanken statt der Manege störten mich etwas in dieser Empfindung.

[471]

Da eine Pause in der Musik, ein neuer Marsch, und plötzlich entstand in der Mitte des freien Raumes ein großes Loch, ein Rundteil senkte sich hinab, etwa von zwei Meter Durchmesser – wieder ein jähes Abbrechen der Musik, ein schmetternder Tusch, die Versenkung hob sich wieder, und auf dem Rundteil stand Karlemann, als Bereiter, oder wie der Kerl heißt, eben als Zirkusdirektor, mit hohen, blankgewichsten Schaftstiefeln, daran fünf Zoll lange Silbersporen, mit roter Schnürenjacke, die lange, elegante Peitsche in der Hand.

Es sah allerliebste aus, das Kerlchen, wie es sich jetzt dem Publikum vorstellte, wie es sich verneigte – da konnte jeder erwachsene Zirkusdirektor etwas lernen.

Daß man da entweder einen halbwüchsigen Jungen oder einen Zwerg vor sich hatte, war sofort zu erkennen, auch ohne Hintergrund, und nun dieses Kostüm – das war so etwas für die brasilianischen Matrosen, von denen wohl die wenigsten schon in einem Zirkus gewesen waren; aber was das Händeklatschen zu bedeuten hatte, das wußten sie alle, und sie geizten nicht mit ihrem Applaus, der vorläufig nur diesem kleinen Männchen im Reitkostüm galt.

Da mit einem Male versank Karlemann abermals in der Tiefe, aber nicht nur mit dem in der Mitte befindlichen Rundteil, sondern diesmal senkte sich der freie Kreis von mindestens vierzehn

Metern Durchmesser hinab, wir blickten dicht vor unsern Füßen direkt in die schwarze Tiefe.

Eine Ahnung überkam mich. Nicht umsonst hatte Karlemann sich dieses alte Kabelschiff als schwimmenden Zirkus angeschafft. Einmal die außergewöhnliche Breite, und dann hatte dieses Schiff die Vorrichtung besessen, das ganze zusammengerollte,

[472]

mächtige Kabel heraufzubefördern, auf einem Aufzuge liegend

...

Ich konnte nicht weiter darüber nachdenken.

Wieder ein faszinierender Galopp, und plötzlich liegt vor uns die richtige Zirkusmanege, die sich aus der Tiefe gehoben, die Barriere mit rotem Samt ausgeschlagen, innen mit Lohe bestreut – und da ... jagt auch schon unter Hoppla und Peitschenknallen im Kreise ein prächtiger Schimmel, und auf seinem Rücken tanzt beinewerfend ein Frauenzimmer, so eine Kunstreiterin!

Na, ich war wieder einmal baff! Hatte der auch Pferde mit! Mit meiner letzten Besinnung mußte ich nur noch sagen, daß ich mich wirklich auf hoher See, auf einem Schiffe befand!

Und nun diese Plötzlichkeit! Dieser Verwandlungszauber! Die ganze Manege hob sich aus der Tiefe, und da war auch schon der prächtig geschmückte Schimmel in voller Karriere, hopste schon das Frauenzimmer mit ihren Trikots und im goldenen Flitterröckchen darauf herum, knallte schon Karlemann als Bereiter mit der Peitsche, dem Pferde nachgehend, es beobachtend, und ... machte auch schon der riesige Chinese als weißangeschmierter Clown seine Spaße und Faxen!

Alles mit dem größten Raffinement ausgetüftelt! Jetzt erst sah man, wie winzig klein dieser Bereiter im roten Schnürenrock war, schon im Gegensatze zu dem starken, großen Rosse, nun aber erst neben dem Chinesen!! Nicht umsonst hatte Karlemann gerade diesen als Clown ausgebildet, ließ ihn gleich im Anfang immer hinter sich hermarschieren.

Na, und alles übrige Publikum war erstarrt. Die Hände, welche zusammengeschlagen werden sollten, blieben in der Luft stehen, wie der Mund offen. So etwas hatten diese kreolischen Matrosen doch noch nicht gesehen! Und nun der Zwerg als Rittmeister, [473]

der endlos lange Chinese – die wußten doch gar nicht, wohin sie die Blicke lenken sollten!

»Großartig, das hätte ich nicht erwartet!« sagte Mr. Brown an meiner Seite, Mr. Fairfax stimmte ihm bei, und wenn die das sagten, dann war es auch wirklich etwas. Auf einem Schiffe, auf offener See, muß man nur immer bedenken.

Aber auch sonst machte die Kunstreiterin ihre Sache ganz vorzüglich. Es war eine Weiße, hübsch, graziös bis in die Fingerspitzen.

Erst hatte ich geglaubt, es wäre die Coliani. Aber sie war es nicht. Das war nur eine Ideenverbindung zwischen Schiff, Trikots und Fleisch gewesen.

Wieder senkte sich das innere Rundteil hinab – dasjenige, in welchem im Zirkus immer die Diener marschierten, welches auch durch einen weißen Kreis markiert ist, der übrige, mit Lohe bestreute Teil blieb oben, also auch Pferd und Kunstreiterin wie Karlemann und der Chinese – und diesmal brachte es eine Menge livrierter und betretter Diener mit herauf, lauter Neger, welche sich sofort mit Barrieren in der Manege verteilten.

Auf diese Weise wurde alles herauf- und wieder hinabbefördert, es war eine doppelte Versenkung, eine kleine und eine große, und die letztere, durch welche die ganze Manege versenkt ward, wurde nur bei größeren Tieren und sonstigem ganzen Szenenwechsel in Anspruch angenommen.

Alles ungemein ingeniös ausgedacht, und war auch schon alles auf diesem alten Kabelschiffe dazu eingerichtet, so war es doch schon ingeniös genug, nur auf die Idee zu kommen, den alten Kabelleger zu so etwas zu benutzen.

Sprung über Tücher, wobei die die Tücher haltenden schwarzen Clowns es nicht an Witzen fehlen ließen, zum Teil auch Spanisch sprechend – dann

[474]

sprang die Kunstreiterin durch Reifen, dann durch solche, welche mit Papier bespannt waren, zuletzt in Brand gesetzt wurden – das Staunen der brasilianischen Matrosen ist gar nicht zu beschreiben, sie vergaßen das Applaudieren.

Jetzt versank die ganze Manege, mit Pferd und Karlemann und allen übrigen Personen, dafür aber blieb das Rundteil stehen, wie eine Säule, auf dieser stand noch die Kunstreiterin, ihre graziösen Knixe machend, nach allen weiten Kußhändchen werfend – da kam die ganze Manege schon wieder herauf, aber ohne Pferd und anderen Personen, und plötzlich wirbelte das pompöse Frauenzimmer radschlagend durch die ganze Manege, um dann noch einmal mit Kußhändchen zu danken.

Und da war der Bann gelöst, da brach der Tumult los, ein Händeklatschen und ein Trampeln, daß ich für das Gerüst, für das ganze Schiff fürchtete.

Ich sah, wie einer der Novascotialeute in die Hosentasche griff, er hatte die ganze Hand voll Silber und Gold, er wußte nicht recht, ob er sollte oder nicht, er schien sich zu genieren, das war doch ein so feines Frauenzimmer, nicht so eine gewöhnliche wie im Tingeltangel; zögernd steckte er das Geld wieder ein . . . aber hätte der Mann jetzt mit Geld zu werfen begonnen, wie es in Amerika unter solchen Leuten üblich ist – von allen den fünfhundert Matrosen hätte eine Minute später kein einziger mehr noch einen Milreis in der Tasche gehabt, und ich wußte, daß die brasilianischen Matrosen vorhin erst Löhnung gefaßt hatten, auch für das Kohlenziehen hatte jeder noch einen halben Dollar extra erhalten. Denn Brasilien hat richtige Söldlinge, und sie werden gar nicht so schlecht bezahlt.

So kam es nicht zum Geldwerfen. Niemand wagte, den Anfang zu machen. Es lag noch immer nur an mir, ich hätte nur anzufangen brauchen,

[475]

sofort wäre auf die Kunstreiterin von allen Seiten ein Silberregen herabgeprasselt, vermischt mit Kupfer, aber auch mit Goldstücken.

Ich tat es nicht. Mochten die Leute ihr Geld in der Tasche behalten. Denn ich ahnte schon, daß diese Kunstreiterin von dem Gelde verdammt wenig abbekommen hätte, das würde doch sicher alles Karlemann für sich in Anspruch nehmen.

Die Kunstreiterin verschwand durch die kleine Personenversenkung, jetzt begannen die Matrosen ihre Meinungen auszutauschen, natürlich herrschte nur eine einzige, und da ... hörte ich denn nur recht?

»Biiiiier gefällig? Belegte Brötchen!« sang es in dem allgemeinen Summen.

Das heißt, es wurde spanisch gerufen, aber ich beherrschte Spanisch schon so weit, daß ich darin auch denken konnte, also nicht zu übersetzen brauchte, und wenn man Sprachen vollständig beherrscht, kann es vorkommen, daß man nach einer Unterhaltung kurz hinterher nicht mehr weiß, ob man, wie in meinem Falle, mit dem anderen Deutsch oder Englisch oder Spanisch gesprochen hat.

Schwarze Diener gingen mit Brotschnitten, mit Schinken und harter Wurst belegt, mit Selterswasser, Limonade, Bier, Wein, Likören und Zigarren herum.

Nun war der Zirkus fertig, es fehlte auch gar nichts mehr!

Bier? Damals hatte sich der Gerstentrank noch nicht so alle Welt erobert wie heute, da jedes Land seine eigene Brauerei hat, da deutsches Exportbier allüberallhin versandt wird.

Ich nahm ein Gläschen. Die trübe Tunke sah mir recht verdächtig aus. Pfui Deiwel, war das ein sauersüßer Suff! Und das Gläschen einen halben Dollar!

Dementsprechend waren auch die Preise aller übrigen Getränke. Das billigste war das

[476]

Selterswasser, das kleine Fläschchen fünf Groschen, ebensoviel ein durchsichtiges Stückchen Brot mit einer kleinen Schinkenscheibe. Und die Zigarren wurden nur drei stückweise abgegeben, Kostenpunkt eine Mark. Karlemann nahm Seepreise.

Aber die brasilianischen Matrosen griffen freudig in die Tasche, in der doch die Löhnung brannte, alles kaute und trank, dann qualmte alles, und als ich einen Ueberschlag machte, waren in fünf Minuten allermindestens dreihundert Taler ausgegeben worden, und da waren die dreißig Novascotiamen noch gar nicht dabei, welche die Likorgläschen, Stück eine Mark, nur immer so hingergossen, und da verdiente Karlemann doch allermindestens das Zehnfache daran.

Der eine Novascotiaman fragte, ob er nicht gleich eine ganze Kiste Zigarren bekommen könne – jawohl, und mir schien fast, als ob der Mann mit seiner Frage nur anderen zuvorgekommen, jeder der dreißig Mann nahm eine Kiste, und en gros waren die Zigarren, ganz gewöhnliches Kraut, sogar noch teurer als im einzelnen, die Kiste zehn Dollar – das waren also schon wieder dreihundert Dollar oder vierhundert Taler, ganz nach unten abgerundet, welche allein diesen wenigen Novascotiamen aus der Tasche genommen wurden!!

Ja, solche Zirkusse und Schaubuden machen nicht umsonst die ungeheuer beschwerlichen Reisen per Achse in die wildesten Wildnisse Amerikas hinein! Nur ein einziger Abend mit einem Publikum, das aus Cowboys und Goldgräbern besteht, und so ein Unternehmer kann ein reicher Mann sein!

Alles, was diese Leute in monate-, unter Umständen jahrelanger schwerer Arbeit unter Gefahr ihres Lebens verdient haben, werfen sie einer Tingeltangelsängerin an den Kopf, der Vaquero schneidet seine Goldknöpfe ab – immer weg damit, solche fünf Minuten kommen nicht wieder, es wird ja alles wieder verdient, und morgen sind wir vielleicht tot! Na, nun

[477]

noch ein Kußhändchen – so ein blutigverdammtes Blitzmädel – da hast du meinen ganzen Sack mit Goldstaub!

So geht's im fernen Westen Amerikas zu. Seeleute sind schon etwas verwöhnter. Und dann ist ja im Hafen die Konkurrenz, da sind ja immer gleich hunderte, wenn nicht tausende, und jeder will dem armen Matrosen die so schwerverdiente Heuer aus der Tasche luchschen. Es kommt nur darauf an, wer ihn zuerst in seine Klauen bekommt.

Dieser schwimmende Zirkus hier, das war aber einmal etwas ganz Neues!! Da hatte Karlemann wieder einmal den Vogel abgeschossen. – –

Als zweite Nummer führte Karlemann einen riesigen Elefanten vor, denselben, den ich auf der Leuchtturminsel hatte exerzieren sehen.

Ich will mich nicht in Einzelheiten ergehen. Nach der Musik marschieren, auf einer großen Trommel balancieren, Harmonika blasen, den Leierkasten drehen und dergleichen.

Das bekam man schließlich in jedem anderen Zirkus, in jeder Menagerie zu sehen. Aber Karlemann gab diese Vorstellung nicht für uns, sondern für die brasilianischen Matrosen, und unter diesen waren vielleicht keine zehn, die einen Elefanten nur auf einem Bilde gesehen hatten.

Die Kerls waren beim Anblick des riesigen Dickhäuters mit den gewaltigen Stoßzähnen, der noch vorn einen langen Schwanz hatte, einfach starr! Sie entsetzten sich! Die zu unterst Sitzenden wollten die Flucht ergreifen!

Aber auch die Verwöhnteren bekamen doch verschiedenes Neues, Sensationelles zu sehen. So zum Beispiel schon, wie der Elefant seinen Dresseur mit dem Rüssel umschlang und ihn in die Höhe hob, das hatte ich noch nie gesehen, und zuletzt sogar schleuderte er

[478]

ihn hoch in die Luft und fing ihn mit dem Rüssel wieder auf!! Ein ganz gefährliches Spiel!

Und nun vor allen Dingen der Unterschied zwischen dem ungeheuren Elefanten und dem winzigen Menschlein! Das war es ja eben, was so gewaltig wirkte!

Das Pendant dazu wären der chinesische Riese und der Zwergelfant gewesen. Aber den bekamen wir gar nicht zu sehen, wenigstens nicht vorgeführt. Karlemann zeigte diesen brasilianischen Matrosen ja nicht den zehnten Teil von dem, was er auf seinem Repertoire hatte. Das wäre überhaupt gar nicht möglich gewesen. Später, als der ›Karbunkel von Liberia‹ im Hafen lag, gab er ununterbrochen von früh acht bis Mitternacht Vorstellungen, jede währte zwei Stunden, aber man konnte gleich den ganzen Tag sitzen bleiben, keine einzige Nummer wiederholte sich.

Es war auch schon genug, was wir von diesem großen Elefanten zu sehen bekamen, besonders eben, wie er zuletzt mit seinem Herrn und Meister Fangeball spielte, wobei sich Karlemann zugleich als Akrobat produzierte, indem er sich immer in der Luft überschlug.

»Großartig, großartig!!« sagten auch meine beiden sonst so phlegmatischen Sportsmen in einem fort. »Der Junge sollte sich von Howards Zirkus engagieren lassen, tausend Dollar den Abend!«

Dieser Zirkusdirektor war für Amerika das, was damals der deutsche Renz und der holländische oder belgische Kuiper für den europäischen Kontinent waren.

Sich engagieren lassen? Ha, hatten die von meinem Karlemann, von diesem deutschen Zigeunerknaben eine Ahnung!

Als drittes kam eine Nummer, welche ich die afrikanische Post genannt hätte, welchen Namen sie später auf dem Programm auch wirklich führte.

Als die ganze Manege wieder in die Höhe ging,  
[479]

tauchte zunächst der lange Hals einer Giraffe auf, der ein Zebra folgte, gesattelt und gezäumt, geritten von Karlemann in schmucker Postillonuniform.

Der Junge, der früher noch nie auf einem Pferde, noch auf keinem Ziegenbock gesessen, hatte es fertig gebracht, hatte den stauenswerten Pferdebändiger, dem Cowboy, als diesem alles mißglückt, gezeigt, wie man auch Zebra zureiten kann!

Zuerst nur im Kreise herum, die afrikanische Post, dann die hohe Schule, das Zebra in allen Gangarten geritten, dabei immer die Giraffe im langen Zügel.

Von den Kreolen, welche noch keine Giraffe, noch kein Zebra gesehen hatten, will ich gar nicht sprechen. Aber auch Mr. Fairfax und Mr. Brown gerieten ganz aus dem Häuschen.

»Das ist nicht möglich, das ist ein angemaltes Pferd, ein Maultier, Zebras spotten jeder Zähmung, an ein Zureiten gar nicht zu denken!!

So riefen sie ein über das andere Mal. Aber sie mußten es wohl glauben, die Gestalt eines Zebras ist zu charakteristisch.

Dieser Junge hatte ein Problem gelöst, über welches besonders englische Tierzüchter schon seit langem grübeln, an dem sie in Zuchtanstalten experimentieren, für dessen Lösung England eine kolossale Summe als Prämie ausgesetzt hat. England wünscht Zebras für die afrikanische Kavallerie und Artillerie zu benutzen, weil Pferde und Maultiere immer bald zugrunde gehen, nicht nur am Stich der Tsetsefliege, gegen welche das Zebra wie das seltenere Quaqua gefeit ist.

Der kleine Herr Zirkusdirektor gab sich gar keine besondere Mühe. Er schonte Material und seine Kräfte, geizte mit seinen Künsten. Später, im Hafen, vor einem auserlesenen Publikum, das mit Goldstücken bezahlen konnte, machte er diese afrikanische Post mit sechs Zebras und zwei Giraffen, mit Rhinozeros, [480]

Nilpferd und anderen Tieren. Allerdings auch nicht sogleich von Anfang an, dazu war dieser Junge zu schlau, er behielt immer etwas in der Reserve, und immer und immer noch etwas, damit der, welcher die afrikanische Post mit einem Zebra gesehen hatte, sie nun auch noch mit drei, dann mit sechs sehen konnte, und dann mit einem Rhinozeros, und dann sogar mit einem Löwengespann, und so konnte das immer weiter gehen.

Doch davon später. Für diese Kreolen genügte das auch vollkommen.

Ein livrierter Neger verkündete, daß eine halbe Stunde Pause sei, das geehrte Publikum könne unterdessen im Zwischendeck die Tiere und alle übrigen Sehenswürdigkeiten besichtigen.

Ja, das konnte man. Aber der Eintritt kostete hundert Reis – fünf Groschen. Und das war erst der Anfang von der Geldschneiderei.

Das Zwischendeck des großen, ausgebauchten Schiffes glich einem richtigen Jahrmarkt. Schaubude reihte sich an Schaubude, und auch die charakteristische Form war mit Absicht gewählt worden, solche Zelthäuser mit schreienden Bildern bemalt, was man im Innern zu sehen bekäme, Verkaufsbuden aller Art – was da alles zu haben war, wußte ich gar nicht, die Menge des zu Sehenden war erdrückend, nicht minder ja die sich drängende Menschenmenge – eben ein richtiger deutscher Jahrmarkt, die Leipziger Messe! Auch die Ausschreier fehlten nicht.

Wenn ich etwas vermißte, so waren es nur die Würstchenbuden und die Luftballons.

Ich ging nur in eine einzige Bude – Eintritt natürlich wieder fünf Groschen.

Das Reklamebild zeigte meine vierzentnerige Laura, wie sie mit einem menschlichen Skelett Ballett tanzte, und der Ausschreier machte darauf aufmerksam, daß sowohl diese Riesendame – jetzt hatte sie fünf Zentner

[482]

– als auch dieses Skelett nicht etwa nur Puppen seien, sondern wirklich lebten, wirklich vor dem geehrten Publikum so tanzen würden, und vor den hochgeschätzten Offizieren, Maaten und Mannschaften ›M. Santa Cruz‹ und ›M. Fernando‹ würden sie noch ganz besonders ihre ganze Kunst zeigen . . .

Diese schwarzen Luder hatten das Ausrufen nämlich weg! Die hätten ebenfalls Pastoren werden können. Eben genau wie auf der Messe!

Also auch ich hatte meine fünf Groschen geopfert. Damit noch nicht genug. Ich wurde doch gleich als Kapitän erkannt und mußte weiter vorrücken, aber nicht umsonst, das kostete zwei Fünfgroschenstücke extra, und der schwarze Kerl holte auch einfachen Matrosen noch genug Geld aus der Tasche.

Mir tat diese Geldschneiderei wegen der armen Matrosen fast leid; aber . . . Geschäft ist Geschäft, durchgebracht wurde die Löhnung doch sowieso, und man hatte auch gar keine Gelegenheit weiter, noch mehr Buden zu besichtigen.

Denn was man schon in dieser einen zu sehen bekam, genügte vollkommen. Karlemann hatte wirklich ein menschliches, lebendiges Skelett aufgetrieben. Ein kleiner Kerl, wohl ein Spanier, der faktisch nur aus Knochen zu bestehen schien. Vielleicht nur jener indische Fakir Thogluk hätte ihm noch Konkurrenz machen können.

Und es fand ein richtiges Theaterstück statt. Zuerst machte das Skelett meiner Laura eine Liebeserklärung, in spanischer Sprache,

und wie das kleine, zierliche, dürre Männchen mit langen Dichterlocken nun dieses Riesenweib anhimmelte, wie er vor ihm auf den Knien lag, wie ihn dann das vierzentnerige Riesenweib auf den Schoß nahm, wie er auf ihr herumkletterte, ihr dann aus Versehen in den Busen rutschte und nicht wieder herauskonnte ... das

[483]

Ballett habe ich gar nicht mehr gesehen, ich mußte plötzlich machen, daß ich fix hinauskam.

Da war die Dame ohne Arme als Stickerin und Geigenspielerin, da war mein fünfbeiniges Kalb, da mein zweizentneriger Junge, den Karlemann gewiß so klein bleiben ließ, ihn nur nach den Seiten hin wachsen lassend, da war meine Gans mit zwei Köpfen ... ich bekam nichts mehr zu sehen.

Hier wurde nicht geklingelt, sondern ein brüllender Kanonenschuß, daß das ganze Schiff wackelte, lud das geehrte Publikum ein, wieder Platz zu nehmen.

Ich war überzeugt, daß keiner dieser brasilianischen Matrosen auch nur einen einzigen Reis mit hinausnahm. Was die Novascotiemen anbetrifft, so will ich nur erwähnen, daß zwei von ihnen vor einem Stand mit hartgekochten Eiern ein Wettessen oder richtiger Wettfressen veranstaltet hatten. Wieviel sie vertilgt, weiß ich nicht, ich sah dann nur die Berge von Eierschalen liegen, und jedes Ei hatte immer wieder fünf Groschen gekostet, und der eine mußte dann gleich in ärztliche Behandlung genommen werden, zwei Tage lang rang er mit dem Tode.

Als ich wieder oben war, da starrte ich geistesabwesend die Schiffe mit den Takelagen an und ringsherum um mich die weite See. Wahrhaftig, ich befand mich ja auf einem Schiffe!! Und das da unten war nicht nur ein Traum gewesen!

Löwengebrüll und Tigergeheul, und als die Manege wieder aus der Tiefe auftauchte, war sie ringsherum ganz mit einem hohen

Gitter umgeben, in dem es von Katzentieren aller Art und Bären und Affen wimmelte, und in der Mitte Karlemann.

Ich muß hier doch auch einmal eine Bemerkung einschalten.

Ich für mich selbst war sehr humoristisch, immer fidel, suchte an jeder Sache die komische Sache herauszufinden – aber im Grunde genommen war ich doch

[484]

eine sehr ernst veranlagte Natur. Für Klimbim hatte ich nie Interesse. Wenn ich abgemustert worden war, hatte ich mich allerdings auch in Tingeltangels herumgetrieben, den Frauenzimmern Champagner in den Hals gegossen – aber das war doch etwas ganz anderes. Totgeschlagen mußte das Geld ja werden, jede andere Gelegenheit und Gesellschaft fehlte mir – das war eine Art von Galgenhumor gewesen. Ich belustigte mich über diese Weibsbilder, über meine eigene Dummheit.

Aber sonst, wenn ich die Wahl hatte, habe ich stets ein ernstes, klassisches Theaterstück einer seichten Posse oder Operette vorgezogen. Und am allerwenigsten Anziehungskraft übte auf mich etwa ein Seiltänzer aus, der sich auf dem Turmseil produziert. Ich habe so etwas immer als eine Spekulation auf die rohe Sinnlichkeit der großen Menge betrachtet. »Wenn der von dort oben herunterfällt!« Das Publikum wartet darauf, daß der Mann stürzt. Mindestens ist es ein grober Nervenkitzel. Ich habe gehört, daß es jetzt Radfahrer gibt, welche in einer großen Schleife herumfahren, durch die Zentrifugalkraft oben gehalten, mit dem Kopfe nach unten hängend. Im Londoner Aquarium soll solch ein Schleifenfahrer jeden Abend 200 Pfund oder 4000 Mark bekommen. Weicht er nur ein ganz klein wenig von der Richtung ab, so wird er herausgeschleudert, ist tot.

Ich möchte das nicht sehen. Ich würde mich für alle anderen Menschen schämen. Da lobe ich mir noch den Gladiatorenkampf der alten Römer. Mag Blut fließen, so viel da will – das ist immer noch etwas Männliches!

Vom Gladiatorenkampf kommt man leicht zu den im Altertum ebenfalls beliebten Kämpfen zwischen Menschen und wilden Tieren.

Heute werden wilde Tiere gezähmt vorgeführt,  
[485]

wobei der Tierbändiger noch immer sein Leben aufs Spiel setzt.

*A la bonheur*, das ist etwas, was mich interessiert! Aber ich gehe nicht hin, wie wohl die meisten anderen Zuschauer, um dabeizusein, wenn dem tollkühnen Manne, der immer dem großen Löwen den Kopf in den Rachen steckt, dieser Kopf einmal zermalmt wird, ich gehe nicht hin, um mir sonst die Nerven kitzeln zu lassen – sondern ich bewundere den menschlichen Geist, der sich diese furchtbaren Tiere der Wildnis zu willen gemacht hat! Ja, das ist es: dann sehe ich nicht nur einen Dompteur in Trikots, sondern ich sehe einen Menschen, und in diesem Menschen die ganze Menschheit, und ich erkenne mit Staunen und Ehrfurcht, daß der Mensch tatsächlich der Herr der Schöpfung ist, daß der Geist des Menschen eine furchtbarere Waffe ist als die Tatze des Löwen, und da kann ich stolz auf mich selber sein!

Schade nur, daß die Raubtiere, die man so in Menagerien zu sehen bekommt, in einem engen Käfig vorgeführt, immer so verhungert aussehen, schon so niedergeschlagen, gedemütigt, verprügelt, und diese letzte Glanznummer, wie der Bändiger seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt, kann mich nur beleidigen.

— — —

Und nun plötzlich hier!!! Die ganze Manege ein einziger Käfig! Gefüllt mit Löwen, Königstigern, Panthern, Jaguars, Leoparden und Bären der verschiedensten Art, darunter auch zwei riesige Eisbären, und jedes Tier ein Prachtexemplar! Und scheinbar in

ungezähmtester Wildheit; denn zuerst herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander, ein Brüllen, Heulen und Knurren, ein Balgen, Pfauchen, Tatzenschlagen, Beißen – und in der Mitte Karlemann, nicht im bunten Kostüm, sondern in einem einfachen, dunklen Straßenanzuge, und immer mit der Peitsche  
[486]

dazwischengehauen, manchmal auch mit einem biegsamen Stock, den er in der anderen Hand trug, bis sich das Gewirr löste, bis einer nach dem anderen brummend und knurrend davonschlich, immer noch einmal den Kopf wendend und zurückpfauchend, bis jedes der Raubtiere artig auf seinem Stühlchen saß.

Ha, das war ein Anblick gewesen! Mir wurde plötzlich das Herz so weit, so weit!! Ich wurde von einem namenlosen Stolze erfüllt, nämlich, weil auch ich dem Geschlechte angehörte, welches dieser Dreikäsehoch hier repräsentierte!

Und nun das Publikum, diese wetterharten Seeleute!

»Und Stille, wie des Todes Schweigen,  
Liegt überm ganzen Hause schwer,  
Als ob die Gottheit nahe wär'.«

Und das Haus in diesem Gedicht von Schiller – die Kraniche des Ibykus – war auch solch ein Amphitheater gewesen, auch Zirkus genannt.

Ich blickte einmal die beiden Sportsmen an. Auch sie waren blaß bis in die Lippen geworden.

Schnell wußte Karlemann den allgemeinen Bann zu lösen.

In gebrochenem Spanisch erklärte er, das Publikum brauche durchaus nicht ängstlich zu sein, daß ihm etwas passieren könne, er habe einen treuen Wächter, einen riesigen Hund, der es auch mit dem größten Löwen wie mit einem Wickelkinde aufnehme – er habe den Hund zu Hause vergessen, habe ihn sich aber gleich nachschicken lassen, er sei soeben mit einem Postschiff angekommen – und das mittelste Rundteil senkte sich etwas, als es wieder

auftauchte, stand ein ungeheurerer Koffer mit zahllosen Poststempeln darauf, Karlemann schloß die drei Schlösser auf, schlug den Deckel zurück und heraus sprang fröhlich

[487]

kläffend . . . mein Salto, das allerliebste Zwergpudelchen, ganz zu seinem kleinen Herrn passend.

Das löste natürlich eine ungeheuere Lachsalve aus. Man sollte vielleicht meinen, daß dieser Trick gar nicht angebracht gewesen wäre. Der Raubtierbändiger zeigte seine große Sorglosigkeit, er fürchtete keine Gefahr.

Und doch, er war schlau berechnet! Gerade diese Sorglosigkeit steigerte nur die Bewunderung, ebenso, daß der kleine Dompteur auch sonst alle Schutzmittel verschmähte, da gab's keine Sicherheitstür, durch die er schnell retirieren konnte, keine aufpassenden Gehilfen mit langen Gabeln und dem Spritzenschlauch, kein Revolverschuß fiel, man sah überhaupt gar keine Waffe.

Die Kunststückchen selbst will ich nicht schildern, so großartig sie auch waren. Pyramiden bauen, durch Reifen springen, auf einer Wage schaukeln und dergleichen.

Ja, staunenswert war es! Aber ich richtete mein Hauptaugenmerk auf anderes, auf Kleinigkeiten.

Karlemann wurde fortwährend angepfaucht, hatte fortwährend Tatzenhieben auszuweichen, hielt sich immer den Rücken frei.

Er hatte mir dereinst gesagt, daß auch dieses Pfauchen und Tatzenschlagen nach dem Dompteur den Tieren künstlich beigebracht würde. Angenommen, daß dem wirklich so wäre, schwächte dies für mich gar nicht den allgemeinen Eindruck der Wildheit ab, des wagehalsigen Spieles um Leben und Tod.

Aber ich glaubte das gar nicht. Nein, diese heimtückischen Tatzenschläge waren ehrlich gemeint.

Ich bemerkte mehrmals, wenn sich ein Löwe oder besonders ein Königstiger oder Panther ungebärdig zeigte, wenn er den Gehorsam verweigerte, wie sich das Raubtier, kurz, ehe Karlemann es mit der Peitsche verkarbatschte, oder in demselben Augenblick, laut

[488]

aufheulend mit der Tatze über die Augen fuhr, und dann war der Widerstand sofort gebrochen, das Tier zog den Schwanz ein, suchte das Weite, seinen Schemel auf, oder es gehorchte.

Als ich schärfer beobachtete, bemerkte ich es ganz deutlich. Karlemann schwippte die widerspenstigen Tiere auf die Nase oder gar ins Auge. Das konnte von keinem ertragen werden. Die nachfolgenden knallenden Peitschenhiebe auf den Leib des Tieres waren gewissermaßen nur eine Zugabe für das Publikum.

Aber so mit einem Schwipp die Nase zu treffen, das ist leichter gesagt als getan. Der Junge schien überhaupt die Peitsche mit wunderbarer Virtuosität zu handhaben. Ich bemerkte, daß er manchmal den Knüppel in der rechten Hand hatte, die Peitsche in der linken, und eben, weil er auch mit der linken Hand ganz genau so knallte, peitschte und schwippte, fiel dieser Wechsel gar nicht auf. Daß Karlemann linkshändig war, oder vielmehr die linke Hand ebenso gut gebrauchen konnte wie die rechte, hatte ich noch gar nicht gewußt. Hier aber sah ich, welchen Vorteil das auch für den Raubtierbändiger hat.

Ohne Zweifel, er mußte doch noch Gewaltmittel anwenden, um die Tiere in Schach zu halten – Nasenhiebe und dergleichen – und wären die Raubtiere sogar auf künstliche Tatzenhiebe abgerichtet, so wäre das doch eben gar nicht nötig gewesen.

Ferner bemerkte ich, daß sein eigentlicher Schutz einer der beiden Eisbären war, ein riesenhaftes Tier, das meist auf den Hinterfüßen aufgerichtet ging, wo man erst ganz seine kolossale Größe bewundern konnte, einen normalen Menschen reichlich um zwei Köpfe überragend, von Karlemännchen gar nicht zu sprechen.

Dieser Eisbär war immer um seinen Herrn herum, scheinbar nur, um sich mit Zuckerstückchen

[489]

füttern zu lassen, aber ich bemerkte auch, wie er stets zwischen Karlemann und ein anderes Raubtier trat, das sich dem Dompteur in unlauterer Absicht nähern wollte, und einmal bekam ein pfauchender Königstiger einen Tatzenhieb weg, der den König der Dschungeln gleich über den Haufen warf. Denn der Eisbär ist unstreitig das stärkste aller Raubtiere.

Der zweite Wächter war der größte Löwe, ein riesiges Tier, der zugleich die Rolle des Harlekins spielte. Scheinbar war er der ungelehrigste und faulste Schüler. Er wollte immer nicht von seinem Schemel herunter, dann traktierte Karlemann ihn wohl mit Peitschenhieben, und da fauchte und knurrte und brüllte der König der Tiere wohl, zeigte dem Dompteur die furchtbaren Zähne, schlug mit der Tatze nach ihm – aber in diesem Falle mochte das Dressur sein, künstliche Wildheit, das glaubte ich wohl – denn nachdem Karlemann lange genug mit der Peitsche geknallt hatte, wandte er sich stets achselzuckend ab – »mit dem ist nichts anzufangen! Salto, bringe den ungezogenen Simson zur Räson!« – Und dann ging das winzige Zwergpudelchen kläffend auf den Riesen los, packte ihn hinten beim Schwanze, zog ihn so vom Schemel herunter – das heißt, es sah so aus, als ob sich der Löwe herunterziehen ließe, er kroch langsam nach rückwärts zum Boden – dann packte ihn Salto weiter beim Ohre und zog ihn nach der Stelle, die der Löwe beim Kunststück einnehmen mußte, wenn etwa eine Pyramide gebaut werden sollte.

Wohl pfauchte und knurrte Simson, wenn er sich von dem Zwergpudelchen am Ohre fortziehen ließ, aber das war natürlich Dressur. Uebrigens außerordentlich komisch. Die Arena wurde stets von Lachsalven erschüttert.

Ja, das ging sogar so weit, daß dieser Löwe tätliche Angriffe auf seinen kleinen Herrn machte – aber immer war gleich das Zwergpudelchen als Retter

[490]

da, wütend kläffend, biß den Riesen, packte ihn hinten beim Schwanze und zog ihn zurück, dann packte es ihn wieder beim Ohre und führte ihn so nach seinem Schemel. Wie dann der ungeheuere Löwe gedemütigt den bemähnten Kopf zur Seite hielt und sich von dem winzigen Hündchen fortführen, zur Ordnung bringen ließ – es sah unbeschreiblich aus.

Doch sonst verwandte dieser größte aller Löwen, ob er nun Kunststücke ausführte oder faul auf seinem Schemel hockte, keinen Blick von Karlemann und den Raubtieren, die diesem am nächsten waren, immer spannend, immer aufmerksam, manchmal sich zum Sprunge duckend. Gewiß, dieser Simson, jedenfalls derselbe, der mich damals in der Seeburg attackiert hatte, war ebenfalls ein Schutzwächter. – – –

Die Vorstellung war zu Ende, die Bänke leerten sich; mit glühenden Gesichtern und beim Sprechen lebhaft gestikulierend, ganz voll von dem Geschauten, aber mit geleerten Taschen, marschierten die brasilianischen Matrosen über mein Deck nach ihren Schiffen zurück.

Ich begab mich noch einmal in den Bauch des Kabellegers hinab, wurde diesmal nicht gehindert, war vielmehr erwartet worden. Ein Neger führte mich, ich fand Karlemann in einer kleinen Kabine, die zur Hälfte von einem Panzerschranke ausgefüllt wurde, wo er Silber- und Kupfergeld aufzählte, dazwischen aber auch reichlich Goldstücke.

»Na, Meister Tretmüller?« begrüßte er mich, ohne sich in seiner angenehmen Beschäftigung stören zu lassen. »Was sagen Sie denn dazu?«

Auch ich stand noch ganz unter dem Banne des Gesehenen, nur daß ich es von einem etwas anderen Gesichtspunkte aus betrachtete als jene Matrosen.

Mir wurde plötzlich, als ich so auf den Knirps herabblickte, ganz feierlich zumute.

[491]

»Kapitän Algots – darf ich einmal vertraulich zu Ihnen sprechen?«

»Meinetwegen.«

»Sie nehmen es mir nicht übel?«

»I wo! Wir müssen uns doch überhaupt schon einmal irgendwo im Zuchthause gesehen haben.«

Ich achtete nicht des Spottes – ich legte ihm meine Hand aufs Haupt.

»Nun denn – es muß einmal heraus – du bist ein genialer, ein gottbegnadeter . . . Lausejunge.«

Nur ein überraschter Blick traf mich, dann fuhr Karlemann ruhig im Geldzählen fort. Aber er blieb mir die Antwort schuldig, jede schnoddrige Bemerkung, die er ja sonst immer bereit hatte. Meine so feierlich gesprochenen Worte mußten doch einen Eindruck auf ihn gemacht haben.

Wußte er, wer er war? Wußte er, wie das Schicksal einmal an ihm ein Beispiel konstatieren wolle, wie auch schon ein unreifer Knabe ein moderner Welteroberer sein könne? (Unter einem modernen Welteroberer verstehe ich zum Beispiel einen Großkaufmann, der sich alle anderen Geschäftskräfte, die sich seinem Bereiche nähern, dienstbar macht, kraft seines ingeniösen Geistes, den er in die Macht des Kapitals zu verwandeln gewußt hat, der durch diese Macht immer mehr Menschen und ganze Länder unterjocht, wie man solche Männer jetzt besonders in Amerika emporwachsen sieht – das nenne ich die modernen Welteroberer!)

Wußte dieser deutsche Zigeunerknabe, daß ihn das Schicksal zur Rolle solch eines Welteroberers bestimmt hatte?

Aber ... wo ist der Welteroberer, ein Eroberer durch Waffen- oder Geldmacht, der nicht doch schließlich von dem Gipfel seiner Höhe herabgeschleudert wurde?

[492]

Die ganze Welt hat noch niemand erobert und wird niemand erobern!

Der liebe Gott sorgt dafür, daß keine Bäume in den Himmel wachsen!

Und auch diesen Knaben hier sollte ich noch dereinst zugrunde gehen sehen!

Das Schicksal hatte bestimmt, daß er nur in seinen jugendlichsten Jahren von Erfolg zu Erfolg schreiten sollte, nicht mehr als Mann!

Und vielleicht gut so. Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben. – –

»Na, wie gefällt Ihnen denn mein Jahrmarkt, den ich hier unten aufgebaut habe?« fing Karlemann dann wohlgenut wieder an.

Auch bei mir war die feierliche Stimmung wieder verflogen.

»Einfach großartig! Nur eins vermißte ich.«

»Was denn?«

»Die Würstchenbude.«

»Geben Sie mir einen alten, kranken Droschkengaul, und in einer Viertelstunde sollen Sie die delikatesten, hufeisennagelfreiesten Brühwürstchen haben. Ich mache überhaupt alles, was zu machen ist, und alles selber. Ich backe Brot, ich räuchere Schinken, wickle Zigarren, ich bereite Limonade und Selterswasser – nur die Eier kann ich nicht selber legen.«

»Auch das Bier brauen Sie selbst?«

»Jawohl! Haben Sie ein Glas getrunken?«

»Leider.«

Es schmeckte Ihnen nicht?«

»Wie Essig mit Zucker.«

»Weiter ist's auch nichts. Warum sind Sie so dumm und geben für solch ein Gläschen einen halben Dollar aus? Doch es genügt ja, wenn jeder nur ein einziges Mal drauf reinfällt.«

Mit dem Kerlchen war nichts anzufangen.

»So,« sagte er, das aufgezählte Geld

[493]

zusammenkratzend und in den Panzerschrank werfend, »fertig, ich stehe zu Ihrer Verfügung. Na, was meinen Sie wohl, was ich heute eingenommen habe?«

»Sie haben die armen Matrosen nicht schlecht geschöpft.«

»Arm? Bah! Die verwichsen ihre Löhnung doch sowieso. Bei mir haben sie wenigstens etwas dafür zu sehen bekommen.«

Er hatte recht. Ich habe es auch schon früher gesagt.

»Nun wollen Sie doch erst einmal meine Menagerie besichtigen,« fuhr er fort. »Es ist noch vieles hinzugekommen, alles für einen Zweck dressiert, aber alles kann ich in einer einzigen Vorstellung natürlich nicht vorführen. Und auch Ihre ehemaligen Pflegebefohlenen verlangen nach Ihnen, besonders die Laura. Wir machen dann ein Nächtchen.«

Wir durchschritten einen Korridor. Da stand in der Tür einer Kabine eine Frau, gebückt, kramte wohl in etwas, reckte nur ihr Hinterteil, mit einem dünnen Tuche bedeckt, durch die Tür zum Korridor heraus,

[494]

und dieses Hinterteil war ein mächtiges Ding, versperrte gleich den ganzen Weg.

Karlemann spuckte in die Hand und schlug darauf, daß es nur so knallte.

Das Weib drehte sich aufgerichtet herum, eine Negerin von schwärzester Couleur, die mir grinsend ihre einzigen beiden Vorderzähne zeigte.

Es war gar keine so alte Frau, eigentlich auch gar nicht so häßlich, aber ungemein dick, schwammig, mit so ein Paar Negerbrüsten, die dem Kinde gleich über die Schulter gereicht werden – und nun vor allen Dingen diese beiden entsetzlichen Zähne, welche von wenigstens einem Zoll Länge aus dem Munde hervorragten – richtige Elefantenstoßzähne. Auffallend war auch der große, goldene Ring, den sie in der Nase trug. Von solcher Größe und Dicke hatte ich selten einen derartigen Nasenring gesehen.

»Herr Kapitän Jansen,« stellte mich Karlemann der grinsenden Niggerin vor, »und hier – Ihre Königliche Hoheit, Prinzess Tlamatla ... taltinatatla ... ich weeiß nich, wie se heeßt, ich kann den vertrackten Namen nicht aussprechen ... meine Frau.«

»Ihre Frau?« konnte ich nur wiederholen, die grinsende Niggerin anstarrend.

»Yes. Sozusagen meine Gattin – meine Gemahlin. Ja, ja, mein lieber Jansen, unsereiner kann auch einmal eine Prinzessin haben, und das ist sogar eine ganz waschechte. Ich habe noch zwee andre.«

»Noch zwei andere Frauen wollen Sie doch nicht etwa sagen?«

»Yes. Ich hab's Ihnen doch gleich gesagt. Aus den zweien, die ich auf dem Kieker hatte, sind nur gleich drei geworden. Na ja, ich war doch einmal dabei beim Heiraten, und nur immer gleich so viel wie möglich auf einmal machen. Dieses dicke Miststicke hier ist die Schwester Seiner Majestät Aquassi Aquatuh, des Königs vom Aschantireiche,

[495]

wiegt zwei Zentner und sechsundzwanzig ein halb Pfund – bei nüchternem Magen, bei vollem ist sie immer acht bis zehn Pfund schwerer – ist als die einzige Schwester des Königs nach den dortigen Landesgesetzen auch stark bei den Regierungsgeschäften beteiligt, genießt überhaupt bedeutende Privilegien. Diese ihre hohe Stellung erkennen Sie auch gleich an den beiden Zähnen. Sämtliche anderen Zähne hat man ihr schon im zartesten Kindesalter

eingehauen oder rausgeruppt, nur diese beiden Vorderzähne wurden im Munde stehengelassen, und die schwarzen Zauberer dort verstehen die geheimnisvolle Kunst, einzelne Zähne zu ganz bedeutender Länge heranzuziehen, was in Aschanti neben der allgemeinen Dickigte als die höchste Schönheit gilt, was sich aber nur die höchsten weiblichen Mitglieder des königlichen Hauses leisten dürfen.«

Karlemann war in den Erklärerton des Jahrmarktsausschreiers gefallen, klopfte mit der Reitpeitsche, die er trug, dem Weibe, seiner Gattin, manchmal auf die Brust, auf den Bauch, und zuletzt, bei Erklärung der Zähne, klopfte er mit dem Stöckchen auch gegen diese.

Das Weib nahm es durchaus nicht übel, grinste mich weiter freundlich an, und so fand auch ich es ganz in der Ordnung, daß ich stehen blieb und in ihrer Gegenwart ruhig weitere Fragen über sie stellte. In meinem Bewußtsein wurde sie jetzt wirklich ein Schauobjekt.

Im übrigen kann man sich meine Verblüffung vorstellen. Sie war so groß, daß ich gar nicht die Komik dieser Vorstellung empfand.

»Und noch zwei andere Frauen haben Sie?« mußte ich noch einmal wiederholen.

»Yes. Die beiden Töchter vom König. Das heißt die von der richtigen Königin, was Aquassis richtige Hauptfrau war – sonst hat mein

[496]

Schwiegervater noch eine Unmenge von Kindern, er konnte mir selbst nicht sagen wie viele, aber die kamen für mich natürlich nicht in Betracht. Meine beiden sind richtige Prinzessinnen, wenn sie auch nicht wie die Schwester hier mit in die Regierung neinzuschwatzen haben. Immerhin, auch sie haben ganz hübsche Privilegien – und dann eine feine Ausstattung – eine ganze Karawane

mit Elefantenzähnen, so an die tausend Stück, goldene Nachttöpfe und so weiter – ich habe gleich alle beide genommen. Die älteste, die Emma, ist schon ein bißchen schrumpelig ... «

»Emma heißt sie?«

»Eigentlich wohl Emalulolalimamumomumi ... oder so ähnlich – es geht noch weiter – ich nenne sie einfach Emma. Wie die andre heißt, weiß 'ch gar nich.«

Na, da soll man nun ernst bleiben!

»Aber die hier,« Karlemann klopfte seiner ersten Ehegattin mit der Reitpeitsche wieder auf den Bauch, »das ist die Wertvollste. Die kriegt auch eine sogenannte Ap – Ap – Apfelnage ... «

»Apanage,« korrigierte ich.

»Jawohl, ich sagte es ja schon – Appelnage. Die hat mir aber auch einen guten Feng Geld gekostet. Ei ja, die habe ich mir etwas kosten lassen. Sieben einen halben Silber Groschen habe ich für dieses Miststicke bezahlt.«

»Wieviel?«

»Sieben einen halben Silber Groschen. Ich hatte nämlich so ein Schiff mit, damals in meinem Gepäck in der Arche, so lang, wenigstens einen Fuß lang – ein ganz moderner Schraubendampfer – Sie wissen, aus Blech – mit Mechanik – wenn man mit einem Schlüssel aufzog, fing sich die Schraube an zu drehen, und dann fuhr das Schiffchen im Kreise herum, oder auch gradeaus, wie man das Steuer stellt. Ich hatte das Ding in einem Schaufenster gesehen, in

[497]

Hamburg – Sie wissen, als ich zuletzt dort war, als ich mir den Frackanzug machen ließ – als ich dann im Gottesasyl Schnee schippte. Hm, dachte ich, das wäre vielleicht dort etwas für die Schwarzen – und nun erfuhr ich im Laden, daß es auch nur ein sogenanntes Muster war, eine ganz neue Erfindung von Spielzeug – die anderen wurden erst fabriziert. Na, da habe ich's schnell

genommen. Sieben und einen halben Silbergroschen – und keinen Feng wollten sich die Halunken abhandeln lassen. Und nun kommen doch auch noch die Unkosten der weiten Reise dazu, ich habe ja das Ding ganz bis nach Afrika mitgeschleppt.

»Und richtig! Die beiden anderen Frauenzimmer, was seine Töchter sind, die bekam ich gleich umsonst. Der König schätzte es sich doch zur Ehre, mich als seinen Schwiegersohn zu haben. Besonders wegen der Gorillas, wissen Sie, weil ich die gehascht hatte, solche wilde, verzauberte Teufel und böse Geister. Eigentlich haben Sie sie ja gehascht, aber das ist doch ganz egal, ich war's, der sie vorweisen konnte. Na also – die beiden Töchter, die bekam ich gleich – aber mit seiner Schwester wollte er gar nicht herausrücken. Nämlich wegen der schönen Stoßzähne, die sie im Maule hat – das heißt, weil die drei Prozent von allen ... doch das brauchen Sie nicht zu wissen. Also mit der da hatte ich meine liebe Not. Der König wollte sie mir durchaus nicht zur Frau geben. Ganz ausgeschlossen, sagte er und blies sich ein halbes Pfund Schnupftabak in die Nase – ganz ausgeschlossen. Das heißt, das hat er natürlich auf aschantisch gesagt.

»Na, da brachte ich mein Schiffchen zum Vorschein und ließ es in so einer Badewanne schwimmen, aus der der König sein Milchbier trinkt. Hei, du meine Güte, da hätten Sie dabeisein sollen, was der für Augen machte, als das Schiffchen herumzufahren

[498]

anfang – und es war doch gar nicht zu sehen, wodurch es eigentlich getrieben wurde!

»Der König hatte alles schon: Mäuse und Tschintschinmännchen und Krokodile am Gummibändchen und eine kleine Kegelbahn und ein Hottopferd, das mit dem Kopfe wackelte und wiehihihihi machte – die Engländer hatten ihn einstweilen mit allem versorgt, alles war schon wieder kaputt, und wenn etwas kaputt gegangen war, waren allemal so ein paar Neger, die das Spielzeug

unter sich gehabt hatten, hohe Würdenträger, einen Kopf kürzer gemacht worden.

»Mit solchem Spielzeug also war gar nichts mehr zu wollen. Sogar eine Trompete, die von ganz alleine ein Stück spielte, man brauchte nur immer hineinzupusten, ließ ihn ganz kalt. Aber nun dieses Schiffchen, ein Schraubendampfer, der ganz alleine im Kreise herumfuhr – hei, du meine Güte, hat der schwarze König gejuchzt und gehopst! Haben haben haben haben!! Jawohl, aber erst deine Schwester her mit den beiden Zähnen im Maule und was sonst noch alles dazu gehört. Na, da hast'se, hat er dann gesagt – natürlich auf aschantisch. Na, hier is se.«

Ich vermochte es, ernst zu bleiben.

»Sie nehmen Ihre Gattin mit auf die Kunstreisen?«

»Ei freilich, alle drei. Die werden ausgestellt. Echte Aschantiprinzessinnen, was meinen Sie wohl!«

»Sie haben in Kumassi richtige Hochzeit gefeiert?«

»Richtige? Na, was meinen Sie wohl! Eine dreifache. Acht Tage lang war das ganze Aschantireich besoffen, achttausend Sklaven sind geschlachtet worden.«

»Ge ... schlachtet?! Menschen?! Achttausend?!« stieß ich hervor.

[499]

»Jawoll. Zweitausend für jede Tochter, viertausend für die Schwester. Macht zusammen achttausend. Mehr waren nicht da, 's war gerade ein bißchen knapp mit den Sklaven, sonst wären noch mehr geschlachtet worden. Erst dachte ich, wir sollten sie auch fressen, aber da draus wurde nischt.«

O, du holde Unschuld!! Dies alles kam so harmlos heraus, daß man diesem Jungen nicht einmal eine Gemütsroheit zuschreiben konnte.

Gemütsroheit! Immer alles ins rechte Licht gezogen, alles von zwei Seiten betrachtet, die jedes Ding hat.

Mit überströmendem Herzen preist der Dichter die Herrlichkeit eines Frühlingmorgens, er schildert das Vöglein, wie es ein Würmchen verspeist und dafür ein Lied zu Ehren seines Schöpfers singt.

Aber ob auch dieses Würmchen singt? Wenn man also ganz konsequent sein will, so steckt in der Hymne des Dichters eine Gemütsroheit.

Uebrigens konnte man sich bei Karlemann auch sehr irren. Er hatte nur eine so merkwürdige Ausdrucksweise.

»Die achttausend Menschenköpfe sollten eigentlich mir gehören,« fuhr er gleich fort, »ich hätte damit meine Seeburg drapieren können. Aber das gab's nun freilich nicht bei Karl Algots! Hätte ich überhaupt gewußt, daß deswegen so viele Menschen geschlachtet werden, ich hätte mich wahrscheinlich für die ganze Heiratei bedankt. Und doch, vielleicht war es ganz gut, daß ich gerade kam. Wie gesagt, es war gerade knapp mit Sklaven, deswegen planen die Aschantis einen großen Kriegszug gegen ein Nachbarvolk, einmal wären die drei Weibsbilder doch geheiratet worden, und da hätte jede noch viel mehr Menschenköpfe mitgekriegt. So blieb's wenigstens bei achttausend.«

[500]

Da – ich hatte es gewußt – Karlemann hatte sich doch noch gerechtfertigt – in seiner Weise.

»Na, nun will ich Ihnen noch meine beiden anderen Frauen und die übrigen Tiere zeigen. Dann machen wir ein Nächtchen. Na, komm her, Dicke, gib mir einen Kuß.«

Die letzten Worte waren an die Negerin gerichtet, an seine erste Lieblingsfrau, die noch immer grinsend dastand, und Karlemann räkelte sich auf den Zehenspitzen empor, packte den Nasenring, so zog er den Kopf der Negerin zu sich herab, um ihr einen Kuß auf die Lippen oder vielmehr auf die Elefantenzähne zu drücken.

»So ein Nasenring ist ganz hübsch,« sagte er im Weitergehen, »wenn's nach mir ginge, müßten überhaupt alle Frauen einen

Ring durch die Nase bekommen, nicht nur die schwarzen – und gleich eine Kette dran.«

### WIEDER EIN GESCHÄFT!

Ich will nicht ausführlich schildern, was ich sonst noch alles im Zwischendeck des Kabellegers zu sehen bekam.

Ja, die Emma war, wie Karlemann selbst gesagt, schon etwas schrumpelig, aber seine dritte Frau, deren Namen er nicht wußte, war noch ein ganz junges, nettes Ding, wie aus Ebenholz zierlich geschnitzt.

Mir drängte sich eine Frage auf. Wie Karlemann mit seinen Frauen fertig wurde. Denn trotz aller geistigen Reife war dieser Junge doch noch ein Kind, ich wußte es bestimmt. Doch ich brachte es nicht fertig, auch nur eine andeutende Frage zu stellen. Was ging das auch mich an!

[501]

Am längsten hielt ich mich vor den Käfigen mit den Gorillas auf, hörte Karlemanns Auseinandersetzungen an, was der alles noch mit diesen Waldmenschen beabsichtigte – dann machten wir das Nächtchen, von dem er schon mehrmals gesprochen.

Ich war nämlich von meinen ehemaligen Bordgästen, normal oder mißgeboren, mit stürmischem Jubel begrüßt worden, sie äußerten den Wunsch, noch einmal mein Schiff besichtigen zu dürfen, mindestens das Zwischendeck, in dem sie eine so köstliche Zeit verlebt hätten – ich selbst war mir gar nicht bewußt, daß es ihnen bei mir so gut gefallen habe, aber ich wußte schon, was sie wollten, von mir eingeladen werden, einmal eine vergnügte Nacht erleben – Karlemann hatte bereits von diesem ihrem Wunsche gewußt, und das war es, was er immer mit seinem ›Nächtchen‹ gemeint.

Nun, dem konnte gewillfahrt werden. Nur im Zwischendeck ging's nicht, da lagen die verwundeten Novascotiamen. Aber da

gab's ja noch andere Räume genug, wo auch getobt werden konnte, soviel man wollte, ohne daß das Lärmen bis in das Zwischendeck drang.

Sie waren alle wieder zusammen, die ich an Bord gehabt, noch viele andere waren hinzugekommen – es wurde ein fröhliches Zechgelage, mehr will ich hiervon nicht sagen.

Es war gegen drei Uhr, als ein Matrose, der an Deck Wache ging, hereinkam, mir eine Meldung brachte.

Korvettenkapitän Casas, Kommandant der ›Santa Cruz‹, ließe fragen, ob ich zu sprechen sei, ließe in diesem Falle mich zu sich bitten.

Für den, der sich an die späte Nachtstunde stößt, sei bemerkt, daß es an Bord des Schiffes nicht den geringsten Unterschied gibt zwischen Tag und Nacht.

Der verantwortliche Kapitän, der keine Wache [502] mitgeht, ist bei Nacht sogar noch mehr auf dem Posten als bei Tage.

Aha, jetzt sollte mir schon die Mitteilung gemacht werden!

Jawohl, ich war zu sprechen. Ich war so gut wie nüchtern, zog nur meine Uniformjacke an, begab mich hinüber.

Ein Offizier mit der Schärpe nahm mich in Empfang, führte mich in die Kajüte, wo sich außer Casas noch der Kommandant des ›Fernando‹ befand.

Erst jetzt wurde er mir vorgestellt. – Fregattenkapitän Manuêlo Donato.

Nachdem die köstlichen Zigarren brannten und die Portweingläser gefüllt waren, war es dieser letztere, welcher das Wort führte.

Ob ich geneigt sei, innerhalb acht bis zehn Tagen 10 000 Milreis zu verdienen.

Gewiß war ich gern bereit, 50 000 Mark einzustecken.

Zunächst schilderte mir der Kapitän die politischen Verhältnisse, welche jetzt in Brasilien und den Nachbarstaaten herrschten. Ich gebe davon nichts weiter wieder, als daß in Brasilien zwei Parteien waren, die sich fortwährend in den Haaren lagen, die Royalisten und die Republikaner, wieder einmal war so ein Oprettenkrieg vorüber, die Kaisertreuen hatten in einer vorgestrigen Schlacht gesiegt, dies hatte der ›Fernando‹ der ›Santa Cruz‹ hinterbracht, daher die freudige Aufregung, denn beide Schiffe waren kaisertreu geblieben, zwei revolutionäre Schiffe waren vernichtet worden, nicht von feindlichen Schwesterschiffen, sondern von der argentinischen Kriegsflotte; denn Brasilien befand sich gleichzeitig auch mit Argentinien auf dem Kriegsfuße, und dieser Staat machte keinen Unterschied, ob er Royalisten oder Republikaner vor sich habe.

Nun aber versuchte das kaisertreue Brasilien, sich  
[503]

mit dem waffenmächtigen Uruguay zu verbinden, welches von Argentinien nur durch Laplata getrennt ist, und Uruguay war nicht abgeneigt, das Schutz- und Trutzbündnis einzugehen, seine Kriegsschiffe und Landtruppen gegen Argentinien loszulassen, vorausgesetzt, daß sich das etwas kapitalkräftigere Brasilien erst einmal tüchtig anpumpen ließ.

Diesem Wunsche nachzukommen, war bereits früher in Rio de Janeiro beschlossen worden, es handelte sich wohl um zehn Millionen Milreis, für einen ganzen Staat bei einer Pumperei nur eine ganz geringe Summe, die aber Uruguay nicht einmal von dem stets geldgefälligen England erhielt, sie sollte über Brasilien gehen, das ja weit kreditfähiger ist, und nun offenbarte mir der Fregattenkapitän, daß er an Bord seines Schiffes zwanzig Tonnen Silberbarren habe, im Werte von 400 000 Milreis oder zwei Millionen Mark, welche er nach Montevideo, der Hafenhauptstadt Uruguays, bringen solle.

Das war die erste Anzahlung auf den ausgemachten Pump, die Regierung von Uruguay brauchte zunächst einiges Silbergeld, um ihre Söldlinge zu bezahlen, sogar noch rückständigen Lohn, eher gingen die wackeren Truppen nicht ins Feuer, nahmen nicht einmal das Gewehr in die Hand, die Silberbarren sollten in der Münze von Montevideo zu Geld geprägt werden, wodurch das Silber ungefähr den doppelten Wert bekam. Denn auch unsere Taler haben doch nicht etwa den richtigen Silberwert.

»Aber Sie verstehen doch, wie es ganz unmöglich ist, daß ich selbst auf diesem Kriegsschiffe die zwanzig Tonnen nach Montevideo bringe.«

Ich verstand wenigstens so viel, daß dieser edle Fregattenkapitän Angst vor den argentinischen Kriegsschiffen hatte.

»Und Sie meinen, ich soll diese zwanzig Tonnen hinbringen?«  
[504]

»Das ist es, und hierfür erhalten Sie 10 000 Milreis.«

»Herr, wie komme ich zu diesem Vertrauen?«

»Was für ein besonderes Vertrauen ist da notwendig?«

Er hatte schließlich recht. Wenn mein Schiff ganz mit Kaffee befrachtet war, steckte noch ein anderes Kapital darin, und das hätte mir doch auch jeder Reeder anvertraut. Daß ich aus dem englischen Zuchthause entsprungen war, beeinträchtigte mein Kapitänspatent nicht im geringsten, und ich habe schon früher betont, daß ›*hard labour*‹ nicht so ohne weiteres entehrend ist.

»Kennen Sie mich denn?« mußte ich trotzdem fragen.

»Jawohl, ich habe die Ehre, Sie zu kennen, Sennor Capitano,« entgegnete der Fregattenkapitän mit einer Verbeugung, und auch der andere verneigte sich auf seinem Sitze.

»Woher?«

»O, wer kennt nicht den edlen Beschützer der Lady Leytenstone! Alle Zeitungen standen doch voll von Ihnen!«

Also aus Zeitungen!

»Wissen Sie auch, daß ich jetzt eigentlich noch in der Tretmühle von Portland trampeln müßte?«

»Wir wissen es ... Wie sind Sie eigentlich daraus entsprungen?«

Ich gab weiter keine Rechenschaft – durch Freunde entführt – Karlemann hatte nicht einmal danach gefragt.

»Was hat das zu sagen? Wir bewundern Sie; gerade Sie sind eben der richtige Mann, der die Silberbarren nach Montevideo bringen kann.«

»Ist denn ein Durchschmuggeln nötig?«

Nicht einmal das. Ich fuhr unter nordamerikanischer Flagge, meine Schiffspapiere waren in

[505]

Ordnung, und noch war Uruguay nicht der Bundesgenosse Brasiliens, stand also auch mit Argentinien nicht auf feindlichem Fuße.

Allerdings konnte mich ein argentinisches Kriegsschiff anhalten und die ›Sturmbräut‹ durchsuchen, aber nur auf den Verdacht hin, daß ich Sklaven an Bord habe, die ich in Amerika einschmuggeln wolle. Denn Argentinien gehörte mit zu dem internationalen Verbände gegen die Einfuhr weiterer Sklaven, wie alle diese südamerikanischen Republiken, obgleich die Sklaverei im Lande selbst noch geduldet wurde, und auch die von Sklavinnen geborenen Kinder waren noch Leibeigentum. Nur keine neuen Neger durften eingeführt werden.

Um da die Silberbarren zu sichern, falls wirklich die Kriegserklärung schon vorher erfolgen sollte, das war sehr einfach. Ich hatte die ›Sturmbräut‹ nach Löschung der Kohlen bereits voll Seewasser laufen lassen, denn Ballast muß doch sein, in diesem Wasser wurden die Silberbarren geborgen.

Hatte ich, also nur im Falle einer schon vorherigen Kriegserklärung, keine sonstige Kriegskonterbande an Bord, mußte mich der Feind auch unbedingt nach Montevideo hineinlassen, und lebendige Menschen können doch nicht im Wasser verborgen werden.

Ich war bereit dazu. Sollte ich auch nicht!

»Also 10 000 Milreis.«

»10 000 Milreis.«

»Im voraus?«

»Gewiß.«

»In barem Gelde?«

Da fingen die beiden plötzlich an zu drucksen. Sie hätten ihr ganzes bares Geld für Kohlen ausgegeben – und was ich denn überhaupt wolle, erstens hätte ich doch den ganzen Silberschatz an

[506]

Bord, und zweitens sei es doch eine Anweisung auf die brasilianische Staatskasse, die sie mir geben würden.

Ich konnte nicht umhin, ihnen im stillen recht zu geben.

»Gut. Ich bitte mir nur eine Stunde, nur eine halbe Stunde Bedenkzeit aus.«

»Bitte sehr!«

»Und dann noch eins: ich möchte mich erst doch einmal nach Rio de Janeiro begeben, von dem ich ja gar nicht weit entfernt bin.«

»Wozu das? Haben Sie selbst keine Kohlen mehr? Fehlt Ihnen Proviant?«

»Mir fehlt nichts. Wohin gehen Sie?«

»Wir dampfen nach Rio.«

»Dann nehmen Sie die Novascotiemen mit, die ich an Bord habe, auch die Verwundeten. Die möchte ich nicht so lange an Bord behalten.«

Um zu begründen, wie ich zu den fremden Leuten gekommen, unter denen sich so viel Verletzte befanden, erzählte ich nur von einer Schiffsexplosion, ohne mich weiter dabei aufzuhalten. –

Beide Kapitäne erklärten sich bereit, diese Passagiere aufzunehmen und nach Rio zu bringen, sogar unentgeltlich.

»Gut. So habe ich erst mit den beiden Herren zu sprechen. Aber immer noch eine halbe Stunde Bedenkzeit, ehe ich mich entscheide.«

Ich ging. Mir war es nicht darum zu tun, Mr. Fairfax und Mr. Brown zu sprechen – die mußten einfach mit ihren Leuten nach den Kriegsschiffen übersiedeln, wenn ich es bestimmte – sondern meinen Kommodore wollte ich erst zu Rate ziehen, dazu war ich sogar nach unserer Abmachung verpflichtet.

Aber wie ihn sprechen, wenn er in seiner Kabine absolut nicht gestört werden wollte? Nur auf seinem täglichen Spaziergange möchte ich ihn anreden, hatte

[507]

er gesagt, oder wenn ich ihm sonst einmal im Korridore begegne, überhaupt außerhalb seiner Kabine, und diese verließ er während der Nacht niemals.

Da, als ich noch nachdachte, wie das zu machen sei, als ich gerade in den Kajüteneingang hinein wollte, trat mir aus diesem Tischkoff entgegen, vollständig angezogen, als wolle er an Deck spazieren gehen.

Ich dachte nicht weiter über diese Ausnahme nach, die seine ganze Ordnung über den Haufen warf.

»Mister Tischkoff!«

»Sie wünschen?«

»Darf ich Sie einmal in der Kajüte sprechen? Es handelt sich um etwas ganz Wichtiges, wozu ich Ihres Rates bedarf.«

»Bitte sehr!«

Ich setzte ihm in der Kajüte alles auseinander.

»Ja, natürlich, das müssen Sie mitnehmen! Und wegen der Bezahlung suchen Sie so viel wie möglich bares Geld zu erlangen, aber sonst geben Sie sich nur mit einer Anweisung zufrieden; von diesen verantwortlichen Kapitänen der brasilianischen Regierung ausgestellt, ist die doch ganz sicher.«

Mister Tischkoff schien für diese Sache sehr wenig Interesse zu haben, er ging gleich wieder, aber nicht an Deck, wie er doch ursprünglich geplant, sondern zog sich wieder in seine Kabine zurück.

Jetzt ließ ich die beiden Sportsmen wecken. Nein, sie hatten keine Lust, erst nach Montevideo zu gehen, waren ganz einverstanden, sich von einem der beiden Kriegsschiffe nach Rio bringen zu lassen.

Nun wieder hinüber zu den beiden Kapitänen. Ich erklärte mich also definitiv bereit dazu, und nach einigem hin und her, zahlte mir Fregattenkapitän Donato wenigstens tausend Milreis in Gold aus, auf die übrigen 9000 Milreis bekam ich eine [508]

Anweisung, auszuzahlen bei Sicht von der uruguayischen Staatsbank zu Montevideo.

Beide Kapitäne unterschrieben im Namen der brasilianischen Regierung, deren rechtskräftigen Stempel das Formular bereits trug.

»Sie brauchen die Silberfässer ja auch nicht eher auszuliefern, als bis Ihnen diese Summe von der Staatsbank ausgezahlt worden ist,« sagte der eine Kapitän noch.

Die Fäßchen waren in einem Raume verstaubt, vierhundert Stück, jedes einen Zentner schwer, mit dem Staatssiegel plombiert.

Kapitän Donato zeigte mir seine Order, wonach er die zwanzig Tonnen Silber nach Montevideo zu bringen hatte – doch mit der Berechtigung, nach eigenem Gutdünken handeln zu dürfen, wie es die Sicherheit gebot – zeigte mir alle anderen Papiere, die zur Abnahme des Silbers nötig waren, einige mußte ich selbst besitzen.

Gern hätte ich gehabt, daß Mr. Tischkoff dabeigewesen wäre, aber schließlich kam mir doch alles klar vor, auch daran dachte ich nicht, Mahlsdorf oder sonst jemanden dabei zu Rate zu ziehen.

Bevor ich über den Empfang quittierte, öffnete der Fregattenkapitän eins der Fäßchen, die Plomben sprengend, was dann auf dem Lieferscheine mit Angabe des Grundes vermerkt wurde.

Ich sah kleine Silberstangen, so fest zusammengepreßt, daß in dem Fäßchen nichts wackelte. Dieses wurde wieder einfach zugenagelt, ich quittierte – so, die Uebernahme konnte beginnen.

Nach einer halben Stunde waren die vierhundert Zentner an Bord meines Schiffes. Zunächst versenkte ich die Fäßchen noch nicht, ließ sie erst verstauen, und in dieser halben Stunde hatten auch die Novascotiamen ihre verwundeten Kameraden nach der ›Santa Cruz‹ hinübergebracht.

[509]

Alles war fertig, es ging an ein Abschiednehmen. Doch damit halten sich Seeleute nicht lange auf.

»Was sind wir schuldig?« fragten die beiden Sportsmen.

»Nichts.«

Der amerikanische Puppenkleidermacher gab meinem ersten Steuermann eine Tausenddollarnote, zum Verteilen an die Mannschaft – wenn ich eine Rechnung aufgesetzt hätte, würde ihm der Spaß auch nicht viel weniger gekostet haben, aber als Trinkgeld war es reichlich – und der englische Haarwasseronkel griff an seine Krawatte.

Die beiden Duellanten waren natürlich auf den Untergang ihrer Schiffe immer vorbereitet gewesen, trugen stets alles bei sich, Geld und sonstiges Wertvolles, und so war auch Mr. Brown gleich nach der Katastrophe mit einer prachtvollen Schlipsnadel, die er während seiner Fahrt gen Himmel in dem Pretiosennecessaire in seiner Tasche getragen hatte, an die Kajütentafel gekommen.

Es war eine wundervolle Nadel; um einen erbsengroßen Diamanten von reinstem Wasser reihten sich grüne Smaragde und rote Rubine – von Karlemann Karbunkel genannt – von welcher letzteren ich wußte, daß sie gleichgroße Diamanten um das fünf- bis zehnfache an Wert übertreffen, und ich hatte mir oft überlegt,

wieviele Jünglinge und Glatzköpfe da mit Londoner Wasserleitungswasser gepinselt haben mußten, um dem Haarzauberkünstler diese Nadel zu bezahlen.

»Aber dieses Andenken werden Sie von mir annehmen, Herr Kapitän.«

»O, Mr. Brown . . . «

»Ohne Widerrede! In Ihnen habe ich endlich einen Mann gefunden, der . . . ziemlich so verrückt ist, wie ich bin. Denn sonst hätten Sie meine

[510]

verrückten Ansichten über diese Welt doch nicht so angehört. Wo werden wir uns wiedersehen?«

»Dort, wo die Sonne am schönsten scheint.«

»Recht so! Im Reiche der Seezigeuner, dessen Grenze die weitere Atmosphäre dieses Erdballs ist.«

»Werden Sie sich mit Mr. Fairfax nochmals duellieren?«

»Nein. Wir haben einen dreijährigen Waffenstillstand geschlossen. In dieser Zeit wollen wir eben dieses Seezigeunerreich gründen. So lang!«

Die beiden begaben sich hinüber. Wie ich mir noch einmal die Nadel in meiner Hand betrachtete, trat Karlemann zu mir.

»Und wohin gehen Sie, Algots?«

»Nach Rio. Der Kerl hat Ihnen die Schlipsnadel geschenkt?«

»Jawohl!«

»Zeigen Sie mal her! Hm. Was wollen Sie dafür haben?«

»Wieviel würden Sie geben?«

»Dreihundert Dollar.«

»Adjüs, Karlemännchen. Grüßen Sie meine Gorillas und Ihre drei Frauen . . . «

»Fünfhundert Dollar.«

» . . . von mir, besonders die, deren Namen Sie nicht wissen.«

»Tausend Dollar.«

»Machen Sie keine Faxen.«

»Und ein Faß selbstgebrautes Bier noch extra dazu.«

Die Schiffe wurden schon auseinandergebracht.

»Und die kleene dicke Prinzessin noch als Gratiszugabe!!«  
schrie mir Karlemann durch das Sprachrohr nach. –

Da, als wir uns schon in voller Fahrt befinden, sehe ich einen  
blau- und rotgestreiften Rock, unter dem

[511]

große Seestiefel hervorgucken, über Deck fledern – Madam Hullogan!

»Ist die Dame nicht mit auf das Kriegsschiff gegangen?« fragte ich den nächsten Matrosen.

»Sie wollte nicht, oder der Bootsmann hätte mitgehen müssen.«

So hatte ich einen neuen ›Mann‹ bekommen.

Madam Hullogan verdiente die Heuer, die ich ihr ausgesetzt; sie machte sich in Küche und Proviantraum und bei sonstigen Gelegenheiten nützlich.

Dieses Weib konnte unsere Eintracht keinesfalls stören.

#### EISENFEILSPÄNE, ALTE NÄGEL, FUSSTRITTE UND EIN TODESSPRUNG.

Ohne von einem Kriegsschiff angehalten worden zu sein, was ja, wie schon erwähnt, auch nur deshalb geschehen konnte, weil man Sklavenschmuggel vermutet hätte, erreichte ich neun Tage später Montevideo. Meist hatte ich gesegelt, also fast gar keine Kohlen verbraucht.

Der Hafen Montevideo ist zugleich die Hauptstadt von Uruguay, welches unter spanischer Herrschaft den Namen Banda oriental führte – östliche Vereinigung, nämlich von kleineren Kolonien, obgleich man auch von einer Vereinigung von Schmuggler-, See- und Flußräuberbanden hätte sprechen können.

Montevideo liegt amphitheatralisch auf einer Halbinsel; die Stadt wird von dem vierhundertfünfzig Fuß hoch über dem Meeresspiegel auf dem Monte Cerro liegenden Fort San Jose überragt.

Daß Uruguay noch nicht mit Argentinien auf dem Kriegsfuße stand, hatte ich schon von mir begegnenden Schiffen erfahren – sonst wäre ich auch

[512]

sicher wegen Konterbande angehalten worden – und der Lotse, den ich einige Meilen vor dem Hafen an Bord nahm, reagierte auch nicht auf zarte Andeutungen, ob sich Uruguay vielleicht auf ein Bündnis mit Brasilien einließe. Der Mann wußte nichts von so etwas, das war eben noch eine geheime Abmachung der Diplomaten, und auch mir war das natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut worden. Sobald aber die erste Anzahlung abgeliefert war, konnte ja die Sache losgehen, mindestens in die Oeffentlichkeit kommen.

Wir konnten im Hafen dicht am Quai festmachen. Zunächst kamen die Hafenbeamten an Bord. Die Schiffspapiere waren in Ordnung. Weswegen wir nach Montevideo kämen? Um irgendwelche Fracht einzunehmen.

Gut, die ›Sturmbraut‹ von New-York wurde vom Hafenmeister notiert.

Ich wußte, wohin und an wen ich mich zu wenden hatte. So begab ich mich sofort, es war in der elften Morgenstunde, nach dem Finanzministerium, welches, wie alle anderen Regierungsgebäude, am Fuße des Monte Cerro liegt.

Ich bat an gehöriger Stelle um eine Audienz bei Seiner Exzellenz Don Felipe Aquada, dem Finanzminister.

So schnell ging das natürlich nicht, ich hatte ja nichts vorzuweisen. Doch der brasilianische Kapitän hatte mich instruiert, ich brauchte auf mein Kärtchen nur ein Wort zu schreiben, steckte dieses vor den Augen des Offiziers, welcher Adjutantendienste versah, in ein mitgebrachtes Kuvert, verschloß es.

»Bitte, geben Sie dieses Seiner Exzellenz dem Finanzminister, er erwartet mich sehnlichst.«

Jetzt eilte der Adjutant, und schon nach fünf Minuten stand ich im Arbeitszimmer vor Don Aquada. Er stammte aus einer altspanischen Edelmannsfamilie,

[513]

und all diese südamerikanischen Republiken können nun einmal von Titeln nicht lassen, auch das ›Excellenca‹ haben sie noch.

»Sie kommen im Auftrage des Kapitäns Donato?« flüsterte er mir aufgeregter entgegen.

»Ja.«

»Sie bringen . . . ?«

»Zwanzig Tonnen Silberbarren.«

Der Minister klingelte, nannte dem erscheinenden Diener einige Namen. Das Arbeitszimmer füllte sich mit anderen Herren. Noch andere wurden erst aus ihren Wohnungen geholt.

Zwei Millionen Mark Silber, die sich durch Prägung in die doppelte Summe verwandelten, mußten für diese Republik ein ganz bedeutendes Kapital repräsentieren; diese armen Republikaner mußten es äußerst nötig haben. Alle diese Herren gerieten bei der Verkündigung, daß meine ›Sturmbräut‹ endlich die von Brasilien versprochenen zwanzig Tonnen Silberbarren gebracht habe, ganz aus dem Häuschen. Es waren eben Kreolen, die sich gar nicht beherrschen können.

Sofort kam die ganze Gesellschaft mit mir an Bord. Ich hatte die Fäßchen wohl immer bereitgehalten, sie in dem Wasser des Schiffsraumes zu versenken, hatte es aber eben nicht zu tun brauchen.

Die Fäßchen wurden von den Herren gestreichelt, wie man etwa seinen Hund liebkost, oder wie man den Kopf der Geliebten tätschelt. Aber hier geöffnet wurde noch keins.

Schon waren Wagen bestellt, und da es ungefähr zwanzig sein mußten, um diese Last von vierhundert Zentnern fortzuschaffen,

wurde in aller Schnelligkeit jeder Karren aufgetrieben, der zu haben war; die Wagen fuhren am Kai vor, meine Jungen luden auf, die Fuhrknechte und andere Arbeiter halfen mit, dann kam noch eine Abteilung

[514]

Soldaten, der Finanzminister selbst zählte mit, unterstützt von Sekretären und dergleichen.

Ich sprach von der Quittung.

»Das machen wir dann im Finanzministerium ab.«

»Fregattenkapitän Donato bot mir für die Ueberbringung des Silbers nach hier zehntausend Milreis.«

»Nur zehn . . . «

Ich glaube, es war dem Minister nur entschlüpft. Donato schien noch mehr dafür geboten bekommen zu haben. Doch das war mir gleichgültig.

»Tausend Milreis zahlte er bar, und dann gab er mir hier diese Anweisung auf die uruguayische Staatsbank.«

Der Minister warf nur einen flüchtigen Blick auf das hingehaltene Papier.

»Neuntausend Milreis?«

»Ja, zahlbar bei Sicht.«

»Selbstverständlich, selbstverständlich, das wird Ihnen dann sofort ausgezahlt.«

Gut, die Sache war für mich erledigt.

Ich hinterließ, daß die Kessel ausgeblasen würden – wir hatten zuletzt gedampft – daß sonst alle Vorbereitungen getroffen würden, um ins Trockendock gehen zu können; denn wir mußten von dem Kasten endlich einmal die immer mehr anwachsende Muschelschicht abkratzen – und ich schloß mich der Wagenreihe mit dem Silberschatze an. – – –

Jetzt muß ich erst das schildern, was während meiner Abwesenheit an Bord der ›Sturmbräut‹ vor sich ging, wie ich es später erfuhr.

Der letzte Wagen war noch nicht lange um die nächste Ecke verschwunden, als Tischkoff an Deck erschien, zu ganz ungewöhnlicher Zeit.

»Steuermann der Wache!!«

Zum ersten Male kümmerte er sich um einen Offizier, überhaupt um einen von der Mannschaft – abgesehen von jener Zeit, da er erst an Bord

[515]

gekommen, als ich in London und dann in Portland festgenagelt gewesen war.

»Mister Tischkoff?« fragte Mahlsdorf zurück, der sich auf der Kommandobrücke befand und eben mit den Maschinisten durch das Sprachrohr hatte sprechen wollen wegen des Kesselausblausens.

Sofort begab sich Tischkoff hinauf.

»Alles klar zum Manöver! Wir verlassen den Hafen sofort wieder.«

Das Staunen meines Steuermannes läßt sich denken.

»Aber der Kapitän hat gerade erst gesagt, die Kessel sollen ausgeblasen werden.«

»Ganz im Gegenteil. Dampf aufgemacht!«

»Ja, aber . . . «

»Hat Ihnen Kapitän Jansen nicht gesagt, in welchem Verhältnis er zu mir steht?«

»Ja.«

»Nun?«

»Sie seien hier der Kommodore . . . «

»Well. Gehorchen Sie! Feuer unter die Kessel! Dampf auf! Klar zum Manöver! Wir verlassen den Hafen sofort wieder!«

Da halfen kein Staunen und kein Grübeln über diesen rätselhaften Befehl. Mahlsdorf und die ganze Mannschaft hatten diesen

geheimnisvollen Fremden doch schon früher als Schiffskommandanten kennen gelernt, und sie waren nicht schlecht dabei gefahren. Und dann wurde dieser Unbekannte stets ein ganz anderer. Dann verschwand der gemütliche, spöttisch-humorvolle Ausdruck in dem von tausend Fältchen durchzogenen Gesicht, dieses wurde plötzlich eisern, und die sonst nur in Jugendlust strahlenden Augen begannen in einer unbeugsamen Willenskraft zu blitzen.

Mahlsdorf gehorchte, ohne sich etwas zusammenreimen zu können. Wieder Feuer aufgemacht, bis

[516]

volle Dampfspannung vorhanden war, unterdessen war die Vertauung gelöst.

Aber eine Viertelstunde war mit diesen Arbeiten doch vergangen, bis die ›Sturmbraut‹ frei war und durch den offenen Hafen fahren konnte.

Montevideo ist einer der besten Häfen an der Ostküste Amerikas. Es ist eine große halbmondförmige Bucht, weit genug, um die Kriegsflotten ganz Amerikas aufnehmen zu können, durch die enge Einfahrt ist er vor jedem Seegang geschützt.

Dieser schmalen Einfahrt, freilich immer noch breit genug, um eine ganze Reihe Schiffe nebeneinander einzulassen, strebte die ›Sturmbraut‹, von Tischkoff dirigiert, zu.

Da, als die ›Sturmbraut‹ gerade diese Hafeneinfahrt, von nicht allzuhohen Ufern begrenzt, passierte, donnerte ein Kanonenschuß.

Unwillkürlich blickte alles nach oben. Ueber ihren Häuptern thronte auf dem Felsen, die ganze Umgegend beherrschend, das Fort San Jose, nur dort oben konnte der Kanonenschuß gelöst worden sein, man sah noch den Pulverrauch zum Himmel emporschweben, und jetzt ward es dort oben auch in anderer Weise lebendig.

Man sah die winzigen Männerchen auf den Galerien rennen, man hörte sie sogar schreien, und jetzt wurden Flaggen gehißt.

»Das gilt doch nicht etwa gar uns?« fragte Mahlsdorf, schon von einer Ahnung erfüllt, und die plötzliche Abfahrt berechtigte ihn ja auch dazu.

Dann griff er nach dem internationalen Flaggenbuche.

»Faßt das den Hafen verlassende Schiff!« lautete das Signal, und darüber wehte die Kriegsflagge.

Mit seiner Vernunft wollte es Mahlsdorf noch nicht glauben.

[517]

Auf dem Fort wurde weiter mit Flaggen signalisiert, Tischkoff beobachtete sie durchs Fernrohr, doch Mahlsdorf sollte keine Zeit haben, sich weiter darum zu bekümmern.

»Montiert die Geschütze!« kommandierte Tischkoff.

Wenn dieser Befehl die Leute auch kopfscheu machte – sie gehorchten.

Wie früher erwähnt, war die ›Sturmbraut‹ mit drei fünfzölligen Geschützen, modernen Hinterladern, ausgerüstet; denn an den einsamen orientalischen und chinesischen Küsten kann man immer einmal mit Piraten rechnen, besonders das Segelschiff bei Windstille.

Ich hatte sie noch nie gebraucht, nur bei Uebernahme des Schiffes einmal provisorisch an Deck montiert, wozu Schienen und Schrauben und alle anderen Vorrichtungen vorhanden waren, und bei mir mußte immer alles in tadelloser Ordnung sein.

Der Bootsmann hatte sie unter sich, auch die Montierung war seine Sache, und sein holdes Eheweib war die erste, welche etwas begriff.

Plötzlich fing die ein altes, englisches Seeräuberlied an zu brüllen – ›Wir sind die Wölfe der freien See, juchhe!‹ – welche Gröhlerlei ihr von Tischkoff verboten wurde, aber nicht, daß auch sie mit Hand anlegte, die fünfzölligen Hartkugeln und Granaten heraufzubefördern.

Unterdessen war die Hafenausfahrt passiert worden, und da kamen von links, von Osten her, wo sich der Laplata ins offene

Meer ergießt, vier Kriegsschiffe angedampft, zwei größere und zwei kleine Kanonenboote, dahinter noch einige mit Kanonen gespickte Segler, die ganze Kriegsflotte von Uruguay, in langer Reihe aufmarschiert, und die große Panzerkorvette, welche die Admiralsflagge führte, – forderte durch Flaggensignal die entgegenkommende ›Sturmbraut‹ auf, die Segel zu streichen – auch für jeden Dampfer

[518]

gilt dieser Ausdruck, wenn er sich ergeben soll, selbst wenn er, wie heute, überhaupt gar keinen Mast hat – aber die ›Sturmbraut‹ gehorchte nicht, unter Tischkoffs Kommando wendete sie vielmehr schnell, floh den Laplata hinauf, und hinter ihr her die ganze uruguayische Kriegsflotte. – – –

Wir waren mit den Wagen wieder vor dem Finanzgebäude angekommen, die Silberfässer wurden abgeladen und in den Keller hinabgebracht. Ich ging immer mit.

Es war ein großes Kellergewölbe, das aufgeschlossen wurde. Licht empfing es vom Hofraum aus durch kolossal vergitterte Oberfenster, sonst war auch schon Gas vorhanden.

Die beiden Panzerschränke nahmen sich trotz ihrer Größe in dem weiten Raume recht einsam aus, besonders, wenn man schon die Geldinstitute zu sehen bekommen hat, wie ich damals auf der Bank von England, als ich mir meine oder Blodwens Millionen abholte. Doch es konnte hier ja noch andere Schatzkammern geben, das Silber fand in den beiden Geldschränken auch gar nicht Platz, nicht der vierte Teil davon.

Hier in diesem ersten Raume aber wurden die Fäßchen zunächst aufgestapelt, von dem Minister selbst immer gezählt, mit dem Notizbuchs in der Hand, und als die vierhundert voll waren, wurden die Arbeiter weggeschickt, nur das halbe Dutzend Herren blieb zurück, und dann noch eine ganze Anzahl von uniformierten Männern, die aber keine Soldaten zu sein schienen. Wahrscheinlich Sicherheitsbeamte.

Der Minister verlangte Hammer und Stemmeisen, welche Werkzeuge aus einem benachbarten Raume gebracht wurden.

»Das eine Faß ist schon geöffnet,« sagte ich.

»Schon geöffnet?«

»Wenigstens die Plomben sind zerrissen, es wurde

[519]

dann wieder zugenagelt. Fregattenkapitän Donato öffnete es, um mir den Inhalt zu zeigen. Das hat er auch hier bescheinigt.«

Ich zeigte das betreffende Papier, der Minister warf nur einen Blick darauf, kümmerte sich nicht weiter darum. Er stand wie wohl alle anderen noch ganz unter der Empfindung, hier für 400 000 Milreis Silber vor sich zu haben, das sich baldigst als geprägtes Geld in die doppelte Summe verwandeln sollte, und über so viel bares Geld auf einem Haufen zusammen schien die Republik Uruguay selten verfügt zu haben, daher die Aufregung.

Der Minister suchte nicht erst nach dem Fäßchen mit den verletzten Plomben, ich selbst hatte dieses weder beim Auf- noch beim Abladen wieder zu Gesicht bekommen, die Plomben waren ja auch nur klein.

Es war wohl der Schatzkämmerer, der höchst eigenhändig ein Fäßchen erbrach.

Der Deckel war ab, ein darüber brennendes Gaslicht fiel hinein.

Ich hatte wieder solche kleine Silberstangen zu sehen erwartet – hier aber zeigte sich das Silber als ein grobkörniges Pulver.

Nun, das Silber befand sich eben in den Fäßchen nur zum Teil als Barren oder Stangen, auch Silberstaub war vorhanden. Allerdings hatte ich bisher nur von Goldstaub, noch nie von Silberstaub oder Silberpulver gehört. Doch ich wußte gar nicht, wie man das rohe Silber bergmännisch und aus den Erzen gewinnt.

Da aber fiel mir das mißtrauische Gesicht des Schatzkämmerers auf, wie dieser jetzt in das glänzende Zeug griff, darin wühlte, wie er eine Probe in die Hand nahm und sie in das Licht brachte.

»Das ist gar kein Silber.«

[520]

»Was ist das nicht?!« schrie der Minister sofort auf.

»Das ist – das ist – das sind Eisenfeilspäne.«

Er griff noch einmal in das Faß, bekam ein Stengelchen in die Hand, wühlte tiefer, fand noch mehr solcher Stengelchen, die aber nicht glänzten . . .

»Das sind alte Nägel und Eisenfeilspäne.«

Ja, daß das alte Nägel waren, das erkannte ich jetzt auch. Aber im Augenblick war ich unfähig, etwas Genaueres zu denken.

Der Minister hatte den Hammer ergriffen, schlug einem anderen Fäßchen den Deckel ein – Eisenfeilspäne und alte Nägel – ein drittes Faß platzte auf – hier fehlten die Eisenfeilspäne gänzlich, die waren zur Füllung des Fasses schon zu kostbar gewesen, hier waren ausschließlich alte Nägel der gemeinsten Sorte vertreten.

Was in den nächsten Minuten vor sich ging, kann ich gar nicht schildern. Alles stürzte sich in wilder Wut auf die Fäßchen, kein einziges blieb verschont, aber es wollte auch kein einziges Silberstengelchen zum Vorschein kommen – nur alte, mehr oder weniger verrostete Nägel, und dazwischen hin und wieder etwas Eisenfeilspäne.

Erst als das letzte Fäßchen zertrümmert worden war, wurde auch meine Anwesenheit wieder bemerkt.

Der Minister stürzte auf mich zu, hielt mir eine Handvoll Nägel ziemlich dicht vor die Augen.

»Ist das Silber, ist das Silber?!« schrie er mich wütend an.

Ich hatte meine Gemütsruhe wiedergefunden, und, wie immer, ich wußte gleich das Humoristische bei der Sache herauszufinden.

»Nee, das ist altes Eisen.«

»Und wo ist mein Silber, wo ist mein Silber?« schrie oder heulte jener mich abermals an.

[522]

»Schreien Sie mich nicht so an, und nehmen Sie die Hufeisen-  
nägel von meiner Nase weg! Sie brauchen auch nicht jede Frage

zweimal zu wiederholen, und die eine stellen Sie nur an den Kapitän Donato, der wird schon wissen, wo das Silber geblieben ist – jetzt geht mir ein Licht auf, warum er es nicht selber hierhergebracht hat.«

»Sie haben das Silber mit eisernen Nägeln vertauscht!!«

»Hören Sie – wenn Sie das noch einmal sagen, dann gibt's eine!«

»Sie haben das Silber gestohlen!!«

Da klatschte es, und Seine Exzellenz der Finanzminister flog zwischen das alte Eisen.

Mit einem Wutschrei sprang er wieder auf – in seiner Hand funkelte ein Stilet, er wollte sich auf mich stürzen, ich erwartete ihn kaltblütig, aber wir sollten gar nicht zusammenkommen.

Ich hätte lieber die anderen im Auge behalten, meinen Rücken decken sollen, denn im Nu hatten sich alle auf mich geworfen, und am meisten kamen sie von hinten.

Mit einem Male hatte ich keine Jacke mehr an. Sie war mir von hinten herabgestreift worden. Offenbar wollte man sie mir nur von hinten über die Arme ziehen, der bekannte Polizeikniff, der jeden Widerspenstigen sofort wehrlos macht, man ist wie gebunden, aber der Betreffende war zu hastig gewesen, hatte mir die Jacke gleich ganz über den Rücken und über die Arme herabgestreift.

Desto besser, so, nun war ich freier, nur in Weste und Hose.

Aber ich kam gar nicht zum Schlagen, auch Fußstritte konnten nicht mehr angebracht werden, wie Kletten hingen sich die Kerls von allen Seiten an meine Gliedmaßen.

Und ich bin kein Herkules. Und schließlich wäre  
[523]

doch auch Herkules, wenn sich einmal gar zu viel Pygmäen an ihn gehängt hätten, von diesen überwältigt worden.

Ich bekam meine Arme nicht wieder frei, dann wurde mir ein Bein gestellt, oder mir auch die Füße unterm Leibe fortgezogen –

kurz, ich lag plötzlich am Boden, ein Haufen Menschen kniete auf mir, schlug auf mich ein, Hände und Füße wurden mir gebunden.

»Ihr gelbes Gesindel,« mußte ich meiner Wut jetzt Luft machen, »ja, ihr seid die richtigen orientalischen Banditen . . .

Es war der Herr Finanzminister selbst, von dessen höchstgelegener Faust ich einen Schlag ins Auge erhielt, der mir fast die Besinnung raubte.

Doch so weit kam es nicht. Plötzlich verstummte und erstarrte alles.

»Es pocht!«

Jetzt hörte auch ich es. Gegen die eiserne Tür wurde gedonnert.

»Wer ist da?«

Die Antwort draußen war nicht verständlich, die doppelte Tür war zu dick. Sie wurde von innen geöffnet, ein Offizier kam herein, ohne Hast.

»Weshalb lichtet denn das Schiff . . . ja, was ist denn hier los?«

»Dieser Schurke hat das Silber gestohlen, hat es mit Eisen vertauscht!« schrie der Minister, der eine ganz geschwollene Backe bekommen hatte, wie ich ein etwas geschwollenes Auge, dabei auf mich deutend.

»Was?!« fing jetzt auch der neu hinzugekommene Offizier an zu schreien. »Deshalb verläßt sein Schiff gleich wieder den Hafen!«

»Was, es verläßt den Hafen?!« wurde jetzt von allen Seiten geschrien.

»Mit Volldampf! Es ist schon bald draußen im offenen Wasser!«  
[524]

»Haltet es auf, haltet es auf!!!«

Mit diesem Ruf stürmten die meisten hinaus, nur wenige blieben zurück.

Ich hatte nicht schlecht aufgehört. Es konnte doch nur von meinem Schiffe die Rede sein. Wie? Die »Sturmbräut« wollte den Hafen verlassen?

Blitzschnell jagten mir die Gedanken durch den Kopf.

Ich hatte töricht gehandelt, dem Finanzminister gleich so eine zu verabreichen. Er hatte mich beleidigt, er hatte die Maulschelle verdient, ja – aber jener war genau so töricht gewesen, und ich hätte der Klügere sein sollen.

Die Unvernunft dieses Verdachtes, ich hätte das Silber gestohlen, lag doch klar zutage. Entweder wäre ich doch mit dem Silber einfach verschwunden, mindestens hätte ich mit den mit Eisen gefüllten Fässern doch einen anderen geschickt, wäre nicht selber mit hierhergekommen, um der Oeffnung beizuwohnen.

Nein, der Schlaue war ohne jeden Zweifel jener Fregattenkapitän gewesen, der ursprünglich den Auftrag gehabt, die zwanzig Tonnen Silber hierherzubringen.

Er hatte mit den Fäßchen nicht direkt durchbrennen, hatte jedenfalls vor allen Dingen Zeit gewinnen wollen. So füllte er die Fäßchen um, vertauschte das Silber mit wertlosem Eisen, schickte einen anderen damit nach Montevideo, und er konnte unterdessen ruhig noch einmal nach Rio de Janeiro fahren, konnte sein Haus bestellen, sich in Sicherheit bringen.

Denn da es damals dort noch keine telegraphische Verbindung gab, vergingen mindestens acht Tage, ehe die Kunde von hier nach Rio gelangte.

Wie geschickt dieser nette Fregattenkapitän gearbeitet und vorbereitet hatte, das zeigte, daß er sogar das mir schon geöffnet gezeigte Fätzchen, in dem ich

[525]

Silberstangen erblickt, mit einem anderen vertauscht hatte.

Möglich, daß auch der Korvettenkapitän von der ›Santa Cruz‹ mit im Spiele war.

Nur daß ich noch glücklich tausend Milreis herausgeluchst hatte, sonst war ich wieder einmal der Dumme.

Die Hauptsache aber war, daß ich meine Unschuld würde beweisen können. Sonst wäre ich doch nicht hierhergekommen. Der

Herr Finanzminister hatte seine Mauschelle weg, für meine weitere Ueberwältigung würde man mich noch um Entschuldigung bitten müssen – wir waren quitt.

Doch es sollte anders werden.

Der Minister konnte nicht weit gekommen sein, er war gleich wieder da, und das erste war, daß er mir einen Fußtritt versetzte.

»Hund verdammter!! Wo hast du das Silber?«

Der Fußtritt hatte genügt. Daß in diesem Augenblick die meine Hände fesselnden Stricke nicht rissen, wunderte mich.

Auf diese Weise konnte ich jedenfalls nicht zu einer ruhigen Aussprache kommen.

»Du hast's einfach noch an Bord deines Schiffes, deshalb ergreift es jetzt die Flucht, aber es soll uns nicht entwischen, alle unsere Kriegsschiffe sind schon hinter ihm her.«

Der Mann war viel zu sehr von Sinnen, um die Unlogik seiner Annahmen einzusehen, ich sollte erst hierhergekommen sein, um die mit Eisen gefüllten Fässer abzugeben, während ich das gestohlene Silber noch an Bord hatte.

Und ich dachte gar nichts. Ich wünschte nur, diesen Kerl, der mich getreten, zwischen meinen Fäusten zu haben.

»Auf, packt ihn, in die Kasematten mit ihm!!« kommandierte jetzt der Minister.

Soldatenfäuste packten mich, so unsanft wie möglich,  
[526]

man richtete mich auf. Da meine Füße kreuzweise gebunden waren, konnte ich nicht aufrecht stehen, die Kreolen waren zu bequem, mich langen Menschen zu tragen – auf eine diesbezügliche Frage gestattete der Minister, daß mir wenigstens die Füße zum Gehen befreit wurden.

»Aber wehe, wenn ihr ihn entwischen laßt! Das ist nämlich ein Mordbube, der schon aus dem englischen Zuchthaus entsprungen ist!«

O weh, das war also auch hier schon bekannt! Mich nach England oder einem englischen Kriegsschiff ausliefern, wie ein solches im Hafen lag, das war das Unangenehmste, was mir passieren konnte.

»Ich stehe unter dem Schutze der Flagge der Union!!« rief ich.

»Wir wollen dir gleich zeigen, unter welchem Schutze du stehst!«

Ich ward vorwärts- und hinausgestoßen. Auch die mich führenden Soldaten sparten Fußtritte und Faustschläge nicht.

So stolperte ich die Treppe hinauf, kam in einen Gang, und als dieser zu Ende war, flutete plötzlich die Sonne auf mich herab – ich stand im Freien auf einer schmalen Galerie, die jedenfalls um den Berg herum lief – und unter mir erglänzte das Meer, nicht allzutief, höchstens zwanzig Meter – da ... da ...

Da sah ich direkt unter mir mein Schiff, meine ›Sturmbraut‹, mit qualmendem Schornstein, wie sie soeben um die Felsenecke kreuzte – und ich sah auf der Kommandobrücke die beiden Steuerleute stehen, die Matrosen an Deck arbeiten, in der Takelage klettern – alles übergossen vom goldensten Sonnenschein – und mich selbst sah ich wieder in der Tretmühle, in der engen Zelle, wo ich nicht atmen konnte, wo ich schon in acht Tagen verwelkt war – und das Wort ›Kasematten‹ klang nochmals an mein Ohr ...  
[527]

Und da stand ich plötzlich auf der niedrigen Brüstung, welche die Galerie einfaßte, und im nächsten Moment sauste ich kopfüber in die Tiefe hinab!

#### WIE MAN MICH ZWINGT, FLUSSPIRAT ZU WERDEN.

Ich war schon von kleinauf immer ein ausgezeichnete Schwimmer und Springer gewesen, hatte jeden Sprung ins Wasser gewagt, den die Gelegenheit geboten, den mir ein anderer vorge-macht hatte. Ich war als Matrose zum Vergnügen von der Bram-rahe ins Meer gejumpt.

Aber solch einen Sprung hätte ich unter normalen Verhältnissen denn doch nicht gewagt. Und ich will auch lieber gar nicht von meiner Schwimm- und Springkunst sprechen.

Ein gnädiger Gott war es, der mich mit dem Leben davonkommen ließ. Ein großes Glück auch, daß mir die Hände vorn gebunden worden waren. So konnte ich sie über den Kopf halten, was man wohl ganz instinktiv tut, wodurch das Wasser beim Aufschlagen mehr durchschnitten wird. Sonst kann unter Umständen auch einmal der Schädel platzen, zwanzig Meter Höhe oder Tiefe sind dazu gerade genügend.

Dabei hatte ich nicht einmal gewußt, ob der Felsen auch steil abfiel, direkt ins Wasser, daß nicht etwa Riffe vorgelagert waren, und dann war ich nicht solch ein Fischmensch wie jener Hatschi-gagok, der sein Ziel so genau berechnen konnte, die ›Sturmbräut‹ schien sich direkt unter mir zu befinden, daneben war noch ein kleineres Fahrzeug, ich hätte mit dem Kopf direkt auf Deck schlagen können.

Aber der Himmel war mir gnädig! Ein Schlag auf den Kopf, daß ich die Besinnung verlor – doch

[528]

nur einen Moment, dann fühlte ich, daß ich noch lebte, wenn man so sagen darf, daß ich mich im Wasser befand – nun kräftig mit den Füßen Wasser getreten, und ich konnte wieder atmen und kaum zehn Meter von mir entfernt rauschte die ›Sturmbräut‹ vorbei!

Ich kam gar nicht dazu, mich erst bemerkbar machen zu müssen.

»Der Käpten, der Käpten – bei Gott, er war es!« hörte ich die mir so wohlbekannten Stimmen rufen, und sie klangen gar lieblich in meinen Ohren.

Das Rettungsboot war immer ausgeschwungen, die Jollengäste sprangen hinein, es schoß herab, bei nur wenig verminderter Fahrt des Schiffes.

Ein nur einigermaßen guter Schwimmer braucht kein Hände, um sich über Wasser zu halten, und auch das von dem Schraubendampfer aufgewirbelte Wasser bot keine besondere Gefahr.

Nach drei Minuten befand ich mich im Boot, und nach zwei weiteren an Bord meines Schiffes, welches einmal gestoppt hatte und jetzt unter Tischkoffs Kommando, den ich ebenfalls auf der Brücke stehen sah, die Fahrt mit vollem Dampf wieder aufnahm, nach Nordwesten, also nicht dem offenen Meere zu, sondern tiefer in die Bucht hinein, die vom Rio de Laplata gebildet wird.

»Willkommen, Herr Kapitän,« rief mir mein Kommodore entgegen, in seiner gemütlich-freundlichen Weise, wie auch sein Gesicht war, als ich die Kommandobrücke hinaufsprang, meine gefesselten Hände waren mir natürlich gleich im Boote befreit worden. »Hei, das war ein Sprung! Und mit gebundenen Händen! Meine Hochachtung! So etwas liebe ich.«

»Was ist geschehen?!« stieß ich hervor.

»Erst teilen Sie mir einmal mit, was Sie erlebt haben.«

Ich tat es in möglichster Kürze.

[529]

»Ein netter Kriegsschiffskapitän, dieser Manuelo Donato! Der andere, der Korvettenkapitän, steckt jedenfalls mit ihm unter einer Decke, und mich sollte gar nicht wundern, wenn auch dieser uruguayische Finanzminister selbst mit im Bunde ist, daß er schon gewußt hat, wie die ihm gebrachten Fässer nur altes Eisen enthielten.

Tischkoff war es gewesen, der dies gesagt. Und ich sah die uruguayischen Kriegsschiffe, etwa dreihundert Meter hinter uns, wie sie sich zu einer immer weiteren Reihe ausdehnten.

»Was wollen denn diese uruguayischen Kriegsschiffe?«

»Natürlich uns fangen. Die vermuten doch, daß wir die zwanzig Tonnen Silber an Bord haben.«

[530]

»Das ist aber ganz sinnlos, sonst hätte ich die Fäßchen doch nicht persönlich . . . «

»Natürlich ist dieser Verdacht sinnlos, wie sich nach Ihrer Erzählung schon der Minister ganz sinnlos betragen hat. Wie dem aber auch sei – diese Kriegsflotte, welche gerade nach Montevideo zurückkehrte, hat den Befehl erhalten, unser Schiff abzufangen.«

»Von wem?«

»Von dem, der dort oben auf dem Fort zu kommandieren hat. Jedenfalls aber auf Veranlassung des Finanzministers.«

»Wir stehen unter dem Schutze des Sternenbanners.«

»Bah, was machen die sich daraus! Wenigstens jetzt nichts. Die sind doch ganz blind vor Wut. Hinterher werden sie es schon bereuen. Aber die Kapitäne dieser Kriegsschiffe haben jetzt nur den ihnen gegebenen Befehl auszuführen, ohne irgendwelche Erwägung aufstellen zu dürfen. Und wir müssen unsere Haut in Sicherheit zu bringen suchen.«

»Dann wundert mich nur, daß sie uns nicht gleich in den Grund schießen.«

»Beschießen, meinen Sie. Schießen und treffen ist zweierlei. Nein, sie haben sogar den direkten Befehl erhalten, keinen Gebrauch von den Geschützen zu machen, sondern unser Schiff zu nehmen und es wieder in den Hafen zurückzubringen. Der Herr Finanzminister in seinem blinden Eifer fürchtet wahrscheinlich, das Schiff könnte an einer Stelle sinken, wo den zwanzig Tonnen Silber nicht mehr beizukommen ist.«

»Sollten wir uns nicht verständigen?«

»Tun Sie es, aber es ist ganz zwecklos. Der führende Admiral hat seinen Befehl bekommen, und der müßte erst widerrufen werden. Sie werden nach Montevideo zurückgebracht, und dann können Sie sich

[531]

auf einige Monate gefaßt machen, die Sie wahrscheinlich in Untersuchungshaft zubringen müssen.«

Für so etwas bedankte ich mich natürlich. Ich hatte die Nase voll.

»Ja,« fuhr ich da plötzlich auf, »wie kamen Sie überhaupt dazu, schnellstens den Hafen wieder zu verlassen? Wußten Sie denn, was mir in dem Keller passiert war?«

»Nein.«

»Wurden Sie sonst gewarnt?«

»Auch nicht . . . oder doch,« setzte Tischkoff hinzu, während er durch das Fernrohr nach den Kriegsschiffen spähte.

Dann schob er das Fernrohr zusammen, wandte sich mir zu.

»Sie wollen eine Erklärung? Ich kann sie Ihnen nicht geben. Es war eine Eingebung, eine Ahnung, daß Ihr Schiff schnellstens den Hafen verlassen und das Weite suchen mußte. Und sie hat mich nicht betrogen. Ich habe sehr oft solche ahnungsvolle Eingebungen.«

Ich starrte den rätselhaften Sprecher an, und plötzlich nahm das faltige, aber sonst ganz frische Gesicht wieder die fahle Blässe einer Leiche an, alles schien zu erstarren, auch das Auge – jener Zustand meldete sich wieder an.

»Sie werden jetzt allein mit ihnen fertig,« sagte noch die plötzlich ganz gebrochene Stimme, »suchen Sie durchzukommen – sonst auf argentinisches Gebiet – den Parana hinauf – auf keinen Fall sich ergeben – lieber schlagen Sie sich mit Gewalt durch – machen Sie Gebrauch von den Geschützen – von Pistole und Entermesser – das Recht ist auf Ihrer Seite – die Union wird Sie schützen, ein Seegericht Sie freisprechen – Sie handeln in Notwehr . . . ich gehe . . . stören Sie mich nicht . . . «

Und der rätselhafte Mann ging, noch aufrechten Ganges, erst im Kajüteneingange sah ich ihn

[532]

zusammenklappen. Doch seine Kabine hatte er noch glücklich erreicht.

Geheimnisvolle, ahnungsvolle Eingebungen! Nun, wenn dieser mein Kommodore öfters solche ahnungsvolle Eingebungen hatte, mir immer zum Nutzen – das ließ ich mir schon gefallen!

Das war das einzige, was ich von alledem dachte. Ich eigne mich durchaus nicht zum Mystiker. Ich würde frisch und fröhlich jedes Gespenst für das nehmen, was es ist, als was es sich mir vorstellen würde. Wenn mir nur einmal ein Gespenst oder eine sonstige abgeschiedene Seele im ätherischen Gewande begegnen wollte, ich würde sie schon beim ätherischen Rockknopf festnehmen!

Mich beschäftigten jetzt lediglich die mir folgenden Schiffe.

Es waren also vier Dampfer, davon zwei große, der eine eine gepanzerte Korvette, der andere noch ein hölzerner Kasten, aber groß, 3000 Tonnen, dann noch zwei kleinere Kanonenboote, ebenfalls mit Schaufelrädern, und dann zählte ich dahinter noch weitere sieben Segler, große und kleine, alle stark armiert, und bei dem jetzt aufkommenden günstigen Ostwinde würden die Segler die vier Paddelkästen bald überholt haben.

Meine ›Sturmbrat‹ war dieser ganzen uruguayischen Kriegsflotte an Schnelligkeit bedeutend überlegen, sie dampfte jetzt zwölf Knoten, ihre Höchstleistung, bei diesem Winde würde sie sechzehn Knoten segeln, sie würde es auf achtzehn bringen, und die Dampfer dort machten höchstens acht, die besten Segler höchstens vierzehn. Die Entfernung zwischen mir und den Verfolgern ward also schnellstens immer größer, und es handelte sich nur darum, die Flotte zu umkreisen, um das offene Meer zu gewinnen.

Montevideo liegt am Rio de Laplata. Rio heißt Strom, Fluß. Ja, der Rio de Laplata wird auch

als Strom bezeichnet. Aber im Grunde genommen ist es doch falsch. Der Laplata ist die kolossale Mündung des Parana, ein ganzer Meerbusen, fünfundzwanzig geographische Meilen lang und überall, gleich wo der Parana eintritt, acht Meilen breit.

Nur weil die ersten Entdecker hier süßes Wasser fanden, nämlich, weil der Parana zur Zeit der Ebbe die ganze Bucht mit süßem Wasser füllt, das Meerwasser zurückdrängt, oder doch herunterdrückt, erhielt dieses Gewässer damals den Namen eines Stromes, den es auch behalten hat.

Ich hatte also gar weiten Spielraum, um meine Verfolger zu umgehen. Diese meine Absicht aber merkten auch jene, sie begannen sich schon zu verteilen, eine weite Reihe bildend, immer mehr auseinandergehend, und nun allerdings, wenn es elf Schiffe sind, die sich so ausbreiten, die wollen freilich umgangen sein, besonders, wenn man dennoch damit rechnen muß, unter Kreuzfeuer genommen zu werden.

Da donnerte auch schon von der gepanzerten Korvette, welche die Admiralsflagge führte, ein Kanonenschuß. Eine Wirkung war nicht zu sehen.

»Bangemachen gilt nicht,« sagte ich, »der war blind.«

Es war auch nur die Ankündigung gewesen, daß ein Signal kommen würde, und die bunten Lappen kletterten empor.

»Kapitän Jansen, streichen Sie die Segel!« wurde ich wiederum aufgefordert.

Jetzt wußten die auch schon, daß ich mich an Bord befand. Sie mußten meinen Todessprung, und wie ich aufgefischt worden war, ja auch beobachtet haben.

»Weshalb?« ließ ich zurücksignalisieren.

Es war eine für einen Seemann naive Frage.

Jedes Handelsschiff hat vor jedem Kriegsschiffe irgendwelcher Nation die Segel zu streichen, hat sich

eine Durchsuchung gefallen zu lassen. Wird dem Befehle, beizudrehen, nicht Folge geleistet, gibt es erst einen blinden Kanonenschuß zur Ermahnung, der zweite Schuß ist scharf, kann unter Umständen den Kauffahrer gleich auf den Meeresboden versenken. Auch der stolzeste englische Handelskapitän muß sich da einem elenden türkischen Kriegsschiffe fügen. Wie sich dann die Regierungen wegen so etwas verständigen, das freilich ist eine andere Sache, denn das stolze England läßt ohne triftigen Grund nicht so leicht ein unter seiner Flagge segelndes Schiff aufhalten und durchsuchen. Zuerst aber heißt es jedenfalls für den Handelskapitän: Gehorchen! Dann kann er Klage erheben.

»Streichen Sie die Segel!!« wurde denn auch nun nochmals wiederholt, nur mit der Nachdrucksflagge.

Jetzt gab ich ein kurzes Nein zur Antwort.

»In fünf Minuten schieße ich Ihr Schiff in den Grund! Admiral Lenguan.«

Ich sah, wie der Mann auf der Kommandobrücke seine Taschenuhr zog. Aber ich ließ mir nicht imponieren.

»Bitte, schießen Sie!« ließ ich trotzig zurücksignalisieren, und ich hatte auch einige Sicherheit im Hintergrunde.

Der zweite Steuermann, welcher die Signalgäste anstellte, hatte zuerst, als die Flagge noch unten war, das »Bitte!« für überflüssig gehalten, aber ich ließ diese Flagge noch anbringen. Nur immer höflich.

In diesen fünf Minuten vergrößerte sich der Abstand ganz bedeutend.

Dann aber, richtig nach fünf Minuten, blitzte und wirbelte es dort drüben auf dem Admiralsschiff in dem Türmchen auf, und diesmal war es ein scharfer Schuß, ich sah den großen Vogel geflogen kommen – nur schade, daß man solch einer Granate nicht [535]

ausweichen kann, es geht doch ein bißchen gar zu fix. Wenn man eben zur Seite springen will, ist der Vogel schon da.

Na, der Vogel flog hoch über mein Schiff weg, auch auf einer ganz anderen Seite, ich sah die Granate dann ins Wasser patschen, und wäre sie noch etwas geflogen, so hätte sie gerade einen biedereren Fischerkahn getroffen, der dort seine Netze auswarf.

Noch ein Schuß, noch ein Schuß – jetzt fingen auch die anderen Schiffe zu böllern an, und die Hartkugeln kamen mir immer näher.

Was sollte das heißen? Hatten die nicht den Befehl bekommen, mich lebendig zu fangen? Wie durften die wagen, auf mein Schiff zu schießen, das gleich mit dem ganzen Silberschatze auf den Meeresboden trudeln konnte?

Ja aber, konnten die nicht versuchen, wenn sie sich genügend eingeschossen hatten, mir wenigstens meine Takelage kaputtzuschießen, mich sonst manövrierunfähig zu machen?

Vorläufig schossen sie immer vorbei, aber ich wollte lieber doch nicht so stark auf jenen Befehl bauen, mich zu schonen. Auch diese uruguayischen Seeleute würden ein heißes Temperament haben. Es konnte ein Wettschießen daraus werden, wobei es um die Ehre ging – und so wollte ich auch vorläufig nicht an eine Umgehung denken, sondern lieber eine möglichst große Entfernung zwischen uns zu bringen suchen.

So ging es denn mit voller Kraft, von günstigem Winde unterstützt, immer direkt nach Westen, auf die Richtung von Buenos Aires zu, welches ziemlich dicht an der Mündung des Parana in den Laplata liegt.

Bei Nacht mußte der Umgehungsversuch natürlich gewagt werden, und sollten alle Stricke reißen – na, dann ging ich eben nach dem argentinischen

[536]

Buenos Aires, dort war ich vor dem uruguayischen Kriegsschiffe geschützt, dort konnte ich alles Weitere in Ruhe abwarten.

Die Kriegsschiffe stellten denn auch bald ihre Schießerei ein, sie hatte überhaupt bald keinen Zweck mehr, ich war schon zu weit entfernt.

Als sich die Sonne dem Horizonte näherte, ergab die letzte Berechnung, daß ich mich nur noch zweiunddreißig Seemeilen von Buenos Aires entfernt befand. Von den Kriegsschiffen war schon seit drei Stunden keine Spur mehr zu sehen gewesen.

Und eine halbe Stunde später herrschte mondlose Nacht.

So, nun konnte der Rückweg angetreten werden. Der Wind hatte immer mehr abgeflaut, es herrschte völlige Windstille – desto besser, so kam mir der Wind nicht entgegen. Segeln hätte ich ja sowieso nicht mehr können. Und bei nur zwölf Knoten Fahrt war ich morgen früh im offenen Meere, hatte Montevideo schon weit hinter mir.

Also gewendet, mit voller Kraft zurück.

Ich habe diesen Befehl kaum durchs Sprachrohr gegeben, als das Zittern der Schiffsplanken plötzlich aufhört – die Schraube steht.

»Volldampf voraus!!« kommandiere ich nochmals durchs Sprachrohr.

Es wird geklingelt, daß das Kommando ein menschliches Ohr erreicht hat, aber einen Erfolg hat es nicht, die Schraube fängt sich nicht wieder zu drehen an.

»Was ist denn da los?« frage ich, schon von einer bösen Ahnung erfüllt.

Endlich bekomme ich eine Antwort.

»Die Maschine funktioniert nicht.«

Aber gebrochen sollte nichts sein – irgendein Fehler, der nicht zu finden war.

Also zum zweiten Male, daß die Maschine nicht  
[537]

funktionierte! Doch ich durfte über mein Schiff nicht klagen, durfte vielmehr stolz sein. Damals gab es Dampfer, die aller

fünf Minuten einmal stehenblieben, man mußte immer an der großen Kurbel mitleiern, nachschubsen. Die damalige Unsicherheit der Schiffsmaschinen, während die übrigen Dampfmaschinen doch sonst schon auf solcher Höhe standen, kam daher, weil die Schraube oder Radschaukel, doch bei bewegter See manchmal aus dem Wasser schlägt, sie findet keinen Widerstand, deswegen fängt die erleichterte Maschine zu raddern an, und um dies, was die stärkste Maschine bald kaputt macht, zu verhindern, dazu ist eine besondere Steuerung oder Regulierung nötig, über die man damals aber noch vergeblich grübelte. Ein Mann mußte immer am Dampfventil stehen, was aber den Zweck nur ganz unvollkommen erfüllt. Man kommt mit dem Abdrehen des Dampfes doch stets zu spät.

Nun, ich hatte über meine Schiffsmaschine nicht zu klagen. Nur einmal schon, damals in der Fucusbank, hatte sie versagt. Und jetzt zum zweiten Male. Und so etwas passiert natürlich stets, wenn es einem am unangenehmsten ist. Das scheint ein Naturgesetz zu sein.

Das Maschinenpersonal suchte die ganze Nacht nach dem Fehler – es konnte sich nur um eine Kleinigkeit handeln – ohne ihn zu finden, ich selber half mit suchen, ohne etwas von einer Maschine zu verstehen, half durch Flüche nach – nützte auch nichts, und dann zog ich es doch vor, lieber auf die Kommandobrücke zu gehen, um nach Feuern auszuspähen.

Wenn mich meine Verfolger jetzt hier aufspürten, das konnte böß werden!

Wir lagen die ganze Nacht, und der Defekt war noch nicht gefunden.

Da endlich, als der Morgen graute, klingelte

[538]

der Apparat, und es wurde mir durch's Sprachrohr mitgeteilt, daß in einer halben Stunde die Maschine wieder arbeiten würde. Es sei nur eine Kleinigkeit zu reparieren.

Als ich aber diese freudige Mitteilung noch entgegennehme, sehe ich im Osten Masten auftauchen, gleich eine ganze Menge, so dicht zusammen, kommt mir verdächtig vor, dann Rauch, also lauter Dampfer – richtig, es waren die urugayschen Kriegsschiffe, die vier Dampfer, die weiter nach Westen gesegelt waren und mich zufällig wieder aufgestöbert hatten.

Aber jetzt waren es nicht nur vier, sondern sogar sechs – bis ich an der Flagge erkannte, daß die beiden neu hinzugekommenen Kriegsschiffe argentinische waren.

Was, machte denn Argentinien mit Uruguay gemeinsame Sache? Ich dachte, Brasilien hatte sich mit Uruguay gegen Argentinien verbinden wollen? Hatten die Eisenfeilspäne und die Nägel diesen plötzlichen Gesinnungswechsel herbeigeführt?

Doch es war ganz zwecklos, hierüber nachzugrübeln. Daß die argentinischen Kriegsschiffe mit den uruguayschen in diesem Falle gemeinsame Sache machten, um den vermeintlichen Silberschatz von zwei Millionen zu erbeuten, das war doch ganz offenbar, und ich konnte durch das Fernrohr schon ganz deutlich erkennen, wie man sich dort diabolisch freute, die durchgegangene ›Sturmbräut‹ wiederzusehen, und auf den argentinischen Schiffen freute man sich nicht minder.

Und ich lag hier fest!

»Wie lange dauert es noch?«

»Noch eine kleine halbe Stunde.«

»Zum Teufel, es hat doch schon vor fünf Minuten nur eine halbe Stunde sein sollen!!« donnerte ich durch das Sprachrohr hinab.

[539]

Daß es sich da um eine ›große halbe Stunde‹ gehandelt hatte, wagte man mir nicht zu sagen.

Diese halbe Stunde aber, ob groß oder klein, würde gerade hinreichen, um die Kriegsschiffe dicht heranzubringen.

Zehn Minuten vergingen, eine Viertelstunde, die Leute dort drüben waren schon mit bloßen Augen zu erkennen, und jetzt sollte es immer noch zwanzig Minuten dauern!

Meine Verzweiflung läßt sich denken.

Etwas Ostwind kam auf, ein Hauch, ich fing ihn mit jedem Fetzen Leinwand auf – wir bewegten uns mit der Schnelligkeit einer Schnecke – einer galoppierenden Schnecke, will ich sagen.

Fluchen nützte doch nichts, ich fing an zu beten – nämlich, daß dort drüben bei sämtlichen Kriegsschiffen ebenfalls die Maschinenkarren stillstehen, daß sämtliche Kessel platzen möchten. Es war nicht gerade christlich, dieses Gebet, aber menschlich.

Nein, kein Kessel wollte platzen. Und meine Maschine wollte sich noch immer nicht bequemen.

Ich begab mich hinab, bot den Schlossern, welche flickten und schraubten, echte Havannas an, versprach ihnen sonst etwas, wenn das Ding nur endlich wieder zu leiern anfinge!

Der erste Maschinist wollte mir eine lange Rede halten, was der Bertram, ein ganz gemeiner Kohlenzieher, für ein schlauer Kopf sei, er ganz allein habe den Fehler gefunden – sehr uneigennützig von dem Ingenieur, daß er dem die Ehre ließ, dem sie gehörte – aber ich schnauzte den Herrn nicht schlecht an, ihn dahin drückend, wohin er jetzt seine Nase zu stecken habe.

Da endlich, als ich wieder auf der Kommandobrücke auf und ab rannte wie ein verhungertes Löwe, fingen die Schiffsplanken wieder zu zittern an, um gleich abermals zu erstarren.

[540]

Doch es war nur ein Probezittern gewesen.

»Alles in Ordnung,« meldete das Sprachrohr, und ich brüllte mein »Volldampf voraus!!!« hinein, wie ich selten gebrüllt habe, und es wurde weitergezittert, und wie!!

Die sechs Kriegsschiffe waren unterdessen aber auch schon in eine beängstigende Nähe gekommen.

Da ein Kanonenschuß, von einem argentinischen Dampfer kommend, die Anmeldung eines Signals.

»Streich die Segel!!«

Ich blieb einfach die Antwort schuldig.

Wie kam der Argentinier dazu, jetzt diesen Befehl zu geben? Weil wir uns schon in argentinischem Gewässer befanden! Nun war es aber auch ganz klar, daß die Argentinier mit den Uruguayern zusammenhielten, mit auf die vermeintlichen zwanzig Tonnen Silber pürschten.

Und da kam es auch schon.

»Geben Sie das Silber heraus!« lautete das nächste Signal.

Jetzt ließ ich mich zu einer Entgegnung herbei.

»Ich habe kein Silber.«

»Wenn Sie ein reines Gewissen haben, so geben Sie die Flucht auf,« wurde weiter ausführlich von dem argentinischen Kriegsschiff, welches gleichfalls eine Admiralsflagge führte, signalisiert.

Mein Zorn war wieder erwacht, ich ließ drei Flaggen hissen, welche zusammen ein einziges Wort ergaben:

»Banditen!«

Die Antwort darauf war ein scharfer Schuß, der aber weit über das Ziel hinausging.

Es blieb auch bei diesem einzigen, sie glaubten mich lebendig fangen, mein Schiff als Ersatz für das Silber nehmen zu können, das ich entwendet haben sollte. Was hätte mir da alle Verteidigung genützt?

[541]

Mit Banditen und Halunken kann man nicht rechten, da heißt es nur: drei Schritt vom Leibe!

Die Entfernung vermehrte sich wieder schnell.

Ja, wohin aber sollte ich mich wenden? Durchbrechen konnte ich jetzt am Tage nicht mehr; ehe die mich entkommen ließen, nahmen sie mich doch lieber unter Kreuzfeuer, und Buenos Aires

war mir nun wie jeder andere Hafen und die ganze Küste Argentiniens verschlossen.

Als Fahrwasser blieb mir nur noch der Parana offen, von dessen Mündung ich gar nicht so weit entfernt war, und der Parana ist ein gar mächtiger Strom, nach dem Amazonenstrom und dem Mississippi der wasserreichste Amerikas, noch viel besser schiffbar als der letztere, die größten Kriegsschiffe können bis nach Corrientes hinaufgehen, welches von der Mündung, nur Luftlinie gerechnet, hundertdreißig geographische oder fünfhundertzwanzig englische Seemeilen entfernt liegt.

Da hatte ich noch gute drei Tage Fahrwasser vor mir.

Wenn mir aber nun ein anderes argentinisches Kriegsschiff begegnete?

Nun, dieses konnte wohl noch von nichts wissen, eine solches stromabwärts kommendes Kriegsschiff konnte auch nicht so leicht benachrichtigt werden, Telegraphen gab es hier nicht, und jetzt war gerade die große Ueberschwemmung gewesen, die niedrigen Pampas waren überschwemmt, da war also auch kein Meldereiter möglich.

Aber wenn ich nun bei Corrientes angekommen war, wo ein Wasserfall mir Halt gebot?

So weit würden meine Kohlen gar nicht reichen, sie gingen bedenklich zu Ende.

Und gerade wegen der Ueberschwemmung war die Stromfahrt doppelt gefährlich, man konnte ja in die flache Pampas hineindampfen, sitzen bleiben, und

[542]

nach einigen Tagen lag der Kasten auf dem Trocknen. Woher den Lotsen nehmen, dem man auch unbedingt vertrauen konnte, daß er mich nicht mit Absicht festrennen ließ?

Als ich noch so überlegte, sah ich den Steward aus dem Kajüteneingange kommen, das Präsentierbrett tragend, auf dem er Mr. Tischkoff immer das Frühstück brachte.

An meinen Kommodore hatte ich soeben gedacht, hielt ihn aber wieder einmal im Scheintod liegend, und dann freilich war er nicht zu sprechen.

Doch das Präsentierbrett war leer, das sah fast aus, als habe der Steward einen Abnehmer für seinen Kaffee gefunden.

»Was macht Mr. Tischkoff?«

»Der sitzt wie immer in seiner Kabine und trinkt jetzt Kaffee.«

»Konntest du schon gestern abend zu ihm hinein?«

»Ja freilich, da habe ich ihm und dem Klabautermann doch das Abendbrot gebracht.«

Richtig, an den Klabautermann hatte ich gar nicht gedacht. Was sollte denn aus dem werden, wenn Tischkoff tagelang im Starrkrampf lag? Passiert war dieser Fall allerdings nicht wieder.

Nun hätte mir der Weg offen gestanden. Aber Tischkoff wollte in seiner Kabine durchaus nicht gestört werden. Ich hätte ihn ja durch den Steward fragen lassen können, ob ich ihn einmal sprechen dürfe, aber der Steward kam erst um zehn Uhr wieder hinein, wenn er das zweite Frühstück brachte. Doch sollte ich in diesem Falle nicht . . .

Ich machte der Grübelelei ein Ende, beschloß, ganz auf eigene Faust zu handeln.

Ich hatte die Kriegsschiffe wieder außer Sicht bekommen, eben weil ich viel schneller war. Und dort vor uns erhoben sich aus dem Wasser einige kleine Inseln. Das war offenbar schon die Mündung [543]

des Parana, aber hier gab es kein Ufer mehr, die grasigen Inseln waren nur etwas höhere Stellen der Pampas.

Sollte ich nicht doch lieber versuchen, die Verfolger zu umgehen, anstatt mich auf dieses gefährliche Gebiet treiben zu lassen, wo ich zuletzt doch wie eine Maus in der Falle saß?

Da aber tauchten schon wieder Mastspitzen empor – immer mehr – die sechs Kriegsschiffe saßen mir noch auf den Fersen! Und die hatten ja nichts zu versäumen, die machten einfach eine

Uebungsfahrt den Strom hinauf, und entweder bekamen die uruguayischen Kriegsschiffe die Erlaubnis, das argentinische Gebiet zu betreten, oder sie konnten ja auch zurückbleiben, die beiden Argentinier genügten vollkommen, um mir den Rückweg zu versperren.

Aber wie nun den Wasserweg finden? Ich hatte mir den Parana von Fahrzeugen sehr belebt vorgestellt, besonders die Mündung in den Laplata, und nun war gerade hier kein einziges zu entdecken, so weit das Auge auch reichte. Also hatte ich auch keinen Führer, keinen freiwilligen oder unfreiwilligen.

»Massa.«

»Was willst du, Goliath?«

»Sie wollen den Parana hinauffahren?«

»Ja.«

»Wir sind schon zu weit rechts, dort drüben ist der Strom, die eigentliche Mündung des Parana.«

Ich folgte mit den Blicken der angedeuteten Richtung, und dann wandte ich mich erstaunt meinem schwarzen Bootsmann zu.

»Woher weißt du das?«

»Ich kenne das Fahrwasser des Parana.«

»Woher?« fragte ich mit immer steigendem Staunen, und dieses hatte seinen Höhegrad noch nicht erreicht.

»Ich habe den Parana anderthalb Jahre

[544]

befahren, auf einer Privatjacht, als Sklave des Besitzers derselben.«

»Mensch, was in der Welt kennst du eigentlich nicht?!«

»Ja, ich bin allerdings ziemlich weit herumgekommen, und es ist Zufall, daß ich Ihnen immer gerade mit meinen Erfahrungen dienen kann.«

Es war keine Zeit mehr zum Staunen. Die Kriegsschiffe tauchten schon in ganz bedenklicher Weise über dem Horizonte auf,

und nicht lange mehr, so würden auch ihre Kanonen wieder sprechen können.

»Wie weit kennst du den Stromlauf?«

»Bis nach Corrientes, bin aber in einem kleinen Boote noch viel weiter gekommen, fast bis zur Quelle.«

»Auch zur Zeit der Ueberschwemmung findest du das Fahrwasser?«

»Sogar in der finstersten Nacht. Ich kenne jeden Hügel, der sich aus den überschwemmten Pampas hervorhebt, das sind die Merkzeichen des Lotsen, und jeder Hügel ist noch in meiner Erinnerung, ich brauche nur die schwächsten Umrisse zu erkennen.«

»Dann vorwärts, vorwärts – in den Parana hinein!!«

Goliath, dieser unvergleichliche Nigger, kam mit auf die Kommandobrücke, und bald befand sich die ›Sturmbräut‹ mitten auf dem Parana.

Zu bemerken, daß wir uns schon auf einem Flusse befanden, war freilich nichts. Der Parana ist an seiner Mündung in den Laplata fast zwei deutsche Meilen breit, behält diese Breite auch noch lange Zeit bei, und nun kam hier noch die Ueberschwemmung hinzu, deren Ausdehnung sich gar nicht abschätzen läßt.

Nur daß also hin und wieder flache Inseln emporragen. Aber es ist nicht einmal gesagt, daß dies schon Hügel der Pampas sein müssen. Der

[545]

Strom selbst besitzt zahllose Inseln, nicht nur an der Mündung, und diese, nur höchst selten mit einigen Bäumen bestanden, unterscheiden sich von den Pampashügeln durch gar nichts.

So läßt sich die Schwierigkeit einer Stromfahrt zur Zeit der Ueberschwemmung denken.

Für mein Schiff aber hatte diese Stromfahrt, wenn sonst alles gut ablief, noch einen ganz besonderen Vorteil. Drei Tage hier

im süßen Wasser, und ich würde gar nicht mehr in's Dock zu gehen brauchen. Denn nichts reinigt einen Schiffsrumpf so gründlich von den anhaftenden kleinen Seemussheln und vom Seetang, wie frisches Wasser. Die Tiere und Pflanzen des Meeres sterben in dem frischen Wasser und fallen ab. Nur daß diese Art von Reinigung viel zeitraubender ist.

Wir dampften stromauf. Doch eine Strömung war kaum zu bemerken, dafür sorgte eben die sich ausbreitende Ueberschwemmung. Dann konnten auch die Segel benutzt werden, und bald hatte ich die Kriegsschiffe wieder außer Sicht bekommen.

Nach einer Stunde begegnete uns das erste Fahrzeug, ein großer, rohgebauter Stromkahn, der sich mit der langsamen Strömung abwärts treiben ließ.

Unser mit voller Leinwand segelndes Schiff wurde nicht schlecht von den Kreolen angestaunt. Ich rief sie an, fragte nach Ladung und Ziel.

Von Bajada mit Mais nach Buenos Aires. Dort wurde der ganze Kahn, nur aus zusammengefühten Baumstämmen bestehend, oben in den Urwäldern gefällt, als Feuer- oder Bauholz verkauft.

Dann kam eine ganze Flottille solcher Stromkähne, alle mit Mais befrachtet.

Mir blitzte eine Idee durch den Kopf.

Ich sah mich gerettet!

Aber die Ausführung meines kühnen Handstreiches wäre noch etwas verfrüht gewesen.

[546]

Und diese Maisschiffe hatte ich auch schon hinter mir.

»Goliath, werden wir noch mehr solcher Maisschiffe begegnen?«

»Sicher. Jetzt ist in den höheren Gebieten gerade die Maisernte gewesen, das können nur die ersten Maiskähne sein, sie werden sich bald massenhaft einstellen.«

»Wieviel faßt so ein Kahn, die ja alle von gleicher Größe zu sein scheinen?«

»Fünfundzwanzig bis hundert Tonnen.«

»Und was kostet hier der Mais ungefähr?«

»Der Zentner im Durchschnitt einen Milreis.«

Ich rechnete schnell nach – die Tonne hat zwanzig Zentner – das wären pro Kahn 5000 bis 10 000 Mark – hm, da gehörten allerdings viele solcher Kähne dazu, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte.

»Wird sonst nichts von den oberen kultivierten Gegenden nach der Küste ausgeführt?«

»Früchte.«

»Kommen für mich nicht in Betracht.«

»Weizen, getrocknete und gesalzene Häute, Farbhölzer – aber dazu ist jetzt nicht die Zeit.«

Dann freilich mußte ich meine Idee vorläufig wieder fallen lassen.

Nach etwa zwei Stunden tauchte ein größeres Schiff auf, und die Aufregung unter meinen Leuten war groß, als die argentini-sche Kriegsflagge erkannt wurde. Es war eine ganz stattliche Fregatte, die da sorglos mit vollem Dampf stromabwärts kam.

Nur mir konnte sie keine Besorgnis einflößen, und ich verbot, irgendwelche Aufregung zu zeigen, sich etwa gar an den Geschützen schaffen zu machen, die ich schon vor Einfahren in die Mündung mit Leinwand unauffällig hatte verkleiden lassen.

Auch die Besorgten sahen bald die

[547]

Grundlosigkeit dazu ein. Dieses Kriegsschiff konnte ja noch von gar nichts wissen.

Kurz ehe wir aneinander vorüberrauschten, hißte es seine Kriegsflagge nach einmaligem Herunterlassen – die Begrüßung und zugleich Aufforderung, unser Signalement abzugeben.

Ich nannte meinen und den Schiffsnamen. Auf der Kommandobrücke große Bewegung.

Unterdessen waren wir in Rufweite gekommen.

»Kapitän Richard Jansen doch nicht selbst dort?« rief ein Offizier mit vier goldenen Aermelstreifen.

»Jawohl, hier bin ich selbst!« rief ich zurück.

»Ich gratuliere!«

»Wozu?«

»Daß Sie glücklich aus Portland entkommen sind.«

Wußte der das auch schon! Aber wenn der noch mehr gewußt hätte?!

»Wohin?«

»Nach Corrientes.«

»Geschäftlich?«

»Ja, habe Bestellung.«

»Haben Sie sicheren Lotsen?«

»Ja.«

»Die zweite Insel vor Sant Nikolas, die mit dem Kreuzbaum, hat sich etwas nach Osten verschoben, muß hundert Meter weiter umfahren werden!«

»Danke sehr! – Kennst du diese Insel, Goliath?«

»Ja. Sie verändert sich fortwährend.«

»Zwischen Bajada und Rosario treibt eine große schwimmende Insel,« fuhr der Fregattenkapitän in seiner liebenswürdigen Aufklärung über das Fahrwasser fort.

»Danke sehr!«

Da stieg mir der Uebermut zu Kopf.

»Herr Kapitän, können Sie mir nicht einige Tonnen Kohlen abgeben?«

[548]

Diesmal entstand an Bord meines Schiffes eine Bewegung. Aber im Zaume wußte sich natürlich jeder zu halten.

»Tut mir wirklich leid, kann mich nicht aufhalten, habe Order, mache Parforcejagd. Sind Sie denn nicht mit genügend Kohlen versehen?«

»Ein großer Teil ist mir bei der Uebernahme ersoffen.«

Wir mußten uns beeilen, wir sprachen schon rückwärts, kaum durch das Sprachrohr war noch etwas zu verstehen.

»Vor Rosario geht ein Schleppdampfer mit einem Dutzend Kohlenkähnen stromauf, Sie können sie noch vor Abend einholen!«

Ab! Noch ein Abschiedsgruß durch Senken der Flagge, und jedes Schiff war wieder allein.

Jetzt brach ein allgemeines Gelächter aus. Na, wenn die Fregatte mit den anderen Kriegsschiffen zusammentraf, wenn sich dieser Kapitän erzählen ließ! Schade nur, daß er mir nicht auch noch Kohlen abgegeben hatte!

Doch ich sollte noch etwas ganz anderes hier auf dem Parana erleben!

Es war in der fünften Nachmittagsstunde, als wir uns Rosario näherten, welches durch eine sechzig Meilen lange Eisenbahn mit Cordova verbunden ist.

Cordova liegt mitten im Herzen Argentinien in gebirgiger Gegend, mit seinen 15 000 Einwohnern im Innern Argentinien die einzige Stadt von Bedeutung, außer in der Umgebung von Buenos Aires hatte Argentinien damals auch weiter keine Eisenbahn – jetzt mag es nicht viel besser sein – und zum Bau einer Eisenbahn durch die Pampas hatten sich die faulen Kreolen deshalb verstiegen, weil das Gebirge von Cordova die einzige Gegend Argentinien ist, welche Kohle und sogar Gold liefert.

Aber wenn es heißt, dort und dort wird Gold

[549]

gefunden und gewonnen, so darf man das nicht gleich überschätzen.

So ist auch ganz Brasilien überreich an Gold. Gold überall, und an sehr vielen Stellen wird es auch gewonnen. Aber seine Verteilung ist so fein, die Gewinnung so schwer und zeitraubend, daß man sich z. B. in Deutschland gar nicht mit der Gewinnung des Goldes befassen würde. Man käme nicht auf seine Kosten. Es ist eben nicht immer so, wie damals in Kalifornien und in Australien und Klondyke, wo man die Goldklumpen nur aus der Erde zu hacken oder gar aufzulesen brauchte. Und wenn heute ein Aktionär von einer afrikanischen Goldmine eine fünfzehnprozentige Dividende bekommt, so ist er schon sehr zufrieden, dann gilt diese Goldmine schon für sehr reich.

In Brasilien ist eine vorteilhafte Goldgewinnung nur durch die spottbilligen Arbeitskräfte möglich, damals durch Sklaven, und dasselbe gilt für die argentinische Goldwäscherei bei Cordova. Gewinnen Regierung oder Privatunternehmer nur sechs Prozent dabei, so sind sie zufrieden.

Es war also in der fünften Stunde, von Rosario selbst war noch nichts zu sehen, auch der Stromverkehr wurde durchaus nicht lebhafter, als wir in der weiten Wasserwüste eine große Insel erblickten, welche sich von den bisher gesehenen recht vorteilhaft unterschied.

Alles Wald! Und je näher wir kamen, desto undurchdringlicher wurde der Wald.

Wir waren uns nicht lange im unklaren darüber, daß wir die schwimmende Insel vor uns hatten, vor der uns der Kapitän der Fregatte gewarnt.

Die Entstehung solch einer schwimmenden Insel, wie man sie häufig genug in tropischen Zonen auch auf offenem Meere antrifft, ist ganz einfach zu erklären.

[550]

Gleich hinter Corrientes, wo der Parana einen kolossalen Wassersturz macht, beginnt auf dem höher liegenden Gebiet die Region des Urwaldes.

Jeder Sturm entwirzelt Bäume, wirft sie in den Strom, die Zweige der einzelnen Bäume verschlingen sich, auch die kleineren Inseln vereinigen sich, bis ein festes Ganzes entsteht, welches stromabwärts treibt.

Das Wurzelwerk ist so dicht, daß man auf festem Boden zu stehen wähnt, und nun kommt auch noch wirkliches Erdreich hinzu, welches an den Wurzeln der Bäume gehaftet hat, mächtige Erdklumpen, und dann die Schlingpflanzen und das Buschwerk, alles saugt direkt das Wasser in überschüssiger Menge auf – die ungeheure Fruchtbarkeit dieser Zonen – viele Bäume haben von vornherein eine aufrechte Stellung – kurz, so ein schwimmender Baumbruch ist von einer wirklichen, bewaldeten Insel gar nicht zu unterscheiden. Wenn man freilich näher hinkommt, erkennt man das planlose Durcheinander, da gibt es kein Durchdringen, obschon auch Waldblößen vorhanden sein können.

Ja, auf solchen schwimmenden Inseln, mitten im Meere, trifft man häufig Tiere an, Panther, Affen, sehr zahlreich auch Schlangen, welche sich zur Zeit der Sturmkatastrophe auf Bäumen aufgehalten haben. Selbst Antilopen kommen darauf vor.

Im Meere werden diese Inseln vom nächsten Sturme wieder auseinandergerissen, die einzelnen Stämme gehen den Weg alles Treibholzes, bis nach Grönland und Island hinauf, und auch diese schwimmenden Strominseln müssen erst ins offene Meer hinaustreiben, ehe sie von den Elementen für die Schifffahrt unschädlich gemacht werden können, denn zu ihrer Vernichtung reicht keine menschliche Kraft aus.

Sie sind für die Pampasbewohner, welche  
[551]

so sehr an Holzangel leiden, ganz nutzlos. Aus dieser Umstrickung bekommt man keinen Baumstamm frei.

Man hat versucht, solche schwimmende Inseln auf den Strömen festzuhalten, hat von einer Kultivierung geträumt. Das geht

natürlich nicht. Die Gefahr wird durch Hinausschieben nur vergrößert. Wird solch eine Insel von einem mäßigen Winde gefaßt, da hält kein Tau, es reißt, und sollten Stahlrossen trotzen, dann geht eben die ganze Insel aus dem Leime, jetzt bedrohen die einzelnen Teile die Schiffe.

Hinaus ins Meer und sie dem mächtigen Wogenschlag überlassen, der hat bald seine Arbeit verrichtet! – –

Und da an dieser Insel, deren Treiben gar nicht zu bemerken war, sahen wir eine kleine, elegante Jacht liegen, welche an den Baumstämmen festgemacht hatte.

An Deck waren außer Matrosen in schmucker Uniform einige Personen, welche den Titel ›Herrschaften‹ verdienten, Herren und auch einige Damen, andere kletterten auf den Baumstämmen und in den Zweigen herum, wir hörten ihr Lachen.

Jetzt verstummte dieses, die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich meinem großen Schiffe zu.

Ich zeigte die Unionsflagge, drüben rannten die Matrosen, und zu unserer Verwunderung ging die argentinische Kriegsflagge hoch.

Was, auch dieses kleine Dingelchen nannte sich ein Kriegsschiff? War jetzt also mein Feind? Na, es gibt ja auch solche Kriegsvergnügungsjachten.

Da ging eine zweite Flagge hoch, eine ganz pompöse, alles goldgestickt in Purpur.

»Die Flagge des argentinischen Präsidenten,« flüsterte Goliath.  
[552]

Dieser Rangflagge gesellte sich eine zweite bei, nicht minder pompös.

»Auch der Präsident von Uruguay befindet sich an Bord!« flüsterte Goliath wiederum.

... befindet sich an Bord – und da plötzlich stieg es mir wieder einmal so siedendheiß zu Kopfe, so, wie z. B. als ich den Baronet Ralph und die Coliani gehohlet hatte, wo ich immer gar nicht

weiß, was ich tue, wobei ich aber also gerade äußerlich immer ganz ruhig zu sein scheine.

»Du irrst dich nicht, Goliath?« fragte ich ganz gemächlich, während sich in meinem Kopfe alles drehte.

»Nein. Das sind die Flaggen der Präsidenten von Uruguay und von Argentinien.«

»Ich brauche nicht erst die Handbücher zu befragen?«

»Nein, Massa.«

»Gut! Schön! Gut! Stopp die Maschine!! Klar den großen Kutter!! Alle Mann antreten vor dem Hauptmast!! – Bootsmann, setzt Revolver mit Munition und Entersäbel in Bereitschaft – ganz unauffällig.«

Wußten meine Jungen, was ich beabsichtigte, daß es plötzlich wie ein Blitz durch alle fuhr, daß aller Augen plötzlich so aufleuchteten?

Sie waren angetreten.

»Dort drüben auf der Jacht befinden sich der Präsident von Argentinien und der Präsident von Uruguay. Wir nehmen beide gefangen. Auch eventuelle Familienmitglieder. Die ganze Gesellschaft. Was sich wehrt, wird überwältigt. Blutvergießen ist natürlich zu vermeiden. Goliath, teile die Matrosen noch besonders ab!«

Mehr, glaube ich, habe ich nicht gesagt. Und wie ich dazu kam, den schwarzen Goliath als meinen

[554]

nächsten Offizier für diesen Handstreich zu erwählen, weiß ich selbst nicht.

Ich ging noch einmal in meine Kabine, um eine andere Jacke anzuziehen und einen Revolver einzustecken – ganz gemütlich, leise einen Walzer pfeifend, obgleich ich ganz ohne Besinnung war. Doch das stimmt nicht. Im Grunde genommen wußte ich ganz genau, was ich tat. Es ist eben ein mir eigentümlicher Zustand, den ich gar nicht beschreiben kann.

Fertig! Acht Ruderer und noch vier andere Matrosen gingen ins Boot, der zweite Steuermann, der mich gebeten hatte, die Partie mitmachen zu dürfen, Goliath und ich. Die Entersäbel fand ich unter den Duchten wohlversteckt.

»Kann gesehen worden sein, wie sie ins Boot gebracht wurden?«

»Nein, man wird einen Postsack vermutet haben,« entgegnete Goliath, diese schwarze Perle Afrikas.

Fort ging es. Mit wenigen Ruderschlägen waren wir drüben.

Die auf der Jacht machten nicht wenig verwunderte Gesichter, als sie uns so plötzlich im Boote ankommen sahen, aber von Mißtrauen war nichts zu bemerken – nur verwunderte Neugier.

Beigelegt, Riemen ein, und ich stand auf dem niedrigen Deck, den Revolver in der Hand, hinter mir Goliath und sechs Matrosen mit Entersäbeln in den Fäusten. Diese blanken Waffen waren ja recht überflüssig, aber ich hatte eben mit theatralischem Effekt gerechnet, und ich sollte mich auch nicht geirrt haben.

»Meine Herren und Damen – ich muß Sie gefangennehmen. Bitte, keinen Widerstand!«

Na, wie die dastanden! Und diese köstlichen Gesichter!

Der eine, ein älterer Herr, der schwer hören mochte, drehte den Kopf zur Seite, legte die Hand ans Ohr und sagte: »Wua?!«

[555]

Dann wuch die allgemeine Lähmung.

»Gefangen?!« erklang es im Chore, gar nicht so erschrocken, mehr zweifelnd.

»Ja, bis ich meinen Zahnstocher wiederhabe.«

Wie ich in diesem Augenblick gerade an meinen silbernen Zahnstocher denken konnte, weiß ich auch nicht. Und doch, es war Grund vorhanden.

Man hatte mir doch bei jenem Handgemenge in dem Keller gewölbe die Jacke vom Leibe gerissen, und da ich keine Weste getragen, hatte ich den silbernen Zahnstocher, an den ich mich

nun schon seit vielen Jahren gewöhnt hatte, mit dem ich immer, wenn ich über etwas nachdachte, spielen mußte, den ich förmlich als einen Talisman betrachtete, in einem inneren Täschchen stecken gehabt, ebenso wie auch die mir von dem Haaronkel verehrte Schlipsnadel im Futter der Jacke gesteckt hatte.

Ich habe bisher von diesem Verluste noch gar nichts erwähnt. Wie sehr er mich aber schon immer gewurmt hatte, besonders der meines Zahnstochers, das zeigte, wie ich jetzt an diesen zuerst dachte. Mein schöner Zahnstocher, den ich von der schwarzen Küchenfee als Zeichen ihrer unwandelbaren Liebe geschenkt bekommen, den ich auch beim größten Dalles und Bierdurste niemals bei Isaak Cohn hatte versetzen können, obgleich er mir drei Pence dafür geboten – dieser Zahnstocher jetzt in den Händen dieser braunen Spitzbubenbande – weiter fehlte nichts!

Die Ueberrumpelten mochten dem Worte ›Zahnstocher‹ einen anderen Begriff unterschieben – vielleicht meinte ich ein Schiff, einen Menschen oder sonst etwas, nur nicht solch einen Zahnreinigungsapparat – daß sie gar nicht weiter darauf achteten.

»Herr,« sagte da der eine, sich eine möglichst imponierende Haltung geben wollend, »wissen Sie, wen Sie vor sich haben?«

»Hoffentlich den Präsidenten von Uruguay oder  
[556]

den von Argentinien, und auf diese beiden kommt es mir eben an. Ich werde von argentinischen und uruguayschen Kriegsschiffen verfolgt, man hat mich zum Desperado gemacht . . . «

Weiter kam ich nicht. Das Wort Desperado hatte genügt.

Desperado – ein Verzweifelter – dieses Wort hat in ganz Amerika, nicht nur im spanischen, einen schrecklichen Klang.

Es hat jemand einen anderen getötet. Und auch in Amerika gibt es noch eine Blutrache. Alle Verwandten, alle Freunde schwören, an dem Mörder Wiedervergeltung zu üben. Dieser wird zum Desperado. Er stellt sich außerhalb der Gesetze, gibt durch ein äußeres Abzeichen zu erkennen, gewöhnlich durch eine rote Schleife

am Hut, daß er gewillt ist, jeden Menschen sofort niederzuschießen, der in seiner Gegenwart in die Tasche greift, der nur hinter seinen Rücken zu treten versucht; er läßt den Revolver nicht mehr aus der Hand, betritt mit diesem den Laden, hält die Waffe dem Barbier vor, der ihn rasiert.

»Ein Desperado!!« erklang es jetzt gellend mit schreckensbleichen Mienen.

Ein junger Stutzer ließ einen Revolver blitzen, plötzlich war dieser in meiner Hand, und das Bürschchen lag mit ausgekugelttem Arm am Boden.

Auch einige Matrosen mochten Miene zur Gegenwehr gemacht haben, meine Jungen stürzten sich auf sie, im Nu waren sie überwältigt, gebunden.

»Hände hoch!!!« donnerte ich, den Revolver vorhaltend, und hinter mir stand Goliath in derselben Stellung.

Alle ohne Ausnahme gehorchten sofort. Auch kein einziger zeigte sich als Mann.

»Was wollen Sie von uns?« stammelte jener, der mich schon vorhin angeredet hatte.

»Wie heißen Sie?«

[557]

»Silva de Borgia.«

»Was für einen Rang bekleiden Sie?«

»Die Präsidentschaft der Republik Uruguay.«

Ich wußte ja nicht einmal, wie die Präsidenten dieser Republiken hießen. Nur das hatte ich bestimmt gewußt, daß sich die beiden an Bord dieser Jacht befanden. Denn wenn derjenige, welcher eine eigene Rangflagge führt, nur mit einem Fuße das Land betritt, so muß auch diese Flagge niedergeholt werden, dann sind die Schiffsplanken nicht mehr durch seinen Fuß geweiht.

»Und wer ist der Präsident von Argentinien?«

Mit erhobenen Händen verriet sich ein anderer durch seine Körperbewegung. Es war hübsch, daß sie so offen waren.

»Ihr Name?«

»Andrada.«

»Well, ich nehme Sie und Ihre Begleiter als Geiseln gefangen, zur Sicherheit meines Schiffes und meiner eigenen Person. Um was es sich handelt, werden Sie in meiner Kajüte erfahren. Denn Sie begeben sich jetzt an Bord meines Schiffes. Bitte, keinen Widerstand, sonst muß ich auch Sie fesseln, so leid es mir täte. Sonst werde ich Sie mit aller gebührenden Hochachtung behandeln, als meine Gastfreunde.«

»Auch die Damen?« mußte der argentinische Präsident, ein schon älterer, sogar schon etwas zitternder Herr, einschalten.

»Wir kommen alle mit,« entschied sofort eine Dame energisch, auch nicht mehr ganz jung, aber mit Puder und Schminke recht hübsch angepinselt, und dann setzte sie noch hinzu: »Mit wem haben wir denn die Ehre?«

»Richard Jansen ist mein Name, Kapitän der ›Sturmbräut‹ von New-York.«

[558]

Hei, das gab eine Ueberraschung! Also auch hier war ich schon ›berühmt‹.

»Richard Jansen, der die Lady von Leytenstone beschützte, an Bord seines Schiffes hatte?« erklang es eifrig im Chore, aber meist waren es weibliche Stimmen, von denen vier zur Verfügung standen.

»Ganz richtig, meine Damen.«

»Der aus dem Zuchthaus von Portland entsprungen ist?«

»Auch das habe ich auf dem Gewissen.«

Zwei weibliche Hände fuhren schnell herunter – na, sogleich wollte ich doch nicht schießen, und Goliath war gegen das zartere Geschlecht glücklicherweise ebenso rücksichtsvoll wie ich – und es waren auch nur zwei Lorgnetten an ellenlangem Stiele, die schnell aus den Gürteln geholt wurden, um mich besser betrachten zu können.

»Hände hoch!!« kommandierte ich trotzdem.

Nur die eine gehorchte, die andere, die ältere mit der vielen Schminke, nahm die Lorgnette nicht von den Augen.

Und dann nickte sie mir recht freundlich zu.

»Jawohl, wir kommen mit hinüber. Meine Herren, begeben Sie sich ins Boot. Und daß niemand eine Dummheit macht. Geh du voran, Silva.«

Der uruguayische Präsident war es, der als erster gehorsam mit dem linken Fuße antrat, und ich ahnte schon, daß ich in dieser geschminkten Schachtel, jedenfalls die Gattin des alten Herrn, gleich eine mächtige Bundesgenossin gewonnen hatte, welche die Abgabe von Waffen überflüssig machte.

Zugnickt hatte sie mir freundlich, aber ihren Ehemann und auch die anderen hatte sie mit ihrer energischen Stimme ganz bannig angeschnauzt.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Papa,« sagte da noch eine jüngere Dame, ein ganz nettes

[559]

Mädel, zu dem argentinischen Präsidenten, der noch gar nicht so alt aussah, jetzt nur sehr blaß, »dieser Kapitän tut uns nichts, der ist trotzdem ein Kavalleresco.«

Da hatte sie recht – wenn ich auch nicht reiten konnte.

Es waren fünf Herren und vier Damen, welche hinab in das große Boot kletterten, und Goliath, von mir eine Anweisung erhaltend, stieg nach, noch den Revolver in der Hand.

Ich begab mich erst noch einmal ins Innere der Jacht. Wenn ich diese klein genannt, so hatte ich dabei an ein Fahrzeug gedacht, auf welchem man über das hohe Meer fahren kann. Sonst war diese Jacht hier, auf den Namen ›Alhambra‹ getauft, z. B. bedeutend größer als der ›Knipperdolling‹, nur nicht mit solch hoher Takelage; aber neun Personen konnten darin recht gut in einzelnen Kabinen untergebracht werden.

Ich musterte die Kajüte, blickte in einige Kabinen – Donnerwetter, war das hier alles eine Pracht!! Die Einrichtung gab der Jacht der Coliani an nichts nach.

»Wem gehört diese Jacht?« wandte ich mich an einen Steward, dessen sich einer meiner Jungen schon liebevoll angenommen hatte.

»Dem Herrn Präsidenten Silva de Borgia,« lautete die Antwort.

»Das ist der Präsident von Uruguay?«

»Sehr wohl, Señor.«

»Ja aber, auf der Jacht weht doch die Kriegsflagge von Argentinien.«

»Weil sich die Jacht auf argentinischem Gebiete befindet und der Präsident von Argentinien sie unter seinen persönlichen Schutz genommen hat.«

»Wie kommt es denn, daß sich die beiden Präsidenten zusammen hier befinden?«

[560]

»Der Präsident von Uruguay hat mit seiner Familie dem von Argentinien einen Besuch abgestattet.«

»Aus diplomatischen Gründen?«

»Das weiß ich nicht. Sie haben zusammen eine Vergnügungsfahrt auf dem Strome gemacht.«

Mehr konnte mir der Steward nicht sagen, mehr wollte ich von diesem Manne auch gar nicht wissen.

Nur so viel war mir schon klar, daß hier auch gegen Brasilien ein unlauteres Spiel getrieben wurde. Aber ich wollte mich prinzipiell nicht um Politik kümmern. Ich hatte die beiden Präsidenten und diese wertvolle Jacht in meinen Händen, das genügte mir.

Es waren vier Matrosen, ein Steuermann, ein Koch und zwei Stewards, welche ich nach einigen ermahnenden und beruhigenden Worten in die Segelkammer einsperren ließ.

Dann übernahmen einige meiner Jungen die Bedienung der Jacht, welche keine Maschine besaß: ich wollte sie, wenn sie nicht allein segeln konnte, ins Schlepptau nehmen.

Hierauf begab ich mich selbst ins Boot, es ging meinem Schiffe zu, fünf Minuten später befanden wir uns in der Kajüte desselben.

»Darf ich zunächst um eine nähere Vorstellung bitten?«

Meinem Wunsche wurde gewillfahrt. Die beiden Präsidenten kannte ich nun schon. Der von Uruguay hieß also Borgia, der von Argentinien Andrada, was an den Vokalen leicht zu merken ist. Die drei anderen Herren waren ein argentinischer Admiral und zwei uruguayische Offiziere. Doch brauchen wir nur den Namen des einen zu wissen, die der anderen habe ich selbst nicht in meiner Erinnerung behalten.

[561]

Don Cesar Uglio, trotz seiner 24 Jahre schon Oberst in der uruguayischen Armee, war der Fant, der auf mich den Revolver angeschlagen hatte, wofür er jetzt einen verrenkten Arm bejammern mußte. Die Hauptsache aber war, daß er mir gleich als der Verlobte der Tochter des argentinischen Präsidenten vorgestellt wurde, welche auf den lieblichen Namen Angelina hörte und auch wirklich ein recht nettes Mädel war, wenn auch wohl nicht gerade, wie ihr Name bedeutete, ein sanfter Engel.

Das galt noch weniger von der anderen weiblichen Hauptperson, von der mit der vielen Schminke, Donna Borgia, welche ganz unverkennbar die große Generalstabshose mit der roten Bise anhatte.

Die beiden anderen Damen waren Freundinnen dieser beiden und kommen nicht weiter in Betracht, wenn sie auch als Frauen oder Töchter angesehener Männer für mich als Sicherheitsgeiseln wertvoll genug waren.

Diese Vorstellung hatte viel weniger Zeit in Anspruch genommen, als ich hier zur schriftlichen Wiedergabe brauche.

Dann renkte ich zunächst dem Don Cesar den ausgekugelten Arm wieder ein. Er hatte schon immer viel mehr gejamert, als sich für einen uruguayischen Obersten geziemt, und ich merkte gleich, daß die Donna Angelina für ihren Bräutigam äußerst wenig Mitgefühl hatte, er schien ihr recht schnuppe zu sein, und das galt auch dann noch, als es einen Knacks gegeben hatte, worauf Don Cesar leichenblaß und bewußtlos auf dem Sofa lag.

Ich hatte ihm vorher die Jacke ausgezogen, legte den weißen Mädchenarm des Mannes in eine Schlinge.

»Es hat nichts weiter zu bedeuten, in drei Tagen kann er den Arm wieder gebrauchen,« beruhigte ich die Umstehenden.

[562]

»Ach ja, warum denn nicht?« meinte die liebevolle Braut – weiter nichts.

So niedergeschlagen die vier anderen Herren waren, so lebhaft die vier Damen, die sich mit größtem Interesse unter Zuhilfenahme der Lorgnetten in meiner Kajüte umsahen und mich schon mit Fragen zu bestürmen begannen, alle gleichzeitig. Der einen sollte ich Ausführliches über Lady Leytenstone erzählen, die zweite fragte mich, ob ich in Portland auch Sträflingskleider getragen habe, die dritte wollte wissen, ob diese Klingel wirklich elektrisch sei, und die vierte bat mich um meine Meinung, ob ihr zerbrochener Fächer noch reparierfähig sei.

Dann aber kam doch die Hauptsache zum Durchbruch: weshalb ich eigentlich die Herrschaften gefangengenommen hätte.

Als sie ruhig dasaßen, konnte ich endlich erzählen – von Fregattenkapitän Donato, von seinem Silber, das sich in Eisenfeilspäne und Nägel verwandelt hatte, und was ich sonst noch alles erlebt hatte.

»Unerhört, unerhört!!« erklang es fortwährend, und mit tausend Worten versicherten sie alle, daß sie vor Schreck und Stauen sprachlos wären.

Darüber, daß dieser famose Fregattenkapitän das Silber habe verschwinden lassen, mich als Sündenbock vorgeschoben habe, waren sie sich ebenso alle sofort einig. Aber einen besonderen Eindruck auf den argentinischen Präsidenten machte die Mitteilung, daß Uruguay bei Brasilien einen Pump angeschlagen hatte, durchaus nicht, das mußte er vielmehr schon gewußt haben.

Aber ob er auch schon wußte, daß Uruguay dieses Geld dazu benutzen wollte, um Söldlinge zum Kampfe gegen Argentinien anzuwerben?

Möglich, oder nicht. Ich selbst hatte nichts von dem verlauten lassen, was mir Donato darüber

[563]

offenbart, und im übrigen war mir dies alles höchst gleichgültig, ich hatte nur die Sicherheit meines Schiffes im Auge.

Was für Fragen nun alles auf mich einstürmten, kann ich ja gar nicht schildern.

»Wie sind Sie denn aus dem Fort entkommen?«

Ich erzählte von meinem Todessprung, und da wollten die Damen wissen, was ich unterwegs gedacht hätte, als ich so kopfüber in die Tiefe hinabgesaust war.

»Kein Zweifel,« sagte dann, als wieder etwas die Ruhe hergestellt war, Borgia, »Kapitän Donato hat das Silber beiseite gebracht, und zwar in einer Weise, daß er noch Zeit genug hat, um sich selbst gemächlich in Sicherheit bringen zu können. Und gerade Sie mußten das Opfer seiner intriganten Pläne werden.«

»Ich bin aber nicht gewillt,« entgegnete ich, »sein Opfer zu bleiben. Ich sollte für die Ueberbringung des Silbers 10 000 Milreis erhalten.«

»Von wem?«

»Von der uruguayischen Staatskasse.«

»Wer hat das gesagt?«

»Kapitän Donato. 1000 Milreis zahlte er mir bar aus, auf die anderen 9000 stellte er mir eine Anweisung auf die uruguayische Staatsbank aus.«

»Kein Gedanke . . . «

»Senor! Es ist so, wie ich sagte!«

»Aber wie kann Ihnen dieser Kapitän denn solch eine Anweisung ausstellen?«

»Das Wie weiß ich nicht – ich weiß nur, daß er es tat.«

»So müssen Sie sich an die Regierung von Brasilien halten.«

»Mitnichten! Sondern an Sie und an Ihre Begleiter werde ich mich halten! Und nun hören Sie meine Bedingungen: Ich verlange von Ihnen

[564]

meine 9000 Milreis, die ich mir ehrlich verdient habe; zweitens meine Jacke, die mir abgerissen wurde, mit allem, was sich darin befand, unter anderem auch ein silberner Zahnstocher und eine kostbare Schlipfnadel; drittens vollkommene Amnestie, daß ich mit meinem Schiffe unbehelligt wieder aufs offene Meer hinauskomme und mir auch sonst hier nichts nachgetragen wird, und viertens wird der Finanzminister Don Felipe Aquada mich öffentlich um Entschuldigung bitten, daß er mich damals so behandelt hat. Verstanden?«

Es hatte nicht etwa humoristisch geklungen, was ich da gesagt, die Leutchen mochten bemerken, wie mir dabei die Adern auf der Stirn geschwollen waren, sie wurden plötzlich ganz kleinlaut.

»Und wenn nun auf diese Bedingungen nicht eingegangen wird?« wagte der argentinische Präsident noch einzuschalten.

»Ehe ich mich vor aller Welt blamiere, daß ich mich von solch einem uruguayischen Kreolen so übers Ohr habe hauen lassen – sprengte ich lieber mein ganzes Schiff in die Luft – und Sie natürlich mit!«

Jetzt wurden Schreckensrufe laut.

»Das werden Sie nicht tun!«

»Ich werde es tun, verlassen Sie sich darauf! Sorgen Sie dafür, daß es nicht nötig wird!«

»Was kann denn ich dafür?« sagte der argentinische Präsident.

»Auch die Kriegsschiffe des Landes, an dessen Spitze Sie stehen, sind hinter mir her. Gerade Sie sind es, der mir Amnestie gewähren muß. Und mir ist überhaupt alles egal, ich bin zum Desperado gemacht worden, und ich halte mich ohne Ansehen der Person an den, den ich gerade in meine Hände bekommen habe. Basta!«

Ratlos blickten sich die Anwesenden an.

»Wir liefern Ihnen als Sicherheit unsere Jacht

[565]

aus,« sagte die Donna Borgia. »Sie ist wertvoll genug um die neuntausend Milreis . . . «

»Diese Ihre Jacht ist jetzt sowieso in meinen Händen,« fiel ich ihr ins Wort. »Aber ich will die Jacht nicht verkaufen, um in Besitz der mir versprochenen neuntausend Milreis zu kommen, sondern ich verlange dieses Geld ordnungsgemäß ausgezahlt, wie die mir abgenommenen, sagen wir gleich geraubten Sachen zurück, sowie Abbitte des Finanzministers. Nun überlegen Sie sich, wie Sie das machen wollen.«

Nach diesen Worten verließ ich die Kajüte, denn ich merkte, daß an Deck etwas Besonderes vorging.

Die Jacht war unterdessen am Heck der ›Sturmbräut‹ angebaut worden, und Mahlsdorf hatte mich eben rufen lassen wollen, um mich auf eine Kahnreihe aufmerksam zu machen, welche stromabwärts kam, aber trotzdem von einem kleinen Dampfer geschleppt.

»Die sind mit Kohlen befrachtet, die wir sehr gut gebrauchen könnten,« meinte Mahlsdorf.

Ja, da hatte er nach beiden Hinsichten recht. Die Flottille war noch weit voraus, aber durch das Fernrohr ließ sich schon erkennen, daß die ersten beiden ungedeckten Kähne Kohlen geladen

hatten, jedenfalls in Rosario eingenommen, eben aus jenem argentinischen Bergwerke stammend.

Die drei anderen Stromkähne waren verdeckt, und auf dem Dampfer sahen wir ziemlich viele Soldaten stehen.

Wieder war es Goliath, der uns gleich eine Erklärung für diese argentinischen Soldaten abgeben konnte, und zwar eine ganz überraschende.

»Dann ist dies auch der Dampfer, welcher alljährlich das in Cordova gewonnene Gold nach Buenos Aires bringt.«

»Kapitän, wenn wir uns dessen bemächtigten!« fuhr Mahlsdorf gleich auf.

[566]

Er war meinem Entschlusse, der sofort gefaßt gewesen, nicht zuvorgekommen. Aber ich bin nicht so einer, der die Originalität seiner eigenen Ideen immer verteidigen muß. Ich hatte mir ja schon überlegt gehabt, ob ich mich nicht der Maisschiffe bemächtigen sollte. Gold war natürlich weit besser, und hoffentlich war dort auch genügend vorhanden.

Also ich ließ sofort die beiden Admiralsflaggen herüberbringen und sie am Topmast der ›Sturmbräut‹ hissen, dazu auch gleich die argentinische Kriegsflagge.

Drüben auf den Booten war allgemeine Aufregung. Die Soldaten brachten eiligst ihre Uniformen in Ordnung, was sie auch sehr nötig hatten, da sich die meisten noch in mehr als nur in Hemdärmeln befanden.

Dann suchte ich mir wieder zwölf meiner intelligentesten und entschlossensten Jungen aus, gab ihnen eine kurze Instruktion, und während schon dem Schleppdampfer ein befehlerisches »Stopp!« zusignalisiert und unser größter Kutter ausgesetzt wurde, begab ich mich mit einigen anderen noch einmal in die Kajüte.

Die Bootsflottille hätte wohl schon von den Bollaugen auf Backbordseite aus gesehen werden können, aber ich bemerkte gleich, daß dies eben noch nicht geschehen war, man hätte auch ganz

von der Seite auslugen müssen, und das nächste war, daß meine Matrosen diese Bollaugen mit den eisernen Deckeln verschlossen, die immer vorhanden sein müssen, falls bei schwerem Seegang einmal die starke Glasscheibe bricht und nicht gleich wieder ausgewechselt werden kann. Auf der anderen Seite konnten sie ruhig offen bleiben.

So, es war geschehen. Verständnislos hatten meine unfreiwilligen Passagiere den Matrosen zugeschaut.

»Sie wollen wohl diese Kajüte auch noch in  
[567]

ein finsternes Gefängnis umwandeln?« fragte mich der eine Präsident.

»Nein, nur auf der einen Seite möchte ich Ihnen die Aussicht versperren. Es kommen uns Kohlenkähne entgegen, geschleppt von einem Dampfer, an dessen Bord sich argentinische Soldaten befinden, woraus wir schließen, daß dieser Dampfer auch das in Cordova gewonnene Gold nach Buenos Aires bringt . . . «

Ich kam nicht weiter. Besonders meine männlichen Gefangenen fuhren gleich durcheinander.

»Sie wollen sich doch nicht etwa dieses Goldes bemächtigen?!«

»Das beabsichtige ich allerdings.«

»Das ist offenbarer Seeraub!«

»Ich bin nur auf meine Sicherheit bedacht und werde das Gold wieder ausliefern, sobald ich meine neuntausend Milreis und meine anderen Sachen zurückerhalte.«

»Dieses in Cordova gewonnene Gold gehört nicht der argentinischen Republik, sondern einem Privatmann in Uruguay, dem Senor Sylvestre.«

»Ah, was Sie mir nicht mitteilen können!« rief ich erfreut. »Also Uruguay hätte den Schaden davon? Das ist ja vortrefflich! Eben Uruguay ist es, an das ich mich zu halten habe.«

Die Herren ließen die Köpfe hängen. Wie ich später erfuhr, hatte aber die argentinische Regierung die Sicherung dieses Goldtransportes bis in die uruguayischen Gewässer übernommen, daher auch die argentinischen Soldaten, was mir ja aber nur alles doppelt zustatten kam.

»Herr Kapitän!« rief das argentinische Staatsoberhaupt dann. »Bedenken Sie, was Sie tun – Sie machen sich durch solch eine Handlung zum vogelfreien Strompiraten!!«

»Ich kann nicht noch vogelfreier werden, als man mich schon unschuldig gemacht hat, und ich werde

[568]

es tun. Ich werde diesen Dampfer durch Ihre eigene Flagge anhalten und das Gold annektieren.«

»Bravo, das ist noch männlich gehandelt!« rief da plötzlich die Donna Borgia ganz enthusiastisch, und die anderen Damen stimmten ihr bei, am meisten die argentinische Präsidententochter, die sich beeilte, die andere noch an schmeichelhaften Ausdrücken zu übertreffen.

Ja, ich glaube, wenn einmal die Frauen ganz gleichberechtigt mit den Männern werden, auch an das Ruder der Regierung gelangen können, dann wird für alle edlen Räuberhelden eine goldene Zeit anbrechen.

Doch ich machte mir nicht viel aus so etwas, ich verwarnte die Herren, an Deck zu kommen, zur Vorsicht würde ich sie lieber einmal einschließen, begab mich wieder hinauf und ins Boot.

Der Flaggenbefehl, daß der Dampfer halten sollte, war unterdessen schon gegeben worden. Man hatte gehorcht. In drei Minuten war ich drüben, wo mich acht Soldaten unter einem Leutnant in mehr krummer als strammer Haltung empfingen, das Gewehr bei Fuß, fertig zum Präsentieren.

Niemand von den armen Kerlen wußte ja, was das eigentlich alles bedeuten sollte. Ich hatte ebenfalls Goldstrippen an

den Jackenärmeln, aber eine argentinische Kriegsuniform war das nicht.

Doch was sollten sie tun? Auf dem großen Schiffe wehte die argentinische Kriegsflagge, sogar die der beiden Präsidenten, und dann mochten sie auch schon diese Jacht kennen.

Es mit Strompiraten zu tun zu haben, die sich ganz neu etabliert hatten, auf diese Idee konnte jedenfalls niemand kommen. Auf diesem unteren Stromlaufe des Parana hat auch schon früher die Piraterie niemals floriert. Es fehlt hier an Nebenflüssen und [570]

an allen anderen Verstecken, welcher Piraten unumgänglich zu ihrer Existenz bedürfen.

Ich stand vor ihnen, hinter mir acht meiner Jungen, diesmal nicht mit Entersäbeln bewaffnet, nicht einmal den Revolver offen tragend.

»Wer führt das Kommando?«

Der junge Offizier, fast ein Knabe noch, präsentierte den Säbel.

»Ihr Name?«

»Leutnant Raphaelo.«

»Im Namen der Regierung der argentinischen Republik: Sie sind verhaftet! Geben Sie mir Ihren Degen.«

Der uniformierte Jüngling erblaßte bis in die Lippen. Der arme Kerl tat mir wirklich leid. Eigentlich wäre mir fast lieber gewesen, wenn er mit dem Säbel schnell einen Stoß nach mir geführt hätte, und ich war schon auf so etwas vorbereitet, mein Stiefel stand schon in Positur.

Aber es war nicht nötig, er gehorchte, hatte mit einem eleganten Schwung den Degen unten an der Klinge gefaßt und überreichte mir den Griff.

»Weswegen . . . ?« brachte er nur mühsam dabei heraus.

»Danach haben Sie gar nicht zu fragen, das werden Sie schon erfahren!« mußte ich den armen Jüngling noch anschnauzen, während ich den Degen nahm und ihn hinter mir weitergab.

»Setzt die Gewehre zusammen!!« war mein nächstes Kommando.

Es war auf spanisch falsch gegeben worden, aber die Hauptsache war, daß die gänzlich düpierten Soldaten gehorchten, und es hätte ihnen auch gar nichts genützt, meine Jungen nahmen ihnen die Schießprügel noch aus den Händen weg.

»Sie führen einen Goldtransport?« fragte ich den Leutnant weiter.

[571]

»Ja, Senor ... Senor ... «

Er wollte gern meinen Namen und Rang wissen, aber ich ließ mich nicht auf solche Kleinigkeiten ein.

»Wieviel?«

»Zweiunddreißig Säcke.«

»Wieviel wiegt ein Sack?«

»Immer einen Zentner.«

»Reines Gold?«

»Reiner Goldstaub.«

Zweiunddreißig Zentner – das entspricht einem Werte von drei Millionen zweimalhunderttausend Mark – na, das ließ sich hören, da lohnte sich der Fang. Für ein Goldbergwerk, in dem ein ganzes Jahr lang gepaddelt und gewaschen wird, hat das freilich nicht viel zu sagen. Und wie ich dann hörte, hatte Senor Sylvestre nach Abzug aller Unkosten auch kaum hunderttausend Mark daran verdient. Bei mir lag die Sache natürlich anders.

»Wo befinden sich diese Goldsäcke?«

»In einer Kabine des Zwischendecks.«

»Führen Sie mich hin!«

»Ich habe nicht den Schlüssel dazu.«

»Wer hat diesen sonst?«

In diesem Augenblick trat mir ein Hindernis entgegen in Gestalt eines besser gekleideten Mannes mit großem Strohhut, einer so blaßgelb wie der andere.

»Herr, mit welchem Rechte fordern Sie dieses Gold, welches einem uruguayischen Privatmanne gehört?«

In diesem Augenblick ward mir auch klar, was jetzt auf dem Spiele stand. Wenn sich dieser Strohhutmann nicht biegen lassen wollte, dann . . . mußte er brechen! Denn ich war nicht geneigt, jetzt wieder einen Schritt zurückzutreten oder gar kurz vor

[572]

dem Ziele umzukehren. Dann würde wahrscheinlich Blut fließen – und ich war entschlossen zu allem.

»Wer sind Sie?« fragte ich zunächst in genügend schroffem Tone.

»Der Bevollmächtigte von Senor Sylvestre, welcher das Bergwerk von . . . «

»Blicken Sie gefälligst dorthin.«

Der Strohhut folgte meiner ausgestreckten Hand.

»Was sehen Sie dort?«

»Die argentinische Kriegsflagge und die . . . «

»Na also! Sie haben einfach zu gehorchen, die Regierung von Argentinien wird sich schon zu verantworten wissen. Und nun heraus mit dem Schlüssel!«

»Der Präsident von Uruguay ist selbst an Bord dieses . . . «

»Heraus mit dem Schlüssel!!« donnerte ich ihn an. »Oder Sie werden gleich erfahren, wen Sie eigentlich vor sich haben!!«

Bei Gott, der Strohhut ließ sich einschüchtern! Und wohl ihm, daß er es tat! Denn wie gesagt, jetzt hätte ich vor dem blutigsten Kampfe mit all diesen braunen Bootsleuten nicht mehr zurückgeschreckt, und da wäre es diesen Kreolen natürlich eklig gegangen.

Aber der Strohhut griff mit der Hand gehorsam in seine hintere Hosentasche, wandte sich gehorsam dem Kajüteneingange zu, ich folgte ihm mit Goliath und zwei anderen Matrosen, und wir standen in einer kleinen Kabine vor den zweiunddreißig Säckchen, die wegen ihres bedeutenden Gewichtes gleichmäßig an den Seiten des Dampfers verteilt waren.

Die Ledersäckchen waren gar nicht so groß, dennoch wog jedes einen Zentner, und obgleich mir schon das eine Garantie bot, daß es nur Gold sein könne, traute ich dem Braten doch nicht, die Eisenfeilspäne steckten mir noch gar zu sehr in der Nase, und Quecksilber dürfte ungefähr das gleiche Gewicht [573]

wie Gold haben, fühlten sich die Säckchen doch auch so weich oder doch nachgiebig an.

Also ich erbrach ohne weiteres die Plomben, ein Ledersack nach dem anderen wurde geöffnet. Auch wieder so ein Pulver, nur ein gelbes.

»He, wenn dat all wedder Messingfeilspeeehn sünt,« meinte da der dämliche Fritze, den ich versehentlich mit in diese Kammer genommen hatte, in seinem schönsten ostfriesischen Platt, wofür er gleich eins ›up sien Snut‹ verdient hätte; denn der mußte jetzt doch einen stolzen Spanier vorstellen.

Doch der Strohhut war ob meines resoluten Vorgehens, daß ich so einfach die geheiligten Plomben aufriß, dermaßen konsterniert, daß er gar nicht darauf achtete; er hatte dieses feine Deutsch ja auch gar nicht verstanden, und außerdem sprach ja ich selbst nur ein mangelhaftes Spanisch, mindestens mit ganz fremdem Akzent.

Die Lederbeutel wurden wieder zugeschnürt, in fünf Minuten waren sie drüben an Bord meines Schiffes.

Dann forderte ich Kohlen, fragte nach dem Preise – die Tonne vierzehn Schilling – und die Uebernahme mittelst Winden erfolgte, was besonders deshalb sehr schnell vonstatten ging, weil sich die Steinkohlen schon in Doppelzentnern in Bastsäcken befanden, die nur eingehakt zu werden brauchten.

Als die fünfzigste Tonne übernommen war, mußte ich Halt gebieten. In der Ferne tauchten wieder die Mastspitzen und Rauchwolken der mir folgenden Kriegsschiffe auf.

Der Kapitän des Schleppdampfers war höchlichst erstaunt, als ich ihm diese fünfzig Tonnen Kohlen mit gutem brasilianischen Gelde bezahlte. Eigentlich hatte er ja gar keinen Grund zum Stauen. Ich war für ihn doch kein Seeräuber, wurde noch immer als irgendein Vertreter der argentinischen Regierung  
[574]

mit unumschränkter Vollmacht betrachtet. Aber diese Kreolen schienen schon an solche Furagierungen von Regierungsbeamten gewöhnt zu sein.

Und dann ging es wieder stromabwärts, keck den Kriegsschiffen entgegen. Denn mein Entschluß war gefaßt, jetzt mußte der Komödie ein Ende gemacht werden.

Den Schluß derselben, wenn er sich auch mehrere Tage hinausshob, fasse ich, da sich dabei keine bemerkenswerten Szenen ereigneten, kurz zusammen.

Die Sonne näherte sich dem Horizonte, als ich mich mitten zwischen der Kriegsflotte befand, jetzt bestehend aus vier Argentinern und zwei Uruguayern.

Was für eine Aufregung auf diesen Schiffen herrschte, als sie die verfolgte ›Sturmbräut‹ erblickten, stolz mit der argentinischen Kriegsflagge und den Flaggen der beiden Präsidenten, kann ich gar nicht beschreiben.

Außerdem hatte ich mich nun auch mit meinen unfreiwilligen Gastfreunden viel gemüthlicher auseinandergesetzt, hatte die fünf Herren und vier Damen, nachdem ich sie reichlich gefüttert, gebeten, an Deck zu kommen, und wir waren den Kriegsschiffen so nahe, daß jede Person mit bloßen Augen deutlich zu erkennen war, jeder Gesichtszug.

Ja, was sollten die Kriegsschiffe denn machen? Sie konnten doch nicht auf das Schiff schießen, auf dem sich ihre Landesoberhäupter mit Frauen und Kindern befanden?

Ich ließ mich auf eine Flaggenunterhaltung ein, meine Präsidenten selbst befahlen ihren gepanzerten Untertanen, mich ruhig

durchzulassen, und der uruguayische Admiral war sogar behilflich, die bunten Lappen anzuknüpfen.

Dann hatten wir die Kriegsschiffe schon wieder weit hinter uns, mit Anbruch der Nacht war auch kein Licht mehr von ihnen zu sehen.

[575]

Die Nacht war hell genug, wenigstens für Goliaths Augen, um das Fahrwasser zu erkennen, am frühen Morgen steuerte ich in den Laplata ein, und am Nachmittage desselben Tages lag ich, ohne von einem Kriegsschiff behindert worden zu sein, auf der Reede von Montevideo, also noch außerhalb der Bucht, welche den Hafen bildet, und zwar hatte ich mir eine Stelle ausgemacht, wo die Anker noch Grund fanden, wo es aber gleich daneben grundlos tief hinabging.

Was man auf dem Fort und in ganz Montevideo dachte, als man die durchgebrannte ›Sturmbraut‹ wiedersah, stolz mit der Kriegsflagge und den Flaggen der Präsidenten der beiden Nachbarstaaten, hätte ich auch wissen mögen. Durch das Fernrohr ließ sich nur beobachten, daß es in der Stadt wie in einem Ameisenhaufen zuging.

Es sollte sofort ein Abgesandter abgehen; als solcher bot sich der junge Oberst an. Präsident Borgia setzte ein langes Schreiben auf, in dem er die ganze Affäre schilderte, den Finanzminister der größten Dummheit bezichtigte, mich für einen tadellosen Ehrenmann erklärte, usw.

Dieses Schreiben wurde von allen anderen Herren und Damen unterschrieben, desgleichen von einigen der Matrosen, die ich auf der Jacht, welche ich natürlich noch immer im Schlepptau führte, interniert hatte.

Dann folgten meine eigenen Bedingungen, unter welchen ich meine Gefangenen und die erbeuteten zweiunddreißig Zentner Gold wieder herausgeben wolle.

Als erstes Auszahlung der 9000 Milreis in barem Gelde (ob ich diese von Brasilien oder von sonstwem zu fordern hätte, sei mir ganz gleichgültig, ich hielte mich jetzt an die Regierung von Uruguay). Zweitens Wiederherausgabe meiner Jacke mit allem, was darin gewesen, hauptsächlich dem silbernen Zahnstocher und der [576]

Brillantnadel. Auf eine Abbitte des Finanzministers wolle ich verzichten, an der sei mir gar nichts gelegen, desgleichen verlange ich keinen Schadenersatz für die bisher verwendete Zeit, dagegen fordere ich für jede Stunde, die ich hier nach Absendung dieser Bedingungen noch untätig liegen müsse, zwanzig Milreis. Also beeilen!! Und viertens seitens der Regierung von Uruguay sowohl wie von Argentinien eine Erteilung der vollkommenen Amnestie für mich und meine ganze Mannschaft, das heißt, eine schriftliche, unanfechtbare Erklärung der beiden Regierungen, daß wir nicht jetzt noch jemals für diese unsere Handlungen bestraft oder irgendwie zur Rechenschaft gezogen werden können.

Drei Tage wollte ich hier auf die Entscheidung warten. Nach Ablauf dieser Frist würde ich die Anker lichten und ins offene Meer segeln, mit Gefangenen und Goldschatz. Ich ließe es auf jeden Kampf ankommen. Aber ehe ich mich und mein Schiff auslieferte, würde ich es in die Luft sprengen, samt allen darauf Befindlichen, und natürlich würde ich dafür sorgen, daß dies an einer Stelle geschehe, wo dem mitgesunkenen Golde nicht mehr beizukommen wäre. Ebenso würde ich schon jetzt über jedes Fahrzeug schießen, welches sich mit mehr als vier Mann Besatzung meinem Schiffe über hundert Meter zu nähern versuche. Also Vorsicht!!

»Man hat mich, der ich ganz unschuldig bin, durch Unvernunft zum Desperado gemacht, und so bin ich auch gewillt, wenn es sein muß, als solcher zugrunde zu gehen. Alles Blut komme über die, welche dies verschuldet haben. Richard Jansen, Kapitän und Eigentümer der ›Sturmbraut‹.«

Der Oberst, der seinen Arm schon wieder gebrauchen konnte, ging mit den beiden Schreiben ab. Um nicht erst meine Jungen in Gefahr zu bringen,

[577]

daß jene etwa Gegengeiseln bekamen, hatte ich ein Fischerboot herbeigerufen.

So, nun mußten wir erst einmal auf die Antwort warten. Und wenn diese nun nicht in Gestalt eines Schreibens, sondern in einer Granate kam, dort oben vom Fort oder von einem Kriegsschiffe?

Mir war das eigentlich höchst gleichgültig, ebenso dachten meine Leute – das war ein lustiger, frischer, fröhlicher Krieg, nichts weiter – und von meinen Gefangenen nahmen die Damen die Sache viel leichter als die Herren.

»Sie müssen, sie müssen darauf eingehen!!« konnten diese letzteren zum Selbsttrost nicht oft genug wiederholen. »Das Lösegeld wird einfach aus meiner Privatschatulle bezahlt, das ist doch eine Kleinigkeit!«

Ja, so dachte auch ich. Diese südamerikanischen Republiken sind wohl alle arm wie die Kirchenmäuse, das heißt, es sind keine Staatsgelder vorhanden, desto mehr Staatsschulden; aber schwerkreiche Leute gibt es dort unten massenhaft, auch direkte Bürger dieser armen Republiken. So ist bekannt, daß in Mexiko ein Minenbesitzer lebt, der, wenn er seine ausgeliehenen Hypothekengelder kündigt, den ganzen Staat Mexiko pleite macht, und solche Krösusse gibt es dort unten noch in Menge. Wer dort Präsident werden will, muß überhaupt schweres Geld haben.

Wenn ich noch nicht an dieser Jacht erkannt hatte, was für ein reicher Knopp der Präsident von Uruguay war, so hörte ich es jetzt; der konnte ein paar Millionen mit der linken Hand zahlen, und dasselbe galt für das argentinische Landesoberhaupt.

Also das mit den 9000 Milreis war eine lächerliche Kleinigkeit. Ungewisser schon stand es mit meiner Schlipfnadel und mit meinem Zahnstocher, die konnten vielleicht schon einen Liebhaber gefunden haben, abhanden gekommen sein.

Aber wie es mit der Amnestieerteilung wurde,  
[578]

das wußte ich selbst nicht recht. Das war doch eigentlich für die beiden Republiken, deren Bürger lauter Nachkommen von edlen Hidalgos waren, eine fürchterliche Blamage! Kommt da so ein Seezigeuner hergelaufen, nimmt zwei Landesoberhäupter gefangen, raubt das in einem ganzen Jahre mühsam gewonnene Gold, und dann soll man ihn auch noch um Entschuldigung bitten!

Nun, es würde sich ja zeigen, wie es kam. Ich war jedenfalls auf alles gesaßt.

Wie gesagt, die vier Damen zweifelten viel weniger, sie hielten es eben gar nicht für möglich, daß man sie so schmähdlich in Stich lassen, sie etwa gar dem Tode überliefern könnte, und deshalb waren sie auch immer ganz fideler Laune. Das war einmal ein Abenteuerchen nach ihrem Geschmack.

Sie klapperten mit den Fächern und klapperten mit den Augen und stellten bei jeder Gelegenheit tausend Fragen an mich über Lady Leytenstone und anderes; ich hätte Tag und Nacht erzählen können.

Was sie sonst mit mir vorhatten, das war ja klar genug. Na, ich will nur sagen, daß ich mich während dieser Tage ganz gut amüsiert habe. Nur daß die Donna Borgia, was die Gattin von dem uruguayischen Präsidenten war, schon etwas reichlich Jahre auf dem Buckel hatte. Aber es ging noch gerade so, und wenn sie sich angepinselt und angeschmiert hatte – die Damen hatten an Bord der Jacht reichlich Toilette mitgenommen, ich selbst schmauste mit von dem delikatsten Proviant, soweit er konserviert war – dann sah sie auch noch ganz gut aus.

Und was die Tochter des argentinischen Präsidenten anbetrifft, die Donna Angelina Andrada, so scherte die sich den Teufel um ihren Bräutigam, und der hatte es ja auch eilig genug gehabt, als Vermittler von meinem Schiffe herunterzukommen, sollte auch gar nicht wieder erscheinen.

[579]

Dabei war hier von einer Verletzung der heiligen Gastfreundschaft gar keine Rede; ich mißbrauchte meine Macht durchaus nicht, war in diesem Falle kein Räuber; denn was einem freiwillig angeboten und geschenkt wird, kann man doch nicht rauben. Und daß keine Eifersuchtsszenen stattfanden, dafür wußte ich zu sorgen.

Also der junge Oberst mit dem verrenkten Arm, Angelinas Bräutigam, den sie dann auch später glücklich heiratete, kam nicht wieder. Dafür wurde uns alsbald vom Fort aus zusignalisiert, wegen der schon anbrechenden Nacht mit farbigen Lichtern, daß bereits ein Boot mit einem Parlamentär unterwegs sei, ob wir ihm und seinen Begleitern Sicherheit gewähren würden.

Na selbstverständlich! Daß die überhaupt nicht nur gleich einen Parlamentär schickten, an mich, den Räuber und Desperado, sondern auch diesen Namen durch die Signalsprache ausdrückten, das freute mich sehr.

Das Boot kam, brachte drei Herren mit. Der eine davon, wohl so ein Regierungssekretär, machte den Sprecher. Die Unterhaltung fand in der Kajüte statt, in Gegenwart meiner Gefangenen.

Ich solle doch um Gottes willen bedenken, was ich da täte.

Ich hätte schon alles reichlich erwogen, lautete meine Entgegnung.

Gut, die neuntausend Milreis solle ich ja sofort erhalten, Zahnstocher, SchlipSnadel und Jacke zurück, natürlich müsse ich auch das Gold wieder abliefern, dann solle mich der Finanzminister auch kniefällig um Verzeihung bitten, ich solle auch vollkommene Amnestie erhalten, aber ... aber ...

Der Sekretär fing an zu stocken.

»Was aber?«

[580]

»Aber von der Republik Argentinien können Sie solch eine Amnestie nicht verlangen.«

»Und darauf bestehe ich gerade.«

»Argentinien wird sich nicht darauf einlassen.«

»Dann bekommt es seinen Landesvater nicht wieder.«

»Das ist ein Präsident, und bedenken Sie, daß dessen Präsidentschaft noch dieses Jahr abläuft.«

»Aber nicht die Anwartschaft auf sein Vermögen. In dieser Beziehung wird er mir als Geisel dienen.«

»Nun gut,« lenkte der Sekretär abermals ein, und ich merkte schon, daß er noch etwas ganz Besonderes auf dem Rohre hatte.

»Aber dann müssen Sie uns wenigstens die Garantie geben, daß die Vereinigten Staaten sich nicht wieder mit diesem unangenehmen Falle beschäftigen werden.«

Aha, jetzt kam es! Ich hatte schon immer daran gedacht.

Ich selbst war ja allerdings auch mit der schuldige Teil, ich hatte weit über meine Kapitänsvollmacht zur Selbsthilfe gegriffen, das internationale Seegericht würde auch mich verurteilen – das Kapitänspatent konnte man mir deswegen freilich noch lange nicht nehmen – aber die Hauptschuld würde doch der verantwortlichen Regierung von Uruguay zugemessen werden, und solch eine Verletzung des Sternenbanners ließ sich die nordamerikanische Union nicht gefallen, am allerwenigsten damals, als die Union gerade mit der sogenannten Monroedoktrin anfang, Amerika den Amerikanern, d. h., ganz Amerika den Nordamerikanern, den Yankees, das Sternenbanner müsse auf der westlichen Hälfte der Erdkugel vom Nord- bis zum Südkap wehen.

Ferner waren es auch argentinische Kriegsschiffe gewesen, die mich verfolgt, mich zum Strompiraten gemacht hatten.

[581]

»Ich kann Ihnen nur die Versicherung geben, daß ich nicht klagbar werden will – weiter nichts.«

»Nun gut,« druckste der Sprecher wieder. »Aber da müssen wir erst mit Argentinien unterhandeln, und darüber vergehen noch einige Tage.«

»Ich will ja noch drei Tage hier liegen bleiben.«

»Und wenn bis dahin die Sache nicht erledigt sein kann?«

»Dann werden wir uns schon weiter einigen. Nur daß jede Stunde zwanzig Milreis Wartegeld kostet.«

Die Parlamentäre rückten wieder ab; ich durfte mich schon als Sieger fühlen.

Solche Parlamentäre kamen täglich, aber es war nichts weiter, als daß sie immer noch um etwas Aufschub baten. Am fünften Tage erhielt ich richtig meine neuntausend Milreis, meinen silbernen Zahnstocher, die Schlipsnadel und zwei prachtvoll ausgestattete Urkunden, in denen mich sowohl die Regierung von Uruguay wie die von Argentinien in aller Förmlichkeit um Entschuldigung baten, hiermit sei alles vergeben und vergessen, und außerdem erhielt ich rund 2400 Milreis Wartegeld.

Kann der Mensch mehr verlangen? Ich konnte sogar triumphieren.

Natürlich lieferte ich sofort die zweiunddreißig Goldsäcke aus, und nachdem ich von meinen unfreiwilligen Gästen den herzlichsten Abschied genommen, lichtete ich die Anker und erreichte unbehelligt das offene Meer.

---

Ich ging nicht so bald wieder an Land, bekam keine Zeitung zu sehen, und so erfuhr ich auch erst weit später, was für einen allgemeinen Eindruck dieses mein Abenteuer in Montevideo und auf dem Laplata in der Welt erzeugt hat.

Nun, die ganze Welt hat über diesen Putsch

eines deutschen Handelskapitäns gelacht, und am meisten tat man es in Nordamerika. Uruguay und Argentinien waren für lange Zeit die Blamierten, die für den Spott nicht zu sorgen brauchten, und ich selbst war der Held des Tages.

Schon vierzehn Tage später wurde diese ganze Geschichte auf einer New-Yorker Theaterbühne dem Publikum anschaulich vorgeführt, mit Schiffen und allem, was dazu gehörte, wie ich die beiden Präsidenten gefangen nahm, wie ich dann die Goldsäcke annektierte und so weiter, und natürlich nicht zu vergessen die Kampfszene im Kellergewölbe des Finanzministers, und dann hauptsächlich mein Todessprung von dem hohen Felsen ins Meer hinab, der große Clou in diesem Theaterstück.

Ja, der Direktor dieses großen Theaters hatte sogar emsiglich nach mir geforscht, um mich für dieses Stück zu engagieren, ich sollte in höchsteigener Person mitwirken, natürlich die Hauptrolle spielen, gegen ein ganz erkleckliches Honorar. Schon allein für den Jump, den ich von einem hölzernen Felsen in einen Wasserbottich machte, sollte ich pro Abend hundert Dollar bekommen, und für den Fall, daß ich mir in dem Bottich, welcher das Wasser repräsentierte, eine Rippe oder sonst etwas brach, hätte ich zehntausend Dollar erhalten, und mein zerschmetterter Kopf war das dreifache wert.

Doch, wie gesagt, dies alles erfuhr ich erst ein halbes Jahr später, als es schon nichts Neues mehr war. So hörte ich auch erst später, daß man zuerst den jungen Leutnant und seine Soldaten, wie auch den Schlepperkapitän und noch andere, wie natürlich auch den Finanzminister, für den Schaden oder vielmehr für die Blamage verantwortlich machen wollte, doch man war klug genug, es lieber nicht zu tun, sondern die Sache möglichst schnell für alle Ewigkeit zu begraben.

[583]

Was nun der Austausch des Silbers mit Eisenfeilspänen betrifft, so war tatsächlich Fregattenkapitän Donato der alleinige Sünder.

Er wurde dafür von Brasilien aus verfolgt; man erwischte ihn, als er sich von einem nordamerikanischen Hafen nach Frankreich einschiffen wollte, sämtliches Silber wurde ihm wieder abgenommen.

Alle übrigen Einzelheiten, auch wie sich dann noch Brasilien mit Uruguay geeinigt hat, erfuhr ich nicht, habe mich niemals wieder darum gekümmert, ich hatte ganz anderes im Kopfe.

#### DINGE, DIE ICH NICHT BEGREIFE.

Ich blickte im Morgensonnenscheine zurück, sah die Küste des südamerikanischen Festlandes verschwinden, und ich fühlte mich ebenso stolz wie behaglich – stolz, weil diesmal ich es gewesen war, der sogar gleich zwei anerkannte Republiken übers Ohr gehauen hatte, und behaglich, weil ich in meinem Panzerschranke etwa 23 000 Taler liegen hatte, ehrlich verdient, und das ist ein Kapital, mit dem ein selbständiger Kapitän schon etwas ganz Tüchtiges anfangen kann.

Was für eine Ladung sollte ich nun . . .

Ja, war mir nicht gesagt worden, ich sollte mich nicht mehr mit Baumwolle und Kohle . . .

»Herr Kapitän!«

Ich blickte den vor mir Stehenden zuerst ganz fassungslos an.

Es war Mr. Tischkoff – ich hatte in den acht Tagen, solange die ganze Geschichte gewährt hatte, von dem Augenblicke an, da er mir gesagt, nun solle ich mich allein herausfitzen – wo er plötzlich wieder so blaß und starr geworden und von nur gegangen war – in diesen acht Tagen hatte ich meinen

[584]

Passagier, oder vielmehr meinen Kommodore, rein vergessen gehabt!

Er war niemals zum Vorschein gekommen, ich war ihm sonst nie begegnet, ich hatte den Steward nicht mit dem Präsentierbrett

gehen sehen, und dann war in diesen Tagen so vieles auf mich eingestürmt, endlich die fortwährende Bändelei mit den vier Frauenzimmern ... kurz und gut, mein Kommodore war mir ganz aus dem Gedächtnis verschwunden gewesen.

Lange dauerte meine Bestürzung natürlich nicht. Gerade dieses Verhältnis wünschte er ja auch – einer für den anderen Luft – bis einmal eine Gelegenheit kam, aus der Versenkung aufzutauchen.

»Wie geht es Ihnen, Mr. Tischkoff?«

»Wie soll es mir gehen?« lautete die Gegenfrage ganz freundlich. »Mir geht es immer gut, ich werde nie krank.«

Na, dann war es ja gut. Er sah auch trotz seiner tausend Fältchen so frisch wie immer aus – wenn er nicht seinen Anfall bekam.

»Ich hoffe, Mr. Tischkoff, Sie haben sich nicht über eine Nachlässigkeit des Stewards zu betlagen.«

»Ganz im Gegenteil, ich selbst habe als Kapitän an Bord meines Schiffes niemals einen aufmerksameren Steward gehabt. Wohin segeln Sie jetzt?«

Ob der sich denn gar nicht dafür interessierte, wie die Geschichte abgelaufen war? Oder ob er wußte, was unterdessen alles passiert war? Aber von wem? Daß er den Steward gefragt hatte, war ganz ausgeschlossen.

*Nevermind* – erhaben über alles.

»Wie Sie befehlen.«

Eine kleine Wolke des Unmuts in dem faltigen Gesicht, die aber schnell wieder vorüberging.

»Sie wissen doch, ich habe Ihnen nichts zu befehlen,« erklang es dann ganz freundlich, »Sie sollen

[585]

selbständig sein, nur zur Hilfe kommen möchte ich Ihnen immer etwas. Sind Sie bisher zufrieden gewesen mit meiner allerdings ganz indirekten Leitung?«

»Und wie!« rief ich begeistert.

»Nun also – haben Sie schon ein neues Ziel im Auge?«

»Nein.«

[586]

»Sie wissen noch gar nicht, wohin Sie jetzt segeln wollen?«

»Absolut nicht. Nur erst einmal die Küste Amerikas aus den Augen bekommen. Sonst ist mir der Nordpol ebenso lieb wie der Südpol.«

»Haben Sie inzwischen eine Ladung genommen?«

Er schien faktisch nichts zu wissen.

»Nein.«

»Immer noch Wasserballast?«

»Jawohl.«

»Haben Sie noch Proviant?«

»Proviant für drei Monate, Trinkwasser für einen.«

»Und Kohlen?«

»Noch sechzig Tonnen.«

»Hm,« meinte er nachdenklich, »das würde gerade genügen. Außerdem wird der Nordostwind jetzt sehr lange so stehen bleiben. Würden Sie mir zu Gefallen einmal an der Ostküste Amerikas entlangsegeln?«

»Aber gewiß doch, wie Sie befehlen . . . oder wünschen.«

»Eventuell bis nach Kap Horn?«

»So weit Sie wollen.«

»Bitte!«

Sprach's, wandte sich und verschwand in seiner Kabine.

Ich ließ die Feuer ausgehen, Segel setzen und richtete den Schiffsschnabel nach Süden. Dann hatte ich einige Stunden mit meinen beiden Offizieren über Seekarten zu studieren, um die allgemeinen Wasserverhältnisse längs der Küste kennen zu lernen. Nähere Instruktionen, wohin er wollte, hatte Tischkoff noch zu geben. »An der Ostküste Amerikas entlang nach Süden,« hatte er vorläufig nur gesagt, und das genügte einstweilen.

Da erblickte ich den Steward, der mit dem

[587]

Präsentierbrett über Deck ging. Er hatte das zweite Frühstück gebracht.

»Was macht eigentlich der Klabautermann?« hielt ich ihn einmal auf.

»Genau noch dasselbe. Er sitzt auf seiner Kleiderkiste und raucht.«

»Beschäftigt sich denn Mister Tischkoff mit ihm?«

»Nun ja, er schneidet ihm das Essen vor, zieht ihn an und aus, wäscht ihn – der alte Holländer ist eben noch immer so ein hilfloses Kind wie . . . «

Dem Steward blieb das Wort im Halse stecken, und ich blickte auch nicht schlecht.

Denn da kam aus dem Kajütengange Mr. Tischkoff und an seiner Seite schritt . . . kein anderer als unser Klabautermann!

Man mußte so lange schon mit diesem Männchen zusammen gelebt haben, um unser Staunen begreiflich zu finden.

Der alte Holländer war eben immer ein hilfloses, schwachsinniges Kind gewesen. Wohl konnte er sich auf den Beinen halten und auch gehen, aber freilich[freiwillig?] hatte er dies niemals getan, er hatte immer geschoben werden müssen, noch lieber ließ er sich tragen, immer froh, wenn er wieder auf seiner Kleiderkiste saß, für nichts anderes Interesse habend, als nur für seine Pfeife und seinen Tabaksbeutel . . . und nun mit einem Male schritt er ganz normal neben dem Russen her, und nicht nur das, sondern er sprach auch, wendete den Kopf, und jetzt hob er sogar die Hand und deutete in die Ferne.

»Und gerade hat er noch wie eine steife Puppe auf seiner Kleiderkiste gesessen, so wie immer früher!« flüsterte der Steward, mit wahrhaft entsetzten Blicken nach den beiden stierend.

Ich hatte mich schnell aufgerafft.

»Geh an dein Geschäft!« herrschte ich den Steward

leise an. »Niemand hat sich um die beiden zu kümmern! Verstanden? Sage das auch den anderen.«

Der Steward war intelligent genug, gleich zu verstehen, was ich wollte, und ich selbst schärfte noch den Offizieren und den nächsten mir beegnenden Matrosen, als sie erstaunte Gesichter machten, ein, von dieser Umwandlung des Klabautermanns scheinbar gar nichts zu bemerken, die beiden nicht zu beobachten, und so sollte dies schnell durch das ganze Schiff gehen, einer es immer dem anderen sagen.

Daß die beiden trotzdem heimlich beobachtet wurden, war selbstverständlich, ich tat es ja nicht anders.

Sie gingen mehrmals an Deck auf und ab, Tischkoff wie immer elegant gekleidet, unser Klabautermann in seinen Pumphen und Schnallenschuhen, blieben stehen, blickten und deuteten manchmal nach Westen, immer dabei sprechend.

Es war noch ganz dasselbe alte, ausgetrocknete Männchen, aber sonst gar nicht mehr zu erkennen, schon allein dadurch, daß es selbständig gehen konnte. Und nun gar sprechen, dabei gestikulieren!!

Wie hatte Tischkoff dieses Wunder bewirkt? Was hatte er dabei herausbekommen?

Einmal kamen sie, ohne mich wie irgend jemanden anderen zu beachten, so dicht an mir vorüber, daß ich sie sprechen hören konnte, immer abwechselnd. Es war eine mir unbekannt Sprache.

»Hast du sie gehört?« wandte ich mich, nachdem sie sich genügend entfernt hatten, an Goliath, der zufällig neben mir stand.

»Ja, Massa.«

»Kannst du diese Sprache?«

»Es war Malaisch, von dem ich aber nur ganz wenige Brocken kann. Ich habe fast gar nichts verstehen können.«

Wenigstens einmal ein Beweis, daß auch dieser

Neger nur ein Mensch war, der nicht alles wußte und konnte!

»Herr Kapitän!« rief da Tischkoff, als ich mich wieder auf die Kommandobrücke begeben hatte, von unten.

»Mr. Tischkoff?«

»Bitte, eine Spezialkarte des Roten Meeres!«

Ich entnahm sie dem Kartenraume und brachte sie selbst hinab.

Die Ostküste Südamerikas entlangfahren, dem Feuerlande zu, und dabei die Wasserstraße des Roten Meeres studieren, wie reimte sich das zusammen?

Nun, es war jedenfalls nicht merkwürdiger, als daß unser Klabautermann jetzt plötzlich wie ein ganz normaler Mensch gehen, sprechen und gestikulieren konnte, wenn er auch dabei immer noch der alte, phlegmatische Holländer blieb.

An dem letzten Maste, an welchem immer die Signalflaggen gehißt werden, war eine Tischplatte zum Herunterklappen angebracht, eben wegen dieses Signalisierens, um darauf das Flaggenbuch legen und schreiben zu können.

Auf dieser Platte lag bereits eine Karte ausgebreitet, ein vergilbtes Pergament, mit blauen Linien und Klecksen bedeckt. Es konnte ebensogut die Darstellung des menschlichen Nervensystems sein wie eine Land- oder Seekarte.

Doch ich wunderte mich ja nur darüber, wie unser Klabautermann mit seinem zahnlosen Munde plötzlich reden konnte, wie lebhaft er auf diese Karte deutete und mit der Fingerspitze die blauen Linien verfolgte. Und dieser alte Mann hatte länger denn ein Jahr wie ein Oelgötze an Deck meines Schiffes gesessen, hatte wie ein Automat aufgezogen werden müssen!

Ja, und hatte der Steward nicht gesagt, er hätte ihn noch soeben so teilnahmslos in Tischkoffs Kabine sitzen sehen?

[590]

Ich grübelte nicht weiter über dieses Rätsel nach, ich habe auch niemals über Bilderrätsel und dergleichen nachgetüftelt, mit denen Zeitungen müßigen Menschen einen Zeitvertreib geben wollen, das kommt mir alles kindisch vor, was ich weiß und erfahre, ist gut, aber jedes Rätsel weiß ich mir sofort aus dem Kopf zu schlagen, worüber ich schon früher einmal gesprochen habe, und ein höchst geistreicher Mann hat mir einmal gesagt, daß ich dadurch ein beneidenswert glücklicher Mensch sei – also ich gab meine Karte ab und verschwand wieder.

Nach einer Weile wurde mir meine Seekarte durch einen Matrosen wieder heraufgebracht, ich sah Tischkoff und den Klabautermann, immer noch lebhaft zusammen sprechend, in den Kajüteneingang gehen.

»Er hat ihn galvanisiert,« hörte ich dann einen Matrosen zu seinem Kameraden sagen.

Damals war es nämlich noch nicht lange her, daß Galvani seine elektrischen Versuche an einem toten Frosche gemacht hatte, zeigend, wie die Nerven noch auf einen elektrischen Strom reagieren, immer noch lange zuckend, die Gliedmaßen dadurch in Bewegung setzend, während das Leben aus dem Frosche doch schon längst entflohen ist.

Es wurde damals über dieses Experiment viel gesprochen und geschrieben, man probierte es an anderen Tieren, auch an menschlichen Leichen, wunderbare Geschichten wurden berichtet, man möchte fast sagen, daß dadurch eine ganz neue, grausige Literatur entstand – z. B. Allan Poe hat eine Novelle geschrieben, der dieses Experiment zur Unterlage dient, wie ein Toter galvanisiert wird, eine schauerliche Erzählung – der Matrose mochte etwas davon gehört haben.

Als der Steward kurz nach dem Mittagessen an mir vorüberging, merkte ich ganz deutlich, daß er mir gern etwas berichtet hätte, es aber nicht wagte.

Nun, ich war doch etwas neugierig, und er mußte eben aus Tischkoffs Kabine gekommen sein.

»Was willst du, Bernhard?«

»Ach, Herr Kapitän, der Klabautermann!«

»Nun, was ist mit ihm?«

»Vorhin konnte er doch an Deck herumlaufen und sprechen wie unsereiner, und jetzt sitzt er schon wieder auf seiner Kleiderkiste wie eine Puppe.«

»Weshalb soll er nicht auf seiner Kleiderkiste sitzen?«

»Nein, nein, Herr Kapitän, jetzt ist er wieder ein ganz anderer – oder so wie früher. Mr. Tischkoff klingelte noch einmal, als ich das Essen schon hereingebracht hatte, da zerschnitt er schon das Fleisch, und da mußte er den Klabautermann wieder füttern wie früher, und wie auch wir es immer tun mußten.«

Ich fand keine Erklärung für diese abermalige Umwandlung und ließ es dabei bewenden.

Am Nachmittag suchte mich Tischkoff in der Kajüte auf, zum ersten Male, daß er dies tat, daß er überhaupt seine Kabine zur ungewöhnlichen Zeit verließ – mit Ausnahme jener Fälle, wenn es eben auf irgend etwas angekommen war.

»Ich habe jetzt mein Ziel bestimmt,« begann er. »Kennen Sie den Golf von Sant George?«

»Wo liegt dieser Golf?«

»An der Küste von Patagonien.«

Nein, so genau war ich nicht bewandert. Aber eine Karte, welche die südliche Hälfte Südamerikas in großem Maßstabe wiedergab, war sofort zur Hand.

»Hier diese winzige Insel, nur als Punkt angegeben, aber schon benannt, Tova-Insel – das ist mein Ziel. Wenigstens mein ungefähres. Wann könnten sie dort sein, wenn der Wind so anhält?«

Ich maß mit dem Zirkel nach – in drei bis vier Tagen.

»Und wenn der Wind nicht benutzt werden kann, würden Ihre Kohlen bis dahin reichen?«

»Ja, für vier Tage habe ich noch Kohlen.«

»Dann bitte ich darum, immer die schnellste Fahrt einzuhalten.«

»Es wird geschehen.«

»Ich werde mich jetzt in meine Kabine zurückziehen und drei Tage nicht wieder zum Vorschein kommen. Sie wissen, weshalb. Ich fühle es manchmal im voraus. Der Steward braucht sich also gar nicht erst zu bemühen. Es handelt sich nur noch um den Mynheer – den Klabautermann, wie Ihre Leute ihn mit Vorliebe nennen. Der kann unterdessen natürlich nicht bei mir bleiben, der hilflose Mann würde ja verhungern.«

Nun wieder ein hilfloser Mann? Ich unterdrückte alle diesbezüglichen Fragen.

»Er soll also herauskommen aus Ihrer Kabine?«

»Ja. Mögen ihn wieder Ihre Matrosen unter ihre Obhut nehmen, so wie früher. Also bitte, Herr Kapitän, orientieren Sie sich inzwischen theoretisch über jenes Fahrwasser, soweit das möglich ist, im übrigen werde ich rechtzeitig wieder zum Vorschein kommen, spätestens, sobald der auf dem Festlande liegende Salamanca-Pik auftaucht, der Ihnen dann auch immer zur Richtschnur dienen kann, wenigstens am Tage. Nun wollen Sie erst den Klabautermann herausbringen lassen.«

Es geschah. Wie sie ihn einst hineingetragen, so trugen einige Matrosen den alten Holländer jetzt wieder auf seiner Kleiderkiste heraus – ein hilfloses, blödsinniges Kind, nur alt, und daß es schon Pfeife rauchen konnte.

So wurde er wieder auf seinen alten Platz unter der Back gesetzt, für die Nacht wurde wieder seine Koje im Mannschaftslogis vorgerichtet, und Tischkoff

verschwand in seiner Kabine, um vor drei Tagen nicht wieder aufzutauchen.

War denn bei dem alten Männchen gar nichts mehr von dem Leben geblieben, das er noch vor einigen Stunden gezeigt?

Nein, absolut nichts mehr! Die Augen blödsinnig, der zahnlose Mund nutschte an der langen Kalkpfeife – ganz wieder der alte!

»Na, Klabaftermann, freust du dich denn, daß du wieder bei uns bist?« redete ihn ein Matrose an.

Die Pfeife wurde einmal aus dem Munde genommen.

»Minajorka!« erklang es seufzend.

Da sollte der Teufel daraus klug werden – ich konnte es nicht. Ich überließ das qualmende Rätsel meinen Jungen. Als Mahlsdorf einmal davon anfangen wollte, schnauzte ich ihn an, er solle sich lieber darum kümmern, daß die Seekarten nicht im verkehrten Fache lägen.

Von dem Tova-Insel stand in meinen Handbüchern trotz aller Gewissenhaftigkeit herzlich wenig. Diese Felseninsel war vor fünfzig Jahren von einem nordamerikanischen Walfischjäger namens Thomas Tova entdeckt worden, d. h., er hatte das Eiland, an dem viel Treibholz angeschwemmt war, dazu benutzt, um darauf seinen Tran auszukochen, und so hatte er natürlich auch gleich ihre geographische Lage bestimmt.

Sonst ist die Küste des unwirtlichen Patagoniens ja noch so gut wie unbekannt, besonders die östliche, es ist ja dort absolut nichts zu holen, man findet keine einzige Ansiedlung. Die Grenzen dieser Küsten waren von englischen Kriegsschiffen nur durch grobe Umrisse bestimmt, das ganze Patagonien selbst war nur ein weißer Fleck, darin einige punktierte Linien und Strichelchen als vermutete Flüsse und Gebirge.

[594]

(Ich spreche vom Jahre 1860, obgleich sich das bis jetzt noch nicht viel geändert hat.)

Dagegen waren an der Küste schon einige große Berge eingetragenen, eben weil diese den nach der Küste verschlagenen Segelschiffen zur Richtschnur dienen mußten, und der diesem Tova-Island auf dem Festland gegenüberliegende, führte den Namen Salamanca-Pik.

Ich muß dies ganz besonders erwähnen. Auf jener Landkarte, in die wir vorhin eingesehen, war dieser Berg nämlich gar nicht angegeben gewesen, ich fand ihn erst hier auf der Seekarte. Aber Tischkoff hatte ihn doch schon genannt, also mußte er auch schon früher dort gewesen, mindestens über diese Gegend orientiert sein.

Mein Kommodore, der wieder einmal in seiner Kabine ein bißchen tot war, hatte sich als ein recht schlechter Wetterprophet erwiesen. Der Nordnordostwind blieb durchaus nicht stehen, er drehte immer mehr nach Osten herum, immer weiter, bis er direkt von Süden kam.

Nun hieß es dampfen, wenn ich die versprochene Zeit einhalten wollte. Und fünfzig Tonnen Kohlen, die ich auf dem Laplata eingenommen, haben für einen Dampfer von tausend Tonnen nicht viel zu bedeuten, wenn man die Höchstleistung, acht Knoten in der Stunde, machen will.

Am Morgen des vierten Tages bekam ich das Vorgebirge des Pik Melo in Sicht, hinter welchem gleich die Tova-Insel liegt. Aber ich vermutete auch stark, daß die Maschine in den letzten Zügen lag, und der Wind wollte sich immer noch nicht drehen, flaute vielmehr stark ab.

»Wieviel Kohlen sind denn noch in den Bunkern?« fragte ich den zweiten Ingenieur, der gerade von der Wache kam.

»Höchstens noch eine Tonne.«

»Und das genügt, um das Tova-Inland noch zu erreichen,« sagte nicht ich, sondern Mr. Tischkoff, der in seiner lautlosen Weise aufgetaucht war, frisch und munter wie immer. Na, in den drei Tagen konnte er ja auch ausgeschlafen haben.

Um das Vorgebirge herum, und da lag das Eiland vor uns.

Eiland klingt so lieblich, man denkt dabei immer an Palmen und Apfelsinen und grüne Triften – wenigstens für mich gilt das – aber was wir da erblickten, das sah gar nicht so lieblich aus.

Eine wüste Felseninsel, alles starrend von Klippen und Riffen, zwischen denen die Brandung fürchterlich schäumte und spritzte. Und dabei war die See ziemlich ruhig, wie man sie hier an diesen unwirtlichen Küsten in der Nähe des Kap Horn selten findet – sonst wäre dort noch eine ganz andere Brandung gewesen.

Auch die Küste des Festlandes war schon zu erblicken, gerade gegenüber stieg steil ein Berg empor, der von und nach einem spanischen Salamanca getauft ist – übrigens ein ganzer Gebirgszug, von dem aber nichts weiter bekannt ist.

Eine Weile hielt ich noch darauf zu. Tischkoff hatte ebenfalls die Kommandobrücke betreten, was auch in meiner Gegenwart noch gar nicht vorgekommen war.

»Mr. Tischkoff,« sagte ich dann offen, »weiter wage ich, ohne das Wasser zu kennen, nicht zu dringen.«

»Bitte, übergeben Sie mir das Kommando!«

Tischkoff gab dem Steuernden einen anderen Kurs an, wodurch die Insel umsegelt wurde, und da erst fiel mir ein, wie er ja gesagt, daß dieses Tova-Inland nicht sein direktes, nur ein ungefähres Ziel sein sollte.

Jetzt hielt er direkt auf den Salamanca-Pik zu,

[596]

immer deutlicher tauchte vor uns die zerrissene Küste auf.

Die Klingel am Sprachrohr ertönte.

»Was gibt es?« fragte Tischkoff in den Maschinenraum hinab.

»Die Kohlen werden alle!« hörte auch ich durch das Sprachrohr sagen.

»Wieviel sind es noch?«

»Keine zehn Schaufeln mehr.«

»Sie werden bis zum letzten Stück verfeuert.«

»Herr Kapitän,« wandte sich Tischkoff an mich, »haben Sie nicht sonst noch Feuerungsmaterial an Bord?«

»Die Kohlen für die Küche.«

»Wieviel sind das?«

»Nicht sehr viel, auch die werden alle. Vielleicht noch eine halbe Tonne.«

»Lassen Sie sie in den Heizraum bringen.«

Es geschah – und eine Stunde später wurde abermals aus dem Heizraum gemeldet, daß auch von dieser Kohle nur noch einige Schippen vorhanden wären.

»Haben Sie Holz an Bord?«

In Betracht konnten nur die Bretter kommen, welche ich damals in Liberia mitgenommen hatte, als ich nach der Fucusbank aufbrach, nämlich, falls wir auf einer Insel Blockhäuser aufschlagen mußten oder wollten.

Es war eine ganz bedeutende Anzahl, sie wurden von den Matrosen klein gemacht und verschwanden unter den Kesseln.

Weshalb nur wollte Tischkoff mit solcher Hartnäckigkeit die Küste zu erreichen suchen? Nun, ich würde es ja bald erfahren. Wir waren unterdessen in sozusagen handgreifliche Nähe der Küste gekommen, wir sahen die Höhlungen, in denen es kochte, sahen

[597]

sogar auf einem Felsen einige nackte Menschen stehen.

Nur auf eines glaubte ich meinen Kommodore aufmerksam machen zu müssen.

»Wenn sich aber der Wind nicht dreht, können wir hier nicht wieder heraus, und dann fehlt es uns sogar an Kohlen, um das Essen zu kochen.«

»Wir werden bald Kohlen genug haben,« entgegnete Tischkoff.

»Gibt es denn hier in Patagonien Kohlen?« fragte ich überrascht. »Und so nahe der Küste, ganz offen, daß man sie gleich einschaufeln kann?«

»Kohlen gibt es überall auf der Erde, besonders wo diese mit Wasser bedeckt ist. Man muß nur diese Kohlenlager zu finden wissen.«

»Ein Schiff, ein Wrack!!« erklang es in diesem Augenblick aus Matrosenkehlen.

Da hatte auch ich es erspäht. Es war ein mastenloses Wrack, ziemlich groß, welches festgekeilt zwischen Felsenriffen lag, die ebenso hoch waren, so daß wir erst die Richtung hatten ändern müssen, ehe wir es zu sehen bekamen.

Es war direkt an der Küste, die Brandung an diesen freiliegenden Riffen daher nicht allzustark, trotzdem hielt ich es für ein großes Risiko, daß Tischkoff dicht heransteuerte – oder aber, er mußte schon einmal hier gewesen sein, dieses Wasser wie das in seinem Waschbecken kennen.

Puuuooohhh – sagte der Abstoßdampf, die Maschine hatte ihren letzten Seufzer getan, den Kesseln war die Puste ausgegangen – da aber lagen wir direkt an dem Wrack, die Matrosen sprangen hinüber und legten die Taue um die eisernen Böller – so ziemlich das einzige, was auf dem Deck noch stehen geblieben war.

Es war ein großer, hölzerner Kasten, mindestens tausend Tonnen. Aber nicht wieder so ein holländisches

[598]

Wrack, das war noch in diesem Jahrhundert gebaut worden, das erkannte man sofort aus der Bauart. Es konnte nicht direkt hier

festgerannt sein, sondern war von gewaltigen Wogen hierheraufgeschleudert worden, wahrscheinlich bei Nacht, gar nicht wissend, in welcher unheimlicher Nähe der Küste es sich schon befand, und als die Mannschaft das Brausen der Brandung hörte, war es schon zu spät gewesen.

Wir selbst fanden rund um die ›Sturmbräut‹ herum noch tiefes Wasser – und doch war es unbegreiflich, wie der geheimnisvolle Unbekannte, der er ja für uns noch immer war, vielleicht immer mehr wurde, so direkt hierherzufahren gewagt hatte, selbst wenn er diese Wasserverhältnisse schon früher einmal ausgekundschaftet hatte.

»Das Wrack enthält Kohlen?«

»Ich hoffe es.«

Er würde es wohl bestimmt wissen. Allerdings konnte uns ja jemand zuvorgekommen sein.

Die Luken waren verschlossen, doch die Schrauben so eingeroftet, daß sie abgeschlagen werden mußten – richtig, bis an den Deckelrand gefüllt mit Kohlen!

»Was für ein Schiff ist das?«

Denn es lag mit dem Hinterteile der Landseite zu, so hatten wir noch nicht den Namen lesen können, und an Deck war ja alles weggeschlagen.

»Das weiß ich nicht,« entgegnete Tischkoff.

Ich starrte ihn einen Augenblick an.

Ja, wie konnte der da wissen, daß hier ein mit Kohlen befrachtetes Wrack lag?!

War dieser Mann allwissend? Und wenn er es war, weshalb kannte er da nicht auch den Schiffsnamen?

»Ich habe nur erfahren, daß hier ein mit Kohlen befrachtetes Wrack liegt,« setzte er noch hinzu.

Es war eine Erklärung – und auch keine.

Doch ich schlug mir alle solche Gedanken aus

dem Kopfe, hielt mich an die Tatsachen. Nun, wenn mein Komodore noch mehr solcher Kohlenwracks in erreichbarer Lage wußte, das ließ ich nur gefallen. Wie schon gesagt, Kohle ist im Seehandel einer der lukrativsten Artikel, und selbst wenn aus einem gesunkenen Schiffe die Kohlen aus dreißig Meter Tiefe durch Taucher mit Säcken, die erst unten eingeschaufelt werden, geholt werden müssen, so lohnt sich dies noch immer reichlich, dafür geht ein englisches Taucherschiff bis nach der anderen Hälfte der Erdkugel.

Und solch ein verlassenes Wrack, ob nun gesunken oder fest-sitzend oder noch treibend, ist freies Seegut, wer es findet, dem gehören Fracht und alles, da gibt es nichts dagegen, die Reederei oder der Frachtherr kann es nur zum Marktpreise zurückkaufen.

Es blieb nicht bei Steinkohlen. Durch eine andere Luke gewahrten wir, daß ein zweiter Teil des Laderaums ganz mit gesalzenen Rinderhäuten gefüllt war, und darin steckt natürlich noch ein ganz anderer Wert!

Schon begannen meine Jungen mit der Kohlenübernahme; alles mußte antreten, während ich mich mit Tischkoff in die Kajüte begab, um weitere Nachforschungen zu halten.

Obwohl die Schiffspapiere mitgenommen worden waren, konnten wir jetzt doch leicht konstatieren, daß es die ›Juno‹ von Newcastle-on-Tyne war, ein englischer Vollmaster. Sonst freilich war nichts zu bestimmen, weder Ziel noch der Name des Kapitäns. Wenn dieser etwas Schriftliches zurückgelassen hatte, ehe er mit der Mannschaft in die Rettungsboote gegangen, so war dies verschwunden.

Denn vor uns mußten schon andere Menschen hier gewesen sein, vor noch gar nicht so langer Zeit, sie hatten schmutzige Spuren hinterlassen, nicht nur Abdrücke von nackten Füßen, die mit Kohlenstaub

behaftet gewesen – einfach patagonische Eingeborene, die hier schon geplündert hatten.

Doch die Plünderung war eine sehr mangelhafte. Sie hatte sich hauptsächlich wohl nur auf die Proviantkammer erstreckt. Wir fanden z. B. am Boden sehr viel Dochte von Talgkerzen, diese hatten die Eingeborenen einfach aufgefressen, nur den Docht wieder ausgespuckt, und alle Seeleute, welche mit Patagoniern und Feuerländern in Berührung gekommen sind, können von der eigentümlichen Vorliebe dieser nackten Kerls für Talglichter erzählen.

Die feste Tür der Bottlerei, in der Wein und Spirituosen aufbewahrt werden, hatten sie gar nicht geöffnet. Dagegen schienen sie alle Kleidungsstücke, Decken und dergleichen annektiert zu haben.

Die um den Mast, welcher durch die Kajüte ging, stehenden Gewehre hatten sie nicht beachtet, auch Revolver und Pistolen hingen noch da, dagegen fehlten alle blanken Waffen, Messer und Aexte.

Es war also sehr mäßig, was sich die Eingeborenen angeeignet hatten, auch hatten sie durchaus nicht wie die Vandalen gehaust, hatten nichts aus Uebermut zertrümmert.

Die sehr nette Einrichtung der Kajüte war vollkommen gut erhalten, aus dem Rahmen eines großen Bildes lächelte freundlich eine junge Frau herab.

Es muß doch schön sein, wenn man eine volle Geldtasche findet, und niemand meldet sich als Besitzer, man kann es als sein ehrlich gefundenes Eigentum betrachten. Oder ein armer Landmann pflügt, und plötzlich kommt aus den Schollen ein Topf mit Goldstücken zum Vorschein, die jahrhundertlang in der Erde geschlafen haben.

Nun, an den Seemann tritt dieses Glück viel öfter heran. Jedes gefundene Wrack ist sein gutes Eigentum, das rangmäßig unter die ganze Mannschaft verteilt wird. Da denkt man natürlich auch

einmal an diejenigen, welche jetzt von diesem Verluste betroffen sind, an die Leiden der Schiffbrüchigen, aber ... das ist nun einmal Seemannslos! Ich glaube, ich habe mich solchen Gedanken immer ganz unnötigerweise hingegeben, viel mehr als irgendein anderer.

Sie waren auch jetzt schnell überwunden – kurz, ich freute mich ob des gefundenen Schatzes! Es war sogar etwas Kindliches in meiner Freude. Diese prachtvolle türkische Tabakspfeife, diese schöne Hängelampe, diese vortreffliche Doppelbüchse – das war jetzt alles mein! Von den Möbeln würde ich verschiedenes zu mir hinübernehmen, der Waschtisch war recht praktisch eingerichtet ... an die Kohlen und die Häute, in denen doch der eigentliche Wert steckte, und was für einer, dachte ich in diesem Augenblicke fast gar nicht.

»Kapitän, wir haben eine ganze Masse Armstronggeschütze gefunden,« meldete der Bootsmann, »Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder.«

So war es. Auseinandergeschraubt, zum Teil in Kisten verpackt, waren sie wegen der Belastung in verschiedenen Räumen untergebracht. Dann aber wurden auch Hartgußkugeln, Granaten und Pulverkartuschen in reichlicher Menge gefunden.

Da steckte auch ein Wert drin! So ein großes, gezogenes Schiffsgeschütz kostete mindestens seine dreitausend Pfund Sterling. Wieviele es waren, konnten wir noch gar nicht bestimmen. Jedenfalls war alles vorhanden, und an Bord meines Schiffes ebenso, um die Geschütze aufzustellen, auch schon die Stückpforten im Zwischendeck, die bisher nur zugenietet gewesen waren, und der erste Ingenieur war früher preußischer Artillerieoffizier gewesen, sogar ein tüchtiger Offizier, der nur wegen Schulden und loser Streiche den Dienst hatte quittieren müssen, und zwei Matrosen hatten in der englischen und in der nordamerikanischen Marine

gedient, waren auch am Geschütz ausgebildet worden, der eine als Instrukteur, die wußten Bescheid.

Ja – ich griff mir an den Kopf – wie kam ich plötzlich auf den Gedanken, die ›Sturmbraut‹ so als vollständiges Kriegsschiff armingieren zu wollen? Hatte ich dazu nicht schon früher Gelegenheit gehabt, da ich noch Millionen besessen?

Das Erlebnis auf dem Laplata mochte schuld daran sein.

»Nun, Herr Kapitän,« redete mich da Tischkoff an, als wir wieder in der Kajüte des Wracks waren, »was gedenken Sie nun zu tun?«

»Unsere erste Pflicht muß wohl sein, uns etwas näher um das Schicksal der Schiffbrüchigen zu kümmern. Es könnte doch sein, daß sie den Landweg eingeschlagen haben, da sind die Eingeborenen, die Patagonier sind wilde, rohe . . . «

»Lassen wir das erst einmal,« unterbrach mich Tischkoff, der sich ganz außergewöhnlich gesprächig zeigte. »Sie betrachten dieses Wrack mit aller Fracht doch als gute Prise?«

»Es ist unbestreitbar das rechtmäßige Eigentum der Finder, natürlich kommen hauptsächlich Sie in Betracht . . . «

»Ich? Bah! Verschonen Sie mich mit solchen Lappalien. Was gedenken Sie mit der Fracht zu tun?«

»Nach und nach an Bord meines Schiffes überzunehmen.«

»Alles?«

»Warum nicht?«

»Sämtliche Kohlen?«

»Es sind auch gesalzene Häute vorhanden, da steckt ein kolossaler Wert . . . «

»Herr Kapitän,« unterbrach er mich abermals mit gütigem Lächeln. »Habe ich Ihnen denn nicht schon geraten, sich nicht mit Kohlen und Baumwolle

[604]

herumzubalgen? Da ist natürlich auch anderes mit eingeschlossen. Was wollen Sie denn mit diesen Ochsenhäuten anfangen?

Verschachern? Deshalb wollen Sie Ihre Jungen sich abquälen lassen, um ein paar Groschen zu verdienen?»

Ich war verdutzt, beschämt.

»Ich weiß, ich weiß,« fuhr er begütigend fort. »Eigentlich sind Sie ja ganz im Recht. Aber ich will Ihnen etwas anderes sagen: ich weiß noch eine ganze Menge solcher Wracks.«

»Wie? Sie wissen ... « fuhr ich mit berechtigtem Staunen empor.

»Zahllose Wracks sogar,« nickte Tischkoff, »von denen noch etwas ganz anderes zu holen ist als nur Kohlen und Salzhäute.«

»Woher ist Ihnen das bekannt?«

»Woher? Nun, ich kenne eben die Lage dieser gescheiterten Wracks und ... «

Er brach plötzlich ab, und es war mir doch gewesen, als ob etwas wie ein leiser Spott in seiner Stimme gelegen hätte – und ich hätte darauf schwören mögen, daß er sagen wollte: »und wenn ich Ihnen diese meine Kenntnis erklären wollte, Sie würden es ja doch nicht glauben« – und ich blickte ihn an, und da gewahrte ich, wie unergründlich tief diese blauen, klugen Augen waren – wie ein Geheimnis schlummerte es darin – und ich dachte daran, daß auch der alte Alchimist, der Graf Axel, mich so rätselhaft angeblickt, damals, als er die Sterne befragte ...

Die Sterne befragt! Die Sterne erzählten es ihm! Und hatte das chiffrierte Dokument, dessen Uebersetzung ich damals in Doktor Selos Kabine gefunden, nicht auch lauter solche Stellen im Meere bezeichnet, wo man gesunkene Wracks vermuten konnte?

Doch da hätte auch mein Kommodore recht gehabt, an solch eine Sterndeuterkunst glaubte ich nun

[605]

einmal nicht – und er selbst sorgte dafür, daß ich schnell auf andere Gedanken kam.

»Also nehmen Sie von den Kohlen nur über, was Sie brauchen, füllen Sie Ihre Bunker – vielleicht ja auch noch einigen Vorrat –

und wenn Sie Matrosen haben, denen es Spaß macht, in ihrer Freizeit rohe Felle zu gerben und daraus sich Stiefel zu fertigen – gut, so nehmen Sie einige Felle mit hinüber – vielleicht auch einige Geschütze mit Munition – nehmen Sie alles mit, was Ihnen gefällt – – aber nur um Gottes willen quälen Sie Ihre Leute nicht damit ab, daß sie etwa die ganze Fracht herüberschleppen müssen. Nein, da will ich Ihnen später noch andere Wracks zeigen, wo man gleich direkt bares Geld in die Hände bekommt.«

»Topp, das lasse ich mir gefallen!« lachte ich. »Ja, solch einen Kommodore kann man gut gebrauchen.«

»Nun, habe ich Ihnen nicht gleich gesagt, daß Sie unter meinem Kommando immer gut fahren werden?« lächelte jetzt auch Tischkoff.

»Bitte, kommandieren Sie nur immer so weiter,« wurde unsere Unterhaltung jetzt humoristischer oder doch freier, wie sie noch nie gewesen.

»Sie sollen noch zufriedener mit mir werden, nur über meine eigene Persönlichkeit dürfen Sie mich niemals fragen.«

»Niemals.«

»Sie taten es aber schon vorhin.«

»Ich?«

»Indem Sie fragten, woher ich denn Kenntnis von so vielen Wracks hätte.«

»Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, es soll wirklich nicht wieder vorkommen.«

»Gut! Da wir aber nun einmal ins Gespräch gekommen sind, will ich Ihnen gleich noch eine andere Idee suggerieren. Haben Sie noch nie daran

[606]

gedacht, sich auf einer unbewohnten Insel niederzulassen?«

»O doch. Nur erst solch eine unbewohnte Insel finden.«

»Nun, im australischen Archipel gibt es doch zahllose solcher Eilande.«

»Das wohl, man muß nur immer darauf gefaßt sein, doch einmal entdeckt zu werden, und dann hat man sich schon hübsch darauf eingerichtet, hat eine kolossale Arbeit hineingesteckt, und dann kommt der Staat, der Anspruch auf die Insel erhebt, denn verteilt ist ja schon die Welt, und jagt einen wieder davon herunter, oder fordert große Abgaben – ein freier König bleibt man jedenfalls nicht.«

»Nun, da müßte man schon vorher ein Abkommen treffen. Wenn nur der Wille vorhanden ist, dann geht alles in der Welt. Stellen Sie sich jetzt nur einmal vor, Sie hätten schon solch eine Insel gefunden, sie wäre ihr unbeschränktes Eigentum – was würden Sie tun?«

»Das wäre herrlich! O, ich wollte mir solch eine Insel schon ausbauen, ich wollte schon ein kleines Königreich schaffen.«

»Und nun stellen Sie sich weiter vor, ich kundschaftete für Sie Wracks aus, gesunkene Schiffe, die noch erreichbar sind. Wie würden Sie die verwerten?«

»Ich würde sie natürlich ausbeuten, und alles Kostbare auf meiner Insel zusammentragen . . . «

»Sehen Sie, das ist es, worauf ich Sie bringen wollte!« fiel er mir ins Wort. »Vorläufig haben Sie noch keine Insel, aber doch ein Schiff, was für Sie auch schon ein Königreich bedeutet. Belasten Sie es nicht mit Kohlen, Baumwolle und Salzhäuten – denn, bedenken Sie, es könnte doch sehr leicht sein, daß Sie bald etwas Kostbareres fänden, worauf Sie jenes alles erst wieder ausladen, vielleicht gleich wieder über Bord werfen müßten – also hätten Sie

[607]

nutzlose Arbeit gehabt – – nein, nehmen Sie nur alles mit, woran Sie Gefallen finden, oder was Sie unumgänglich brauchen, wie jetzt einige Tonnen Kohlen für die Maschine – – mit einem Wort: seien Sie ein Zigeuner, der auch immer nur gerade das nimmt, was ihm der liebe Gott in die Hände wirft – und zu etwas anderem als

zu einem Seezigeuner eignen Sie sich ja doch nicht. Das ist nun einmal Ihr Schicksal.«

Nach diesen Worten verließ Tischkoff die Kajüte. Ich glaube, es waren recht begeisterte Augen, mit denen ich ihm nachblickte.

O, was für eine herrliche Perspektive hatte mir dieser Mann da eröffnet! Wenn ich so . . .

Doch jetzt genug davon! Nicht träumen, sondern handeln, den Plan ausführen, und sei dieser auch noch so phantastisch. Auch die Luftschiffe haben einst ins Reich der Phantasien gehört, und sie würden es noch immer sein, wenn es nicht Männer gegeben hätte, welche diese Phantasie verwirklichen wollten – wollten!!! – und es wird noch die Zeit kommen, da selbst ein Luftschloß eine greifbare Wirklichkeit sein wird – es braucht nur jemand zu wollen! Der menschliche Wille ist die moderne Wünschelrute.

Mit den ersten Kohlen wurde das Pumpwerk in Betrieb gesetzt, um die mit Salzwasser angefüllten Bunker zu leeren, dann praselten die Kohlen in diese hinab.

Ich ermahnte meine Jungen, sich nicht gar zu sehr mit Schippen und Karren anzustrengen, wir hatten ja genügend Zeit, und solch eine Verwarnung war auch wirklich nötig, denn die Kerls gingen mit einem Eifer daran, daß ihnen der Schweiß nur so vom Körper lief.

Weshalb diese Arbeitswut? Dann ein Gleichnis hierfür.

Eine ärmliche Familie nimmt für den Winter

[608]

Kohlen ein, gleich einen ganzen Wagen, der Familienvater war vernünftig genug, schon im Sommer das Geld zu sparen, was ja im Winter doch einmal ausgegeben werden muß. Die Familie kann dabei dennoch arm sein, um keinen Arbeiter bezahlen zu können, oder auch das soll gespart werden – kurz, alle Kinder müssen mit heran. Auf dem Lande findet man so etwas viel häufiger, besser wäre noch das Gleichnis mit einer Holzfuhr.

Die Kinder werden sich gar nicht so beeilen, die Kohle oder das Holz hereinzubekommen, mancher schlaue Junge wird sich von der Arbeit möglichst zu drücken suchen.

Nun stelle man sich aber einmal vor, dort und dort gibt es freie Kohle, freies Holz – wie da jeder zugreifen und im Schweiß seines Angesichts keuchend schleppen wird! Selbst wenn man dabei genügend Zeit hätte.

Genau dasselbe gilt, wenn gestohlenen Gut geborgen werden soll, es gilt vom Goldgräber, vom Schatzgräber – da wird manchmal freudig eine Arbeit geleistet, die gar nicht im Verhältnis zum Gewinn steht. Es ist eben so ein eigentümliches Gefühl dabei, es gehört uns und kostet nichts!

Besonders der Zigeuner hat hierfür einen recht schönen Ausdruck, der ja auch für unsere Verhältnisse am besten paßte: gestohlenen Fleisch macht fett.

Also meine Jungen balgten sich mit Feuereifer um die Kohlen. Daß wir die Salzhäute im Stich lassen wollten, konnten sie gar nicht begreifen, das empfanden sie schmerzlich, bis sie hörten, daß es bald noch etwas Besseres geben würde, und dann jubelten sie wieder, als sie die Erlaubnis erhielten, daß jeder mitnehmen könne, was er wolle.

Plündern! Bei Gott, es muß in früheren Zeiten doch schön gewesen sein, wenn so eine eroberte Stadt zum Plündern freigegeben wurde!

[609]

Jeder keuchte unter der Last von einigen Ochsenfellen, und sie wußten doch gar nicht, was sie damit anfangen sollten. Denn an ein Verkaufen dachte nämlich niemand. Ich sah einen Matrosen, der eine alte, hölzerne Tabakspfeife fand, und der Kerl freute sich viel mehr über diesen herrenlosen Stummel, als wenn ich ihm zehn Taler geschenkt hätte, daß er sich im nächsten Hafen die prächtigste Meerschaumpfeife mit Bernstein kaufen konnte.

Auch alles andere wurde ausgeplündert, besonders hatte man es auf Gewehre und Revolver abgesehen, dann kamen aber auch Möbel daran, soweit diese abgeschraubt werden konnten – bis auf das, was ich selbst mit Beschlag belegt hatte, so wie es der Feldherr tat, ehe er die eroberte Stadt der Plünderung preisgab.

Aber auch angenehme Ueberraschungen erwarteten uns noch. So wurden gegen tausend Pfundbüchsen Oelsardinen gefunden, tadellos erhalten, das Schiff konnte vor noch gar nicht so langer Zeit gescheitert sein, viele Körbe Champagner, die ich nach und nach auch meinen braven Jungen zugute kommen ließ, dann wurden noch andere Konserven und Spirituosen, als Fracht mitgenommen, entdeckt,

O ja, so ein Zigeunerleben ließ man sich schon gefallen. Nur immer her mit recht vielen solchen Wracks.

Hierbei bemerke ich, daß ich schon früher einmal, als Matrose noch, ein Wrack ausgenommen hatte, einen kleinen griechischen Segler, der an der marokkanischen Küste verlassen worden und ebenfalls ganz mit Sardinenbüchsen befrachtet gewesen war. Wir brachten die Sardinen, etwa zwanzig Tonnen, nach Marseille und bekamen dafür von einem Juden 4000 Francs, wenig genug, für das Pfund beste Oelsardinen zehn Centimes. Auf den Matrosen kamen hundertzwanzig Francs, und das ist für einen Matrosen, [610]

so nebenbei verdient, ein ganz hübscher Feng Geld – würde Karlemann sagen.

Am Lande wurden wieder Eingeborene bemerkt, die, hinter Felsen verborgen, uns beobachteten. Noch ehe ich einen Entschluß gefaßt, wie wir sie herbeilocken sollten, sah ich schon Tischkoff über die zusammenhängenden Riffe balancieren, die uns noch vom festen Lande trennten, wirklich mit der Sicherheit eines Seiltänzers.

»Es solle ihm niemand folgen, hat er hinterlassen,« sagte Mahlsdorf.

»Hat er nichts von Sicherheitsmaßregeln gesagt, etwa daß er einen Schuß abgeben will, falls er in Gefahr kommt?«

»Gar nichts.«

Tischkoff verschwand ebenfalls hinter den Felsen, nach einer Viertelstunde kam er zurück.

»Das Schiff ist erst vor drei Wochen hier gescheitert, die Mannschaft ist in die Boote gegangen und nordwärts längs der Küste gerudert, wir brauchen nicht weiter zu suchen.«

Mir lag die Frage sehr nahe, wie er sich denn mit den Patagoniern verständigt habe, denn daß hier einer Englisch oder Spanisch sprach, bezweifelte ich sehr. Doch ich unterdrückte derartiges, was doch wieder einigermaßen mit der Person meines Kommandores zusammenhing.

Eine andere Frage dagegen war erlaubt.

»Wie empfinden die Eingeborenen Sie?«

»Ganz harmlos. Ich war es, der erst ihre Furcht besiegen mußte. Gegen einen einsamen Fremden oder hilflose Schiffbrüchige dürften sie freilich anders vorgehen. Nicht gerade, daß sie sie gleich ermorden, aber sie machen sie zu Gefangenen, zwingen sie, ihresgleichen zu werden.«

Tischkoff konnte mir einiges sehr Interessante

[611]

über die Politik der Patagonier erzählen, oder wie man das nun nennen mag, was ich hier schildere.

Die Patagonier, welche eine durch Physiognomie und Körperbau selbständige Indianerrasse bilden, zerfallen in zahllose Stämme, die wegen der Ernährung durch Jagd rastlos umherziehen. Eine Klassifizierung oder gar Benennung der einzelnen Stämme, die unter Häuptlingen stehen, ist unmöglich, denn vielleicht täglich gehen solche Stämme zugrunde und entstehen neue.

Sobald nämlich ein Stamm mit einem anderen zusammentrifft, kommt es zum Kampf, und es ist nicht nötig, daß der eine vollständig aufgerieben wird, sondern sobald er sieht, daß er nicht

gewinnen kann, erklärt er sich für besiegt, nur der Häuptling wird noch nachträglich getötet, falls er nicht schon gefallen ist, die übrigen reihen sich in den siegreichen Stamm ein, müssen also nicht etwa als Sklaven dienen, sondern sie werden als Familienmitglieder aufgenommen, das geht ganz stillschweigend vor sich, keine Rebellion und dergleichen, die Leute kennen das dort eben nicht anders. Der schwächere Stamm verschmilzt sich mit dem stärkeren, allerdings erst nach einer förmlichen Besiegung.

So kann ein Stamm immer stärker und zahlreicher werden – bis er mit einem noch stärkeren zusammentrifft, von dem wieder er besiegt und aufgenommen wird.

Daß so nicht zuletzt ein einziger Stamm von Patagoniern entsteht, dafür sorgen Ausstoßungen. Wer den Familienfrieden stört, wird hinausgeworfen, dabei kommt hauptsächlich die Liebe in Betracht, gerade wie beim lieben Vieh, wie bei den Hirschen, und so entstehen immer wieder neue Stämme.

Auch die weißen Schiffbrüchigen werden so behandelt, als Stammesmitglieder, und die Patagonier können nicht begreifen, wie jemand ihr freies Leben

[612]

nicht als das herrlichste finden kann. Will dann freilich so einer entfliehen, dann wird er verfolgt und mit der Wurfkeule totgeschlagen, und läßt er sich nach einiger Zeit mit Absicht ausstoßen, so erreicht er, nicht selbst von Geburt ein Patagonier, nur selten wieder das nördliche, kultivierte Land, oder er kann von den fürchterlichsten Strapazen erzählen, und jeder andere jagende Stamm, der seine Spuren findet, macht ihn ja immer wieder zu seinem Stammesmitglied, schleppt ihn wieder mit ins Innere hinein.

»Da müßte es einem Europäer mit einigen Napoleongaben, mit modernen Waffen ausgerüstet, doch ein leichtes sein, sich zum Oberhaupt sämtlicher Patagonier aufzuwerfen, alle anderen Stämme um sich zu scharen.«

»Sicher,« entgegnete Tischkoff. »Wenigstens bis zu seinem Tode könnte er sich behaupten. Aber wir wollen lieber keine Landzigeuner werden, sondern Seezigeuner bleiben.«

Vier Tage blieben wir hier liegen. So lange hatten wir doch zu tun, besonders acht der schweren Geschütze herüberzubringen, und da nicht alle Hände dabei beschäftigt werden konnten, mußten die anderen nun allerdings immer Kohlen übernehmen. Denn was jetzt geschah, brauchte ja später nicht gemacht zu werden. Nur Kohlen verkaufen würde ich nie wieder – das stand bei mir fest. Besonders nach der köstlichen Perspektive mit den vielen Wracks, die mir mein Kommodore da eröffnet hatte.

Sonst habe ich über diese Zeit nichts weiter zu erwähnen, als daß Madam Hullogan während dieser vier Tage nicht mehr nüchtern wurde. Wir wußten gar nicht, woher sie die Getränke bekam. Champagner und alle anderen Spirituosen waren von mir unter Schloß und Riegel genommen worden, nur ab und zu wurde eingeschenkt, Madam Hullogan aber war regelmäßig schon am frühen Morgen bezech

[613]

oder sagen wir gleich besoffen, sie tanzte und flederte kreischend herum, bis sie zu Boden fiel – dann, wenn sie erwachte, verschwand sie spurlos, ohne daß ihr jemand folgen konnte, und wenn sie wieder zum Vorschein kam, war sie schon wieder besoffen.

Die hatte etwas von den Spirituosen beiseite gebracht. Aber wo, das war trotz alles Beobachtens nicht herauszubekommen.

Außerdem aß oder fraß sie immer auf einen Sitz zehn Pfund Sardinien auf, und das Oel kleisterte sie sich ins Haar, gleich mit den Schuppen und Köpfen und Schwänzen, welche so in der Büchse zurückblieben. Immer so hineingegriffen und sich die Sauce ins Haar und ins Gesicht geschmiert.

Das Trinken hörte auf, als wir das Wrack verlassen hatten, sie mußte auf diesem ihr Versteck gehabt haben, aber sich mit Sardinöl einschmieren tat sie noch lange, wohl bis sie alle die tausend Pfunddosen ausgefressen und ausgeschmiert hatte. – – –

»Ich möchte erst noch einmal auf Tova-Inseln landen,« sagte Tischkoff, der sich jetzt fast immer an Deck aufhielt, als wir am Morgen des fünften Tages die Taue von dem Wrack lösten.

In vier Stunden waren wir ziemlich nahe herangekommen, Tischkoff bestimmte die Ankerstelle, wir lagen fest.

»Ich habe von diesem Eiland etwas abzuholen. Wollen Sie den großen Kutter klarmachen lassen.«

Es geschah.

»Bitte, nehmen Sie als Ruderer die kräftigsten Matrosen mit, welche auch gute Fußgänger sind, und Handspeichen, es gibt etwas Schweres zu tragen.«

Auch dies war alles geschehen. Eine Frage gab es bei mir nicht mehr.

»Wollen Sie nicht mitkommen, Herr Kapitän?«

»Wie Sie wünschen.«

[614]

»Es ist deswegen, damit Sie dann nicht Ihre Leute zu fragen brauchen.«

Sehr rücksichtsvoll, aber . . . auch immer geheimnisvoller.

Ich ging also mit. Die See war in den letzten Tagen sehr ruhig gewesen, wir hätten fast überall landen können, wenn nicht Riffe zu fürchten waren. Tischkoff war unbedingt schon hier gewesen, er steuerte direkt in eine kleine Bucht, welche auch bei starker Brandung einigermaßen ruhiges Wasser haben mußte.

Wir konnten dicht bis ans Land. Vier Matrosen kamen mit, jeder mit einer Handspeiche bewaffnet. Es war ein abscheulicher Weg über die spitzen Steine; aber unser Führer wußte den besten zu finden.

So waren wir eine Viertelstunde geklettert, als Tischkoff vor einem größeren Felsen Halt machte, der sich aber von anderen durch nichts unterschied.

»Räumt diese Steine weg,« befahl er.

Auch solche Haufen loser Steine gab es hier genug. Nach einer weiteren Viertelstunde war dies geschehen, es zeigte sich, daß dieser Felsen hohl war, die aufgetürmten Steine hatten den Zugang verdeckt, und in der Höhle stand . . . eine große Glocke!

Wahrhaftig, eine Glocke, wie sie im Kirchturm zum Läuten dient, und zwar eine von den riesigsten Dimensionen, noch etwas über zwei Meter hoch.

Nur daß sie wohl nicht von Bronze war. Wenigstens glänzte sie mehr weiß. Es kann ja aber auch solche Glocken aus weißem Metall geben. Aber sonst eine richtige Glocke, oben eine ungeheure Oese, um sie anzuhängen, und auch solche Haken, um Tragstangen einzuschieben, mögen ja andere Glocken haben.

In diese Haken mußten meine Leute ihre Handspeichen einschieben.

»Nun hebt das Ding auf und tragt es ins Boot,  
[615]

Ihr braucht nicht besonders vorsichtig zu gehen, nur daß ihr es nicht gerade hinwerft.«

Wie, kann denn solch eine ungeheure Glocke von nur vier Männern getragen werden? Jawohl, ich bemerkte schon deutlich am Aufheben, dann auch am Schritt der Träger, daß sie gar nicht so sehr schwer sein konnte. Vielleicht vier Zentner, höchstens.

Dann konnte es aber auch keine richtige Glocke sein. Das Ding mußte ganz dünne Wandungen haben. Beim Tragen sah ich manchmal den unteren Teil – er war verschlossen, was man doch ebenfalls nicht bei Glocken, die zum Läuten dienen, findet.

Das Ding ward ohne besondere Anstrengung ins Boot gehoben, mit einigen Stricken festgelascht; es ging nach dem Schiffe

zurück, wo die Käseglocke, wie meine Jungen das Ding bald allgemein nannten, emporgewunden wurde.

»Können Sie mir nicht einen freien Raum zur Verfügung stellen, vielleicht mit Ringen an der Wand, um die Glocke festzulaschen?«

Ja, solche freie Kabinen gab es genug, und wenn Ringe fehlten, konnten diese in wenigen Minuten von den Schlossern eingeschraubt werden.

»So, ich danke Ihnen, Herr Kapitän,« sagte Tischkoff, als wir die Käseglocke festgelascht halten, und er schloß die Kammer ab und steckte den Schlüssel ein.

Wenn ich geglaubt, er würde noch eine Erklärung geben, so hatte ich mich geirrt. Kein Wort mehr darüber.

Ja, was sollte diese Glocke eigentlich? Wie kam sie hierher auf die einsame Felseninsel? Und woher wußte dieser rätselhafte Mann, daß vor drei Wochen, als wir uns noch auf dem Wege nach Rio de Janeiro befanden, hier ein Schiff gescheitert sein konnte?

Doch treu meinen Prinzipien, schlug ich mir alle derartigen Fragen aus dem Kopfe.

[616]

#### ETWAS VON DER OSTERINSEL UND VOM EWIGEN JUDEN.

»Haben Sie ein bestimmtes Ziel im Auge, Herr Kapitän?«

»Nein.«

»Ich meine, ob Sie vielleicht schon beabsichtigten, da- oder dorthin zu segeln.«

»Auch nicht.«

»Sind Sie schon einmal um Kap Horn gesegelt?«

»Schon zweimal.«

»Aller guten Dinge sind drei – wollen Sie nicht noch einmal die Tour machen?«

»Wie Sie wünschen, Mr. Tischkoff.«

»Ich bitte sehr darum.«

Sprach's und verschwand in seiner Kabine, um fünf Tage nicht wieder zum Vorschein zu kommen, war wieder einmal ein bißchen tot – und unser Klabautermann saß auf seiner Kleiderkiste, stierte vor sich hin und paffte.

Nun sollte der Teufel aus diesen beiden Menschen klug werden – wenn es überhaupt Menschen waren!

Also losgesegelt und gedampft, um Kap Horn herum! Nach drei Tagen hatte ich die für die Schifffahrt gefährlichste Gegend der Welt hinter mir. Doch wir befanden uns auf dieser Hälfte der Erdkugel im besten Sommer, und ich hatte nun schon die Vorteile eines früher so verachteten Dampfers schätzen gelernt.

So, vor mir lag freies Fahrwasser. Und wohin nun?

Um Kap Horn herum, hatte mein Kommodore gesagt, der jetzt für einige Tage den Todesschlaf des Gerechten schlief – herum! – also nun wieder nach Norden hinauf.

Er würde sich schon einmal ausgeschlafen haben, und richtig, am Abend des fünften Tages fand der

[617]

Steward, der regelmäßig mit dem Präsentierbrett klinken mußte, die Tür offen.

Mr. Tischkoff aß zu Abend, schlief des Nachts hoffentlich einen natürlichen Schlaf, am anderen Morgen frühstückte er, dann ging er eine Stunde an Deck spazieren, ohne mich eines Blickes zu würdigen, dann nahm er ein Bad, und dann . . . ließ er mich durch den Steward fragen, ob ich in meiner Kajüte einmal für ihn zu sprechen sei.

So höflich und zeremoniell war er stets, auch betonte er stets das ›Ihre‹ Kajüte, und der Steward war von ihm besonders instruiert, seinen Auftrag auch so wörtlich zu wiederholen.

»Wo befinden wir uns, Herr Kapitän?«

Ich nannte die Zahlen, welche die letzte Berechnung ergeben – etwa der 56. Breitengrad und 80. Längengrad.

»Da sind wir schon um Kap Horn herum?«

»Jawohl, Mr. Tischkoff, schon vorgestern nachmittag gegen fünf Uhr passierten wir Hoste-Island.«

»So so, hm hm. Gute Fahrt gehabt?«

»Ausgezeichnete, wie man sie selten hier hat.«

»So so, hm hm. Und wohin gedenken Sie nun zu segeln?«

Ich konnte ein Lächeln beim besten Willen nicht unterdrücken.

»Sie hatten doch selbst erst . . . «

»Ja ja, immer lachen Sie mich aus, Sie brauchen sich nicht zu genieren,« fiel er mir gutmütig ins Wort, selbst dabei lächelnd, und ich merkte auch nichts von einem Seelenschmerz in seinen faltigen und doch so frischen Zügen. »So geht's, wenn man fünf Tage nicht mehr dieser Erde angehört. Ja, also – haben Sie Zeit?«

»Zeit bis zu meinem Tode,« mußte ich noch immer lächeln.

[618]

»Bis zu Ihrem Tode? Dann hätten Sie noch einige Millionen Jahre Zeit.«

»Was, einige Millionen Jahre? So lange soll ich noch leben?!« durfte ich jetzt lauter lachen. Dieser Mann gefiel mir immer besser.

»Jawohl, bis Sie sich nämlich selbst er . . . doch was schwatze ich da! Wir sprachen doch neulich von einer Insel.«

»Die erst noch zu suchen ist, auf der ich mich festsetzen kann.«

»Oder doch – da ein Zigeuner nun einmal keine Heimat haben darf und kann – wohin er seine Sachen bringt, die er nicht immer mit sich herumschleppen will – so eine Art von Diebeshöhle. Kennen Sie die Osterinsel?«

»Dortgewesen bin ich noch nicht.«

»Nein, das wäre ja auch der reine Zufall. Sie gehört England, dieses hat die Verpflichtung durch Parlamentsbeschluß, aller drei Jahre ein Kriegsschiff hinzuschicken, um einmal nach den Eingeborenen zu sehen, weil es die doch auch unter seinen Schutz genommen hat.«

»So? Davon weiß ich noch gar nichts.«

»Das heißt, es geht nicht etwa wegen der Osterinsel direkt ein Kriegsschiff hin, das wird nur einmal so im Vorbeifahren abgemacht. Möchten Sie diese Osterinsel nicht einmal besuchen?«

Na und ob! Für mich hat überhaupt das Wort Insel und Eiland so einen überaus reizvollen Klang, da schießen vor meinen Augen gleich kaleidoskopartig Bilder von Palmen und grünen Triften zusammen – doch davon habe ich schon des öfteren gesprochen – und nun gar die Osterinsel, »verlassen und einsam im bläulichen Meere« – nicht weit davon entfernt das von einem Dichter verherrlichte Salas y Gomez. (Es ist das berühmte Gedicht von den drei Schiefertafeln, wie der Dichter heißt, weiß ich leider nicht [619]

mehr, aber ein ganz bekannter – wie die drei Schiefertafeln gefunden werden, auf denen ein Schiffbrüchiger sein ganzes Leben beschreibt, bis ihm der Tod den Griffel aus der Hand nimmt.)

»Meinen Sie denn, daß die Osterinsel etwas für unsere Zwecke wäre?«

»Weil sie englischer Besitz ist? Das läßt sich alles machen. Darüber werden wir später sprechen. Erst wollen wir sie einmal besichtigen. Haben Sie schon Näheres über diese Insel gehört?«

»Nicht einmal das.«

»Die Osterinsel ist ... doch lesen Sie lieber darüber nach. Sie werden es ausführlicher behandelt finden, als ich es Ihnen geben kann.«

Ich änderte etwas den Kurs, dann versenkte ich mich in meine Bücher, und da bekam ich etwas zu lesen, was ich auch nicht von dieser kleinen, weltverlassenen Insel vermutet hätte, nämlich daß sie die Spuren einer längstverschwundenen Kulturwelt trägt und daher hochinteressant für den Altertumsforscher ist.

Die Osterinsel liegt im Stillen Ozean resp. in der Südsee, ungefähr auf dem 27. Breiten- und 110. Längengrade. Sie hat einen Flächenraum von etwas über eine Quadratmeile (geographische

oder deutsche – 16 englische Quadratmeilen), gebirgig, vulkanischen Ursprungs, mit noch vorhandenen zahlreichen Kratern; doch ist von einem Erdbeben seit Menschengedenken nichts bekannt. Die Küsten sind steil und schwer zugänglich und bieten für größere Fahrzeuge nur einen einzigen Landungsplatz, Cookshaven.

Entdeckt wurde sie am 1. Osterfeiertag 1721 von dem englischen Kapitän Roggweeen; doch sollen schon die Flibustier unter ihrem furchtbaren Anführer David eine Niederlassung darauf gehabt haben, ein Waffenarsenal und eine Proviantkammer, kurz ein [620]

Diebesversteck, was also in der Mitte des 17. Jahrhunderts gewesen wäre.

Die Eingeborenen sind Malaien. Ihre Anzahl wurde damals (mein Spezialbuch war im Jahre 1858 herausgegeben) auf 1500 Köpfe geschätzt. Da es auf der Osterinsel an allen vierfüßigen Tieren fehlt, sind sie hauptsächlich auf Pisang, Bataten, Zuckerrohr und Kürbisse angewiesen, welche sie zu bauen verstehen, dazu kommen noch die Eier der zahlreichen Seevögel und einiger Fischfang. Aber mit den anderen Südsee-Insulanern, welche mehr auf dem Wasser leben denn an Land, mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen die weitesten Seereisen machen, sind diese ›Rapu Nui‹, wie sie sich selbst nennen, durchaus nicht zu vergleichen. Schon dieses Buch sagte, daß sie auf dem Aussterbeetat ständen, woran weniger die inneren Streitigkeiten als vielmehr ihre vollkommene Degeneration schuld wäre, erzeugt durch Heiraten unter Blutsverwandten, durch ihre allgemeine Unsittlichkeit (welches Wort aber in bezug auf solche Naturvölker sehr vorsichtig angewendet werden muß).

Für die Forscher, welche diese Insel hin und wieder besucht haben, ist dieses isolierte Völkchen stets ein Rätsel gewesen, mehr noch die ganze Insel.

Diese Malaien können erst, das kann man aus Ueberlieferungen ungefähr bestimmen, vor 3 bis 400 Jahren nach dieser einsamen Insel gekommen sein, welche sie wie noch heute ›Tepitu Fenua‹ nannten, das ist das Land in der Mitte des Meeres.

Damals wollen sie diese Insel ganz menschenleer gefunden haben, aber schon damals waren die Spuren vorhanden, welche von einer längstverschwundenen Kultur erzählen, wie noch heute, nämlich in die Lavawände eingehauene Hieroglyphen, Statuen und Bauwerke, alles von kolossalen Dimensionen.

Die Hieroglyphen, welche Aehnlichkeit mit Tierfiguren haben, wie z. B. die der alten Aegypter,

[621]

aber auch der Chinesen, sind noch nicht enträtselt worden. Die überall aufgestellten Statuen von Männern und Weibern, aus grauem Lavasteinen gemeißelt – oder wahrscheinlicher einfach mit dem Messer geschnitten, worüber wir später sprechen werden – bestehen immer nur aus Kopf und Rumpf und sind trotzdem bis zu sieben Meter hoch, oben noch eine Krone aus rotem Gestein tragend.

Die noch stehenden Gebäude sind offenbar Priesterwohnungen, Tempel und Gräber gewesen, gewöhnlich dreißig Meter lang, zehn Meter breit und ebenso hoch, und als Dach dient immer eine einzige Steinplatte, welche dort oben hinaufzubringen auch noch für unsere heutigen Ingenieure ein Kunststück bedeuten würde.

Was für ein Volk ist das gewesen, das hier solch ungeheure Bauwerke aufgeführt hat? Malaien kommen nicht in Betracht. Man könnte an die alten Peruaner denken. Aber deren hinterlassene Bauwerke haben so gar keine Aehnlichkeit mit diesen hier.

Dagegen die größte Aehnlichkeit haben sie mit den gewaltigen Grabdenkmälern in China aus den uralten Zeiten der sogenannten Ming-Dynastie, die schon seit Jahrtausenden durch die der Mandschus verdrängt worden ist.

Gar kein Zweifel, hier im Stillen Ozean, zwischen Südamerika und Australien, haben schon einmal Chinesen gehaust!!

Uebrigens hat man ja auch in Nordamerika an Felswänden chinesische Inschriften gefunden, Chinesen müssen schon weit vor Kolumbus in Amerika gewesen sein, wie ja auch Isländer und Wikingier.

Aber sonstige Spuren von Chinesen, daß sie sich etwa schon einmal niedergelassen hätten, hat man in Amerika noch nicht gefunden. Nur eben hier auf dieser kleinen, weltverlassenen Osterinsel! – – –

Na, mich hatte dies alles mächtig gespannt. So  
[622]

interessant hätte ich mir die Osterinsel gar nicht vorgestellt.

Ja, es ist doch etwas anderes, wenn man so frei in der Welt herumgondeln kann, als wenn man Kohle und Baumwolle nach einem bestimmten Hafen bringen und den Kurszettel studieren muß. Und wenn man dazu noch so einen Kommodore hat!

Bis nach der Osterinsel hatte ich mit zehn Tagen zu rechnen. Ich kannte niemals etwas von Langeweile, wußte mich mit meinen Jungen und mit meinen Büchern zu amüsieren. Und dann sorgte diesmal auch der Kommodore einige Tage für Unterhaltung.

Der kam während dieser Fahrt einmal ins Wandern. Fünf Tage hatte er sich ausgeschlafen, nun wollte er sich Bewegung verschaffen, nach dem Grundsatz: wandern, wandern, immer wandern, wandern, wandern ... und so *in infinitum*.

Am Montag früh hatte es angefangen. Er war wie gewöhnlich bei schönem Wetter zur Morgenpromenade an Deck gekommen, marschierte wie immer zwischen Fock- und Besanmast auf und ab, tadellos angezogen, mit blankgewischsten Stiefeln, immer so leise spöttisch und doch gutmütig vor sich hin lächelnd – so recht in sich selbst vergnügt.

Da passierte es zum allerersten Male während solch eines Morgenspazierganges, daß er einmal vor mir stehen blieb.

»Nun, Herr Kapitän?«

»Mr. Tischkoff?«

»Haben Sie über die Osterinsel nachgelesen?«

»Jawohl, einen sehr gründlichen Artikel.«

»Von wem sollen die alten Bauwerke sein?«

»Wahrscheinlich von Chinesen aus der Ming-Dynastie.«

»Hm. Haben Sie auch von der Felsenklippe gelesen, die westlich von der Osterinsel liegt?«

»Jawohl, drei Kilometer davon entfernt.«

[623]

»Was sagen Ihre Bücher darüber?«

»Nichts weiter. Eine flache Felsenklippe ohne jede Vegetation.«

»Wie groß?«

»Das steht nicht einmal angegeben.«

»Auch sonst nichts weiter?«

»Gar nichts.«

»Wie tief das Wasser zwischen der Insel und der Klippe?«

»Nein. Jedenfalls also tief genug, um das größte Schiff durchzulassen.«

»Hm.«

Und mit diesem Hm ließ er mich stehen und nahm seinen Spaziergang wieder auf.

Die Schiffsglocke glaste die achte Stunde, Mr. Tischkoff marschierte richtig nach achtern und . . . alle Wetter, er benutzte nicht den Kajüteneingang, sondern drehte davor um, ging nach dem Fockmast zurück.

Was war denn mit dem heute los? Hatte der denn nicht das Glasen gehört? Und der mußte die Zeit doch schon in den Knochen haben!

Eine Stunde verging, und mein Kommodore marschierte nun schon die zweite zwischen Fock- und Besanmast hin und her!

Das ganze Schiff geriet in Aufregung. Ich mußte eine Verwarnung von Mund zu Mund gehen lassen, daß man den alten Herrn nicht immer so verwundert anstarre.

Der Steward kam mit Tischkoffs zweitem Frühstück. Hilflos blickte er mich an.

Ja, was sollte ich da raten? Mr. Tischkoff promenierte noch immer hin und her, mit militärischem Schritt und Gang, nur den Kopf etwas geneigt, die Arme über der Brust verschränkt, vergnügt vor sich hin lächelnd.

[624]

»Trag es in seine Kabine, er wird schon kommen,« befahl ich.

Aber der seltsame Alte kam nicht. Am Mittage wanderte er noch immer auf und ab, und am Abend desgleichen. Ich mußte für einige Stunden die Koje aufsuchen, und als ich gegen Mitternacht an Deck kam, promenierte er noch immer zwischen Fock und Besan hin und her.

Und so ist er noch bis zum Mittwoch nachmittag gewandert, also im ganzen mehr als sechzig Stunden lang, rastlos, aber gemächlich, auf den ganz bestimmten Stellen wieder umkehrend, ganz in Gedanken versunken, manchmal ein ›Hm hm‹ brummend – mehr als sechzig Stunden lang!

Am Dienstag abend prasselte ein tüchtiger Regenguß herab – hatte für den Spaziergänger gar nichts zu sagen, der ließ sich nicht stören.

Was sollte ich tun? muß ich noch manchmal fragen.

»Wir wollen ihm sagen, daß es so fürchterlich regnet,« meinte Mahlsdorf, und er wollte keinen Witz machen.

Aber ich wehrte ab. Am anderen Morgen war er noch immer nicht trocken, begann aber dann in der heißen Sonne zu dampfen. Mit seiner Eleganz war es freilich vorbei. Kragen und alles war ja total aufgeweicht gewesen, und durch das Trocknen wurde die alte Steifheit nicht wieder hergestellt.

Wußte der denn gar nichts von Müdigkeit, nichts von Hunger und Durst? Nein, erhaben über alles! Er konnte sich ja dann wieder ein paar Tage ausschlafen, aber ohne alles Essen, der Hunger, der Hunger! – das war es besonders, was ich bei meinem gesunden Appetit nicht begreifen konnte.

Also immer noch eine ganze Nacht durchgewandert, dann noch ziemlich einen ganzen Tag, bis er endlich in der fünften Stunde die Armverschränkung löste,

[625]

den Kopf etwas hob und seine bisherige Richtung ändernd, vor mich hintrat.

»Hm. Also Sie haben über diese Felsenklippe gar nichts Besonderes gefunden?«

Himmelbombenelement noch einmal! Aber es sollte vielleicht noch besser kommen.

Ich verneinte.

»So so, hm hm. Bitte, lassen Sie doch wieder den Klabautermann in meine Kabine bringen.«

Ich wußte nicht mehr, was ich davon denken sollte. Wollte er diesen menschlichen Automaten wieder ›galvanisieren‹? Konnte der Klabautermann ihm in diesem Zustande etwas von dem Felsenriff erzählen, das für ihn ein so rätselhaftes Interesse hatte?

Da ich mir keine Frage beantworten konnte, dachte ich auch nicht weiter darüber nach – der Klabautermann ward auf seiner Kleiderkiste hineingebracht.

Tischkoff aß erst wieder zu Abend, so mäßig wie sonst, erst gegen zehn Uhr verlosch wie gewöhnlich in seiner Kabine das Licht, was man beobachten konnte, wenn man sich etwas über die Bordwand beugte, am anderen Morgen nahm er den Kaffee ein und promenierte dann wieder an Deck, aber diesmal nur seine festgesetzte Stunde.

Erhaben über Zeit und Raum! Aber so sechzig Stunden lang ununterbrochen hin und her wandern zu können – na ja, der ewige Jude!

#### AUF DER OSTERINSEL.

Am zehnten Tage tauchte das einsame Eiland auf. Gebirgig genug, aber ohne jenen steil sich erhebenden, alles überragenden Berg, der sonst immer

[626]

solche kleine Inseln charakterisiert, welche durch Feuerekraft vom Meeresboden emporgehoben worden sind.

Cookshaven liegt auf der Südseite, eine geräumige Bucht, in die ich direkt hineinsteuerte, nur wenig zur Vorsicht peilend.

Die Umgebung dieser Bucht war flach, grün, aber ohne Bäume. Also nicht das liebliche Bild mit nickenden Palmen, wie es die eigentlichen Südseeinseln sonst immer bieten.

Die eigentliche Palme jener Inseln, die Kokos, käme hier auch gar nicht fort, sie überschreitet nicht den 20. Breitengrad. Dagegen würde außer anderen Baumarten die Dattelpalme hier ganz vorzüglich gedeihen.

Weshalb England diese Osterinsel so außer acht gelassen hat, weiß ich nicht. Schließlich kann England doch auch nicht jede Insel, die es als sein Eigentum betrachtet, in eine Festung verwandeln.

Ja, wenn hier Kohlen gefunden würden! Dann würde die Insel natürlich gleich zur selbständigen Kohlenstation gemacht werden. Aber auch das Hafenverhältnis ist gar kein so günstiges. Für mein Schiff langte das Wasser noch eben, und die ›Sturmbräut‹ mit ihren tausend Tonnen konnte sich doch nicht mit einem modernen Kriegsschiff vergleichen.

Am Strande erblickten wir einige Hütten, aus dürrem Zuckerrohr zusammengebaut, mit getrockneten Krautblättern gedeckt.

Ganz dicht am Wasser standen wohl hundert Eingeborene, höchstens mit einem Binsengeflecht bekleidet, auf den Köpfen hohe Binsenhüte, bewaffnet mit Lanzen und Keulen.

Doch alsbald, als ich in die Bucht langsam einsteuerte, wurden die Waffen niedergelegt, heftiges Winken, wobei jeder immer auf andere deutete, die sich schon mit bloßen Augen als Weiber erwiesen.

[627]

Ich wußte, daß ich bis dicht an ein höherliegendes Plateau fahren, an diesem festmachen konnte – dies alles berichten ja die nautischen Bücher – aber ich war noch nicht so weit, als sich schon die Hälfte der Gesellschaft ins Meer stürzte und mir entgegenschwamm.

Die andere Hälfte bestieg Kähne und handhabte eifrig die Ruder, und in diesen Fahrzeugen befanden sich meist Weiber.

»Darf ich jetzt einmal fragen?« wandte ich mich an meinen Kommodore.

»Aber ich bitte sehr!«

»Woher haben die Eingeborenen diese Boote, da doch auf der Osterinsel Bäume fast ganz fehlen sollen?«

»Auf der nördlichen Seite schwimmt viel Treibholz an. Aus geeigneten Stücken fertigen sich die Rapus Lanzen und Keulen, aus Brettern und Stämmen Boote, ganz elende Fahrzeuge, wie sie gleich sehen werden, lediglich dazu benutzt, daß sie nicht nur direkt vom Ufer aus angeln müssen – und für Hüttenbau wissen sie aus diesem Treibholz gar keinen Nutzen zu ziehen, dazu sind diese Burschen auch viel zu faul.«

»Ist ihnen zu trauen?«

»Ja, solange man ihnen immer die Waffe vorhält. Doch selbst ein einzelner hat nichts zu fürchten, er kann die ganze Insel durchforschen – vorausgesetzt natürlich, daß seine Kameraden in der Nähe sind, oder daß eben ein Schiff hier liegt. Es sind feige

Burschen, die vor unseren Waffen, aber auch schon vor unseren Körperkräften einen großen Respekt haben.«

»Was für eine Religion haben sie?«

»Einen Anklang noch an den Mohammedanismus ihrer Vorfahren.«

»Sind noch keine christlichen Bekehrungsversuche gemacht worden?«

[628]

»Die sind alle gescheitert, und noch jeder Missionar hat es bald aufgegeben, aus diesen Leuten, welche vielleicht noch in diesem Jahrhundert ausgestorben sein werden, Christen zu machen.«

Die ersten Schwimmer hatten unterdessen das Schiff erreicht, schrien und hielten die Hände hoch.

»Soll ich sie an Bord lassen?«

»Machen Sie ihnen das Vergnügen, daß die lange Schwimm-tour nicht umsonst war. Zu fürchten haben wir nichts. Aber instruieren Sie Ihre Leute. Ganz energisch vorgehen! Wer irgendwie aufdringlich ist, wird sofort über Bord geworfen. Und wenn wir an Land liegen, muß alles wieder herunter, keiner darf mehr das Deck betreten.«

Ich ließ Taue auswerfen, die Schwimmer kletterten herauf, schüttelten sich wie die Hunde.

Es waren gelbbraune, kleine, schwächliche Gestalten mit dicken Schädeln und Plattnasen, viele auf dem Kopfe mit Grind bedeckt – elende Gesellen, schon jetzt dem Tode verfallen.

»Talu, talu!« schrien sie zur Begrüßung, und dann streckten sie die Hände aus, aber dies weniger zur Begrüßung. »Tobacco, Whisky!«

Das waren die beiden einzigen Worte, die sie von englischen Matrosen gelernt hatten.

Doch, der eine konnte ganz perfekt Englisch, der Widerlichste aller Widerlichen. Wie ich später erfuhr, war der hier Geborene in

England zum Missionar ausgebildet worden, hatte es aber, hierher zurückgeschickt, vorgezogen, wieder ein echter Rapu Nui zu werden und seine Mutter und später seine Töchter zu heiraten.

Mag diese Andeutung genügen, wie dieses Völkchen lebte. Und doch, noch etwas anderes muß hinzugefügt werden.

Unter den Schwimmern, die jetzt an Bord  
[629]

geklettert, waren doch auch einige jüngere Weiber, die sich aber keineswegs durch Schönheit auszeichneten.

»Tobacco, Whisky,« sagten die Männer und deuteten dabei eifrig auf die Weiber, die sich für die Schwimmtour auch noch ihrer Bastschürze entledigt hatten, und der ehemalige Missionar machte es noch deutlicher.

»Ein Pfund Tabak für meine Frau, eine Buttel Whisky für meine schönste Tochter,« sagte er und schob ein Weib und ein jüngeres Mädchen mit pockenzerfressenem Gesicht vor, »ein halbes Pfund Tabak, ein viertel Pfund . . . «

Er ging herunter bis zu einer Handvoll Tabak und einen Schluck Whisky, und die Weiber grinsten uns an, verstanden sogar schon das Kokettieren.

Na, guten Appetit!

Das war die ganze ›Kultur‹, die englische Seeleute diesem Naturvölkchen beigebracht hatten – daß sie ihre Frauen und Töchter und vielleicht auch Großmütter verschacherten für eine Handvoll Tabak und für einen Schluck Whisky.

Doch das findet man auf allen diesen Südseeinseln, gleich in Batavia ist es ganz genau dasselbe. Die englischen und holländischen Seeleute sind nicht einmal dafür verantwortlich zu machen, diese malaiischen Eingeborenen und Südsee-Insulaner sind wirklich naive Kinder, die den Fremden eine Freude bereiten wollen, und wenn sie ein Gegengeschenk bekommen, so nehmen sie das natürlich gern an.

Doch auf den malaiischen und anderen Südseeinseln bekommt man indes wenigstens hübsche Weiber angeboten, manchmal sogar Schönheiten, aber hier – – guten Appetit!

Das hier waren nur die ersten Weiber, die von den Ehegatten, Brüdern und wohl auch Söhnen gezwungen worden waren, gleich nach dem Schiffe zu

[630]

schwimmen; denn wer zuerst kommt, mahlt bekanntlich zuerst, und auch hier war schon starke Konkurrenz.

Dann kam noch der große Haupttrupp von Weibern in Kähnen, jetzt ging es erst recht los.

Ich ließ kleine Pakete Tabak verteilen, auch einige Flaschen Rum – mochten sich diese nackten Kerle darum balgen, wie sie wollten. Als einmal eine Flasche zerbrach, krachten einige Köpfe zusammen, so schnell hatten sich nämlich die Nächststehenden zu Boden geworfen, um das kostbare Feuerwasser von den Deckplanken aufzulecken.

Unterdessen hatten wir das Plateau erreicht, einige Felsen waren vorhanden, an denen schon so manches Schiff festgemacht haben mochte, und als auch wir dies getan, mußte das ganze Gesindel von Bord, und wer zu lange zögerte, der flog, darin brauchten meine Jungen gar nicht erst instruiert zu werden, nur waren sie so rücksichtsvoll, immer nur nach der Wasserseite über Bord zu befördern, auf dem felsigen Boden hätten sich die Expedierten doch zerschlagene Knochen holen können.

Wir waren nachmittags in der vierten Stunde angekommen, heute war doch nichts mehr zu machen, morgen sollte beizeiten aufgebrochen werden.

Schon unterwegs hatte Tischkoff gefragt – alle Einzelheiten kann ich ja nicht immer anführen – ob ich dünne Strickleitern an Bord hätte, es waren während der Fahrt drei Stück vorhanden, desgleichen die gewünschten Spitzhacken und Spaten. Denn so ein Schiff ist für weite Reise ja mit allem ausgerüstet, was man

bei einem Schiffbruch an einer einsamen Insel brauchen könnte. Dieser Fall wird auf der Seemannsschule tatsächlich immer im Auge behalten, wenn die Schüler eine ganze Schiffsausrüstung zusammensetzen müssen, da vergißt man wohl auch am leichtesten nichts – man soll sich immer in die Lage

[631]

eines Robinsons versetzen, was der vom frühen Morgen bis zum Abend braucht, um sich das Leben so bequem wie möglich zu machen, und da dürfen natürlich auch nicht die Stecknadeln vergessen werden, so wenig wie Stahl und Zunder, falls die Streichhölzer einmal versagen. Uebrigens ist es sehr interessant, einmal ein modernes Ausrüstungsgeschäft für Expeditionen und Jäger zu besichtigen, wie ich in London eins besucht habe, diese tragbaren Betten, Kessel und dergleichen, Spaten als Spazierstöcke, deren Rohr ein wahres Magazin für kleine Gebrauchsgegenstände ist, unterschiedlich für den Nordpolreisenden, wie für den Afrikaforscher oder den Australiendurchquerer, und da sieht man erst, was für eine Rolle Feuerstein, Stahl und Zunder noch heute spielen.

Inzwischen hatte sich Tischkoff mit den Malaien unterhalten, wovon wir anderen kein Wort verstanden, und er hatte einen Mann ausgewählt, welcher versicherte, auf der ganzen Insel jede Quelle zu kennen. Dieser würde uns führen.

»Und aus wieviel Leuten soll die Expedition sonst bestehen?« fragte ich dann.

»Wir nehmen nur drei Matrosen mit, welche unser Gepäck tragen – Strickleitern, Spaten, Hacken und einigen Proviant. Womöglich die besten Fußgänger, wenn Sie die kennen.«

Ich hatte meinem Kommodore noch kein Wort von meinem Erlebnis in der Fucusbank gesagt, wo ich die besten Fußgänger ja kennen gelernt. Er hatte mich niemals gefragt, obgleich ich bestimmt wußte, daß er darüber orientiert war. Der gehörte doch auch mit zu jener geheimen Verbindung.

»Soll keiner meiner Offiziere mit?«

»Bitte, ich möchte mit Ihnen allein sein.«

Schade! Ich hätte einem oder dem anderen Wißbegierigen und Abenteuerlustigen gern die Freude gemacht. Nun, dazu war ja noch später Zeit, Tischkoff,  
[632]

der überhaupt oftmals die Gedanken erraten konnte, sagte das gleich selbst.

»Die Herren können ja noch später eine Expedition machen, nur bei dieser ersten Kundschaftstour möchte ich mit Ihnen allein sein. Und dann nehmen wir noch Goliath mit, Ihren zweiten Bootsmann, und zwar soll ihm nichts weiter aufgebürdet werden, als was wir selbst tragen müssen.«

Es war das erstemal, daß Tischkoff für den Neger, der ja auch so halb und halb für mich ein Rätsel war, Interesse zeigte.

Am anderen Morgen beim ersten Sonnenstrahl brachen wir auf, also Tischkoff und ich, Goliath, wie wir, nur Gewehr und Feldflasche tragend, die drei bepackten Matrosen und Soliman, der Führer.

Es war ein köstlicher Morgen, und die Landschaft machte mir einen ganz anderen Eindruck als gestern, da ich sie wegen des Fehlens von nickenden Palmen, die ich bei einer Südseeinsel bestimmt erwartet, öde gefunden hatte.

Im Gegenteil, diesen frischen, grünen Graswuchs, der hier überall den Boden bedeckt, findet man natürlich auf keiner jener Koralleninseln, eigentlich überhaupt nicht in den tropischen Zonen, selbst in Aegypten und noch in Italien und Griechenland kann man sich nirgends ins Gras legen, überall Dornen und Disteln, welche hier gänzlich zu fehlen schienen, und so bin ich überhaupt gar kein so großer Freund der tropischen Gegenden. Deutsche Triften und deutsche Eichen sind es, oder ich will germanische sagen, denn da kommt hauptsächlich auch die unsagbar reizvolle Landschaft Englands in Betracht, von denen ich so oft sehnsuchtsvoll träume, wo man keine Schlangen und Skorpione

zu fürchten braucht, kein Fieber und andere Krankheiten, auch im heißen Sommer nur wenig von Mücken belästigt wird, was [638]

alles, wie ich gelesen, auch von dieser einsamen Insel gilt, auf der wirklich wegen ihrer glücklichen Lage ein ewiger Frühling herrschen soll.

Nur daß hier aller Baumwuchs fehlt.

»Wie kommt das nur?« fragte ich meinen Begleiter nach einer vorausgegangenen diesbezüglichen Bemerkung seinerseits.

»Es ist eben eine isolierte Insel, eine kleine Welt für sich, die ihre Eigentümlichkeiten hat, sogar ihr eigenes Tierreich. Denken Sie an die Gallopagos[Galapagos]inseln. Auf diesen kommen ebenfalls zahlreiche Pflanzen und Tiere, wie Vögel und sogar Insekten vor, welche sonst nirgends in der Welt zu finden sind.«

»Aber werden hier gepflanzte Bäume fortkommen?«

»Gewiß, alle, welche in diese Region passen, und das dürfte eine große Anzahl sein. Neben der Dattelpalme wird der Apfel gedeihen können, und dann vor allen Dingen der Weinstock, wie z. B. in Palästina.«

»Trotzdem muß ich mich noch immer wundern, daß gar keine solche Bäume hier vorkommen. Sollten Vögel mit unverdaulichem Samen nicht für die Verbreitung solcher Bäume sorgen?«

»Dann könnten doch nur Zugvögel in Betracht kommen, die sich bei ihren Wanderungen hier niederlassen. Hierher kommen aber eben keine Zugvögel. Weshalb nicht, das weiß ich freilich auch nicht. Die Osterinsel ist niemals eine Raststation für Wandervögel gewesen, und ich wüßte auch gar nicht, welche darüber hinstreichen sollten.«

»Daß aber nur England noch gar nicht auf den Gedanken gekommen ist, diese gesegnete Insel zu kultivieren, sie könnte doch Tausende von fleißigen Kolonisten ernähren, man braucht doch nicht immer gleich an eine Seefestung mit Kriegshafen zu denken.«

[634]

»Die Osterinsel wird wahrscheinlich Privatbesitz sein.«

»Privatbesitz?!«

»Sehr leicht möglich. Erinnern Sie sich, daß zur Zeit, als Australien entdeckt und von England annektiert wurde, dieses ganze Festland mit sämtlichen umliegenden Inseln den englischen Lords, der englischen Adelsgesellschaft zugesprochen wurde, welche die Verpflichtung übernahmen, das neue Land nach und nach unter Kultur zu bringen. Es war also damals so ein Verhältnis, wie es noch heute Belgien mit seinem afrikanischen Besitz, dem Kongostaat hat – gewissermaßen eine Aktiengesellschaft, nur unter dem Schutze der Heimatsflagge stehend, dafür Abgaben zahlend. Australien war überschätzt worden, die englischen Lords traten nach und nach von ihren Verbindlichkeiten zurück, aus dem Privatbesitz wurde Regierungsland. Aber das ist nicht überall der Fall. Noch immer gehören in Australien ungeheure Landstriche englischen Lords und Grafen, welche den Verkauf an Kolonisten Bankinstituten übergeben haben. Und dasselbe gilt auch von zahllosen Inseln oder ganzen Inselgruppen des australischen Archipels. Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich bin fest überzeugt, daß auch diese Osterinsel englischer Privatbesitz ist.«

Ich dachte im Augenblick nicht daran, daß es doch seltsam sei, wie dieser Mann, der ja sonst so genau schon über die Osterinsel orientiert war, dann nicht auch ihren Besitzer genau kenne.

Mich beherrschte jetzt nur ein einziger Gedanke.

»Dann wäre diese Insel vielleicht noch käuflich zu erwerben!!«

»Daran möchte ich gar nicht zweifeln.«

»Aber,« wurde ich von allein gleich wieder kleinlaut, »das Hoheitsrecht würde sich England doch nicht nehmen lassen.«

»Nein, das freilich nicht. Was England einmal

[635]

in Händen hat, das gibt es auch nicht wieder heraus. Die englische Flagge müßte hier immer wehen.«

»Ach, dann ist es nichts, dann ist es nichts!« seufzte ich.

Da klopfte mir Tischkoff lächelnd auf die Schulter, eine Vertraulichkeit, deren ich ihn gar nicht für fähig gehalten hatte. Der herrliche Morgen mußte daran schuld sein.

»Vertrauen Sie nur meiner Führung,« sagte er freundlich, »Sie werden nicht schlecht dabei fahren. Es kann doch einmal der Fall eintreten, daß auch England etwas aus den Zähnen läßt – vielleicht gegen einen Tausch, wobei es Vorteil hat.«

(Hierbei möchte ich an Helgoland erinnern, welches England an Deutschland gegen Sansibar vertauschte, muß aber leider auch die Frage aufwerfen: Wer hat hierbei den Vorteil gehabt? Was hatte der Engländer überhaupt auf Helgoland zu suchen?)

Zuerst waren wir über eine grasige Fläche marschiert. Am Strande hatten jene Eingeborenen, ein besonderer Fischerstamm, einige Bananen und Kürbisse gezogen, am Fuße des niedrigen Gebirges, noch im Hügeland, fanden wir eine Ansiedlung mit viel mehr bebautem Boden.

Die Eingeborenen hier, ebenso primitiv lebend, waren nur nach Tabak lüstern, nicht nach Schnaps, waren überhaupt gar nicht so aufdringlich, ja, sie zeigten sogar schon einen anderen Typus.

Es war sehr lehrreich, mit Tischkoff auf Expedition zu gehen, obschon ich mir wohl ein Urteil von allein gebildet hätte.

Je größer ein Gebiet mit günstigen Kommunikationsverhältnissen, desto mehr verallgemeinert sich auch die Bevölkerung, und umgekehrt.

In Amerika ist der Unterschied zwischen der Bevölkerung am Atlantischen und westlich am Stillen Ozean ja gar nicht so groß, Yankee bleibt immer

[636]

Yankee. In dem politisch und auch natürlich begrenzten Deutschland findet man schon die verschiedensten Menschen dicht nebeneinander wohnen, von dem Unterschied zwischen einem Bayern und einem Friesen oder Pommern gar nicht zu sprechen.

Diese isolierte Insel hier konnte man als einen selbständigen Erdteil betrachten – die Größe hat ja dabei eigentlich gar nichts zu sagen. Es hatten sich darauf verschiedene Stämme abgesondert, mit verschiedener Politik, ein Stamm durfte nicht das Land des anderen betreten, und mochte dieses ›Land‹ auch nur einen Quadratkilometer betragen, so hatten sie sich im Laufe der Zeit doch auch selbständig entwickelt.

Denn mochte die Entfernung von diesem Stamme im Hügellande nach der Küste auch nur eine Viertelstunde betragen, dorthin durften diese Kürbisbauern nicht; das Privilegium, Schiffe anzubetteln, beanspruchten jene Fischer für sich allein, und wurden die Grenzen überschritten, dann kam es zum ›Krieg‹. Deshalb auch reiben sich diese Eingeborenen der Osterinsel so schnell auf, denn solche Uebergriffe kommen ja häufig genug vor.

Wir wußten uns auch diese Eingeborenen vom Leibe zu halten, und bald begann der Aufstieg, der durch gangbare Pässe unterbrochen wurde. Doch die höchste Erhebung auf der Osterinsel beträgt kaum dreihundert Meter.

Da erblickten wir die ersten beiden Bildsäulen, welche den Eingang zu einem Passe zu bewachen schienen. Ich habe kaum noch etwas hinzuzufügen. Sechs Meter große Figuren, Männer darstellend, nur aus Rumpf und Kopf bestehend, aus einem grauen Steine gemeißelt, auf dem Kopfe eine Krone von rotem Stein tragend.

Doch von künstlerischer Gestaltung gar keine Spur,

[637]

alles so plump wie möglich. Kaum das Gesicht war zu erkennen, nur durch einen Zinken und durch einige Einschnitte charakterisiert, Nase, Augen und Mund darstellend. Gerade als wenn ein Kind aus Semmelteig eine menschliche Figur machen will, da sind Arme und Beine das schwerste daran, sie brechen immer wieder ab, es bleibt bei Kopf und Rumpf, und die Nase wird durch ein Klümpchen markiert. Anders war es auch hier nicht, und es fand

seine Erklärung, wenn man an Chinesen dachte. Diese haben in der Plastik und in der Malerei ja nie etwas geleistet.

Tischkoff kratzte lange mit dem Messer an der einen Figur herum.

»Für was für eine Gesteinsart halten Sie das?« fragte er dann.

»Ich muß gestehen, daß ich in der Gesteinskunde durchaus unbewandert bin. Am sichersten erkenne ich nur buntscheckigen Granit.«

»Aber Lava haben Sie doch schon gesehen.«

»Ja, ganze Lavafelder, schmutziggrau bis schwarz, das ist aber keine . . . und doch, habe ich nicht gelesen, daß alle diese Figuren, wie die Bauten, aus Lava gefertigt sein sollen?«

»So ist es auch.«

»O nein, das ist doch keine Lava! Die kann man ja gar nicht mit dem Meißel bearbeiten, die ist doch viel zu hart und spröde.«

»Geehrter Herr Kapitän, was ist überhaupt Lava? Jede Gesteinsart, welche ein Vulkan in flüssigem Zustand ausspeit oder abfließen läßt, heißt nach ihrer Erstarrung Lava, ganz gleichgültig, ob Granit oder Basalt oder Diorit oder sonst etwas. Nun allerdings verändert sich das betreffende Gestein durch das Schmelzen und dann durch die schnelle Erstarrung ganz bedeutend.«

[638]

Weiter sagte Tischest nichts, obgleich seine Erklärung doch eigentlich noch längst nicht zu Ende war.

Wir setzten unseren Marsch fort, nur selten klettern müßend.

Ich fasse alles kurz zusammen. Wir sahen solcher Figuren genug, zum Teil mit Hieroglyphen bedeckt, wie sie auch in langen Zeilen an glatten Felswänden eingemeißelt waren; wir fanden große Gebäude, wie ich sie schon früher beschrieben, für mich aber ohne weiteres Interesse, einfach viereckige Steinkästen, innen ein leerer Raum – höchstens bewunderte ich, wie man diese mächtigen Quaderblöcke, auch so ein weißgrauer Stein, da

oben hinaufgebracht hatte, und noch mehr staunte ich die riesigen Steintafeln an, von denen jede immer ein ganzes Dach bildete, wie man die überhaupt nur so ohne Fehler gebrochen haben konnte.

»Wie ist das bloß möglich?«

»Ich werde Ihnen die Erklärung hoffentlich noch heute geben können,« entgegnete Tischkoff, ohne sich nach seiner Weise vorläufig weiter darauf einzulassen.

Wir kamen nicht allzu schnell vorwärts, nämlich weil Tischkoff hin und wieder von den Matrosen ein Erdloch auswerfen ließ, zu welchem Zweck, teilte er uns nicht mit.

Er trieb eben geologische Studien, untersuchte die zum Vorschein kommende Erde – oder es war wohl Ton – rieb sie prüfend zwischen den Fingern, suchte sie zusammenzukneten, ließ aber auch ziemlich tiefe Löcher in den Steinboden hauen, und zwar sowohl vertikale als in Felswänden horizontale, bis er, wenn das Loch eine Tiefe von einem Viertelmeter erlangt hatte, Einhalt gebot, und sein Kopfschütteln sagte mir, daß er mit irgend etwas nicht zufrieden war.

Dann hatten wir einen Krater erstiegen, standen vor seiner Oeffnung.

[639]

Wie solche Kratermündungen entstehen, habe ich schon früher einmal erwähnt, und so zeigte auch hier der Trichterkessel jene Galerien, so daß das Ganze ein vollkommenes Amphitheater mit rundherumlaufenden Sitzen bildete, das einige Tausend Zuschauer gefaßt hätte. Nur ein Platz für die Szene hätte geschaffen werden müssen: denn obgleich die Mittagssonne hier direkt hineinschien, war der Grund kaum zu erkennen.

»Wahrhaftig, solch einen Krater sollte man in ein Amphitheater verwandeln!« rief ich.

»Und warum nicht?« meinte Tischkoff.

»Da brauchten bloß in einer gewissen Höhe Bretter gelegt zu werden, dann ist die Bühne fertig.«

»Das könnte ja geschehen.«

»Ja, aber nun die Zugänge für die Schauspieler, daß die nicht immer über das Publikum hinwegsteigen müssen?«

»Da werden einfach Tunnel gebohrt, Räume im Innern des Berges geschaffen.«

Ich wollte erwidern, daß das doch eine Heidenarbeit sein müsse, dachte aber noch rechtzeitig an Karlemann, was der in dieser Hinsicht schon auf seiner Seeburg alles geleistet hatte.

Von hier oben aus konnte man auch die ganze Insel überschauen, nur nach Osten hin versperrte ein höherer Berg etwas die Aussicht.

Doch Bemerkenswertes bot diese Uebersicht sonst nicht. Auch mein Schiff war deutlich zu sehen, ohne Fernrohr, scharf hob sich jede Rahe vom blauen Hintergrunde ab, und noch weiter dahinter lag die kleine Felsenklippe, die wir natürlich schon beim Einlaufen in die Bucht gesehen, fast passiert hatten. Sie befand sich, wie schon erwähnt, etwa drei Kilometer von der Insel entfernt.

Tischkoff schien sich nicht sattsehen zu können an  
[640]

dem Anblick meines Schiffes. Oder war es jene Felsenklippe, der er seine ungeteilte Aufmerksamkeit widmete, auch durch das Fernrohr?

Ja, was für eine Bewandtnis hatte es mit dieser Felsenklippe eigentlich, daß er schon einmal davon begonnen, ihr seine Gedankenkraft drei volle Tage und Nächte gewidmet hatte, darüber Schlaf und Essen und alles vergessend?

Doch dieser rätselhafte Mann hatte sich alles Fragen verboten.

»Lassen Sie uns Mittagsrast halten,« sagte er.

Wir brauchten nur wenig zurückzusteigen, um zu einer Quelle zu gelangen, welche uns Soliman schon vorhin beim Aufstieg gezeigt hatte.

Solcher frischer Quellen, aus Felsspalten hervorsprudelnd, gab es zahlreiche, nach Solimans Behauptung sogar zahllose, aber keine einzige erreichte den Strand, sie alle verschwanden bald wieder in anderen Felsspalten.

Ebenso wuchs auf den Abhängen überall ein niedriges Buschwerk mit starken, trockenen Zweigen, es lieferte uns Feuerholz, und wie schon das Frühstück, verbesserten wir auch das Mittagessen durch Eier von Möwen, deren Nester überall an den Felsen klebten.

Dann pflegten wir unter einem schattigen Felsvorsprung etwas der Ruhe. Nur Tischkoff brauchte eine solche nicht. Wie schon manchmal, griff er auch jetzt selbst zur Spitzhacke, meißelte in einiger Entfernung von unserem Lager in dem schrägen Felsboden herum.

Da rief er meinen Namen. Ich eilte hin.

Er hatte ein ziemlich tiefes Loch gegraben oder gemeißelt, aber es sah mehr aus, als habe er eine Steindecke abgehoben, es lagen kleine Platten da, und darunter zeigte sich ein roter Ton, aus welchem er jetzt mit dem Messer große Stücke herausschnitt.

[641]

»Wissen Sie, was das ist?« fragte er mit leuchtenden Augen, nur solch ein viereckig geschnittenes Stück hinhaltend.

Ich nahm es, wußte erst nicht, was ich damit sollte, befühlte es, betrachtete es von allen Seiten – dann fiel mir auf, daß sich diese Masse doch eigentlich gar nicht so weich anfühlte, um sie so einfach mit dem Messer schneiden zu können.

Ich zog mein eigenes Dolchmesser – ja, die Masse war wohl zu ritzen, abzuschaben, wie etwa Speckstein, aber doch nicht zu schneiden, und ich sah, wie Tischkoff da mit seinem einfachen Taschenmesser noch immer große Würfel und Platten aus dem Loche schnitt, als wäre die Masse Butter oder doch der weichste Ton.

»Wie kommt denn das?«

»Legen Sie den Würfel auf den Boden und schlagen Sie ihn mit dem Messer durch.«

Ich befolgte die Anweisung. Mit Leichtigkeit konnte ich den Würfel mit dem Messer durchschlagen oder vielmehr durchschneiden, der Stahl fand nur an der äußeren Kruste einen Widerstand, sonst schnitt er leicht hindurch.

Das Innere des Würfels war also ganz weich – aber es dauerte gar nicht lange, nur eine Minute, so konnte ich die Masse nicht mehr schneiden, nur mit einiger Anstrengung abschälen, dann ging auch das nicht mehr, das Innere wurde merklich härter, bis wieder eine feste Kruste vorhanden war . . .

»Das ist australischer Seifenstein!« rief ich.

»Sie sagen es.«

Gehört und gelesen hatte ich schon genug davon, aber noch keinen Seifenstein zu sehen bekommen.

Er kommt sonst wohl nur in Australien vor, am meisten an der ganz unkultivierbaren Westküste, wo man gar keinen Nutzen davon hat, bildet dort meist Hügel.

[642]

Erst muß man die harte Decke bis zu einem Meter stark mit dem Meißel oder der Spitzhacke entfernen, darunter liegt der noch weiche Stein, weiß grau und auch rot, so weich, daß man ihn mit dem Messer schneiden kann, und je tiefer man dringt, desto weicher wird er, allerdings nur bis zu einem gewissen Grade, zerlassene Butter findet man nicht.

Diese weiche Masse erhärtet schnell unter dem Einflusse der atmosphärischen Luft, wird wohl oxydieren, aber nur die äußere Umhüllung; doch die Verhärtung dringt immer tiefer, je nach Umfang des geschnittenen Steines.

Der Kern kann noch weich sein, so hat man schon einen festen Baustein, der allen Witterungseinflüssen trotzt – nur nicht dem Feuer. In diesem zerbröckelt er zu einem losen Pulver.

Man hat viel experimentiert, diesem Seifensteine seine ursprüngliche Weichheit zu erhalten oder wiederzugeben, dann könnte er von Australien ausgeführt werden. Allein das ist noch nicht geglückt. Er erhärtet unter der Hand und ist vorläufig durch nichts wieder weichzubringen. Daher hat ein Ausführen keinen Zweck, Bausteine braucht man nicht erst aus Australien zu holen, da stellen sich auch gepreßte Steine viel billiger.

Etwas Aehnliches findet man übrigens in Nordamerika, den sogenannten Pfeifenton, aus dem die Indianer ihre Pfeifenköpfe schnitzen. Auch diese rote Masse läßt sich leichter schneiden als Speckstein und wird an der Luft bald glashart, sowie feuerbeständig. Aber sein Vorkommen ist so selten, daß die Indianer die Stellen, wo man ihn findet, als Heiligtümer betrachten.

Aber hier an Ort und Stelle – welche Perspektive eröffnete sich vor meinen Augen! Ich schnitt mir schon einen ganzen Palast mit dem Taschenmesser zurecht!

[643]

»Mr. Tischkoff, wissen Sie denn nicht, wem diese Insel gehört?«

»Wir wollen sehen, was sich machen läßt,« war seine ausweichende Antwort, aber doch schon eine kleine Zusage enthaltend.

Jetzt war ich es, der keine Ruhe mehr kannte. Ich wurde nicht müde, aus dem Loche die weißgraue Masse auszusteichen und Würfel zu schneiden und Kugeln zu dreheln, denn man konnte das Zeug wirklich kneten, und bald wurde ich dabei von den drei Matrosen unterstützt, und immer mehr bildeten wir uns zu Künstlern aus, auch wir formten Männer und Tierfiguren – aber sie waren danach. Aegyptische Götzenbilder sind immer noch kenntlicher in dem, was sie vorstellen sollen.

»Ja, da muß man sich doch mit dem Taschenmesser bis in den Krater hineinschneiden können!« meinte ich dann.

»Wir wollen zuerst lieber die Oeffnung benutzen, welche schon die Natur geschaffen hat,« lächelte Tischkoff.

Wir drangen von oben ein. Hilfsmittel waren nicht nötig, wir konnten wie von Bänken herabspringen, höher waren die einzelnen Galerien nicht, welche allerdings noch, um als Theatersitze dienen zu können, hätten bearbeitet werden müssen, denn da gab es noch manchen spitzen Stein.

An einer sowieso lädierten Stelle – denn ich hätte gar nicht gewagt, dieses Kunstwerk der Natur zu verstümmeln – trieben wir einmal mit Meißel und Spitzhacke ein Loch.

Richtig, immer weicher wurde der erst stahlharte Stein, bis wir nach einem Viertelmeter ihn schon wie Speckstein herausholen konnten, dann sogar wie Butter.

[644]

Immer enger wurde der Trichter, aber sechzig Meter tief waren wir mindestens hinabgestiegen, ehe uns ein kaum zwei Meter breites Loch entgegengähnte.

Aus diesem war einst die Lava hervorgequollen, mit Vehemenz herausgepustet worden, so daß der ganze übrige Krater von Schlacke gereinigt wurde. Seitliche Gänge, die man sonst oft bei Kratern findet, fehlten hier gänzlich.

Ein hinabgeworfener Stein, den wir losschlugen, fing bald an zu poltern, er schlug gegen die Seitenwände, so sorgsam wir ihn auch in der Mitte hatten hinabfallen lassen. Immer schwächer wurde das Poltern, bis es für unser Ohr verstummte. Also Grund konnte der Stein nicht so bald gefunden haben.

Tischkoff ließ die drei mitgenommenen Strickleitern zusammenbinden, jede zehn Meter lang, zu befestigen war hier kein Seil, wir mußten die Strickleiter halten, Tischkoff schickte sich an, hinabzuklettern.

»Ich habe eine kleine Taschenlaterne bei mir,« sagte ich.

»Danke, ich habe sie nicht nötig.«

Er verschwand. Um die dreißig Meter hinab- und wieder heraufzuklettern, besonders wenn man unterwegs einmal Halt machte, war eine Viertelstunde nicht viel, uns oben aber wurde sie gar lang.

Endlich tauchte sein Kopf wieder auf.

»Ich habe noch keinen Grund gefunden.«

»Zweigen seitliche Gänge ab?«

»Gar nicht. Es ist auch nichts Interessantes dabei, Sie brauchen sich nicht erst hinabzubemühen.«

Daß wir noch einmal da hinab müßten, das stand ja fest, nur jetzt nicht, wir hätten erst mehr Seile holen müssen.

Wir stiegen wieder hinauf und auf der äußeren  
[645]

Seite hinab, fanden im Tale auf der anderen Seite wieder eine Ansiedlung von Eingeborenen, die uns mit köstlichen Melonen bewirten konnten. Tischkoff unterhielt sich längere Zeit mit ihnen, dann war unser Ziel der Krater Teranuhau, die höchste Erhebung der Insel.

Am Fuße desselben mußten wir übernachten. Noch in der Morgendämmerung begannen wir den Aufstieg, und bald bemerkten wir an gewissen Zeichen, daß hier einst eine schiefe Fläche gewesen war, auf der man vom hochgelegenen Steinbruch die Blöcke hinabrutschen läßt.

Doch ganz so deutlich war das nicht mehr zu erkennen, es war ja schon längst alles wieder verwittert, mit Gras und Buschholz bewachsen.

Aber einem alten Steinbruche näherten wir uns gewiß, und daß ein solcher und der hauptsächlichste auch auf diesem Berge gewesen, hatten mir schon meine Bücher erzählt – unserem eingeborenen Führer war von alledem nicht das mindeste bekannt – in der neunten Stunde hatten wir den Zugang erreicht, eine Schlucht mit zahlreichen Löchern oder vielmehr Gängen, torartig weit.

Wir drangen in die erste ein. Wie sich später zeigte, liefen sie schließlich alle zusammen.

Ich kann nicht beschreiben, was wir fanden. Eben ein ganzes Labyrinth von Gängen und Kammern, neben-, über- und untereinander. Hier hatten die alten Chinesen ihre Bausteine herausgeschnitten, und manchmal mochten sie mit dem hier rötlichen Material nicht zufrieden gewesen sein, sie wollten weißes haben, und so hatten sie nur enge Gänge geschnitten, seitwärts und nach oben und nach unten, bis sie wieder weißen Seifenstein fanden, da entstanden wieder mächtige Kammern, nur Stützen ließ man stehen, und die Gänge waren so erweitert worden, daß man

[646]

größere Blöcke hindurchschleifen konnte, alles an den Spuren deutlich zu bemerken, während man manchmal aus solchen schmalen Gängen auch unverrichteter Sache umgekehrt war, und so war aus dem ganzen Berge mit seinen vierhundert Metern Höhe ein richtiger, siebartig durchlöcherter Ameisenbau von riesenhaften Dimensionen geworden.

Ob die Gänge auch in das Innere des Kraters mündeten, wußten wir noch nicht, das Eindringen in dieses Labyrinth war ja gar nicht so gefahrlos, da mußten erst Vorkehrungen getroffen werden.

Vor allen Dingen brauchte man hier natürlich eine Lampe. Nur ich hatte eine solche bei mir, und da es nun auch zahllose Stufen und endlose Treppen und direkt nach unten führende Schächte gab, so mußte man sich immer direkt vor die Füße leuchten, die anderen ohne Laterne bekamen gar nichts zu sehen, und so blieben Goliath und die Matrosen lieber draußen – Soliman war überhaupt mit keinem Schritte hineinzubringen – nur Tischkoff und ich traten die größere Forschungsreise ins Innere des Berges an.

Einen Faden der Ariadne, wie weiland Theseus im Labyrinth des Minotaurus, brauchten wir nicht mitzunehmen und abzuwickeln, wir richteten uns nach dem Kompaß, und noch mehr genügte für uns, daß wir an jeder Ecke, die wir passierten, in bestimmter Höhe ein Stückchen losschlugen. Das wäre ja noch schöner, wenn man sich dann nicht wieder zurückfinden könnte, mag das Labyrinth auch noch so weitläufig und verzwickelt sein.

Sonst habe ich dem, was ich schon gesagt, kaum noch etwas hinzuzufügen. Gänge, Kammern, mächtige Säle und Treppen auf und nieder.

An zwei Stellen meißelten wir in die Wand. Hier brauchten wir nur eine Schicht von wenigen

[647]

Zentimetern zu durchbrechen, so kamen wir auf immer weicher werdenden Stein, bis wir ihn schneiden, gewissermaßen herauslöffeln konnten.

Das wäre etwas für Karlemann gewesen! Doch warum nur für ihn? Jetzt sollte das etwas für mich werden! Wenn ich nur erst die Insel als mein Eigentum betrachten konnte.

Doch wie kam ich armer Schlucker auf solch einen Gedanken? Nun, ich hatte ja meinen Kommodore. Der hatte mir doch schon einige Hoffnungen gemacht.

Nach etwa zwei Stunden beschlossen wir, lieber umzukehren. Einmal kamen wir schon an Stellen, die wir bereits markiert hatten, dann allerdings konnten wir uns leicht total verirren, um keinen Ausweg mehr zu finden, und außerdem reichte auch das Petroleum in meiner Lampe nur noch für eine Stunde. Wir hatten ja Zeit, wir würden diese unterirdischen Gänge noch einer viel eingehenderen Besichtigung unterziehen.

Nur eine halbe Stunde brauchten wir zum Rückmarsch, was aber doch schon etwas heißen will.

Dann schimmerte wieder vor uns das Tageslicht und ... da hatte ich eine seltsame Vision!

EIN WIEDERSEHEN, UND WIE ES ENDET.

Ich sah in der hellen Oeffnung ein Weib stehen – die Jungfrau von Orleans – nämlich deshalb glaubte ich diese zu sehen, weil sie einen Brustharnisch trug und vor allen Dingen in der Hand eine Fahne.

[648]

Mein Fuß stockte – ich starrte – und dann stürzte ich vorwärts

...

»Blodwen!!«

Ja, sie war es! War noch ganz dieselbe!

Das, was ich für einen Brustharnisch gehalten, entpuppte sich in der Nähe als eine weißseidene Taille mit solchem Schuppenmuster – die Fahne blieb freilich bestehen, an langer Stange ein weißes Tuch, in welches mit Gold die sich über das Meer erhebende Sonne eingestickt war. Oder es konnte ja auch Sonnenuntergang vorstellen.

»Blodwen, ist es möglich!« rief ich außer mir.

Aber sie sah mich gar nicht freundlich an, vielmehr recht feindselig.

»Herr, wie können Sie wagen, diese meine Insel ohne meine Erlaubnis zu betreten?« fragte sie schroff.

Ich hatte nichts gehört, ich sah nur sie.

»Blodwen!« konnte ich bloß wiederholen.

»Herr, wer sind Sie eigentlich?« fuhr sie in demselben schroffen Tone fort. »Wie können Sie wagen, meine Insel . . . «

Es hatte schon immer in ihrem finsternen Gesicht gezuckt, und jetzt verwandelte sich dieses plötzlich, lachend hielt sie mir die Hand entgegen.

»Nein, ich taue nicht zur Schauspielerin. Sei mir begrüßt, mein edler Richard Löwenherz!«

Ich schlug ein in die Hand. Dann, als ich kaum bemerkt hatte, daß auch sie Begleiter bei sich hatte, wohl Matrosen, ältere Leute, wandelten wir allein in einer gangbaren Schlucht auf und ab, öfters stehen bleibend, wie das Gespräch es ergab.

Wir erzählten unsere Schicksale abwechselnd, ein Wort gab das andere. So kann ich dies nur summarisch wiedergeben.

Mein Hauptinteresse drehte sich um Hans. Er

[650]

war des Nachts durch ihr Fenster gestiegen, ohne daß vorher eine Verständigung erfolgt war, hatte sie gefragt, ob sie frei sein, mit ihm kommen wolle.

»Wie ist er denn nur von der Leuchtturminsel nach London gekommen?« fragte jetzt Blodwen zunächst.

»Ja, weißt du denn das nicht? Hat er dir denn das nicht selbst erzählt?«

»Ach, das war ja so ein kurioser Kauz!« war auf diese Frage ihre einzige Antwort, und dann fuhr sie gleich zu erzählen fort.

Hans hatte alles sorgfältig vorbereitet gehabt, auch für Kleider gesorgt.

Zunächst dachte Blodwen nur an ihr Kind, dessen Aufenthalt Hans ebenfalls kannte, auch dieses wollten sie entführen, aber das Eindringen in dieses Haus mißglückte . . .

»Ja, weißt du denn gar nicht, daß in deinem Zimmer dein Wärter tot aufgefunden wurde?« fiel ich ihr ins Wort.

»Gewiß doch, der Wärter wurde durch das Geräusch herbeigelockt, Hans schlug ihn mit einem Gummischlauch über den Schädel, wir ließen ihn als betäubt liegen, in der nächsten Minute waren wir ja schon durchs Fenster, erst in Liverpool, gerade als wir das Schiff besteigen wollten, hörten wir, daß der Mann tot aufgefunden sei.«

Recht gleichgültig hatte sie es gesagt.

»In Liverpool?«

»Ja, wir fuhren in derselben Nacht noch mit der Eisenbahn nach Liverpool, dort lag ein Passagierdampfer fertig zur Abfahrt nach New-York.«

»Nun, und da erfahrt ihr von dem Tode des Wärters?«

»Ja, da erst.«

»Und Hans?«

[351]

»Der wurde wie eine Kalkwand – nun müsse er sich von mir trennen – seine Begleitung könne meine Sicherheit gefährden – und er ging.«

»Das heißt, er blieb in England zurück?«

»Ja, ich konnte ihn nicht halten, und ich mußte mich beeilen. Ein Glück nur, daß er mich mit etwas Geld versehen hatte.«

Ich weiß nicht – mir ward immer unbehaglicher zumute.

»Ja, hat er dir denn nicht seine Liebe gestanden?« entfuhr es mir.

Blodwen blieb vor Erstaunen stehen.

»Hans ... mich lieben?! Na ja,« fuhr sie gleich wieder gleichgültig fort, »daß er mich riesig verehrte, hatte ich eigentlich schon immer gemerkt, er trug ja auch ein recht eigentümliches Wesen zur Schau, himmelte mich in der Eisenbahn immer so an – aber von Liebe sprach er kein Wort ... «

Ich hörte nicht mehr, was sie alles sprach. Mir kam es vor, als wenn sich Blodwen recht verändert hätte. Und mehr noch, ein unsägliches Weh schnitt mir durchs Herz.

»Mein ursprüngliches Ziel,« hörte ich sie dann wieder erzählen, »war ja sowieso New-York gewesen, und wie mir schon damals auf dem indischen Schiffe Graf Axel gesagt hatte – ach so, da müßte ich ja erst davon wieder beginnen, wie ich das indische Schiff verließ – aber lassen wir das erst, bleiben wir bei der Hauptsache – also ich hatte mich in das Haus meiner Großtante begeben sollen, du weißt, in der Lostreet.

»Ja, Richard,« fuhr sie mit leuchtenden Augen fort, »du weißt doch, wie ich dir damals von dem Testamente oder von dem Briefe der Lady Hamilton an ihre Schwester erzählte – ja, Richard, da war doch etwas daran, nämlich an den Geisterschätzen – auch jener

[652]

geheimnisvolle Graf Axel wußte schon davon – kurz, ich hatte jenes Haus kaum betreten, als sich ein Herr meldete, der sich als Abgesandter jenes Grafen Axel oder des Maharadschas zu legitimieren wußte, er half mir mit suchen, wir fanden den Brief, er war in einer Geheimschrift geschrieben ... und weißt du, was mir der Unbekannte im Namen des Maharadschas für Ablassung dieses Briefes bot?«

»Nun?« fragte ich träumend, denn meine Gedanken waren mit etwas ganz anderem beschäftigt.

»Entweder jährlich bis an mein Lebensende eine Million Dollar oder als einmalige Abfindungssumme zwanzig Millionen Dollar!!«

»So so,« brummte ich. Diese Summe machte jetzt auf mich nicht den geringsten Eindruck.

»Ich nahm die einmalige Abfindungssumme.«

»So so.«

»Sie wurde mir sofort angewiesen, sie liegt sicher auf der Bank.«

»So so.«

»Richard, hörst du denn nur gar nicht? Jetzt bin ich wieder reich!!«

»Ich habe es gehört. Und wie wurde es nun weiter?«

»Ja, jetzt kam meine Flucht, der Mord in Betracht. Ich hatte in jenem Herrn, der vorläufig bei mir blieb, einen gar klugen Berater. Viel anhaben konnte man mir in Amerika ja nicht. Ich setzte mich durch die Gesandtschaft mit England in Verbindung, man glaubte meinen Angaben, daß ich ganz schuldlos an dem Morde sei, ich wurde wieder für geistig normal erklärt, ich erhielt mein Kind

zurück . . . unter gewissen Bedingungen, die mir allerdings nur so unter der Hand beigebracht wurden.«

»Zu was für Bedingungen?«

»Ahnst du nichts, Richard?«

[653]

»Nein.«

»Ich habe verzichtet.«

Jetzt fuhr ich allerdings empor.

»Du hast verzichtet?«

»Ja.«

»Doch nicht – auf – alle deine Erbschaftsansprüche – auf das Vermögen deines Vaters?«

»Ich habe verzichtet.«

Ich blickte sie an – ich verstand dieses Weib gar nicht mehr – und da sah ich, wie sich Blodwen gegen Norden wendete – »Ja, ich – habe – verzichtet,« – wiederholte sie nochmals, ganz langsam, und da sah ich ihre Augen, diese funkelnden Augen mit dem furchtbaren Blick des Panthers – auch den schrecklichen Hohn in ihrer Stimme hatte ich gehört . . . und da wußte ich, daß dieses Weib niemals an ein wirkliches Verzichten dachte. Hatte sie es getan, so war dies nur eine Förmlichkeit, eine List gewesen.

Doch gleich war der wilde Blick wieder vorbei.

»Ja, ich habe verzichtet,« wiederholte sie zum dritten oder vierten Male, jetzt aber ganz gleichgültig, oder sogar freudig. »Außerdem forderte ich noch einiges Entgegenkommen. Ich suchte schon längst eine Insel. Als mein zukünftiges Königreich. Ich hatte schon viel von der Osterinsel gehört. Sie war Eigentum des Lords Hektor – du weißt, meines grimmigsten Gegners. Gut, sagte ich, alle diese Erbschaftsstreitigkeiten sollen beseitigt sein, ihr sollt alles schon jetzt haben – wenn ich diese Insel bekomme. Schön, Sie sollen sie haben. Aber England darf nichts mehr einzureden haben, es soll meine eigene Insel sein, mein eigenes Königreich, in dem ich unbeschränkt schalten und walten kann. Und da, Richard, da hat

England meine Insel, hier die Osterinsel, als selbstständigen Staat anerkannt!!«

[654]

Triumphierend, jubelnd hatte Blodwen es gerufen.

Ich blickte sie fassungslos an. Was für phantastische Kindlichkeiten sprach die da? England eine von einer handvoll degenerierter Eingeborenen bewohnte Insel als selbständiges Reich anerkennen, dieses Weib hier als Königin?!

»Du glaubst es nicht, Richard? Ich komme soeben von London; lange Verhandlungen haben im Parlament stattgefunden, alles ist rechtskräftig für alle Zeiten niedergelegt, die Königin hat unterschrieben – man hat mich als selbständige Königin für ewige Zeiten anerkannt . . . «

Dieses Wort ›für ewige Zeiten‹ ließen sofort alle meine Zweifel schwinden. Und warum denn nicht? England hat doch schon ganz andere Kisten gebaut. Es läßt mitten in seiner Kolonie Südafrika, welches es wenigstens schon immer als Kolonie beansprucht hat, sich ganz ruhig zwei Republiken entwickeln, den Oranjefreistaat und Transvaal, läßt die Buren in dem Glauben, sie seien in ihrem guten Recht, bis sie das Land genügend kultiviert haben – dann geht England vor und ›beweist‹, daß diese Republiken dort ganz unberechtigt existieren, und da es die Buren nicht glauben wollen, sich auf die Hinterbeine setzen, schlägt England diese beiden Republiken einfach in Trümmer.

Und was sagt die Welt dazu? Nicht gerade Amen, aber alle anderen Großmächte sehen doch ruhig zu.

O, England, England!! Wer kann sich mit dir messen!

Und das war nur einmal ein großes Beispiel, so groß, daß es der übrigen Welt gar nicht entgehen konnte.

Aber in wie zahllosen anderen Fällen England

[655]

ebenso gehandelt hat, besonders bei kleinen, eingeborenen Fürsten, wie in Indien, das entzieht sich ja der heutigen Weltgeschichte!

Und das fast komisch Wirkende dabei ist, daß England jeden Vertrag ›für ewige Zeiten‹ abschließt. Das ist eine eiserne Formel. Nur versteht England die Kunst, diese Ewigkeit immer sehr abzukürzen. Eine Inkorrektheit wird gefunden – schrumpft, ist der ganze Vertrag ungültig. Und so hat das unvergleichliche England noch jeden übers Ohr gehauen.

Aber wer mit England geht – ja, Bauer, das ist etwas anderes! Man denke nur an den Raubritter Jameson, der auf eigene Faust in Transvaal einbrach. Damals hieß es, auch in England: So ein Skandal, hängt ihn, kreuziget ihn!! Aber mit einem Male ward's ganz still. Und heute? Heute ist dieser moderne Raubritter wohl Kolonialdirektor! –

Doch ich sagte nichts von alledem, was ich in diesem Augenblicke dachte. Damals machte Jameson zwar noch nicht von sich sprechen, aber Vorbilder hatte er schon genug gehabt, und ich kannte sie, darin war ich bewandert.

»Ich gratuliere,« sagte ich trocken. »Du hast wohl gleich die Fahne mitgebracht, um sie aufzupflanzen?«

»Das ist es, das ist es!« frohlockte Blodwen, die Fahne schwenkend. »Die Ostersonne, die Sonne eines neuen Tages, einer neuen Zeit. Aber nicht ich will sie hier aufpflanzen, sondern . . . «

»Nun, wer sonst?« fragte ich, als sie absichtlich stockte.

»Du kannst noch fragen?«

Wie ihre Augen leuchteten!

Ja, ich wußte es, aber ich wollte nichts wissen.

Sie warf einen Blick hinter sich – wir waren in der Schlucht allem – und da ließ sie die Fahne

[656]

fallen, und plötzlich warf sie sich an meine Brust und umschlang meinen Nacken.

»Mein Richard Löwenherz!« erklang es in zärtlichstem Tone, und dazwischen gab es immer einen Kuß. »Endlich, endlich habe ich dich wieder! Ach, wenn du wüßtest, wie ich mich nach dir gesehnt habe! Und du armer Kerl bist meinetwegen in der Tretmühle gewesen! Ach, warum mußte dir dieser dumme Hans zuvorkommen! Wie herrlich wäre das gewesen, wenn du mich befreit hättest! Nun aber wollen wir uns nie, nie wieder trennen . . . Was hast du denn?!«

Ich hatte ihre Küsse nur geduldet, nicht erwidert – das ist gar nicht so leicht zu unterscheiden – jetzt aber mußte sie merken, wie ich sie zurückdrängte.

Bestürzt blickte sie mich an.

»Sprich nicht so von dem armen Hans!!« stieß ich hervor.

»Hans? Wie kommst du jetzt auf den, da wir unser Wiedersehen feiern?« fragte sie verwundert.

»Der arme Junge hat dich ehrlich geliebt.«

»Mich geliebt? Dieser Junge? Das ist ja köstlich . . . ja aber,« sie verwandelte sich plötzlich, trat einen Schritt zurück, musterte mich aufmerksam. »Und das kannst du mir so ruhig sagen?«

»Wo ist Hans jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Und das sagst du mir so ruhig, daß Hans mich geliebt hat?«

»Ich bin durchaus nicht ruhig. Wo ist Hans, was hast du von ihm gehört? Du willst ja erst von London kommen.«

»Er wird als Mörder steckbrieflich verfolgt, doch er ist noch nicht gefaßt. Ich kann ihm beim besten Willen nicht helfen, er hält sich eben versteckt. Was ist denn aber nur mit dir los?!«

Ich hatte mich zusammengerafft.

[657]

»Laß uns einmal vernünftig zusammen sprechen, Blodwen!«

»Ich bin immer vernünftig.«

Ich hatte Lust, dies ganz energisch zu widerlegen, doch ich tat es nicht.

»Warum bist du damals auf dem indischen Schiffe ohne Abschied von mir gegangen?«

[658]

Sie machte eine unwillige Kopfbewegung.

»Ach, sprechen wir doch nicht mehr darüber!«

»Und doch, gerade dieses muß ich wissen!«

»Nun gut! Es freut mich sogar, daß du es wissen willst. Es zeigt, wie leid dir meine heimliche Entfernung tat. Weil ich eine Närrin war. Und doch nicht. Bedenke doch nur – wie ich auf der Fucusinsel unter den schrecklichsten Umständen dem Kinde das Leben schenkte – es war überhaupt eine seelische Umwandlung, die mit dem Kinde zusammenhing – wie das so ist – und ich hatte von jeher über Rache gebrütet – ich wollte mein Erbteil wiederhaben – tatsächlich, darüber erlahmte meine Neigung zu dir – das Kind war schuld . . . und dann kam ich auf das indische Schiff – Graf Axel sprach zu mir von dem Testamente der Lady Hamilton – ob ich von so etwas nichts gehört hätte – jawohl – ich wußte von einem solchen und glaubte, es finden zu können – da wurde mir jene ungeheure Summe versprochen – und da mußte sich bei mir ja alles verwandeln – ich sah die Möglichkeit, in anderer Weise an England Rache nehmen zu können – indem ich scheinbar nachgebe – und dann, Richard, und dann, und dann . . . «

»Und dann,« kam ich der Stockenden zu Hilfe, »hattest du untermessen auch erkannt, daß wir nicht zusammen passen, du wolltest einfach fort von mir.«

Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie mich an. Ich hatte das Richtige getroffen, ich sah es ihr gleich an, und darüber war sie erschrocken. Sie gab es dann selbst zu, wußte sich aber wieder gleichgültig zu stellen, sogar zärtlich, was letzteres ja auch keine Verstellung zu sein brauchte.

»Nun ja, ich gebe es zu. Ich wußte, daß ich an deiner Seite nicht am richtigen Platze war –

[659]

nein, du nicht an meiner – oder wie man's nimmt. Doch lassen wir das! Richard, Richard, es war gut, daß wir uns einmal trennten; denn erst dadurch habe ich gemerkt, wie heiß ich dich liebe . . . «

Von neuem wollte sie sich an meine Brust werfen; aber eine abwehrende Bewegung meinerseits genügte, um sie auf die Stelle zu bannen.

»Wollen wir uns auseinandersetzen, Blodwen?«

Jetzt war es ein wilder Blick, mit dem sie mich anstierte, als sie so bewegungslos dastand.

»Du liebst mich nicht mehr, Richard!!« stieß sie dann mit heiserer Stimme hervor.

Mir ging es doch sehr zu Herzen – mir, dem so überaus gutmütigen Menschen. Aber ich wußte, was auf dem Spiele stand – meine Freiheit, und ich war entschlossen, mir diese unter allen Umständen zu wahren.

»Ja, Blodwen, ich habe dich geliebt – . . . «

»Du liebst eine andere!!«

»Davon ist gar keine Rede. Aber . . . «

»Du – liebst – eine andere!!!«

»Auf mein Ehrenwort – nein!«

»Du liebst eine andere!!!« erklang es zum dritten Male, jetzt in kreischendem Tone, und blitzschnell hatte sie einen Revolver hervorgezogen und ihn auf mich angeschlagen.

Ich verschränkte die Arme über der Brust und erwartete kaltblütig, daß sie mich über den Haufen schoß. Ich fürchtete den Tod nicht, kein ewiges Strafgericht – nur den abermaligen Verlust meiner Freiheit.

Ja, hätte ich nicht schon bei meinem Ehrenwort versichert, keine andere zu lieben, ich hätte es jetzt zugegeben, um sie zu reizen. Denn was ging das die an? Ich war Herr meines Willens.

[660]

»Schieß zu! Ich war glücklicher, bevor ich dich kennen lernte, und auch, seitdem du mich verlassen hast.«

Eine gute Fügung war es, die mir diese Worte eingegeben hatte. Sie ersparten viele andere, drückten alles, alles aus, wie es mit mir stand.

Meinen Tod hätten sie freilich nicht abwenden können, im Gegenteil. Aber sie schoß nicht. Vielmehr war es, als würde ihr der Revolver von einer unsichtbaren Faust plötzlich aus der Hand geschlagen. Sie selbst sank ganz zusammen.

»Ich weiß, ich weiß – glücklicher ohne mich – ja – ja – ach, meine unglücklichen Launen . . . «

Dann richtete sie sich wieder hoch auf, wild blitzten mich ihre Augen an, sie streckte gebieterisch die Hand aus.

»Wir sind fertig miteinander! Verlassen Sie diese meine Insel! Mir aus den Augen!«

O, das hatte ich nicht gewollt! Wenigstens im Guten auseinandergehen!

»Blodwen, so wollen wir doch nicht scheiden. Ich bitte dich . . . «

»Aus meinen Augen, Bettler!!!«

Da fühlte ich, wie ich langsam bis in die Lippen erblaßte – da fühlte ich, wie das Zittern in den Fingerspitzen begann, bis es sich über alle Gliedmaßen erstreckte.

»Bettler? Bettler?« konnte ich nur stammelnd wiederholen.  
»Einen Bettler nennst du mich?!«

»Nun ja,« fuhr sie mit furchtbarem Hohne fort. »Sie fingen doch Ihren letzten Satz mit einem ›Ich bitte‹ an. Und wirklich, wollen wir doch einmal prüfen! Sie fahren da mit einem Schiffe herum – wem gehört denn eigentlich die ›Sturmbraut‹, mein

[661]

Herr? Wieviel haben Sie denn dazugegeben? Mit welchem Gelde haben Sie die goldene Kette bezahlt, die sich da so prachtvoll über Ihre Weste . . . «

Sie kam nicht weiter. Ich hatte die goldene Uhr samt der Kette von der Weste abgerissen, sie zerschmetterte an der Felsenwand,

und ich stürzte dem Ausgange der Schlucht zu, wo ich meine Jungen stehen sah.

»Bettler sind wir alle zusammen!« schrie ich. »Ja, sie hat recht, tausendmal recht – wir sind alle Bettler – kommt, mein Bettlervolk, folgt eurem Bettlerkönig nach!!!«

#### WIE SICH SEEZIGEUNER VERABSCHIEDEN.

Wie ich an den Hafen zurückgekommen bin, weiß ich nicht. Ich muß meinen Jungen unterwegs alles erzählt haben – natürlich, wie! Immer von dem schmachvollen Gedanken beherrscht, ein Bettler genannt worden zu sein und mich nicht einmal verteidigen zu können – jedenfalls waren meine Jungen in alles eingeweiht und sorgten dann schnellstens dafür, daß auch alle anderen es erfuhren.

»Die Uhr habe ich zerschmettert, die auch ihr gehörte, aber sie soll alles ersetzt bekommen, alles, alles!« heulte ich.

»Jawoll, Käpt'n!« sagte Fritz, den ich wegen seiner wunderbaren Handfertigkeit gern auf solche Expeditionen mitnahm. »Ick hävv en fien silbern Ohr, hädd fieftein Schilling kost, dee kann see tjo irst krägen.«

»Alles, alles soll sie wiederbekommen!« heulte ich  
[662]

weiter. »Alle die Millionen, die sie durch mich verloren hat, wenn auch ohne meine Schuld!«

»Jawoll, Käpt'n, gäbt ju nur tofräden. Wi schostern tosamm, ick hävv ok noch twee Toler in mien Tügkist.«

Daß ich diese kindlichen Trostworte nicht komisch empfand, ist selbstverständlich. Aber wenn ich es nicht hörte, so fühlte ich doch heraus, wie mir meine braven Jungen beistimmten, wie alles, alles auf meiner Seite stand.

Dann hatten wir den Hafen erreicht. Dicht neben der ›Sturmbraut‹ lag eine kleinere Jacht, welche jene Flagge mit der Oster-sonne gehißt hatte.

Ja, diese aufgehende Sonne verkündete mir einen neuen Tag, den Anbruch einer neuen Periode!

Am Strande liefen grunzend einige Schweine herum, soeben flatterte vom Deck der Jacht eine Schar Hühner herab. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte. Blodwen begann mit der Kolonisation ihrer Insel, und ich jubelte innerlich: Gottlob, Gottlob, daß ich da nicht mitzumachen brauche!!

Aber beruhigt wurde ich dadurch nicht im mindesten, ich befand mich noch in einem Zustande der Raserei.

»Wir sind Bettler, Bettler sind wir!!« heulte ich nach wie vor.  
»Herunter mit den Lumpen, die uns nicht gehören!!«

Ich riß tatsächlich schon Jacke und Weste vom Leibe, dann kamen die Stiefel daran.

Die zurückgekommenen Matrosen mußten ihre Kameraden wie auch die Offiziere außerordentlich schnell von dem Vorgefallenen benachrichtigt haben. Rufe der Entrüstung wurden laut, Flüche, und dann sprang Mahlsdorf auf mich zu, der ich eben im Begriff war, auf dem Boden sitzend, mir auch noch meine Hosen auszuziehen.

[663]

»Herunter mit den Lumpen, die uns nicht gehören!«

»Nee nee, Kapitän, das machen Sie mal nicht! Auch wir haben uns manches verdient, mindestens Brot und Zeug!« rief Mahlsdorf, mich mit starkem Arm an meinem Vorhaben hindern wollend.

»Herunter mit den Lumpen!« schrie ich und schleuderte ihn zur Seite, er stürzte hart, raffte sich aber gleich wieder auf und warf sich abermals auf mich.

»Kapitän, handeln Sie nicht wie ein Wahnsinniger, wir brauchen uns nicht getroffen zu fühlen, wir sind keine Bettler!«

Ich sah sein blutiges Gesicht – er war bei dem Sturze auf die Nase gefallen, oder ich hatte ihn dagegengepufft – wenigstens gab

mir das die Besinnung so weit wieder, daß ich meine Hose anbehielt.

Aber sonst blieb ich meinem Entschlusse treu, und auch meine Aufregung war noch groß genug.

»Wir müssen die Insel und das Schiff sofort verlassen! Niemand nimmt auch nur eine Stecknadel mit – bei Gottes Tod!«

»Ja, Kapitän, wie sollen wir denn da aber von der Insel herunterkommen?«

Ich stutzte nicht lange über diesen gerechtfertigten Einwand.

»Den großen Kutter klar! Den müssen wir haben, wir werden ihn dereinst bezahlen!«

»Und wohin denn im offenen Boot?!«

»Hinaus aufs freie Meer, wohin der Seezigeuner gehört – überall ist ja der bettelnde Zigeuner zu Hause – nur fort von hier, fort von hier!!«

»Aber mien Piep darf ich doch mitnehmen, Käpt'n?« ließ sich da wieder ein Matrose

[64]

vernehmen. »Ick hävv see mi in Hamborg ehrlich koopt . . . «

Ich befand mich schon an Bord der ›Sturmbräut‹, eilte noch einmal in meine Kabine, nur, um meine eigenen Papiere aus dem Geldschrank zu nehmen, ich steckte sie zwischen Brust und Hemd, die Schlüssel ließ ich im Panzerschrank stecken, eilte wieder nach oben.

Unterdessen war schon der Kutter, unser größtes Boot, welches bequem vierzig Menschen faßte, ausgeschwungen und herabgelassen worden. Da wir ganz dicht an Land lagen, konnten wir auch von Land aus ins Boot.

Da sah ich Blodwen gerannt kommen, wirklich gerannt, ihr entgegen sprangen laut aufheulend vor Freude die beiden Bulldoggen. Sie mochten die ehemalige Herrin schon vorher begrüßt haben, waren aber bei ihrer Expedition, als sie mich suchte, zurückgehalten worden.

»Richard, Richard!« schrie sie schon von, weitem. »Um Gottes willen – was willst du tun? – So war das ja gar nicht gemeint!!«

Ich hörte nicht, wollte nicht hören. Eine Ahnung sagte mir, daß mich dieses Weib doch vielleicht noch herumbekommen möchte, wenn noch einmal eine Auseinandersetzung erfolgte.

»Ins Boot, ins Boot!!« schrie ich, und wir alle sprangen hinein, griffen sofort zu den Rudern.

Da sah ich auch Mr. Tischkoff mit eiligem Schritt herankommen.

»Sollen wir den nicht mitnehmen?« meinte auch Mahlsdorf.  
»Nicht erst einmal mit ihm sprechen?«

Schnell war mein Zögern besiegt, wild fuhr ich auf.

[666]

»Nein, nein, nein!!!« schrie ich, oder heulte ich noch immer.  
»Ich will nichts mehr geschenkt haben, ich will nicht, und ich will nicht!! Fort, fort!!«

»Na, da mag he sich in sien Keeesglock uphäng,« meinte ein Matrose.

Diesmal empfand ich die Komik dieser Bemerkung, oder es mußte etwas heraus aus mir – ich brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Pult, Jungens,« fing jetzt der Bootsmann an zu brüllen, »pult pult pult pult pult pult!!«

»Aber dien Wief fehlt noch,« meinte ein Matrose.

»Jawohl, Madam Hullogan,« fügte Mahlsdorf hinzu, »die dürfen wir doch nicht im Stich lassen.«

»Pult pult pult pult pult!!« heulte wieder mein krummbeiniger Bootsmann. »Ruder, an Ruder an, Ruder an!! Wollt ihr stinkigen Mistkäfer glicks pulen! Pult pult pult pult!!«

Aber das schwere Boot war nicht so gleich abzubringen, hauptsächlich eben, weil Enoch, der seine treue Eehälfte nicht mitnehmen wollte, den Kopf verloren hatte und keine sachgemäßen Kommandos gab.

»Man tau, man tau, man tau – – pult pult pult pult!!«

Blodwen hatte den Strand erreicht, nur noch zehn Schritte trennten sie von dem Boote, das nicht in Fahrt zu bringen war.

Da stellte sich ihr ein Hindernis entgegen – in Gestalt von einem Paar Seestiefeln, einem blau und rot gestreiften Rocke und was sonst noch zu Madam Hullogan gehörte.

Sie vertrat Blodwen direkt den Weg, stemmte die Fäuste in die Seiten und reckte den blau und rot gestreiften Bauch heraus – so stand sie da – aber

[667]

es blieb nicht nur bei dieser Pose, es kam auch zu Worten.

»Also das ist sich das miseraaable Fraunsbildsticke, was hat sich genannt uns Bettler. I, du Lausmädel infamiges! Ist sich ja ein altes Rübenschwein, soll sich heiraten einen rädigen Hund, soll sich gebären kleine Stacheligel, aller vier Wochen sechse – tui tui tui!«

Und dann war sie mit einem Satze bei uns im Boot.

Die letzten drei Laute lassen sich nicht wiedergeben, es hatte dabei so geschналzt, Blodwen fuhr sich mit den Händen gleich ins Gesicht, wischte sich die Augen aus.

Doch jetzt war die Hauptsache die Hullogan.

Wie eine Prophetin stand sie auf einer Ruderbank, jetzt hob sie die Arme mit geballten Fäusten, schlug sie taktmäßig ...

»Pult, Jungs, pult!!«

Und dann fing sie mit ihrer knarrenden Stimme zu brüllen an:

»Uuuuuuuuuuund ... häst du dee ... «

Und jauchzend und brüllend fielen die Ruderer und die ganze Bootsbesatzung mit ein:

» ... Lübecker Anna nich seeehn.

Sing vallera ho ho ho ho!

Deeeeeeee ... hädd'n gewaltig Geschirr ... «

Es war ein sogenanntes Schandy, ein Matrosenlied, nach welchem gerudert und in der Takelage das Segel gerefft wird, ein sehr

schönes Lied – – nur schade, daß ich auch den anständigsten Vers nicht ganz wiedergeben kann.

Doch die Hauptsache war, daß wir frei und in Takt kamen, die Ruderer holten durch, daß sie bei

[668]

jedem Ruck unter den Duchten verschwanden, und der sechzehn-riemige Kutter schoß wie ein Pfeil davon.

Ich nahm Enochs Platz am Steuer ein und warf keinen Blick mehr zurück. Vor mir war das blaue Meer, vor mir waren meine Jungen!

Doch was bekam ich da zu sehen? Denn erst jetzt gingen mir die Augen auf, daß ich wirklich etwas unterscheiden konnte.

Und das erste war, daß ich in ein schallendes, nicht endenwollendes Gelächter ausbrach, und dieses kam vom Herzen!

Die Jungen hatten zum Teil meinen Befehl wörtlich genommen – wie ich es anfangs ja auch gemeint – besonders die Matrosen – nicht weniger als neun von ihnen saßen splitterfasernackt auf den Ruderbänken, so wie sie der liebe Gott geschaffen hatte – nur daß sie nicht auch gleich den Tabaksbeutel mit zur Welt gebracht hatten, den jeder an einem Lederriemen um den Leib trug. Dieser Lederriemen, daran der Beutel mit Tabak, Pfeife und wohl auch Streichhölzer, war aber auch die einzige Bekleidung!

Andere waren nur bis aufs Unterzeug gekommen, nur ein einziger, ein Heizer, hatte seine vollständige Kleidung anbehalten, desgleichen die vier Offiziere; der erste Ingenieur hatte sich gerade in Hemdärmeln befunden und war auch so gegangen, und ich selbst trug ja ebenfalls nichts weiter als Hose, Hemd und Strümpfe.

Am seemännischsten war noch Madam Hullogan angezogen, die verfügte sogar über Seestiefel.

Und dann den Klabautermann nicht zu vergessen! Nein, den hatten meine Jungen nicht vergessen. Der saß mitten im Boot, als alter Holländer aus einem

[669]

früheren Jahrhundert mit Pumphosen und Schnallenschuhen, auf seiner Kleiderkiste und rauchte nach wie vor mit blödsinnigem Blicke seine Kalkpfeife.

Was würde Tischkoff zu diesem schnellen Rücken und zur Entführung seines Mynheern sagen, den er nun nicht mehr galvanisieren konnte?

*Nevermind*, fort mit solchen Gedanken!! Ich war ein freier Mann, jetzt absolut frei, das war die Hauptsache!

Und dann sah ich nur diese neun splitterfasernackten Gestalten, wie die jetzt auf den Duchten durchholten – ich konnte mich gar nicht wieder beruhigen!

»Jungens, was habt ihr denn alles mitgenommen?«

»Tabak, Piep und Rietstücken,« war die vergnügte Antwort.

»Nichts weiter?«

»Gor nix wieter.«

»Ick hävv noch mien Messer,« bemerkte nur noch ein einziger.

»Und eure Papiere?«

Nur zwei hatten ihre Seefahrtspapiere mit in den Tabaksbeutel gepfropft, die anderen hatten sie vergessen oder eben zurückgelassen. Hatte auch nichts zu sagen. Die Hauptsache war, daß ich mich als Kapitän überall legitimieren konnte dann erhielt jeder ein vollgültiges Notpapier wieder, von den anderen mußten sie sich so nach und nach Duplikate ausstellen lassen. Das kommt ja beim Seemann häufig genug vor, nicht aus jedem Schiffbruche können auch die Papiere gerettet werden, und wo ist der Matrose, der nicht schon einmal im fremden Hafen desertiert ist! Das kostet zehn Taler oder sechs Tage Haft, wenn er sich im Heimatshafen des betreffenden

[670]

Schiffes wieder meldet, er bekommt dafür aber auch seine Papiere zurück. Natürlich ist hier nur von der Kauffahrtei die Rede, bei

der Kriegsmarine pfeift's für den Deserteur aus einem anderen Loch, und das wörtlich genommen – unter Umständen aus einigen Gewehrmündungen.